(1-7)
one of
7-12

NATURHISTORISCHE

ABBILDUNGEN

DER

SAEUGETHIERE

LITHOGRAPHIRT

VON

C. I. BRODTMANN.

ZÜRICH

MDCCCXXIV.

599
S336
Ex.1
MAMM

599
SCHI

Naturgeschichte

und

Abbildungen

der

Säugethiere.

Nach den neuesten Systemen zum gemeinnützigen Gebrauche entworfen, und mit Berücksichtigung für den Unterricht der Jugend bearbeitet

von

H. R. Schinz, Med. Dr.,

Lehrer der Naturgeschichte, und Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften.

Nach der Natur und den vorzüglichsten Originalien gezeichnet und lithographirt

von

K. J. Brodtmann.

Des Thierreichs erster Band.

Zürich,
in Brodtmanns lithographischer Kunstanstalt.

1824.

206989

J. W. Riley,
Falls Church,
Va.

Vorrede.

Das gegenwärtige Zeitalter hat unstreitig durch die Forschungen so vieler ausgezeichneter Männer, in Hinsicht der Entdeckungen über naturhistorische Gegenstände, ungemeine und riesenhafte Fortschritte gemacht. Selbst während den Stürmen der unsern Welttheil so schwer drückenden Revolution, wurden diese Fortschritte nicht nur nicht unterbrochen, sondern im Gegentheil immer vorzüglicher betrieben. Deutsche, französische, holländische, englische und schwedische Naturforscher wetteiferten mit einander, und Reisen zur Erforschung der Länder, vorzüglich auch in dieser Hinsicht, wurden nach allen Gegenden der Erde von Männern unternommen, welche in den besten Schulen gebildet, mit brennendem Eifer sich allen Gefahren und Beschwerden unterzogen, um neue Entdeckungen zu machen. So hat sich die Zahl der bekannten Naturkörper in der kurzen Zeit von zwey Decennien beynahe um die Hälfte verdoppelt. Länder wurden den Forschern eröffnet, deren so reiche Schätze eine mißtrauende und übelverstandene Politik bis dahin ganz verborgen hatte. Erst jetzt lernte man die weiten Länder der neuen Welt, mit ihren großen Flüßen, zahllosen Pflanzen und Thieren besser kennen, wozu Humboldt und Bonpland den ersten, mächtigsten Anstoß gaben. Afrika wurde zwar nicht durchreist, aber eine Menge, wenn schon oft unglückliche Versuche, ins Innere dieses Landes vorzudringen, haben uns Bruchstücke geliefert, aus welchen sich schon eine Menge Thatsachen aufstellen lassen, welche den Reichthum dieses Welttheils an neuen noch unbekannten Pflanzen und Thieren eher ahnen lassen, als erschöpfen. Asiens weite Länder sind theilweise genauer erforscht worden, aber China, Japan, Thibet, und manche an die englischen Besitzungen stoßende Länder, so wie die von wilden Horden bewohnten Gegenden zwischen Persien und dem türkischen Reiche, Kurdistan, Afganistan und andere, harren immer noch auf kenntnißreiche Reisende, welche die fast unübersteiglichen Schwierigkeiten, die sich denselben entgegensetzen, zu überwinden verstehen. Dagegen sind uns die Schätze Javas, Sumatras und der reichen Sundinseln überhaupt näher bekannt geworden. Neuhollands blaue Berge sind nicht nur überschritten worden, sondern eine Landstraße führt nun über dieselben, und so ist ein neuer Schritt geschehen, die Erzeugnisse dieses wunderbaren Welttheils bekannt zu machen. Die Reisen nach den Polarländern haben, wenn auch bisher alle ihren Zweck nicht erreichen konnten, doch uns mit den, obschon nicht zahlreichen, aber dennoch nicht weniger merkwürdigen Producten dieser öden Gegenden näher bekannt gemacht, als es bisher der Fall war. Selbst die in Süden gelegenen, längst schon vermutheten, Südpolarländer sind zum Theil entdeckt worden. So mußte eine unbegreifliche Menge neuer Gegenstände aller drey Reiche bekannt werden, und damit auch wichtige Aenderungen in den Ansichten und Systemen der Naturforscher entstehen. Das Mineralreich hat zwar auch viele neue Gattungen und Arten erhalten, aber das Gesetz der Natur zeigt sich noch immer bestätigt, daß mit dem Leben und der Organisation auch die Zahl und Menge der Geschöpfe wächst, und die Zahl der bekannten Mineralien, gegen die Zahl der Pflanzen und Thiere, gar nicht in Vergleichung treten kann. Dagegen behauptet, ungeachtet der großen Menge bekannt gewordener, großer und kleinerer Thiere, selbst die microscopischen mitgerechnet, das Pflanzenreich noch immer den Vorzug in der Menge der

Arten und Gattungen. Dennoch aber wurden durchaus neue Eintheilungen für die Thiere nöthig. Man studierte nicht blos das Aeußere, sondern man bemühte sich auch das Innere der Thiere besser kennen zu lernen, und den innern Bau als Haupteintheilungsgrund zu benutzen. So erlitt das früher allgemein angenommene Linnéische System nach und nach solche Veränderungen, daß es nichts mehr von seinem vorigen Ansehen beybehalten hat. Man bildete neue Classen, neue Ordnungen, neue Gattungen, von denen solche, welche bey Linné nur eine Art ausmachten, jetzt aus einer Menge Arten bestehen. Die ältern Gattungen wurden oft so aus einander gerissen, daß man ihre Bruchstücke kaum mehr auffinden kann. Die Liebe für diese göttliche Wissenschaft wurde immer allgemeiner, ihre Verbindung mit andern inniger, damit auch ihre Anwendung manigfaltiger und ins Leben der Menschen selbst eingreifender.

Allenthalben bilden sich Museen, allenthalben entstehen Privatsammlungen, welche bald diesen bald jenen Theil der drey Reiche befassen, und so muß die Masse der Kenntnisse überall sich vermehren.

Diese vermehrten Kenntnisse haben uns auch mehr mit der Vorwelt bekannt gemacht, und so wie der menschliche Geist es gewagt hat, mit Glück die Bahnen der Gestirne zu berechnen, und sich über diese Erde, die er jetzt bewohnt, mit seinen Gedanken zu erheben, so hat sich ihm auch, zum Theil wenigstens, der Schleier gehoben, welcher über die Ereignisse der frühern Zeiten unsers Erdballs schwebte. Kein geschriebenes Buch konnte ihm darüber Auskunft geben, aber das Buch der Natur schloß sich dem Forscher mehr auf, und es ist dem Fleisse desselben bereits gelungen, die Thiere und Pflanzen der Vorwelt mit denen der Jetztwelt zu vergleichen, und ihre Aehnlichkeit oder Abweichung zu bestimmen.

Man hat endlich einzusehen angefangen, daß Sammlungen nicht bloße Spielereyen müßiger Köpfe, sondern das wahre und einzige Mittel seyen, die Größe des Schöpfers und die weise Einrichtung der Dinge, die innige Verkettung der Wesen, näher kennen zu lernen. Kenntniß der einzelnen Gegenstände giebt uns erst den Schlüssel zum Ganzen. Nichts steht einzeln für sich allein in der Natur da, jedes Wesen hat seine Beziehung auf andere, jedes steht mit andern in Verbindung. Nicht das geringste Insect ist umsonst vorhanden, es hat seinen angewiesenen Platz in der Schöpfung, und Nutzen und Schaden eines jeden, berechnet blos der eigennützige Mensch in Beziehung auf sich und seine Oekonomie.

Lange wurde das höhere Studium der Natur auf eine schwer zu entschuldigende Weise vernachläßigt, und wird es auch jetzt noch auf den meisten Unterrichtsanstalten. Man kann sich die Sache wohl blos dadurch erklären, daß der höhere Unterricht auf Schulen und Lyzeen von Geistlichen oder andern geleitet wird, welche selbst den Gegenstand nicht kennen, und ihn, in seiner höhern philosophischen Tendenz, gar nicht zu schätzen wissen. Wo ist aber wohl ein Studium, welches, neben der Mathematik und Astronomie, so sehr den Kopf zu erhellen vermöchte, als das Studium der Naturkunde. Die materielle Geschichte der Vorwelt und Jetzwelt öffnet sich vor den Augen des Forschers, und so wie ihn die Astronomie die Körper jenseits unsers Planeten in einem Lichte darstellt, welches ihm die Größe und Unendlichkeit Gottes des Schöpfers und Lenkers dieser unzählbaren Welten, unwidersprechlich vor Augen legt, so zeigt ihm die Naturkunde den Bau, das Leben und die Vertheilung aller Geschöpfe auf dieser Erde. Sie belehrt ihn, wie alle Theile derselben, vom ewigen Eise der Pole bis zum Aequator, den verschiedenen organischen Wesen, nach weisen und unveränderlichen Gesetzen, zum Wohnorte angewiesen worden sind, wie das Leben überall und allenthalben verbreitet, wirksam und thätig sich zeige, wie die Lebenskraft, zwar unerkannt in ihrem Wesen, unerforschlich in ihren Ursachen, doch jeder Form des Lebens beywohne, jedem Körper Bewegung und inneres Leben verleihe. Mit Staunen wird der Forscher gewahr, wie sehr dieses Leben sich in tausend und tausend Gestalten vervielfältigt. Jeder Tropfen des unermeßlichen Oceans, welcher die Erde umspühlt, jeder kahle Fels, welcher sich aus seinen Fluthen erhebt, ist bewohnbar und bewohnt.

Mit unwidersprechlichen Thatsachen beweist uns das Studium der Natur, daß unsere Erde schon einmal, ja wohl schon mehrere male, bewohnt war, daß unbekannte Revolutionen alle frühern Bewohner der Erdrinde auf einmal vertilgten. Diese Bewohner waren theils den jetzigen Bewohnern der Erde ähnlich, theils wichen sie von ihnen ab, und einige erreichten eine Größe, wie sie ihre nächsten Verwandten der jetzigen Schöpfung nicht mehr erreichen.

Eben diese Thatsachen zeigen uns unwidersprechlich, daß das Alter der Erde wohl höher hinauf reiche, als zu den 6000 Jahren, die man gewöhnlich dafür annimmt. Sie läßt uns ahnen, daß der Mensch ein Gebilde der jetzigen Schöpfung sey, und in der Vorwelt neben jenen Säugethieren gar nicht lebte.

Diese Erdrevolutionen wurden mehr durch Wasser als durch Feuer hervorgebracht, aber beyde Ursachen mögen gleich mächtig gewirkt haben. Die letzte größte Erdrevolution scheint aber hauptsächlich durch Wasser entstanden zu seyn; davon sind allenthalben Spuren genug vorhanden, in dem veränderten Lauf der Flüsse, in den ausgetrockneten Seebetten, in den zerrissenen Klüften der Gebirge, und in den Trümmern derselben, welche oft weit von dem ersten Standort hinweg geschleudert wurden. Die Meere traten über ihre Ufer und bedeckten die Festländer. Noch jetzt findet man ja ganze Wälder in der Erde vergraben, und höchst wahrscheinlich sind die Steinkohlen Ueberreste früherer Pflanzenformationen, da man in ihnen nicht nur noch die Ueberreste von sehr verschiedenartigen Pflanzen, sondern auch von größern Landthieren findet.

Wenn wir aber auch durch das Studium der fossilen Ueberreste die sichere Ueberzeugung erlangen, es habe eine frühere Schöpfung bestanden, so haben wir dagegen auch nicht die geringste Anzeige, wie und wann die Wesen, welche jetzt die Erde bewohnen, entstanden seyen, ob sie auf einmal oder nach und nach, und durch welche Kräfte sie hervorgerufen wurden? Darüber giebt uns die Schöpfungsgeschichte, wie sie Moses darstellt, wohl einige Deutungen, wenn er erzählt, wie Gott aus dem Chaos die neue Erde hervor gerufen, und, nachdem sie einmal den Fluthen entstiegen, mit Pflanzen und Thieren, und endlich zuletzt mit dem Menschen bevölkert habe. Moses selbst läßt also den Menschen das letzte Geschöpf seyn, welches erschaffen wurde. Wahrscheinlich hat er seine Schöpfungsgeschichte theils aus Ueberlieferungen, welche bey seinem eigenen Volke aufbehalten worden waren, theils nach egyptischen und indischen Sagen niedergeschrieben. Dem denkenden Menschen aber eröffnet sich durch das höhere Studium der Natur, ein unermeßliches Feld, seine Gedanken müssen sich mit der Vorwelt und Jetztwelt beschäftigen und seine religiosen Ideen erhalten dadurch selbst einen höhern Schwung.

Wenn aber das Ganze mit umfassendem Blick betrachtet werden soll, so muß man erst die einzelnen Theile näher kennen, aus welchen diese große Maschine der Schöpfung, diese große Kette belebter und unbelebter Wesen, besteht. Diese Kenntniß soll uns die Naturbeschreibung und Naturgeschichte lehren, sie soll uns mit unsern Mitbewohnern auf dieser Erdrinde gleichsam vertrauter machen; dazu dient vorerst die genaue Betrachtung der Gegenstände selbst in der Natur. Da nun aber diese nicht immer möglich ist, und man dazu weite Reisen machen müßte, so dienen uns Sammlungen, und da diese nicht immer zu haben, oder zu kostbar sind, gute und getreue Abbildungen, welche deren Stelle vertreten. Der Abbildungen haben wir zwar nun sehr viele, aber man möchte wohl sagen, der größte Theil seyen nur elende Bilderchen, und nur auf Wohlfeilheit, nicht aber auf Treue berechnet, und wenn auch zuweilen die eine oder andere Abbildung erträglich ist, so klebt dem Text noch allzu oft der Fehler an, daß darin falsche Nachrichten, oder Uebertreibungen nachgeschrieben werden, welche das Lesen zwar anziehender, aber nicht so nützlich machen. Zwar ist die Zeit vorbey, wo Raff die Thiere, zur großen Belustigung der Kinder selbst ihre Geschichte erzählen, und Geschichten und Mährchen ausschmücken läßt, welche oft eben so lächerlich und unwahrscheinlich sind, als die Sprache der Thiere. Selbst durch diese, und noch viel bessere, und sonst alle Achtung verdienende Schriften, haben sich viele übertriebene Erzählungen von den intelectuellen Fähigkeiten der Thiere, noch immer bis auf unsere Zeiten

fortgepflanzt, und sind immer wieder nachgeschrieben worden. Eine auf reine Thatsachen begründete Volksnaturgeschichte, ist daher noch immer ein wahres Bedürfniß, und eine Reihe von naturgetreuen und dabey wohlfeilen Abbildungen, kann wohl neben der Menge der schlechtern und theurern mit Ehren auftreten. Ohne ins Gebiet der Fabeln und Ausschmückungen einzutreten, bleibt noch immer Stoffs genug, mit Thatsachen höchst angenehm und belehrend zu unterhalten, und Vorurtheile und Irrthümer zu verdrängen, welche immer und unter allen Umständen schädlich sind.

Die bessern Abbildungen der Thiere sind grösstentheils durch den Eifer der neuen französischen Naturforscher zu Stande gekommen, und übertreffen die ältern Bilderwerke weit an Treue und Richtigkeit der Zeichnung; da sie aber gewöhnlich in großen Prachtausgaben erscheinen, so sind sie für den Privatmann viel zu theuer. Noch haben wir kein neues deutsches Werk, das sich bemüht hätte, aus den neuen vorzüglichsten Werken das Beste und Merkwürdigste zu sammeln, und die Gattungen der Thiere systematisch geordnet in gut gezeichneten und doch wohlfeilen Bildern zu liefern.

Herr Brodtmann, durch verschiedene lithographische Arbeiten bekannt, hat sich entschlossen, zu den neuern Eintheilungen der Thiere Abbildungen herauszugeben, nach welchen es leicht werden sollte, die Gattungen und ihre spezifischen Charactere zu erkennen. Vorerst wird er mit den Säugethieren beginnen, und von jeder Gattung derselben nach Cüviers Handbuch und der Uebersetzung von Schinz, eine oder mehrere nach der Natur oder den besten Werken gezeichnete Abbildung in Steindruck herausgeben, und das Ganze Heftweise folgen lassen.

Zur Erläuterung hat es der Unterzeichnete übernommen, über jedes vorkommende Blatt, also über jede Gattung, einen etwas ausführlichen Text zu bearbeiten, in welchem der Gattungs-Character und die intelectuellen und übrigen Eigenschaften der Thiere bemerkt werden sollen; er hofft dadurch dem Ganzen einen bedeutendern und wissenschaftlichern Werth zu verschaffen.

Zürich, im Januar 1824.

Schinz, Med. Dr.
und Professor der Naturgeschichte und Physiologie.

Einleitung.

Organische Körper nennen wir diejenigen, welche aus einzelnen bestimmten Theilen oder Organen bestehen, durch deren harmonisches Zusammenwirken die Erhaltung des Ganzen bezweckt wird, bey welchen also immer das Ganze auf die einzelnen Theile und die einzelnen Theile auch wieder auf das Ganze Einfluß haben.

Organische Körper haben die Eigenschaft, sich selbst zu erhalten, und sich fortzupflanzen; dazu erfordert es Leben. Was eigentlich das Leben sey, wissen wir nicht, aber seine Aeußerungen kennen wir, und diese Aeußerungen leiten uns auf die Gesetze, welchen der belebte Körper unterworfen ist.

Jedes organische Wesen ist also auch belebt, und jedes belebte Wesen ist fortdauernden, nach gewissen Gesetzen eintretenden Veränderungen unterworfen. Der belebte Körper steht nie still; von einer kleinern Masse dehnt er sich zu größerer aus, bis er die, jeder Art bestimmte, Größe erreicht hat. Dann erst erhalten seine einzelnen Theile eine größere Festigkeit, welche endlich in Härte übergeht, und den natürlichen Tod zur Folge hat. Der Tod ist also das Ende alles dessen, was lebt, und eine nothwendige Folge des Lebens. Aber der Zeitpunkt, wo er eintritt, ist, nach den verschiedenen belebten Wesen, unendlich verschieden. Nach dem Tode lösen sich die Theile, aus welchen der Körper besteht, nach den Gesetzen der chemischen Verwandtschaft, in ihre Urbestandtheile auf; dies heißt Verwesung. Das Leben, die Lebenskraft allein, war es also, was die Theile zusammenhielt, die Auflösung verhinderte.

Alle belebten Körper haben in gewisser Hinsicht ähnlichen Bau; alle bestehen aus festen und flüßigen Theilen. Das Gewebe der festen Theile besteht aus netzförmigen Maschen und Zellchen, welche durch Fibern und Plättchen gebildet werden, und diese Zellchen erhalten in ihren Räumen die flüßigen Theile. Aber die Formen, welche diese festen Theile annehmen, sind unendlich verschieden. Die Organisation ist das Resultat einer großen Zahl von Zusammenwirkungen, welche die Bedingungen des Lebens ausmachen, sobald diese Zusammenwirkungen aufhören, muß auch das Leben aufhören, welches nur durch diese harmonischen Thätigkeiten bestehen kann.

Die Lebenskraft übt über die Materie, über die Elemente, aus welchen der belebte Körper zusammengesetzt ist, eine solche Herrschaft aus, wodurch die Gesetze der chemischen Verwandtschaft ganz anders modificiert werden, als wir sie außer dem Leben antreffen. Das Leben ist gleichsam ein erzwungener Zustand, bedingt durch das Wirken der Lebenskraft, welche an sich gestaltlos und unsichtbar ist, aber in jeder Gestaltung sich äußert, welche die Organisation annimmt. Das Entstehen der organischen Wesen ist das größte Geheimniß der Natur, in welches der Geist der Sterblichen noch nicht hat eindringen können. Immer sehen wir nur das schon Gebildete, nie das sich Bildende. Aber das wissen wir, daß die belebten Wesen immer von ähnlichen hervorgebracht werden müssen. Die Entstehung eines belebten Wesens setzt also immer das Daseyn eines andern voraus. Die Zeit der Entstehung der ersten organischen Wesen jeder Art scheint die Zeit der Schöpfung zu seyn, wir können sie also nicht mit Bestimmtheit angeben, und man hat keinen sichern Beweis, daß die Verschiedenheit, welche unter den organischen Wesen der jetzigen Schöpfung statt findet, je anders gewesen sey, und jene Veränderungen der Wesen, wie sie einige Naturforscher angenommen haben, scheint eine durchaus grundlose Hypothese zu seyn. Es giebt also gewisse Urformen, welche sich von Anfang der Schöpfung an gleich geblieben sind, und diese sind es, welche wir Gattungen und Arten nennen.

Die organischen Körper theilen sich in Pflanzen und Thiere. Die ersten haben keine willkührliche Bewegung; überall findet man an ihnen nichts, was einen Willen, eine innere, höhere, geistige Kraft anzeigt; die Lebenskraft ist das einzige, was in ihnen thätig ist. Bey den Thieren hingegen ist Willen vorhanden, und dieser setzt schon eine zusammengesetztere Organisation voraus. Die willkührliche Bewegung erforderte wesentlich verschiedene Einrichtungen bey den Thieren. Der Ortsbewegung fähig, konnten die Thiere nicht durch Wurzeln aus dem Boden ihre Nahrung ziehen, sie mußten eine innere Höhle haben, dieselbe aufzunehmen, und mit sich zu tragen, also einen Magen; dieser ist daher ein wesentlicher Charakter des Thieres; aus ihm dringen die nährenden Säfte in die übrigen Theile des Körpers durch Poren oder Gefässe, welche als innere Wurzeln zu betrachten sind. Die Nahrungssäfte erforderten wieder andere Organe zu ihrer Umarbeitung und Verwandlung in die Säfte des Körpers; die Bewegung aber hängt wieder von andern Organen ab, welche wir Muskeln nennen, und so bildet also der thierische Körper eine viel zusammengesetztere, mit mehr Organen versehene Maschine, als der Planzenkörper, und er ist um so zusammengesetzter, je mehr er mit jenen höhern Eigenschaften, welche wir Geisteseigenschaften nennen, versehen ist. Dazu erfordert es des Hirns und der Nerven.

Je nach dem der Bau nun zusammengesetzter oder weniger zusammengesetzt ist, je nach dem hat man auch die Thiere in verschiedene Classen eingetheilt; die Classen enthalten Ordnungen, die Ordnungen Familien, die Familien bestehen aus Gattungen, und die Gattungen endlich aus Arten.

Die Hauptcharactere, nach welchen man die Thiere in den neuern Zeiten eingetheilt hat, beziehen sich hauptsächlich auf die thierischen Verrichtungen der Empfindung und Bewegung, denn diese bestimmen so zu sagen das Wesen der Thierheit. Nach diesen Grundsätzen nimmt man vier große Abtheilungen des Thierreichs an. Bey der ersten dieser Formen, welche den Menschen und die Thiere, welche ihm an Bildung am meisten gleichen, in sich begreift, ist das Hirn und Rückenmark, als die Hauptorgane der höhern oder geistigen Verrichtungen, in einer Knochenhöhle eingeschlossen, welche vom Schedel und dem Rückenrath gebildet wird. Der letztere ist der Stützpunkt, die Säule, an welcher alle übrigen Knochen befestigt sind, welche das Hauptgerüste des Körpers bilden. Vom Hirn und Rückenmark aus laufen weiße, markige Faden oder Verlängerungen nach allen Theilen des Körpers, man nennt sie Nerven; durch die Nerven aber werden die Theile reitzbar und empfindlich. An den Knochen sitzen die Muskeln, wodurch die einzelnen Glieder in Bewegung gesetzt werden können. Die Thiere dieser Abtheilung nennt man daher Wirbelthiere, weil man die Stücke, woraus der Rückgrath besteht, Wirbel nennt. Sie haben alle rothes Blut, bey den einen ist es warm, bey den andern kalt; alle haben ein muskuloses Herz und das Blut macht durch die Gefässe einen einfachen oder doppelten Kreislauf, in dem es immer vom Herzen aus, und wieder dahin zurück kehrt. Sie haben meist alle fünf Sinnen, wie sie der Mensch hat. (Säugethiere, Vögel, Fische, Reptilien.)

Bey der zweyten Hauptform findet sich kein knöchernes Gerüste, die Muskeln sind an der Haut befestigt, welche als eine weiche Hülle den Körper einhüllt. Es fehlt das eigentliche Hirn, und nur Nerven sind vorhanden, welche von einem Hauptstamm, der am Schlunde liegt, entstehen. Sie haben kein rothes Blut, sondern blos einen weißlichen oder blaulichen Saft, der aber doch auch circuliert; also haben sie auch ein Herz und Athmungsorgane. (Weichthiere, Ringelwürmer.)

Die dritte Form ist die der Insecten und Würmer; auch bey diesen bemerkt man noch Nerven, welche längs dem Bauche liegen. Die Hülle ihres Körpers ist mehr oder weniger hart, und durch Falten in Ringe getheilt, der Körper aber hat an seinen Seiten gegliederte Füße, wodurch er bewegt wird. Sie haben keinen Kreislauf der Säfte, also auch kein Herz. Die Kinnladen, wenn solche vorhanden sind, stehen an der Seite des Kopfes. Man kann sie Gliederthiere nennen.

Die vierte Form umfaßt endlich alle Thiere, welche unter dem Namen Pflanzenthiere bekannt sind, man kann sie auch Strahlenthiere nennen, da die Organe ihrer Bewegung alle um einen gewissen Centralpunkt liegen, von welchem sie gleichsam strahlenförmig abgehen. Sie nähern sich an Einfachheit den Pflanzen, haben weder deutliche Nerven, noch deutliche Sinne, und statt aller Verdauungsorgane einen blinden Sack. Die letzten Familien dieser Abtheilung zeigen nichts als eine bewegliche und empfindliche, gleichartige, gallertartige Masse.

DSI

Die erste Klasse der Wirbelthiere machen die Säugethiere aus, und diese sind es, mit welchen sich diese Hefte beschäftigen werden. Man stellt diese Thiere immer an die Spitze der Thierwelt, weil sie die meisten Fähigkeiten und die feinsten Sinne besitzen. Ihre Organisation ist die zusammengesetzteste von allen.

Säugethiere nennt man diejenigen Thiere, welche lebende Junge gebären, und ihnen als erste Nahrung Milch aus ihren Brüsten geben. Die meisten gehen auf vier Füßen, da die gröste Zahl dazu bestimmt ist, auf der Erde zu gehen. Einige können sich aber auch mit Hilfe ihrer verlängerten Glieder in die Luft erheben und geschickt springen; andere sind dagegen ganz zum Aufenthalt im Wasser geschaffen, und die Hinterfüße sind in einen wahren Fischschwanz vereinigt, die vordern aber sind floßenförmig.

Der Schedel ist aus Knochen gebildet, und diese schließen eine Höhle ein, welche das Hirn enthält, das mit dem Rückenmark in Verbindung steht. Das große Hirn der Säugethiere giebt ihnen unter allen Thieren die grösten Geistesfähigkeiten, durch welche sie ihre Handlungen je nach den Umständen einrichten können.

Sie haben rothes, warmes Blut, einen doppelten Kreislauf, daher auch ein Herz mit zwey Kammern und zwey Vorkammern, aus welchen das Blut durch den ganzen Körper und durch die Lungen strömt; sie athmen alle durch vollkommene Lungen, auch diejenigen, welche immer im Wasser leben; diese müssen daher von Zeit zu Zeit an die Oberfläche kommen, um zu athmen. Die meisten haben eine Stimme, welche jedoch, beim Menschen ausgenommen, nicht so vielfach ist, als bey den meisten Vögeln.

Der Körper ist bey allen, ausgenommen bey den Wallfischen, welche im Wasser allein leben, mit Haaren bedeckt.

Alle Säugethiere haben zwey Kinnladen, eine obere, welche unbeweglich ist, und eine untere bewegliche. Weit aus die meisten haben Zähne, deren Bau ganz nach der Nahrung des Thieres sich richtet. Die Säugethiere kauen daher ihre Speisen, und sind die einzigen Thiere, welche eigentlich kauen. Der Bau der Zähne und die Organe der Bewegung sind die Hauptkennzeichen, nach welchen die Unterordnungen der Säugethiere eingetheilt werden. Man kann aus dem Bau der Backenzähne vorzüglich erkennen, welche Hauptnahrung ein Thier genieße. Um Fleisch zerreißen zu können, müssen dieselben scharf und sägenförmig gezähnt seyn. Soll dagegen das Thier Körner kauen, so müssen die Backenzähne glatte Kronen haben, und die Kinnladen müssen einer Seitenbewegung fähig seyn, um zermahlen zu können. Alle Säugethiere mit hornigen Fußumhüllungen sind Gras fressend und haben glatte und gereifte Backenzähnkronen, da ihre Füße ihnen nicht Geschicklichkeit geben, eine lebende Beute zu fassen. Die Thiere mit Klauen genießen dagegen mehrfache Nahrung.

Erste Ordnung der Säugethiere.

Zweyhändige oder Menschen.

Der Mensch bildet eine eigene Gattung, und diese Gattung bildet eine besondere Ordnung. Der Mensch ist, nach dem Verstande des Menschen, das Ideal der thierischen Schöpfung auf dieser Erde, und wird daher oben an das Thierreich gestellt, da man ihn, ungeachtet seiner vielen Vorzüge, nicht von den übrigen Thieren trennen kann. Allein eben diese vielen vorzüglichen Eigenschaften machen es sehr nothwendig, aus seiner Gattung eine eigene Abtheilung zu machen.

Der Mensch hat eine ganz besondere Bildung, durch welche er fähig wird, aufrecht zu gehen, was kein anderes Thier thun kann. So sehr der menschliche Fuß dem der Affen sich zu nähern scheint, so sehr ist er von demselben verschieden. Er ist breit, der Schenkel steht scheitelrecht auf demselben; die Sohle ist unten aufgeschwollen, die

Zehen sind kurz und können sich nur schwer biegen; der Daum ist länger und dicker als die andern Zehen, daher kann der Fuß nicht wie bey den Affen als Hand gebraucht werden, er soll blos den Körper tragen, der Mensch kann damit nichts erfassen, und nicht klettern. Dagegen ist die Hand besser, als die keines andern Säugethieres, zum Fassen und Ergreifen der kleinsten Gegenstände geschickt, und in den Fingern ist das Organ des Gefühls durch eine große Menge von Nerven verbreitet. Diese Fußbildung giebt also dem Menschen die Grundlage zum festen Stande; die Muskeln, welche Fuß und Schenkel bekleiden, sind sehr stark, daher Waden und Hinterbacken vorspringender, als sonst bey keinem Thiere. Die Biegemuskeln der Unterschenkel setzen sich höher oben am Oberschenkel fest, daher kann das Knie sich ganz gerade strecken. Das Becken ist breiter, besonders beym weiblichen Geschlecht, als bey keinem andern Säugethier; dadurch kommen die Schenkel oben weiter auseinander, und der ganze Rumpf erhält eine pyramidalische Form, welche zum Halten des Gleichgewichtes sehr bequem ist. Der Kopf steht in scheitelrechter Richtung auf der starken Wirbelsäule, und hält dem Rumpfe das Gleichgewicht, da sein Einlenkungspunkt unter die Mitte seiner Masse vorgerückt ist, der dagegen bey den Säugethieren immer mehr nach hinten steht. Der Mensch kann eben dieser Bildung wegen, mit dem besten Willen nicht geschickt auf allen Vieren gehen; sein Fuß ist zu unbiegsam, sein Schenkel zu lang, das Knie reicht daher fast bis auf die Erde, die Schultern stehen zu weit auseinander, die Arme kommen zu weit über die Mittellinie des Körpers hinaus zu stehen, und unterstützen daher den Körper schlecht; die großen Sägemuskeln, welche bey den vierfüßigen Thieren den Körper wie an einem Gurt zwischen die Schulterblätter aufhängen, sind kleiner als an irgend einem andern Thiere. Der Kopf ist schwerer, wegen der Größe des Hirnes und der Knochenhöhlen der Schedelknochen, und seine Muskeln sind zugleich zu schwach, um den Kopf hängend zu erhalten; der Mensch kann daher aus allen diesen Gründen nur mit Mühe den Kopf in der Linie der Muskelsäule tragen, wobey aber die Augen unterwärts zur Erde sehen, und der Mund nach unten und hinten steht. Die zum Kopfe gehenden Blutgefässe theilen sich nicht in so viele Aeste, wie bey den meisten Säugethieren, das Blut strömt in Menge und mit Kraft zum Kopfe, und sammelt sich, wenn derselbe nach vorn hängt, an, und somit könnten leicht Schlagflüsse entstehen.

Also ist der Mensch einzig zum aufrechten Gange geschaffen, dazu ist alles vortrefflich eingerichtet, so behält er den freyen Gebrauch seiner Hände und kann damit Dinge verrichten, wie kein anderes Geschöpf, und die Lage seiner Sinnesorgane macht ihn zu den feinsten Wahrnehmungen fähig.

Diese Hände, schon ihrer Lage wegen sehr vortheilhaft zum Gebrauche, sind es nicht weniger durch ihren Bau. Der Daum ist länger nach Verhältniß als bey den Affen; alle Finger, mit Ausnahme des Ringfingers, können jeder für sich bewegt werden, welches bey keinem andern Thier der Fall ist. Die Nägel bedecken nur den Rücken der Fingerspitze und geben denselben beym Fühlen und Betasten einen Wiederhalt, ohne der Feinheit desselben etwas zu nehmen, und die Hand faßt leicht auch die feinsten Gegenstände. Die Arme haben an dem breiten Schulterblatt eine gute Befestigung, wozu auch die starken Schlüsselbeine beytragen.

Die Muskelkräfte des Menschen stehen dagegen denen der Thiere sehr nach. Er kann weniger schnell laufen, als die meisten Säugethiere; Zähne und Nägel dienen ihm nicht als Waffen, und unter allen Thieren bedarf er die längste Zeit, ehe er, von Geburt an, sich selbst helfen kann. Allein diese Schwäche hat für ihn den Vortheil, daß er dadurch gezwungen wird, die innern Kräfte desto mehr zu entwickeln, und seinen Verstand zu Hilfe zu nehmen, der ihm jene Schwäche vielfach ersetzt.

Die großen Hirntheile, welche entwickelter als bey keinem andern Thiere sind, sind vorzüglich die Organe, in welchen die höhern Geistesfähigkeiten ihren Sitz haben. Schon die äußere Wölbung des Schedels zeigt die Größe des Hirns, während im Gegensatz das kleine Gesicht ankündigt, daß der den äußern Sinnen zukommende Theil des Nervensystems, nicht auf Kosten der für die Seelenkräfte bestimmten, vergrößert ist. Dennoch stehen diese Sinnen im Ebenmaß mit dem übrigen Körper, und sind im Ganzen feiner, als bey keinem andern Thiere.

Die Stimmorgane des Menschen haben eine vorzügliche Biegsamkeit. Er allein unter allen Säugethieren kann artikulierte Laute von sich geben, wozu die Beweglichkeit der Lippen, und die Form des Mundes hauptsächlich beytragen. Die Sprache ist einer der Hauptvorzüge des Menschen, welche ihn zugleich mit der Vernunft zum Beherrscher der übrigen Thiere erhoben hat.

Der ganze Bau des Menschen, selbst die Lage des Herzens und der großen Gefässe, zeigen die Bestimmung desselben zum aufrechten Gange, und dieser scheint ihm alle seine geistigen und körperlichen Vorzüge zu geben. Es ist daher lächerlich, wenn man glaubt, der Mensch sollte eigentlich auch auf vier Füßen gehen, wie die übrigen Säugethiere.

Nach dem Bau der innern Theile scheint der Mensch mehr zur Pflanzennahrung, als zur Nahrung aus dem Thierreich geschaffen, und Obst, Wurzeln und saftige Pflanzentheile scheinen dem Körper am angemessensten. Seine Hände geben ihm die Leichtigkeit, solche Körper zu sammeln, die kurzen Kinnladen, die mäßige Stärke, welche sie besitzen, und die höckerigen Mahlzähne gestatten ihm weder Gras abzumähen, noch Fleisch zu zerreissen. Allein da der Mensch durch seine Vernunft Mittel genug hat, auch das Fleisch so zu zubereiten, daß er es genießen kann, da er ferner durch eben diese Vernunft die Thiere zu fangen weißt, so kann er sich aller lebenden Wesen zur Nahrung bedienen, und diese Eigenschaft macht ihn geschickt, alle Theile der Erde zu bewohnen, indem er auch in den kalten sich durch Feuer und Kleider vor der Kälte schützt, und jedes Land ihm entweder aus dem Pflanzenreich oder aus dem Thierreich Nahrung darreicht. Der Mensch hat sich daher auch über die ganze Erde verbreitet, und kann selbst da leben, wo keine Pflanze mehr dem fast immer gefrornen Boden entkeimt, wenn nur noch Thiere vorhanden sind. Ganze Völkerschaften leben daher fast ausschließlich von Fleischnahrung, während andere ausschließlich von Pflanzen leben, welche ihnen ein wärmerer Wohnplatz in hinreichender Menge darbietet. Nicht umsonst hat die Natur die saftigsten Früchte, das köstlichste und verschiedenartigste Obst, für die warmen Climate bestimmt; sie sind dem Menschen dort weit zuträglicher als Fleischnahrung, welche letztere dagegen in den kalten Gegenden der Gesundheit angemessener ist. In jedem Lande, welches der Mensch bewohnt, sind die Erzeugnisse verschieden, und jedes weißt der Mensch zu benutzen, und die ganze irdische Schöpfung, vom einfachsten Wesen bis zur himmelanstrebenden Palme, vom kleinsten Insect bis zum gewaltigen Elephanten und dem mächtigen Wallfisch, ist dem Menschen unterworfen und kann von ihm benutzt werden. Bey seinem eigentlich schwachen Körper hat der Mensch eine Schmiegsamkeit, in jede Lage, in jedes Clima sich schicken zu können, wie sie kein Thier hat, und die Thiere selbst, welche er sich zu Gefährten erwählt hat, müssen ihm helfen seine Bedürfnisse befriedigen und unbedingt seinen Befehlen gehorchen; ja er hat sie mit sich in ganz andere Climate gebracht, als diejenigen sind, welche diese Geschöpfe ursprünglich bewohnen.

Das menschliche Weib gebiert gewöhnlich nur ein Kind, und nur auf zweyhundert Geburten fallen Zwillinge. Drillinge sind schon viel seltener, auf zehntausend Geburten nur einmal, und Vier- oder Fünflinge kommen unter einer Million Geburten kaum einmal vor, und sind die höchste Zahl. Man hat aber fast kein Beyspiel, daß solche Kinder lange gelebt hätten.

Nach der Geburt ist das Kind durchaus unfähig sich selbst fortzuhelfen, es kann weder stehen noch gehen, nicht einmal sitzen. Mit der Geburt erst tritt das Athemholen ein, und auch bey der sorgfältigsten Behandlung wird das zarte Leben des Säuglings überall von Gefahren bedroht, welche ihm die ungewohnten Umgebungen bereiten. Die äußern Sinneswerkzeuge entwickeln sich nur allmählig, und mit ihnen, doch noch langsamer, die Seelenkräfte des Kindes. Zuerst entwickelt sich das gröbere Gefühl und der Geschmack; nach einigen Tagen erst wirkt das Licht auf die Augen, und das Gehör wird in Thätigkeit gesetzt. Das Gesicht wird nach und nach ausdrucksvoller, die untern Gliedmassen wachsen sehr stark; und mit jeder Woche, mit jedem Monat, sieht man Wahrnehmungsvermögen, Aufmerksamkeit, Erinnerung, Begierden sich entfalten. Anfangs schläft das Kind mehr als es wacht; nach und nach dauert das Wachen länger, das Kind fängt an zu spielen: Ein Trieb, den es mit fast allen jungen Säugethieren gemein hat. Bald aber fangen die höhern, dem Menschen vorzüglich eigenen, Eigenschaften sich zu entwickeln an. Das Kind fängt an zu lächeln, und Freude, Ungeduld, Anhänglichkeit an gewohnte Personen, sind die ersten Spuren der erwachenden Hirnthätigkeit, welche mit dem Festerwerden des Hirnes immer mehr zunehmen, immer deutlicher und anhaltender werden.

Die Muttermilch ist in den ersten Monaten die einzige ganz passende Nahrung, und sie ersetzt in einer andern Form die frühere Verbindung mit der Mutter. So wie aber nach und nach die Verdauungswerkzeuge stärker werden, erfordert es auch eine solidere Nahrung. Dazu bedarf das Kind der Zähne, und diese brechen gewöhnlich

nach dem sechsten Monat in bestimmter Ordnung hervor, oft etwas früher, oft auch später. Solcher Zähne, welche man Milchzähne nennt, sind zwanzig. Sie sind zarter und schwächer als die folgenden, und fallen im siebenden oder achten Jahre fast in der Ordnung wieder aus, wie sie gekommen sind, indem sich zuerst der dritte Backenzahn auf jeder Seite, als der erste bleibende zeigt; die übrigen wachsen in Zellen unter den ersten, drücken die Wurzeln derselben, so, daß sie keine Nahrung mehr erhalten, locker werden und endlich ausfallen, und so entstehen nun nach und nach zwey und dreißig Zähne, nemlich vier Vorderzähne und zwey Eckzähne, welche aber nicht länger als die übrigen sind; dann fünf Backenzähne oder Mahlzähne auf jeder Seite in beyden Kinnladen. Das letzte Paar der hintersten Backenzähne kommt oft erst im zwanzigsten Jahre, oft später; diese Zähne nennt man daher Weisheitszähne.

Nach dem Ausbruch der Zähne lernt nun auch das Kind mit Hilfe seiner stärker gewordenen Muskeln und der festern Knochenverbindung, nach langer Uebung endlich den aufrechten Gang, gewöhnlich am Ende des ersten Jahres. Im zweyten Jahre entwickelt sich nach und nach der zweyte Vorzug des Menschen, die Sprache. Das härter gewordene Hirn behält die Eindrücke länger, Gedächtniß und Beurtheilungskraft entwickeln sich. Das Kind merkt sich Worte und ihre Bedeutung, die Gedanken sind lebhaft, das Handeln rasch, doch ohne Ueberlegung, und unbekannt mit Gefahren, handelt das Kind immer nach dem ersten Eindruck. Freude und Traurigkeit wechseln schnell; die Begierden sind heftig, und fordern ungestüm Befriedigung. Das Wachsthum geht rasch. Diese erste Periode des Lebens dauert bis ins siebende Jahr.

Ihr folgt die Periode des Knabenalters, das Wachsthum ist weniger rasch, die Milchzähne fallen aus, die neuen Zähne erscheinen. Der Körper ist saftvoll und weich, bey beyden Geschlechtern abgerundet, weiblich. Die Seelenfähigkeiten sind sehr entwickelt; treu und stark das Gedächtniß; lebhaft die Einbildungskraft; heftig die Leidenschaften, zwar mit wenigem zufrieden, aber immer nach Neuheit und Abwechslung strebend. Diese Periode dauert bis ins dreyzehnte oder sechszehnte Jahr, länger beym Knaben, kürzer beym Mädchen, und gegen ihr Ende ist der Körper schön entwickelt, und das ganze von jugendlicher Kraft und Munterkeit beseelt.

In der dritten Periode entwickeln sich jene merkwürdigen Veränderungen, welche den Geschlechtsunterschied bezeichnen. Die Gesichtszüge des Knaben werden männlicher, die Muskeln ausgedrückter, der Charakter ernster, die jugendlichen Spiele verleiden. Die Phantasie ist lebhaft und stark; das Leben zwar sorgenlos, aber Ueberlegung und Beurtheilungskraft treten immer mehr hervor; die Stimme verändert sich. Auch beym Mädchen wird die Stimme voller, die Phantasie thätiger, doch bleibt das Kindische länger. Die Leidenschaften sind beym Knaben wild und stürmisch, kühn tritt er der Gefahr entgegen; die Jugend schäumt, das Leben braust. Der Jüngling strebt die Schranken des bürgerlichen Lebens zu durchbrechen, die Welt ist ihm zu enge, die Handlungen rasch und unüberlegt; heiter ist die Zukunft, beglückt die Gegenwart. Kriegerische Uebungen, das Geräusch der Waffen, Lärm und tolle Streiche vergnügen am meisten. Die Formen des Körpers sind kühn, voll Stärke und Kraft.

Beym Mädchen ist der Character mehr leidend und biegsam, anmuthig, munter und lebhaft. Liebe zum Putz und zu Tändeleyen sind die vorherrschenden Leidenschaften, verbunden mit dem geheimen Triebe, dem andern Geschlechte zu gefallen. Weich und abgerundet, voll Anmuth und Lieblichkeit ist die Körperform; das blühende Gesicht lächelnd und milde. Die Liebe fängt an ihre Ränke zu spielen, und äußert sich bey beyden Geschlechtern auf eigene Art.

Die vierte Periode des männlichen Alters fängt mit vollendetem Wachsthum an, und geht stufenweise von den brausenden Leidenschaften zur kältern Beurtheilung über. Das Leben ist in seiner Höhe und Fülle. Die Sorge für die Erziehung der Kinder und für eigenen Unterhalt macht das Leben ernster, und nur die gegenseitige Liebe beyder Geschlechter erleichtert die Beschwerden desselben. Der Körper nimmt weder zu noch ab, und eine feste Gesundheit ist in dieser Periode am häufigsten, sie dauert bis ins vierzigste, fünf und vierzigste Jahr, bis wohin allmählich die Spuren der Jugend verschwinden. Das Denken wird ernst und überlegt, durch Erfahrung geleitet. Gegen das fünfzigste Jahr hin hört beym weiblichen Geschlecht ein Blutabfluß auf, welcher mit dem dreyzehnden oder sechszehnden Jahr, jeden Monat erschienen war, und auf die Fortpflanzung Bezug hat. Die Schönheit schwindet allmählig, die Haut runzelt sich, die Menge der Säfte nimmt ab, und das Alter mit seinen Folgen tritt ein.

Diese letzte Lebensperiode bezeichnet eine Anfangs unmerkliche, dann aber immer merklicher werdende Abnahme der Kräfte. Es tritt Liebe zur Ruhe ein, die Bewegungen werden mühsamer, alles wird mehr überlegt. Die Zähne sind abgenutzt und fallen nach und nach aus; der Schlaf wird kürzer; der Appetit mäßiger. Es entstehen nach und nach Verknöcherungen vieler Knorpel; die Haare werden grau und fallen oft aus. Die Haut wird runzliger, die Augen matter, das Kinn schiebt sich vor, und die Physiognomie verändert sich ganz. Die Muskeln werden steifer, das Flüßige verschwindet, das Erdige bleibt; der Kreislauf wird langsamer, die Wärme geringer. Das Gesicht nimmt ab; ebenso oft auch das Gehör, und es welken nach und nach die Organe, welche uns das Leben angenehm gemacht haben: So rückt das höhere Greisenalter an, und nicht selten überlebt der Greis noch seinen Verstand, er wird wieder zum Kinde. Sein ausgetrocknetes Gehirn faßt weder Gegenwart noch Zukunft mehr, und sein Leben wird bloßes Pflanzenleben. Allmälig schwinden alle Kräfte immer mehr, die Bande, welche den Menschen mit dem Menschen verbanden, zerreißen. Der Greis steht allein da, seine Altersgenossen alle hat der Tod dahin geraft, er lebt in einer Welt, wo ihm alles fremde geworden ist; das Oel des Lebens fehlt, und so löscht das Leben allmälig aus, und wenn endlich das Herz nicht mehr Kraft hat sich zusammen zu ziehen, so tritt der Tod ein, gegründet in der Einrichtung unserer Organe, und die Verwesung behauptet ihre Rechte. Dies ist kurz die Geschichte des menschlichen Lebens. Das Ziel desselben ist ungleich, und es kann nur die Frage aufgeworfen werden: Erreichten unsere Ureltern ein längeres Leben, als wir; verschlechtert sich die Erde und ihre Bewohner; gab es ehmals Riesenvölker, und sind die jetzigen Menschen schwächer und gebrechlicher als die ersten Menschen? Die Bibel hat uns das Alter der Patriarchen aufbewahrt, aber es ist bewiesen, daß jene Zeitrechnung eine andere war. Adam ist ein bildlicher Mensch, und so kann sein Alter hier gar nicht in Anschlag kommen. Das höchste bekannte Alter des Methusalem steigt auf 200 Jahre nach unserer Zeitrechnung, aber Leute, welche weit über 100 Jahre alt wurden, gab es zu allen Zeiten und in allen Welttheilen, und im vorigen Jahrhundert starb in Ungarn ein gewisser Peter Zart 185 Jahr alt, und eine Negersclavin in Tucuman erreichte 175 Jahre, sie starb im Jahr 1780. Aus diesem und einer großen Menge ähnlicher Beyspiele läßt sich folgern:

1. Das gewöhnliche Ziel des menschlichen Lebens ist 80 bis 85 Jahre. Alle früher erfolgenden Todesarten an Krankheiten sind zufällig, wenn schon weit aus die meisten Menschen ihnen unterliegen Der Tod durch Alter herbeygeführt, kann einzig als das natürliche Ziel des Lebens betrachtet werden. Das Alter von 100 und mehr Jahren gehörte in allen Zeiten unter die Ausnahmen, allein noch jetzt kann der Mensch, wie in der frühern Schöpfung, bis gegen 200 Jahre erleben, und der einzige Unterschied ist vielleicht der, daß in den frühesten Zeiten mehrere ein so hohes Alter erreichten, als jetzt.

2. Der Mensch ist höchst wahrscheinlich ein Erzeugniß der jetzigen Schöpfung, und lebte nicht, als jene Thiere untergiengen, von welchen wir so viele Spuren haben. Wann und wie aber der Mensch entstanden, darüber wissen wir nichts, als was die Bibel sagt.

3. Es ist höchst unwahrscheinlich, daß es jemals Riesen oder im Gegentheil Zwergevölker gab; einzelne Menschen können wohl das gewöhnliche Längenmaß übersteigen oder nicht erreichen, aber dies sind Ausnahmen von der Regel.

Das menschliche Geschlecht hat nach der Meinung der meisten Naturforscher nur eine Art, aber zahlreiche Spielarten. Mehrere derselben aber sind sich in Bildung und Farbe seit Jahrtausenden so gleich geblieben, daß man sie, nach den in der Systematic allgemein angenommenen Regeln, gar wohl zu Arten erheben könnte. Man nennt diese Spielarten Rassen. Die Zahl dieser Rassen ist, je nach den Ansichten der Naturforscher, bald größer, bald geringer geworden. Blumenbach nimmt fünf an, Cüvier nur drey. Die Uebergänge sind in der That schwer zu bestimmen, und angränzende Völker verschiedener Rassen sind durch Vermischung fast in einander übergegangen. Drey besonders scheinen sich von einander bestimmt zu unterscheiden; die weiße oder Caucasische; die gelbe oder Mongolische; und die schwarze oder Aethiopische. Weniger bestimmt sind die Malaische und die Amerikanische. Von jeder sollen in diesem Werke mehrere Abbildungen gegeben werden.

Caucasische Rasse oder Arabisch-Europäische.

Man nennt die Rasse, zu welcher wir gehören, die caucasische, weil alte Sagen es wahrscheinlich machen, daß der ursprüngliche Wohnsitz der dazu gerechneten Völker die Gebirgskette gewesen sey, welche um das caspische und schwarze Meer herum liegt, also um den Berg Caucasus. Von daher haben sie sich nach allen Seiten ausgebreitet. Die Urländer scheinen das jetzige Armenien, Persien, Kurdistan, Afganistan, Georgien und Tscherkassien zu seyn, welche Völker noch jetzt für die schönsten gehalten werden. Man kann die vorzüglichsten Verzweigungen dieser Rasse nach ihren Sprachen bezeichnen. Die armenische und syrische Verzweigung verbreitete sich gegen Mittag; dahin gehören die Bewohner Assyriens und Chaldeas, und die nomadischen Araberstämme, welche, nachdem sie die Religion Mahomets angenommen, einst einen großen Theil der alten Welt unter ihre Herrschaft brachten; die Phönicier, die Juden und die jetzigen Egyptier scheinen arabischen Ursprungs. Religionsschwärmereyen waren von jeher unter ihnen vorherrschend. Andere Zweige dieser Rasse verbreiteten sich schon in den ältesten Zeiten nach Indien, Griechenland und Deutschland. Die einen dieser Völker haben die mahomedanische Religion, die andern die christliche angenommen, und wenige sind noch Heiden geblieben. Die Sanscritsprache, jetzt die heilige Sprache der Indier, ist die Stammsprache aller hindostanischen Völker dieser Rasse. Die alte Sprache der Pelasger ist die Stammsprache der Griechen, der Lateiner, vieler ausgestorbenen Sprachen, und aller Sprachen des südlichen Europa. Die gothische und allemannische Sprache hat sich über den Norden von Europa, in der deutschen, holländischen, dänischen, englischen und schwedischen Sprache verzweiget. Die slavische Sprache ist die Stammsprache der nordwestlichen Europäer, der Rußen, Polen, Böhmen und Wenden. Die celtische, ehemals weit verbreitet, ist fast ganz ausgestorben, und nur noch an einem kleinen Flecke des westlichen Frankreichs anzutreffen.

Die caucasische Rasse hat eine weisse, oder dem Weissen sich nähernde Hautfarbe, die Wangen sind roth, das Haar stark, weich, wellenförmig mit verschiedenen Farbenänderungen vom Hellblonden bis zum tief Schwarzen. Die Stirne ist sehr gewölbt; überhaupt alle Theile des Schedels und Gehirns auffallend stärker ausgebildet, als bey den übrigen Völkern. Vielleicht rührt daher die geistige Ueberlegenheit, welche den caucasischen Stämmen, in mancher Hinsicht, vor den andern Rassen zukommt. Die Gesichtsknochen sind dagegen weniger vorspringend. Der Haarwuchs am ganzen Körper ist stärker, als bey den meisten übrigen Völkern. Die Nase ist schmal, oft mäßig gebogen, der Mund klein, die Zähne senkrecht stehend, die Lippen mäßig, fleischig, nicht wulstig; das Kinn rundlich. Die Gesichtsbildung überhaupt aber weit mehr verschieden, als bey allen andern Rassen. Es gehören also zu dieser Rasse alle europäischen Völker, die westlichen Asiaten diesseits des Obi und Ganges und des caspischen Meeres, die Tartaren, Perser, Tscherkessen, Georgier, Türken, Armenier, die Nordafrikaner, die Araber und Mauren. Man kann von ihnen die Lappen, die Finnen, die Eskimos und die arktischen Hochländer beyder Welten nicht wohl ausschließen, wie Blumenbach that, welcher sie zur mongolischen Rasse rechnet, von deren Bildung sie aber bey weitem nicht alles haben. Dagegen gehören nicht alle tartarischen Stämme hierher; die Kirgisen und Kalmücken sind offenbar mongolischen Ursprungs, dagegen die Kurden, Afganen und Baschkiren zum caucasischen Stamme zu zählen.

Taf. 2. **Sultan Mahmud.**

Als Representant der caucasischen Rasse hätte hier das Bildniß irgend eines schönen Tscherkessen, Georgiers, oder auch jedes wohlgebildeten Europäers aufgestellt werden können; da uns jedoch kein zuverläßig ächtes Portrait eines Mannes aus den Urländern bekannt ist, so wurde dasjenige des gegenwärtig regierenden Kaisers des ottomanischen Reichs gewählt, da die Türken zu den schönsten Völkern des caucasischen Stammes zu zählen sind.

Das Bildniß wurde nach einem Kupferstich gezeichnet, der von Artaria in Wien herausgegeben worden.

Taf. 3. Bewohner von Kamtschatka.

Man ist über den Ursprung dieser Völker, welche sämmtlich den hohen Norden bewohnen, noch sehr im Dunkeln, ob sie von der caucasischen Rasse abstammen, wie Cüvier meint, oder von der mongolischen, wie Blumenbach annimmt. Sie haben von beyden etwas gemein, doch möchte man sich eher auf Blumenbachs Seite wenden und ihre Abstammung von den Mongolen suchen, da ihre schmutzig gelblichte Haut, ihr schwarzes schlichtes Haar, ihr plattes, kurzes und rundes Gesicht, und die eingedrückte Nase und kleinen Augen, sie mehr den Mongolen, als den Caucasiern nähern. Es gehören dazu alle diejenigen Völker, welche jenseits dem 50 Grad nördlich die Länder bis zum arctischen Kreise und darüber hinaus bewohnen, die Samojeden, Ostiaken, Lappen, Grönländer, Kamtschadalen, Eskimos. Man hat sie in neuern Zeiten unter dem Namen der arktischen Polarländer oder Hochländer näher kennen gelernt, vorzüglich durch die Reisen der Britten und Rußen nach den Polarländern. Das ungemein kalte Clima erforderte bey ihnen auch eine demselben angemessene Kleidung, die bey den Männern und Weibern sich ähnlich ist. Die Sommerkleidung besteht aus einem rennthierledernen Kittel mit einer Capuze, über welche oft noch ein wasserdichtes, aus Darmhäuten großer fischartiger Säugethiere verfertigtes Hemd gezogen wird. Im Winter dagegen wird die Kleidung aus Rennthier- oder Hundsleder verfertigt, wobey die Haare alle inwendig zu liegen kommen, oft auch werden auf diese Art Vogelhäute an einander genähet, vorzüglich bey den Kamtschadalen und Tungusen; dazu gebrauchen sie die Bäuche des gezopften Larventauchers (Mormon cirrhatus), dessen weiche, aber dicht stehende Federn außerordentlich warm geben. Bey den mit dem chinesischen und japanischen Reiche mehr in Verbindung stehenden Völkern, wird auch wohl Nankin zur Sommerkleidung verwendet.

Die männliche Kleidung der Kamtschadalen besteht aus einem, einem Fuhrmannskittel ähnlichen, Oberkleide, unter diesem eine knappanliegende Jacke, und unter dieser ein kurzes, rothes oder gelbes Hemde von persischem leichtem Seidenzeuge. Ferner trägt der Mann ein paar enge lange lederne Hosen, welche bis über die Wade gehen; ein paar Stiefel von Hunds- oder Rennthierfellen, die Haarseite nach innen gekehrt. Im Winter eine Pelzmütze mit zwey Klappen, welche meist am Kittel sitzt, und bey schlechtem kaltem Wetter über den Kopf geht, sonst über die Schultern hängt. Die Kleidung der Kamtschadalinen besteht im Sommer aus einem langen weiten Gewande von weißem Nankin, welches um den Nacken anschließt und mit einem Halstuch von bunter Seide gebunden wird. Ueber diesem Gewand tragen sie ein kurzes Leibchen ohne Aermel, von farbigem Nankin. Oft ist auch der Rock von leichtem chinesischem Seidenzeuge. Das Hemd ist ebenfalls Seide mit Aermeln, welche bis an die Knöchel der Hand reichen. Um den Kopf ist ein farbiges Tuch gebunden, das bey verheyratheten Frauen das ganze Haar bedeckt, wogegen die Mädchen das Haar im Nacken fliegen lassen. Im Winter tragen sie, wie die Männer, Hosen, Stiefel und Pelz.

Taf. 4. Männer von Nordwestamerika.

a. Ein Mann aus Nutka Sund.

b. Ein Mann aus Prinz Wilhelms Sund.

Die Bewohner dieses Theils von Amerika sind Eskimos, und, wie alle Polarländer, klein von Statur; sie bemalen sich mit einer öligen braunrothen Farbe die an und für sich schon dunkle Haut, welche allen Amerikanern, selbst dem nördlichsten, eigen ist.

Die gewöhnliche Kleidung der Bewohner von Nutka Sund besteht im Sommer in einem leinernen Mantel oder Kittel, dessen oberer Rand mit einem Pelzstreifen besetzt, der untere aber mit Franzen oder Quasten verziert ist. Dieser Mantel geht unter dem linken Arm durch, und über die rechte Schulter, wo er mit zwey Schnüren zusammengebunden wird. Dieses Kleidungsstück reicht bis an die Knie, und über dasselbe tragen sie einen kleinern

Mantel von demselben Stoffe. Ihr schwarzes Haar hängt schlicht und gerade über die Schultern herunter, das Gesicht ist mit hochrother, weißer oder schwarzer Farbe bemalt. In die Ohrläppchen machen sie eine ziemlich große Oeffnung, und zwey solche an den obern Rand der Ohren. Darein stecken sie Knochenstücke, oder auf einen ledernen Riemen genähete Federspulen, und hängen Schnecken, wollene Quasten oder dünne Kupferplättchen daran. Viele durchbohren den Nasenknorpel und hängen eine Schnur oder dünnes Eisen, Kupfer- oder Meßingblech in Gestalt eines Hufeisens hinein. An den Händen tragen sie Armbänder von Riemen mit weißen Corallen und Quasten geziert.

Im Winter bestehen die Kleidungsstücke aus Pelz. Die Unterkleider sind wie bey den Kamtschadalen.

Diese Völker nähren sich von allem Eßbaren, dessen sie habhaft werden können, aus dem Thier- und Pflanzenreich. Fische, Seethiere, Conchylien, besonders die Miesmuscheln, sind für sie vorzügliche Nahrungsmittel. Man findet diese letztern sehr häufig im Sunde, bratet sie in der Schaale, und steckt sie bis zum Gebrauche auf hölzerne Spießchen. Sie werden ohne fernere Zubereitung gegessen, oder in Oel getaucht.

Sie geniessen auch oft das Fleisch der Wallfischarten und Seehunde, besonders dasjenige des Seeschweins, (Delphinus Phocaena) dessen Fett und Fleisch in Stücke geschnitten, getrocknet und ohne weitere Bereitung genossen wird.

Je weiter nach Norden die Menschen wohnen, desto mehr ist ihre Nahrung auf das Thierreich beschränkt, da das Land keine Gewächse mehr hervorbringt. Die Grönländer geniessen fast gar nichts als Fleisch von Säugethieren, Vögeln und Fischen, da die wenigen Pflanzen zur Nahrung nicht viel taugen, und das Holz zu ihrer Bereitung nicht einmal in hinlänglicher Menge zu haben wäre. Diese nordischen Völker geniessen den Thran von den Wallfischen, selbst in Menge, ohne Schaden. Da sie kein starkes Holz haben, so sind ihre Waffen, Bogen, Pfeile, Wurfspiesse, selbst ihre Schlitten, von Knochen.

Die Bewohner von Prinz Wilhelms Sund tragen einen Rock wie ein Fuhrmannshemd, welches gewöhnlich bis an die Knöchel, zuweilen auch nur bis an die Knie reicht. Oben hat er eine Oeffnung, gerade so groß, um den Kopf durchzustrecken, und die Aermel gehen bis über die Hände. Diese Röcke werden aus Thierfellen gemacht, deren behaarte Seite auswärts getragen wird. Oft bestehen diese Kleidungsstücke auch aus Vogelhäuten. Diejenigen, welche den Kopf bedecken, machen sich dazu für den Sommer Mützen von Stroh, Binsen oder Holz, wie die Abbildung zeigt. Die Ohren sind mit mehrern Löchern durchbohrt, worein sie kleine Büschel von Corallen hängen. Auch der Nasenknorpel ist durchbohrt, und mit verschiedenen Verzierungen versehen. Bey beyden Geschlechtern findet man öfters in der Unterlippe einen Einschnitt, welcher ganz durchgeht. In diese künstliche Wunde stecken sie eine schmale aus Knochen oder Muschelstücken verfertigte Zierart, welche wie Zähne aussieht. Andere haben blos mehrere Löcher durch die Unterlippe gebohrt, und in diese Knöpfe von Muschelschaalen gesteckt. Der Knopf ist mit einem Stachel befestigt, so daß die Spitze nach innen ragt, der Kopf hingegen außerhalb der Lippe vorsteht, und alle diese Knöpfe zusammen gleichsam eine zweyte Reihe von Zähnen, unter den natürlichen, bilden.

Diese Menschen sind breitschulterig, haben einen auffallend großen und dicken Kopf, breites, plattes rundliches Gesicht, kurzen dicken Hals, die Nase am Ende dick und rund, hackenförmig oder aufgeworfen. Das Haar schwarz, schlicht und grob, der Bart fehlt ganz, oder ist sehr dünne. Einige haben um die Lippen einen steifen, borstigen Knebelbart. Sie geniessen meist getrocknete Fische, gebratenes oder geröstetes Fleisch von Land- oder Seethieren, Fett und Thran von Seehunden oder Wallfischen.

Mongolischer Stamm.

Die Polarmenschen machen als eine Mittelrasse, welche man bald zum mongolischen, bald zum caucasischen Menschenstamme zählte, den Uebergang zu den Mongolen.

Die Wohnungen der wahren mongolischen Rasse aber fangen im Osten des tartarischen Zweiges der caucasischen Rasse an, und nehmen das ganze Land bis zum indischen Meere ein. Die Calmucken oder Calkas, sind nomadische Horden, welche die große asiatische Steppe durchstreichen. Ihre Voreltern, die Hunnen, haben unter Attila, Tschengiskan und Tamerlan Verwüstung und Schrecken über weite Länderstrecken verbreitet. Die Chineser und die

jetzigen Beherrscher von China, die Mantschutartaren, die Japaner, und fast alle Horden, welche die nordwestlichen Theile von Sibirien bewohnen, und unter Rußland stehen, gehören dem mongolischen Stamme an. Ihre ersten Wohnsitze scheinen die Gebirge der Altaikette gewesen zu seyn, man könnte sie daher auch die altaische nennen. Mit Ausnahme einiger chinesischen Völker sind alle Mongolen der Religion des Fo ergeben. Die Chineser und Japaner sind schon in den ältesten Zeiten in Civilisation und Künsten weit fortgeschritten, stehen aber darin seit Jahrhunderten stille, weil sie mit andern Völkern keine Gemeinschaft haben.

Die Hautfarbe dieser Völker ist Waizengelb, bald heller, bald dunkler, mit wenigem, straffem, schwarzem Haar; enggeschlitzten Augenliedern; plattem Gesicht; die Backenknochen sind sehr stark und tretten zu beyden Seiten hervor. Der Scheitel ist etwas platt, die Augen klein, tiefliegend, in weiten Löchern, stehen weit aus einander. Die Aehnlichkeit in den Gesichtern ist bey weitem größer als unter den Völkern der caucasischen Rasse, und es ist schwer die einzelnen von einander zu unterscheiden. Der Körper ist oft etwas schwerfällig und plump, die Größe mittelmäßig. Das Haar schwarz und struppig, Bartwuchs gering.

Taf. 5. Feodor Iwanowitsch.

Ein Kalmucke, der als ein kleiner Knabe von der rußischen Kaiserin als Geschenk an die Markgräfin von Baden geschickt worden, die ihn in Carlsruh erziehen ließ. Er entwickelte große Künstlertalente, und bildete sich zu einem ausgezeichneten, allgemein bewunderten Zeichner. Er besuchte Rom, und lebte dort mehrere Zeit der Kunst, kehrte wieder nach Carlsruh zurück, wo er noch gegenwärtig lebt.

Sein Bildniß ist nach einem kleinen, von seiner eignen Hand in Rom radirten, Blatte lithographirt worden, welches nach dem Zeugniß von Künstlern, die ihn dort kennen gelernt, wegen seiner sprechenden Aehnlichkeit, eines der gelungensten Portraite ist, die er von sich gezeichnet hat.

Taf. 6. Köpfe von Chinesern und Japanern.

Aus dem Atlas von Krusenstern.

Die Chineser und Japaner haben sowohl in Kleidung als Sitten sehr viel mit einander gemein; beyde Völker haben einerley Ursprung, und auch dieselben Gesichtszüge, welche sich so ähnlich sind, daß ein Europäer verschiedene Personen kaum zu unterscheiden vermag. Die Kleidung der Männer und Weiber besteht in einem weiten langen Ueberrock mit weiten Aermeln, und langen weiten Hosen. Die Männer rasiren sich den Vorderkopf ganz kahl, und flechten hinten einen kleinen Zopf. Die Weiber tragen dagegen die Haare auf verschiedene Art mit langen Nadeln aufgeheftet. Da man es für eine besondere Schönheit hält, kleine Füße zu haben, so werden den vornehmen Mädchen schon von früher Jugend an die Füße so eingebunden, daß der Fuß sich nicht entwickeln kann, die Zehen werden ganz unten umgebogen, so daß eine Art von Klumpfuß entsteht, und eine erwachsene vornehme Dame hat einen nicht größern Fuß, als bey uns ein achtjähriges Mädchen, kann aber auch nur mit Mühe gehen.

Amerikanischer Stamm.

Blumenbach hat aus den Amerikanern eine eigene Rasse gemacht, allein sie haben so wenig Auszeichnendes, daß es schwer ist, bestimmte Kennzeichen aufzufinden, wodurch sie sich unter einander sowohl als auch von andern Stämmen unterscheiden. Sie bilden eine große Menge unter einander verwandter Völkerschaften, und bewohnen ganz Amerika, mit Ausnahme der Länder, welche die Esquimaux einnehmen. Die Haut ist kupferfarb oder lohgelb, das Haar schlicht, steif und schwarz. Die Stirn niedrig, die Augen liegen tief, die Nase steht mit ihrem Rücken

vor, die Spitze aber ist stumpf; das Gesicht breit, hat hervorragende Wangenknochen, ist aber nicht platt, sondern hat stark ausgewirkte Züge. Der Bartwuchs ist gering. Der Kopf ist bey den meisten klein. Der Körperbau ist im allgemeinen schön, muskulos und stark, und einige Völker auf der südlichen Halbkugel, besonders die Patagonen, sind ihrer Größe wegen, welche gewöhnlich gegen sechs Fuß reicht, berühmt. Viele nordamerikanische Völker sind seit der Ansiedlung der Europäer ausgestorben, und andere sind ihrem Verlöschen nahe. Viele südamerikanische Völker aber haben sich mit den Spaniern zum Theil gemischt, dennoch aber giebt es in jenen weiten Ländern noch viele Urvölker des alten Amerikas. Neuere Untersuchungen und Entdeckungen einer alten Stadt in Mexiko haben sogar auf die Vermuthung gebracht, die Mexikaner seyen eigentlich caucasischen Ursprungs, und Ueberbleibsel der alten Canaaniter aus Palästina, von denen einige nach ihrer Vertreibung durch die Juden in Amerika eine Zuflucht gefunden hätten, wo dann also Amerika schon den Alten bekannt gewesen wäre.

Taf. 7. Maxuruna.

Aus der Reise nach Brasilien von Spix und Martius.

Anführer eines wilden und kriegerischen Stammes von brasilischen Urbewohnern am Rio Jaroši, einem Seitenarm des Amazonenstromes in der Provinz Groß-Para an den Grenzen von Peru. Das Haupthaar ist um den Scheitel in einem zollbreiten Kreise abgeschoren. Die Stirne und die Wangen sind mit Streifen tatuirt. In den Nasenflügeln, den Ohren und der untern Lippe sind aus Muscheln geschnittene Schälchen als Zierathen befestigt; die Lippen sind mit vielen kleinen Palmenstacheln durchbohrt; an jedem Mundwinkel steht eine lange rothe Arafeder.

Taf. 8. Tajadaneega.

Ein unter dem Namen vom Capitain Joseph Brant bekannter Heerführer der Mohawks, oder der ehedem so genannten sechs Nationen. Ein Mann, der von großem Einfluß und ausgezeichneten Fähigkeiten war, und sich einst, in politischen Angelegenheiten seines Vaterlandes, in London aufgehalten hatte, wo sein Bildniß von dem großen Portraitmaler Romney nach dem Leben gemalt wurde. In den Philosophical Transactions vom Jahr 1786 ist ein von diesem Manne selbst geschriebener Aufsatz, über die von einigen Reisebeschreibern behauptete Bartlosigkeit der Amerikaner, abgedruckt.

Taf. 9. Amerikanische Einwohner von Brasilien.

Aus der Reise des Prinzen Maximilian von Neuwied.

Die noch vorhandenen wilden Völker Brasiliens werden Tupinambos oder Tupajas genannt, und bilden eine Menge verschiedener Stämme, welche sich durch besondere Sitten auszeichnen. Es gehören dahin die Botocuden, die Puris, die Patachos, die Machacaris und andere, deren Namen in Europa noch kaum bekannt sind. Unter diesen sind die wildesten die Botocuden, welche wirklich noch bis auf jetzt Menschenfresser sind. Sie haben eine kräftigere und schönere Bildung als die übrigen Stämme, sind grösstentheils von mittlerer Statur, erreichen eine ziemliche Größe, sind stark, breit von Brust und Schultern, aber doch proportionirt; Hände und Füße zierlich. Das Gesicht hat starke Züge, die Backenknochen sind gewöhnlich breit, zuweilen etwas flach, doch meist regelmäßig, die Augen sind bey mehreren klein, bey andern groß, durchgängig schwarz und lebhaft. Sie gehen meist ganz nackt. Die Hautfarbe ist röthlich braun. Die Botocuden zeichnen sich durch die sonderbare Gewohnheit aus, daß sie die Unterlippe durchstechen, und darein ein rundes, oft mehrere Zoll breites Querholz stecken, wodurch dieser Theil ein widerliches und sonderbares Ansehen bekömmt. Auch in die Ohren stecken sie so große Holzpflöcke, daß die Ohrläppchen fast bis auf die Schultern herab hängen. Sie gehen meist ganz nackt.

Malaische Rasse.

Auch dieser Stamm wird von Blumenbach für einen Urstamm gehalten, von Cüvier hingegen nicht. Es gehören hierher die Bewohner der Südseeinseln, der Molukken-, Marianen- und Diebsinseln, der Philippinen-, der Freundschafts-, Sandwichs-, Otaheiti-, Pelin-, Nukahiva- und Neuseelandsinseln, und die Bewohner der südlichen Küsten der indischen Halbinsel. Die Hautfarbe ist braun, einerseits ins helle Mahagoni, anderseits ins dunkelste Nelken- und Kastanienbraun übergehend. Das Haar dicht, lockig und schwarz. Der Kopf etwas breit, die Stirn vorstehend. Die Nase dick, breit und platt, an der Spitze dicker. Der Mund groß, der Oberkiefer etwas vorstehend.

Durch die Papues oder Bewohner von Neu-Guinea, die Diemensländer und die Neuholländer, macht dieser Stamm den Uebergang zur aethiopischen Rasse, und auf der andern Seite grenzen sie an die mongolischen Chinesen.

Die meisten sind von schönem Wuchs, und das weibliche Geschlecht oft sehr schön und wohl gestaltet, so daß die Bewohner der Freundschafts-, Sandwichs- und Nukahiva-Inseln zu den sehr schönen Völkern gehören, und manches Mädchen den schönsten europäischen in Anmuth nicht nachsteht.

Der Character vieler malaischen Völker ist wild und grausam, listig und boshaft, und die meisten sind diebisch.

Taf. 10. Omai.

Ein durch Cooks Reisen sehr bekannt gewordener Otaheiter, der eine Art von Page bey der Königin Oberea auf Otaheiti war, von Capitain Fournerauz im Jahr 1773 nach London, und von Cook wieder nach Otaheiti zurückgebracht wurde, wo er einige Jahre nachher starb. Er eignete sich in kurzer Zeit den feinen Londner Weltton so sehr an, daß der berühmte Doctor Johnson, da er einst mit ihm in Gesellschaft speiste, und Omai neben Lord Mulgrave vor ihm über an der Fensterseite saß, so daß den Doctor das Licht blendete, er bey der Eleganz von Omais Manieren, ihn Anfangs von dem Lord nicht unterscheiden konnte. Auch das Schachspiel lernte er in kurzem bewundernswürdig gut spielen. Dennoch sehnte er sich in sein Vaterland zurück, nach seiner herrlichen Insel, und sagte, kurz vor seiner Abreise, zu einer englischen Dame: Zwar giebt es bey mir keine Pferde und kein so feines Obst, keine Theetische, ach Miß, ich gehe ohne alles dieses, und werde dort doch wieder froh seyn!

Taf. 11. Tammeamea, König der Sandwichinseln.

Aus Kotzebue's Reise.

Dieser verständige und aufgeklärte Mann, der sich sowohl durch die freundschaftliche Aufnahme und Bewirthung der Europäer, die auf seinen Inseln landen, als durch die Art, wie er die europäischen Geistesfortschritte für sein Land zu benutzen weiß, einen großen Ruf erworben, ist in dem sonderbaren Anzuge abgebildet, wie ihn der rußische Marine-Lieutenant Otto v. Kotzebue auf seiner Entdeckungsreise 1816 auf der Insel O-Waihi gesehen hat. So bald Tammeamea die freundschaftliche Absicht seiner Landung erfuhr, und hörte, daß das rußische Kriegsschiff nur um frische Lebensmittel einzunehmen gekommen wäre, so gieng er dem Herrn v. Kotzebue, voll Anstand, Ungezwungenheit und Freundlichkeit selbst bis an den Landungsplatz entgegen, schüttelte ihm treuherzig die Hand, und bott ihm uneigennützig alles unentgeldlich an, was seine Inseln hervorbringen. Er führte ihn in seinen Strohpallast, der nach dortiger Landessitte aus einem einzigen geräumigen Saale besteht, und wie alle Häuser dort dem Landwinde sowohl, wie dem Seewinde freyen Durchzug gestattet, wodurch die drückende Hitze gemildert wird. Das ganze königliche Haus war nur mit einigen niedlich gearbeiteten europäischen Sesseln und einem Tisch von Mahagoni-Holz möblirt; man bott den Gästen die Sessel an, und die vornehmen Herren Sandwichaner, die bey der Audienz zugegen waren, hatten alle auf dem Fußboden Platz genommen. Seine königl. Majestät war wider die dortige Gewohnheit ganz angekleidet; er trug ein weißes Hemd, blaue Hosen, eine rothe Weste und ein schwarzes Halstuch; das Haar war mit weißem Talg beschmiert. Er besitzt indessen noch viele

andere Kleidungsstücke, und soll sich zuweilen in verschiedene gestickte Uniformen prachtvoll zu kleiden verstehen. Die Herren Minister saßen hingegen ganz nackt auf dem Boden, und jeder trug auf seinem braunen Körper einen schwarzen Frack, das um so lächerlicher aussah, als selten einem sein Rock paßte, weil sie dieselben von amerikanischen Schiffen eintauschen, wo die Leute nicht leicht die Größe und Dicke der vornehmen Sandwichaner erreichen. Das ganze Ministerium schwitzte gewaltig in den engen Röcken, die sie nur mit vieler Mühe zuknöpfen konnten; einem saß die Taille hoch auf dem Rücken, er konnte sich nicht bewegen ohne Gefahr den Rock zu zersprengen, und mußte sich, wie eine Gliederpuppe, umwenden; einem andern reichten die Aermel nur wenig über die Ellenbogen. Man sah ihnen sämmtlich die Noth an, in die sie die leidige Modesucht versetzt hatte, aber sie scheinen uns Europäer im Ertragen der Unbequemlichkeiten noch zu übertreffen, welchen die Gewalt der Mode sie unterwirft. Die Schildwache vor der Thüre hatte sich hingegen weniger über eine enge Uniform zu beklagen; ganz nackt stand der Soldat Wache, eine Flinte in der Hand, ein Paar Pistolen und eine Patrontasche um den Leib.

Außer seinen Strohpalläſten besitzt der König noch andere nach europäischer Bauart aufgeführte steinerne Häuser, die er aber aus dem Grunde nicht bewohnt, um seinen Unterthanen zu zeigen, daß steinerne Häuser in seinem Lande überflüßig sind, indem die Strohhäuser für das warme Clima bequem genug eingerichtet sind, und er jederzeit nur das Glück, nicht aber die Bedürfnisse seiner Unterthanen zu vermehren trachtet. Das königliche Morai, das Heiligthum der Insulaner, in welches niemand eintreten darf, wenn der König sich darin befindet, ist auch von Stroh aufgebaut. Mehrere kolossale, hölzerne, furchtbare, karikaturmäßige menschliche Figuren sind rings um dasselbe aufgestellt, welche des Königs Götter vorstellen, die er anbetet.

Die königlichen Frauen bewohnen ein eigenes Haus, und bey Todesstrafe dörfen die Weiber auf jenen Inseln nicht bey den Mahlzeiten der Männer zugegen seyn, weßhalb jede Familie außer den Wohnhäusern noch zwey andere besitzt, das Speisehaus der Männer und das der Frauen. Die ganze Beschäftigung der königlichen Frauen ist Essen, Tabackrauchen und das Haar auskämmen. Die Haare werden kurz abgeschnitten und nur über die Stirn lassen sie selbe ein Paar Zoll lang wachsen, schmieren sie mit einer weißen klebrigen Masse ein und kämmen sie in die Höhe. Das Tabackrauchen ist den Einwohnern so zur Leidenschaft geworden, daß selbst die kleinen Kinder schon stark rauchen, und die Erwachsenen es so übertreiben, daß sie davon sinnlos zu Boden fallen und oft sterben. Der König Tammeamea raucht einzig nicht.

Als ein ziemlich im Alter vorgerücktes Oberhaupt hatte Tammeamea seinen etwa 22 Jahre alten Sohn als Thronfolger in des Vaters Rechte eintreten lassen, um ihm den Thron nach seinem Tode zu sichern, aber leider scheint er wenig von des Vaters Verstand ererbt zu haben, und es ist zu befürchten, das angefangene schöne Werk des geistreichen Tammeameas, die Bildung seiner Unterthanen, die Einführung nützlicher Künste, werde unter der Regierung seines Sohnes keinen erfreulichen Fortgang finden. — Ausgestreckt, auf dem Bauche liegend, fanden Kotzebue und seine Gefährten seine lange, dicke, nackte königliche Hoheit in ihrem Pallast; träge erhob sie ihr Haupt, um die Gäste anzuschauen. Neben diesem königlichen Faulthier saßen einige nackte Soldaten mit Gewehren, und ein junger Sandwichaner verscheute ihm mit einem rothen Federbusche die Fliegen, die sich auf seiner fetten faulen Haut zu schmarotzen unterstehen wollten. Mit vieler Trägheit richtete sich endlich seine ungeheure Corpulenz auf, und gaffte mit ihrem dummen, einfältigen Gesichte die Fremdlinge an.

Während des kurzen Aufenthalts bewirthete Tammeamea seine Gäste aufs Beste mit Wein, einem gebratenen Schweine, mit süßen Pataten, Jams und gebackenen Taro-Wurzeln; hinter jedem Gaste stand ein Diener mit dem Federbusch, um ihm die Fliegen abzuwehren. Die Schiffsmannschaft wurde nachher auf gleiche Weise und mit den nemlichen Zeremonien bedient. Tammeamea selbst speiste erst später allein, aber noch in Gegenwart der Fremdlinge. Sein Tisch war nicht gedeckt, sondern die Speisen standen in einem entfernten Winkel auf Bananenblättern bereit, welche statt der Schüsseln dienten; besondere Aufwärter brachten sie kriechend in die Nähe des Königs, wo ein Vornehmer sie in Empfang nahm, und auf den Tisch setzte. Das Mahl bestand aus gesottenen Fischen, Jams, Taro-Wurzeln und einem kleinen gebratenen Vogel. Der König speiste schnell und mit vortrefflichem Apetit, war aber dabey immer sehr gesprächig; statt des Brodes dient der Taro-Teig, welcher durch Wasser verdünnt, ein weicher Brey wird, der, obgleich der König recht schönes Tischgeräth besitzt, in einer Kürbisschaale

zu seiner Rechten steht; in diese fährt nun seine Majestät jedesmal mit dem Zeigefinger hinein, wenn er Fisch oder Fleisch ißt, und schmiert sich eine gute Portion davon mit vieler Geschicklichkeit in den Mund; diese Gewohnheit zu essen wird von dem Könige bis auf den Gemeinsten beobachtet.

Dem König folgt immer sein Spuckdosen-Trager, der die in Form einer Schnupftabacksdose aus Holz gearbeitete und mit einem Deckel versehene Dose beständig bereit hält; der Deckel wird aufgehoben, wenn der König ausspucken will, und dann wieder schnell zugeschlagen. Dieses sorgfältige Aufbewahren des königlichen Speichels rührt von dem Aberglauben her, daß den Besitzern dieses Schatzes ihre Feinde durch Zauberey keine Krankheit zuschicken können.

Die Sandwichinsulaner, die noch vor wenigen Jahren zuweilen das Fleisch ihrer getödteten Feinde aßen, und Menschenopfer ihren Göttern brachten, verlassen nach und nach ihre Sitten. Mehrere sind Christen geworden, sie machen als Matrosen Reisen mit europäischen Schiffen, haben sich eigene Schiffe von europäischer Bauart angeschafft, und nach wenigen Jahren werden sie Handelsreisen nach China auf eigene Rechnung machen. Sie besitzen Flinten und Kanonen, und endlich wird durch ihre Vermischung mit den Europäern und andern Nationen ihr ursprünglicher Character sich ändern, und von ihren alten Sitten und ihrer Kleidung wenig mehr übrig bleiben.

Raba-Leba, König der Insel Solor.

Aus Perons Reise.

Auch dieser Mann ist in seiner abentheuerlichen königlichen Landeskleidung abgebildet, wie er sich den französischen Seefahrern in seinem Prachtaufzug darstellte. Die Menschen dieses Stammes sind Abkömmlinge der Bewohner von Malakka, welche einst die Inseln eroberten, wovon Timor die Hauptinsel ist. Sie haben lange schwarze Haare und sind kupferfarbig. Die Weiber sind sehr regelmäßig gebaut, und die Männer ansehnlich. Der Character kühn und stolz.

Taf. 12. Ein Mädchen und ein Mann aus den Sandwichinseln.

Kaneena, ein Häuptling von den Sandwichinseln, ein schöner, wohl gewachsener, sechs Fuß hoher Mann, mit regelmäßigen, ausdrucksvollen Zügen, mit funkelnden, dunkeln Augen, voll Anstand und ungezwungenem Wesen. Er benahm sich besonders freundschaftlich gegen Capitain Cook. Die Kleidung ist sehr vortheilhaft. Sein Haupt ziert ein Helm von bunten Federn, über die Schultern hängt der Mantel von den Federn des rothen Baumlaufers der Südseeinseln (Dicaeum vestiarium, Cuv.), welchen nur die Oberhäupter tragen dürfen. Die gewöhnliche Kleidung der Insulaner bestuhnd sonst in dem Maro, einem Stück dicken Zeuges, meist von der Rinde des Papiermaulbeerbaumes, oft von verschiedener Farbe, welcher zehen bis zwölf Zoll breit ist, und um die Hüften gegürtet wird. Dies ist die tägliche Kleidung jedes Standes. Ihre Matten sind oft von zierlicher Arbeit, und von verschiedener Größe, meist fünf Fuß lang, und vier Fuß breit. Man wirft sie über die Schultern, und schlägt sie vorn zusammen; man bedient sich ihrer indeß meist nur im Kriege.

Das weibliche Geschlecht ist fast eben so gekleidet wie die Männer. Sie legen ein Stück Zeug um die Hüften, welches die Schenkel halb bedeckt, und die Mädchen lassen es bis auf die Waden gehen, wie ein kurzer Unterrock. Die Haare sind im Nacken kurz abgeschnitten, und vorn zurückgeschlagen. Der Halsschmuck besteht in Muscheln, oder rothen Bohnen; auch werden Kränze von getrockneten Blumen einer Art von Eibisch getragen, nebst einem andern schönen Putzstücke um den Hals oder in den Haaren, wie die Abbildung des Mädchens zeigt; es ist dies eine fingerdicke Schnur, mit in einander geschränkten kleinen Federchen dicht besetzt, so daß ihre Oberfläche dem feinsten Sammet gleicht, roth, mit gelben, grünen und schwarzen Ringen.

Taf. 13. Ein tatuirter Nukahiwaner.

Aus Krusensterns Atlas.

Das Tatuiren besteht in farbigen Punkteindrücken, welche auf die Haut angebracht werden, und allerley Figuren bilden, so daß sie wie ein Kleid am Körper liegen. Diese Sitte ist allenthalben auf allen Inseln der

Südsee gemein. Man findet zwar Spuren davon auf der südlichen und nördlichen Halbkugel, in Osten und Westen, in der alten und neuen Welt, aber nirgends hat die Kunst der Punktirung einen so hohen Grad erreicht, wie bey den Bewohnern der Marquesas- und Washington-Inseln. Die regelmäßigen Zeichnungen und Verzierungen, womit die Männer von Nukahiwa vom Kopf bis zum Fuß bedeckt sind, ersetzen bey diesen Menschen gewissermassen die Kleidung, die sie wegen des heißen Himmelsstriches gänzlich entbehren könnten. Die Vornehmen suchen sich durch diesen Schmuck eben so auszuzeichnen, wie bey uns durch die Kleidung. Das Geschäft des Tatuirens ist eine Kunst, welche einzelne Personen ganz allein treiben, und die Zeichnungen sind sehr künstlich. Man bedient sich dazu des Flügelknochens des Tropikvogels (Phaeton aethereus), der an dem einen Ende ausgezackt und zugespitzt wird, wodurch bald halbmondförmige, bald geradlinige, breite oder schmale Werkzeuge oder Tatuirspitzen entstehen, je nach dem sie der Künstler nöthig hat. Diese kammartig zugespitzten Knochen werden in ein Bambusstäbchen gesteckt, auf welches der Tatuirmeister mit einem andern Stabe so gelinde schlägt, daß die Spitzen derselben kaum die Haut durchdringen. Die Figuren werden erst auf den Körper mit einer Farbe gezeichnet. Ist die Verwundung geschehen, so wird die mit etwas Wasser zu einer dicken Farbe angeriebene Kohle des Brennnußkerns (Aleurites triloba) in die wunden Stellen eingerieben; es entsteht eine leichte Entzündung und ein Schorf, unter welchem, wenn er nach einigen Tagen abfällt, die bläuliche Figur zum Vorschein kommt. Die Menge der Figuren richtet sich nach dem Reichthum der Personen, da nicht ein jeder den Tatuirmeister zu zahlen vermag. Der Anfang wird gemacht, so bald der Nukahiwer ins Jünglingsalter tritt; dann aber werden alle drey oder sechs Monate neue Figuren beygefügt, und so können 20 und mehr Jahre hingehen, ehe der Körper ganz tatuirt ist. Auch die Weiber werden tatuirt.

Diese Völker sind auch noch Menschenfresser. In der Hungersnoth verzehren sie ihre Freunde, aus Haß und Gewohnheit ihre Feinde. Es hängt von den sogenannten Zauberern ab, zu bestimmen, ob, und wie viel Feinde erlegt werden sollen. Dem Sieger, der einen Feind getödtet hat, wird der Kopf zu Theil, er schneidet ihn sogleich ab, erweitert die Oeffnung des Hinterhauptknochens, und trinkt das Blut oder Gehirn aus. Ihre Kriege endigen sich oft, wenn nur einer oder ein Paar getödtet sind, welche dann von den Siegern aufgefressen werden. Oft auch lauern sie einzelnen auf, tödten und verzehren sie; ja sie schlachten oft in der Noth ihre eigenen Weiber und Kinder und verzehren sie, doch thun sie dies nur im äußersten Hunger.

Taf. 14. Neuholländer. (Nach Peron.)

1. Kour-Rou-Bari-gal. 2. Y-Erran-Gou-la-ga. 3. Oui-re-Kine.

Die Neuholländer gehören zu den rohesten Völkern, welche durchaus keine Cultur bis jetzt angenommen haben, ohngeachtet seit beynahe vierzig Jahren eine europäische Colonie dort sich angesiedelt hat. Sie gehen ganz nackt und nur über ihre Schultern hängen sie ein Kenguruhfell. Sie haben keine eigentlich gesellschaftliche Verbindung und leben mehr familien- als stammweise zusammen.

Aethiopischer Stamm.

Van Diemensländer. (Nach Peron.)

Taf. 15. 1. Grou-Agara. 2. Ara Meida.

Taf. 16. 1. Paraberi. 2. Ouriaga.

Die Diemensländer unterscheiden sich allerdings durch das schwarze kurze und krause Haar, welches sie oft roth färben, von den Neuholländern, und scheinen afrikanischer Abkunft und nicht malaischer; doch weichen ihre Gesichtszüge etwas von den Negern ab. Die Hautfarbe ist schwarz. Die Bewohner von Neuseeland haben viel

Aehnlichkeit mit ihnen, so wie die wilden Bewohner des Innern von Timor. Diese Menschen sind von grausamem und rohem Character, und haben ebenfalls noch wenig Cultur angenommen. Man nennt sie Papus, und weiß nicht, ob sie vom Negerstamme, und durch welchen Zufall sie so weit nach Süden verschlagen worden sind.

Taf. 17. Abbildung eines Mannes und Weibes von der Buschmanns-Rasse.

Die Buschmänner sind, wie die neuern Reisenden zu beweisen gesucht haben, wirklich eine eigene Nation des südlichen Afrikas, die sich von den Hottentotten, denen sie nahe verwandt zu seyn scheint, wohl unterscheidet. Den Namen Buschmänner erhielten sie von den Holländern am Kap, weil sie sich eine Art Nest in dichte Gebüsche bereiten. Die Farbe ihres Körpers ist nicht schwarz, sondern lohgelb; ihre Gesichtszüge sind häßlich, ihr Character grausam, heimtückisch aber feig. Sie sind, wie die Neuholländer, ohne alle Cultur, und leben ohne eigentliche gesellige Verbindung. Ihre Nahrung verschaffen sie sich durch die Jagd und den Raub; sie streifen im Lande umher und kommen oft bis in die holländischen Kolonien am Vorgebirge, und verheeren dieselben. Sie führen sonst ein höchst elendes Leben, wohnen in Höhlen, nur mit der Haut eines erlegten Thieres bedeckt, und sterben oft vor Hunger. Da sie sich von den erjagten Nahrungsmitteln keinen Vorrath auch nur auf wenige Tage aufbewahren, sondern alles auf einmal mit ungeheurer Gefräßigkeit verschlingen, so sind sie gar oft im Falle, wieder lange hungern zu müssen, und sich mit einigen Heuschrecken zu begnügen. Sie sollen jedoch sehr lange Hunger ertragen können, und sich den Bauch zuschnüren, um denselben in etwas zu vertreiben. Ihr kleiner Wuchs, ihre hagern Glieder, und ihre furchtbare Magerkeit sind sichtbare Zeichen des Hungers und Elendes, denen sie oft in ihren Wüsten ausgesetzt sind. Ihre ganze Industrie besteht im Flechten von Netzen, und im Vergiften ihrer Pfeile.

Die hier von zwey Seiten abgebildete Frau von der Buschmanns-Rasse brachte ein Engländer vor zehn Jahren nach Paris, in einem Alter von ungefähr 26 Jahren. Sie gab vor, an einen Neger verheurathet gewesen zu seyn; während 18 Monaten war sie in der Hauptstadt für das neugierige Publikum zur Schau aufgestellt, und starb nach dieser Zeit daselbst 1815 an einer Entzündung.

Ihre Geberden waren etwas seltsam und rasch, wie jene der Affen, und sie hatte die Gewohnheit, ihre Lippen herauszutreiben, wie der Orang-Utang. Ihr Ohr hatte auch viel Aehnlichkeit mit dem Ohr eines Affen. Sie war gewöhnlich munter, und hatte ein gutes Gedächtniß; nach mehrern Wochen erkannte sie eine Person wieder, die sie nur einmal gesehen hatte. Sie sprach ordentlich Holländisch, welches sie am Vorgebirge gelernt hatte, und auch etwas Englisch, und fieng an, einige Worte französisch zu reden. Sie tanzte nach ihrer Landessitte und spielte die Maultrommel ordentlich nach dem Gehör. Besonderes Wohlgefallen hatte sie an Halsschmuck, Gürteln und Glaskorallen, aber Branntenwein war ihr doch über alles. Ihre Größe war 4 ½ Fuß.

Was aber die Weiber dieser Nation besonders auszeichnet, das ist die große Menge von Fett, die sich an den Gesäßmuskeln sammelt, wodurch dieser Theil ein monstroses Ansehen bekommt. Er wächst so stark an, daß ein kleines Kind bequem wie auf einem Sattel darauf sitzen kann, und entstellt diese Weiber aufs häßlichste.

Der abgebildete junge Buschmann ist von einem englischen Schiffskapitain geraubt und in verschiedenen Städten Deutschlands gezeigt worden. In Hinsicht der gelb-braunen Hautfarbe, des platten Gesichtes, der engen und länglichten, gegen die Nase schief herablaufenden Spalte der Augenlieder, der kleinen eingedrückten Nase und der kugelig hervorstehenden Wangen gehört dieser Mensch der mongolischen Rasse an, aber seine aufgeworfenen Lippen und das gekräuselte schwarze Wollhaar nähert ihn der aethiopischen Rasse. Dieses Wollhaar zeichnet sich dadurch aus, daß es, wie bey den Pudeln, in einzelne kleine Löckchen gekräuselt ist, die wie kleine Zöpfchen abgesöndert stehen. Am kleinen Finger und der kleinen Zehe findet man eine Biegungsfalte weniger, als an den übrigen Fingern und Zehen, obschon drey Glieder zu fühlen sind.

Taf. 18. Eigentliche Neger.

Die eigentliche Stämmrasse des Aethiopiers, die Neger-Völker, bewohnen Afrika's heißeste Gegenden. Die schwärzesten Völker sind die Bewohner der Ufer des Flusses Gambia, und in der Sierra Leona. Der Schedel des Negers ist von den Seiten zusammengedrückt, die Stirn sehr zurücktretend, die Kinnladen hervorragend, das Kinn dagegen zurückweichend, die Augen vorstehend und groß, die Nase breit und aufgestülpt, die Lippen sehr wulstig und roth, die Wangenknochen ragen vor. Die Zahnhöhlenwand ist schmal und nach vorn verlängert, die obern Schneidezähne schräg vorragend. Das Haar schwarz, wollig und kraus. Die Wohnungen dieser Völker ziehen sich westlich von den caucasischen Völkern, und östlich bis zur Nordküste von Afrika. Durch die Fuhlaneger, die Hottentotten und die Caffern nähern sie sich der caucasischen Rasse. Auch auf den Andamaninseln wohnen wahre Neger. Die Jolofs sind die schwärzesten; auch findet sich ein rother Negerstamm. Die Negerstämme sind in der Cultur weit zurück, und man kennt weder ihre Geschichte, noch die Aehnlichkeit ihrer Sprachen. Der Gesichts- und Schedelbau nähert sie sehr den Affen, doch sind ihnen Geistesfähigkeiten nicht abzusprechen, wie man wohl aus Eigennutz hat thun wollen, um die Sclaverey zu entschuldigen, und der neu entstandene Negerstaat auf St. Domingo zeigt, daß es unter ihnen manche gute Köpfe giebt, welche den Europäern nicht nachstehen.

Man hätte allerdings noch mehrere characteristische Abbildungen von Menschen aus verschiedenen Rassen liefern können, allein die gegebenen scheinen die Verschiedenheit der Menschenstämme genug zu beweisen.

Schwer ist es wohl zu bestimmen, ob wirklich alle Menschen, wie die Bücher Moses uns belehren, von einem Menschenpaar, den bildlichen Menschen Adam und Eva, oder nach der Sündfluth von den Söhnen Noahs, Sem, Cham und Japhet abstammen? oder ob es nicht vielmehr aus der angeführten Bildung der verschiedenen Menschenrassen, welche sich in allen Climaten und unter allen Umständen, wenn sie sich nicht mit andern Rassen vermischen, gleich bleibt, sehr wahrscheinlich werde, diese Menschenstämme seyen von Anfang der jetzigen Schöpfung an, immer getrennt gewesen, und jeder Stamm habe seine eigenen Stammeltern gehabt; dann würde sich, was auch sehr wahrscheinlich ist, die Mosaische Angabe nur auf die caucasische Rasse beziehen. Auch die Sündfluth überschwemmte hauptsächlich die Wohnungen der caucasischen Rasse, und erstreckte sich wahrscheinlich nicht über die ganze Erde. Kein Naturforscher wird annehmen können, daß alle Thiere in die Arche Noahs eingegangen seyen. Die Thiere am Eismeer, die Thiere des südlichen Amerikas oder Neuhollands, werden kaum sich mit den Thieren Asiens vereinigt haben, und ungeheure Länder- und Meeresstrecken haben überschreiten können. Wenn nun aber die Thiere, welche diesen und andern Ländern eigen sind, dort geboren, dort vom Schöpfer geschaffen worden sind, kann die Allmacht Gottes nicht auch eben so leicht mehrere Menschenpaare an verschiedenen Orten seiner Erde erschaffen haben? Ist dieser Gedanke nicht den Begriffen der Allmacht Gottes eben so würdig, als wenn wir annehmen, von einem Menschenpaar her stammen alle Menschen.

Nie ist der Maure zum Neger geworden, obschon er seit Jahrtausenden Afrika bewohnt; und nie ist der Neger in die mongolische oder caucasische Rasse ausgeartet, wenn er auch Jahrhunderte unter diesen Völkern sich fortgepflanzt hat, und die Mittelrassen gehen immer wieder in die Hauptrasse über, wenn sie sich in verschiedenen Generationen mit derselben mischen. Der Mulatte wird nach der dritten oder vierten Generation mit dem Neger wieder zum Neger, mit dem Caucasier zum Caucasier, und die Urrasse stellt sich vollkommen her. Dies und noch viel anderes scheint zu beweisen, diese Rassen seyen Menschenarten, und haben von jeher bestanden. Dies aber näher auszumitteln, kann nicht der Zweck dieses Werks seyn.

Zweyte Ordnung der Säugethiere.

Vierhänder. Quadrumana.

Die Vierhänder stehen in Hinsicht ihres Baues dem Menschen unter allen Säugethieren am nächsten, und vorzüglich die erste Familie derselben, die eigentlichen Affen. Die vorzüglichste Verschiedenheit zwischen dem Menschen und Affen beruhet, wie schon ist angeführt worden, hauptsächlich auf den Theilen, welche zum aufrechten Gange dienen, und obschon wir den eigentlichen Grund nicht hinreichend erklären können, so liegt ganz gewiß die Ursache der höhern Fähigkeiten des Menschen, in intelectueller Hinsicht, vorzüglich im Bau des Schedels, dessen hohe Wölbung dem Hirn einen freyern Spielraum gestattet, als bey keinem andern Säugethier, während zugleich der zu Geistesfähigkeiten dienende Hirnüberschuß beym Menschen am größten ist. Wenn daher auch dieselben Theile des Hirnes beym Affen vorhanden sind, wie beym Menschen, so sind sie in einer andern Lage vorhanden und weniger entwickelt, und dies ist es vorzüglich, was den Affen in geistiger Hinsicht auf eine viel tiefere Stufe setzt, als den Menschen. Daß aber noch andere, noch nicht gehörig entwickelte Gründe vorhanden seyn müssen, welche die Säugethiere in intellectueller Hinsicht auf eine höhere oder niederere Stufe stellen, geht daraus hervor, daß Thiere, welche durch ihren Schedelbau, nach der obigen Annahme, daß die freyere Bewegung des Hirnes, oder die Wölbung des Schedels, hauptsächlich die Geistesanlagen bestimmen, tief unter den Affen stehen sollten, doch denselben nicht nur hierin gleich kommen, sondern sie noch zu übertreffen scheinen. Der Hund, der Fuchs, der Elephant haben eine von der menschlichen Bildung gar sehr abweichende Kopfform, und dennoch stehen sie auf derselben, oder einer noch höhern Stufe der geistigen Fähigkeiten, wie die Affen, und die Hunde wenigstens wiederlegen zum Theil den Satz, welchen einige Physiologen von so großem Gewicht hielten, daß je mehr der Gesichtswinkel, der eine Linie bilden würde, welche man sich von der Oberlippe an die Stirne gezogen denkt, vom geraden abweicht und spitziger werde, desto tiefer stehe das Thier in der Brutalität, desto mehr verschwinden die höhern geistigen Fähigkeiten. Schon beym Neger, dessen Gesichtswinkel sich auffallend dem der Orangs nähert, wollte man daher weniger Geistesfähigkeiten voraussetzen, was aber gar nicht erwiesen ist.

Weit gewisser ist es, daß im Baue zum ganz aufrechten Gange der Hauptpunkt liege. So ähnlich der Bau der Affen dem menschlichen ist, so unterscheidet er sich durch eben diesen verschiedenen Bau gar sehr von ihm. Die Affen haben wirklich vier vollkommene Hände, denn ihre Hinterfüße dienen eben so gut als Hände, als die Vorderfüße. An allen vier Füßen also hat der Affe vier Finger oder Zehen, nebst einem abstehenden Daum. Dieser Daum aber bezeichnet die Bestimmung des Gliedes zur vollkommnen Hand, oder zum Greifen. Die Nägel sind meist, wie beym Menschen, abgerundet, und können nicht zum Einschlagen oder Fassen dienen; sie sind, wie bey den Menschen, hauptsächlich zum Schutze der Fingerspitzen und zur Vervollkommnung des Getastes, welches bey den Affen fast eben so vollkommen in den Fingerbeeren zu sitzen scheint, als beym Menschen, vorhanden. Aber eben diese Bestimmung des Hinterfußes zur Hand, benimmt den Affen die Fähigkeit in verticaler Stellung, wie der Mensch, zu stehen oder zu gehen. Bey dieser Stellung setzt der Affe den Fuß bloß mit dem äußern Rande auf die Erde, dadurch verliert er die feste Basis zur gehörigen Unterstützung des Körpers, und das schmale Becken unterstützt auch die Eingeweide nicht genug, und indem dadurch die Schenkelköpfe näher an einander zu stehen kommen, so wird das Gleichgewicht nicht gehörig erhalten. Der aufrechte Gang ist daher nie der gewöhnliche, auch beym menschenähnlichsten Affen, er geschieht immer mit Mühe und kann ohne Beschwerde nicht lange unterhalten werden. Durch die Bildung des Hinterfußes zur wahren Hand aber haben sie die Fähigkeit, sich mit derselben so leicht, wie mit der Vorderhand festzuhalten, dadurch klettern sie mit bewundernswürdiger Schnelligkeit und Sicherheit auf Bäume. Der nicht so sehr gewölbte Kopf drückt beym Gehen auf vier Füßen wenig nach vorn, der Druck der Schwere des Hirnes ist gleichmäßiger vertheilt, und das Blut strömt beym Vorhalten des

Kopfes nicht in größerer Menge in denselben. Im Nacken steht überdies ein starkes Band, wie bey den übrigen Säugethieren, welches den Kopf zurückhält. Die Augen stehen breiter aus einander und hindern beym vierfüßigen Gang das Vorwärtssehen nicht. Aber an den Unterschenkeln fehlen die Waden, die Hinterbacken treten weniger vor, die Bieger der Unterschenkel befestigen sich weiter unten, sie erleichtern die Biegung, erschweren aber das Geradestrecken des Knies. Kurz alles ist beym Affen zum vierfüßigen und nicht zum aufrechten Gange geschaffen, und dies erniedrigt ihn zum Thiere.

Die Bildung des Schedels weicht sehr vom menschlichen ab, die Kiefer treten, auch bey den Orangs, als den menschenähnlichsten Affen, doch sehr vor, und die Stirne weicht um so mehr zurück, je mehr die Schnautze vorragt. Blumenbach hat in seinen naturhistorischen Abbildungen dieses sehr gut gezeigt, da er den Schedel des Orangs neben den Schedel einer schönen Georgianerin, als der nach unsern Begriffen schönsten Menschenform, abbilden ließ.

So wie die Bildung des Schedels vom menschlichen immer mehr abweicht, je mehr man von den Orangs abwärts geht, so weichen auch die Zähne in ihrem Bau immer mehr vom Menschen ab, und alle wahren Affen gleichen blos darin noch dem Menschen, daß sie nur vier Vorderzähne haben. Allein die Eckzähne weichen sehr von den menschlichen ab, und werden bey den Hundsköpfen endlich so groß, lang und spitzig, als bey den Raubthieren.

Sie besitzen übrigens, wie der Mensch, dreyerley Arten von Zähnen, nämlich Schneidezähne, Hauzähne und Backenzähne, welche aber nicht wie beym Menschen in einer ununterbrochenen Reihe an einander liegen, sondern Lücken zwischen sich haben. Alle Affen sind aber pflanzenfressend; indessen zeigen einige doch Begierde zum Fleisch, genießen Vogeleyer und Insecten, einige fallen sogar Vögel an und fressen sie.

Die Eingeweide gleichen sehr den menschlichen; der Magen hat dieselbe Gestalt; der Darmcanal verhältnißmäßig fast dieselbe Länge; die Augen stehen vorwärts; die Brüste stehen an der Brust; das Hirn hat auf jeder Seite drey Lappen, von welchen der hintere über das kleine Gehirn weggeht; die Schläfengrube ist durch einen knöchernen Vorsprung von derjenigen der Augenhöhle getrennt. Das Gesicht weicht gradweise sehr vom menschlichen ab, weil unten die Schnautze vortritt. Bey den meisten bildet sich ein Schwanz, der bey vielen länger ist als der Körper, und zum Greifen, wie eine fünfte Hand, dient. Die freye Bewegung der Arme gestattet ihnen eine Menge Bewegungen, welche den menschlichen ähnlich sind. An Schnelligkeit und Gewandtheit übertreffen sie den Menschen weit.

Die Sinne der Affen sind sehr fein, besonders Geruch und Geschmack; fast alles, was sie genießen wollen, beriechen sie erst, ehe sie es kosten. Das Getaste ist wie beym Menschen in den Fingerspitzen und scheint bey einigen fast eben so fein, als am Menschen, dadurch zeichnen sie sich vor allen übrigen Säugethieren aus. Ihre Finger sind aber einzeln nicht so beweglich, wie beym Menschen, doch ergreifen sie mit Leichtigkeit die feinsten Gegenstände damit, fangen die kleinsten Insecten, und ihre Hände sind sehr vollkommen.

Alle Thiere dieser Familie besitzen ein vortreffliches Gedächtniß, sind argwöhnisch, klug, machen eine Menge Gesticulationen und Grimassen. Beleidigt man sie, so machen sie drohende Gebärden, knirschen mit den Zähnen, beißen, kratzen, und viele sind sehr schlau und falsch. Einige sind sehr störrig, und im Alter fast ganz unlenksam, wie die wildesten Thiere, sehr boshaft; andere dagegen sind sehr sanft, gelehrig, einschmeichelnd, und gewöhnen sich leicht an Gefangenschaft. Viele können auch leicht zu Künsten abgerichtet werden. Die meisten sind unreinlich, ausschweifend, diebisch, äußerst leidenschaftlich und können ihre Begierden nicht im Geringsten bezähmen. Obschon sie vor Schlägen sich sehr fürchten, thun sie doch, was sie gelüstet. In den Wäldern, wo sie zu Hause sind, spielen sie die Herren, necken andere Thiere meist ungestraft, da ihre Schnelligkeit im Laufen, vorzüglich aber im Klettern, sie vor allen Gefahren gewöhnlich schützt.

Im Fortpflanzungstriebe sind sie fast alle sehr hitzig, einige abscheulich geil und unfläthig. Doch vermehren sie sich nicht sehr stark, und keine Art Affen wirft mehr als zwey Junge auf einmal, die meisten werfen nur eins, und zwey scheint Ausnahme zu seyn. Die Jungen beschützen sie mit außerordentlicher Sorgfalt, tragen sie auf den Armen und an den Brüsten, oder das Junge klammert sich am Halse der Mutter oder auf deren Rücken an, und wird von ihr und vom Vater geliebkoset. Die Eltern suchen den Jungen die Läuse und Flöhe aus dem Pelze,

welche dann mit großem Appetit verspiesen werden. Dennoch werden die Jungen von den Eltern in strengem Gehorsam gehalten, und ihre Unarten durch Schläge gestraft. Die Jungen bedürfen längere Zeit der Sorgfalt der Eltern, als bey andern Thieren und sind anfangs sehr zart. Es sind außerordentlich muntere und höchst posirliche Thierchen.

Die meisten Affen leben in der Freyheit in größerer oder kleinerer Gesellschaft, und meist friedlich unter einander, mit Fremdlingen giebt es aber oft Zank und Krieg.

Sie sind ihrer Schlauheit und Schnelligkeit wegen sehr schwer zu fangen, und alt meist schwer zu bändigen, indem sie große Stärke besitzen und sich durch Kratzen und Beißen vertheidigen.

Alle Affen bewohnen nur das Tropenclima beyder Welten, ungefähr die Palmenregion der Pflanzen, sie haben mit den Papageyen meist dasselbe Vaterland. Europa hat keine eingeborne Affenart, nur in seinem wärmsten Theile bey Gibraltar findet sich eine, wahrscheinlich aus Afrika herübergebrachte, Art wild. Neuholland hat gar keine Affen. Desto reicher ist das warme Amerika und Asien und ganz Afrika damit versehen.

Höchst merkwürdig ist es, daß eben so wenig Affen in der Vorwelt gelebt haben, als Menschen, denn man hat auch noch keine Spur von Ueberbleibseln von Affen gefunden. Nicht nur war also wahrscheinlich die Form des Menschen der Vorwelt unbekannt, sondern auch die verwandte Form der Affen, da doch in der jetzigen Schöpfung diese so außerordentlich zahlreich sind. Eben so wenig findet man Ueberbleibsel der zweyten Familie der Vierhänder, der Makis, so daß überhaupt die zwey- und vierhändigen Säugethiere ein Erzeugniß der jetzigen Schöpfung zu seyn scheinen, welche dadurch einen Schritt vorwärts zu höherer Bildung gethan hat. Ueberhaupt scheint jede neue Schöpfung, welche aus den Trümmern einer frühern hervorgieng, höher geschritten zu seyn, denn die Spuren früherer Schöpfungen und Erdrevolutionen, deren die Erde wohl mehrere erlitten hat, und wo bey jeder alle lebenden Geschöpfe, die vorher die Erde bewohnt hatten, zu Grunde giengen, zeigen, daß Anfangs keine andern Thiere auf der Erde lebten, als Schaalthiere und Polypen, und erst in spätern Zeiten Fische, Reptilien und endlich Vögel und Säugethiere entstanden waren. Das Wie oder Wenn wird uns freylich immer verborgen bleiben.

Man kennt die natürlichen Sitten sehr vieler Affen nicht anders, als aus den oft sehr unvollkommenen Nachrichten mancher Reisenden, welche oft mit Vorsatz vielleicht, oft auch durch fabelhafte Sagen und Erzählungen der Bewohner jener Gegenden, wo die Affen hausen, und ohne Sichtung des Wahren vom Falschen, alles aufschrieben, was sie hörten. So entstellte sich die Naturgeschichte dieser, gewiß auch ohne solche Uebertreibungen merkwürdigen Thiere, so sehr, daß es schwer hält, die Wahrheit aufzufinden, um so mehr, als jene mährchenhaften Erzählungen sehr oft abgeschrieben wurden, und in sogenannte Volksnaturgeschichten übergiengen, oder in Bilderbüchern zur Belehrung der lieben Jugend noch erzählt wurden, die sie dann mit vieler Erbauung las. Solche sind: Daß die Affen zuweilen Weiber und Mädchen entführt, und solche gezwungen haben, mit ihnen in der Wildniß zu leben; daß sie sich aus Laubwerk ordentliche Hütten bauen; daß sie alles nachahmen, was sie den Menschen thun sehen; daß man sie dadurch fange, daß man Stiefeln mit Harz inwendig beschmiere, dann vor ihren Augen solche anziehe, die geschmierten aber stehen lasse, welche sie dann anziehen wollen, und darin kleben bleiben, und eine Menge solcher Albernheiten mehr, welche hier nicht zu wiederholen sind, da sie der Einbildungskraft der Jugend eine ganz falsche Richtung geben. Lieber gewöhne man diese an Wahrheit, die Naturgeschichte bietet uns des Angenehmen, des Lehrreichen, des Merkwürdigen genug, wir dürfen das Falsche und Abentheuerliche nicht zu Hilfe nehmen. Die Affen üben menschenähnliche Handlungen ohne nachzuahmen, es ist ihr natürliches Thun, was sie zu solchen Gesticulationen antreibt, und die äußere Bildung des Gesichts und Körpers trägt wohl dazu bey, daß man in ihren Handlungen, wie in ihrem Körperlichen Aehnlichkeit mit dem menschlichen Treiben zu bemerken glaubt, aber um deßwillen kann man noch nicht sagen, sie ahmen alles nach. Der Affe ist schlau, hinterlistig, boshaft, leidenschaftlich in allen seinen Begierden, und wenn seine Handlungen etwas menschenähnliches hätten, so wäre er oft der Abdruck der schändlichsten Leidenschaftlichkeit, des unmäßigsten Verlangens, und der nicht gebändigten Begierden.

Nur wenige Arten halten die kältern Climate gut aus, und alle müssen im Winter an einem warmen Orte gehalten werden, wenn sie ihr Leben lange fristen sollen. Nur wenige pflanzen sich in Europa in der Gefangen-

schaft fort, und viele sind so zärtlich und frostig, daß sie unser naßkaltes Clima gar nicht ertragen, sondern sehr bald umkommen.

Obgleich die schon jetzt bekannten Arten sehr zahlreich sind, so ist es doch sehr wahrscheinlich, daß wir noch lange nicht alle Arten kennen, und daß in allen Welttheilen, wo Affen leben, dieselben noch viel zahlreicher sind, als wir wissen; jede neue Reise hat uns darüber auch neue Entdeckungen gebracht. Auch hier bemerkt der Naturforscher mit Erstaunen, wie oft eine Art der andern so sehr ähnlich und doch bestimmt von derselben verschieden ist, sich nur für sich fortpflanzt, andere Sitten, andern Character zeigt, und jede also sich als Art beweist. Genaue Beobachtungen der neuern Zeiten haben bewiesen, daß es in der freyen Natur keine Bastarde giebt, daß die Arten, welche sich am nächsten verwandt scheinen, sich doch nicht mit einander vermischen, die Arten also immer dieselben bleiben, so ähnlich sie sich einander seyn mögen.

Die Zahl der bekannten Affenarten belauft sich auf 143 bis 144. Linneus hat sie alle unter eine Gattung gebracht, allein die Verschiedenheit des Zahnbaues, die Abwesenheit oder die Länge und Beschaffenheit des Schwanzes, das Vorhandenseyn oder Fehlen der Backentaschen und Gesäßschwielen, der Bau der Hände und die Länge der Arme bietet uns so viele Verschiedenheiten dar, welche characteristisch genug sind, mehrere Gruppen oder Gattungen aufzustellen, welche hier angeführt werden sollen.

Zuerst zerfallen die Affen in zwey Hauptgruppen, nämlich: diejenigen, welche die sogenannte alte Welt bewohnen, und die Affen Amerikas.

Affen der alten Welt. Simiae catarrhini. (Geoffroy.)

Auf jeder Seite der Kinnladen stehen fünf Backenzähne, mit stumpfen Höckern auf ihrer Krone.

Die Nasenscheidewand ist schmal, die Nasenlöcher genähert.

Entweder gar kein Schwanz, oder er ist kurz, oder lang, niemals ein Greifschwanz.

Bey den meisten Arten Backentaschen und Gesäßschwielen. Bey den Weibchen fast aller Arten hat ein monatlicher Blutabgang statt.

Erste Gattung.

Orangs. Simia (Erxleben, Illiger.) Pithecus (Geoffroy.)

Die Schwänze kurz, der Kopf rundlich, die Stirne vorspringend, der Gesichtswinkel etwa 65 Grad; die Ohren mittelmäßig; menschenähnlich, die Arme von mittelmäßiger Länge. Sie haben keinen Schwanz, keine Gesäßschwielen, keine Backentaschen.

Es sind die einzigen Affen, deren Flügelbein, Leber und Blinddarm diesen Theilen des Menschen gleichen.

Taf. 19. **Der Orang-Utang.** Simia Satyrus.

Orang roux.

Drey bis vier Fuß hoch, der Körper mit langen rothbraunen Haaren besetzt. Die Arme reichen bey diesen Affen bis unter die Knie. Die Stirne ist so hoch, daß sie fast die Hälfte des übrigen Gesichts bildet. Ein Theil

des Gesichts ist wie die Hände und Fußsohlen von Haaren entblößt. Diese nackten Theile haben eine kupferröthliche Farbe. Die stärksten und dicksten Haare sind die auf dem Kopfe, welche in der Richtung nach vorn auseinander laufen. Der Körper ist stark; der Kopf dick, ablang, ohne Augenbraunengräthe, die Nasenlöcher öffnen sich nach unten; die Lippen sind sehr dünn und wenig bemerkbar, können sich aber verbreiten; die Zunge ist wie bey andern Affen weich; die beyden obern Schneidezähne sind breiter als ihre Seitenzähne; der Hals sehr kurz; Bauch groß; die Vorderhand gleicht der menschlichen, der Daum reicht nicht über das erste Gelenk des Zeigefingers hin. Die Hinterbacken sind nackt, aber nicht schwielig. Der Daum der Hinterhand sitzt sehr tief und bildet in seiner gewöhnlichen Lage mit den übrigen Fingern einen geraden Winkel, er ist fast ohne Nagel. An der Kehle hat Camper zwey häutige Säcke entdeckt und sehr gut beschrieben, sie stehen mit den Seitenhöhlen des Kehlkopfs in Verbindung und scheinen die Stimme zu dämpfen.

Dieser berühmte Affe ist bisher nur jung nach Europa gekommen, und keiner scheint mehr als drey Jahre alt gewesen zu seyn. Es ist daher sehr wahrscheinlich, und Cüvier hat es beynahe zur Gewißheit erhoben, daß der rothe Orang nur ein junges Thier des Pongo ist, welchen Wurmb zuerst beschrieben hat, und von welchem Audebert uns die schöne Abbildung des Sceletes liefert. Die Gründe, welche Cüvier anführt, sind folgende: Alle rothen Orangs, welche nach Europa kamen, hatten einen platten Schedel und sehr offene Gesichtswinkel, dies beweist, daß es junge Thiere waren, da bey den Affen, wie bey den Menschen, der Kopf sich sehr mit dem Alter verändert. Bey dem Scelet des Pongo im Museum zu Paris, welches bestimmt von einem alten Thiere ist, gleicht der Kopf sehr demjenigen des Orang-Utangs, nur ist alles stärker und die Knochenvorragungen rauher. Für die Gleichheit der Art zeugt ferner die gleiche Zahl der Wirbel, welche bey andern Affengattungen nach den Arten sehr abweicht: Die gleiche Form der Hände und Füße, und die Proportion der Arme zum Körper: Die Gegenwart der Kehlsäcke bey beyden und ihre ähnliche Form: Dasselbe Vaterland. Wenn der junge Pongo ein rothbraunes, der alte ein schwarzes Haar hat, so beweist dieses gar nichts, man bemerkt bey mehrern Affenarten eine solche Veränderung der Farbe durch das Alter. Wenn also, wie es höchst wahrscheinlich ist, diese beyden Thiere nur eine Art ausmachen, so muß die Gattung Pongo heißen, und der Pongo wird mit Recht vom Schimpanse getrennt und nähert die wahren Affen den Hundsköpfen. Freylich muß noch erwiesen werden, daß der Orang-Utang Backentaschen habe, welche man beym Pongo findet.

Die Naturgeschichte dieses sehr merkwürdigen Thieres ist aber um so viel verwirrter, als der Schimpanse und der Pongo so oft mit einander verwechselt wurden, obschon sie nicht blos als Art, sondern nach dem eben Gesagten sogar als Gattung verschieden sind. Die in Europa gesehenen oder beschriebenen Thiere waren alle sehr sanft, gelehrig, gar nicht wild; Eigenschaften, welche aber wohl zum Theil daher kommen mögen, daß alle noch jung waren.

Die Natur gab dem Orang-Utang wenig Vertheidigungsmittel, und nach dem Menschen ist vielleicht kein Thier mit so wenig natürlichen Waffen gegen Gefahren versehen, als diese Affenart. Allein die Natur scheint ihm vorzügliche intellectuelle Fähigkeiten gegeben zu haben, welche den Mangel natürlicher Waffen ersetzen. Immer aber giebt ihm seine Geschicklichkeit im Klettern ein sicheres Mittel seinen Feinden zu entgehen, wenn gerade Bäume in der Nähe sind, und davon scheint er nie weit sich zu entfernen. Man kennt wenig reine Beobachtungen über den Orang-Utang, da er immer mit dem Schimpanse verwechselt ward, und alle wurden an jungen Thieren gemacht. Capitain Decain brachte einen jungen Affen dieser Art im Jahr 1808 von Borneo nach Paris. Dieses Thier, welches bey seiner Ankunft nur etwa 15 bis 16 Monate alt war, zeigte dennoch eine bedeutende Entwicklung seiner intellectuellen Fähigkeiten. Der ganze Bau des Körpers ist zum Klettern eingerichtet, welches er mit eben so großer Fertigkeit thut, als sein Gang beschwerlich ist. Wenn er einen Baum besteigen wollte, so bediente er sich blos der vier Arme und nicht der Schenkel. Er gelangte leicht von einem Baume zum andern, so bald nur die Aeste einander berührten, so daß in einem nur etwas dichten Wald das Thier niemals zur Erde steigen muß. Seine Bewegungen waren im allgemeinen langsam, und wenn er auf der Erde gehen sollte, schien es ihm Mühe zu machen, dann stellte er seine Hände fest auf den Boden, erhob den Körper auf seinen langen Armen und schleppte nun denselben nach, indem er den Hinterfuß zwischen und über die Hände hinaussetzte, dann fixirte er

den Hinterkörper, und stützte sich wieder auf seine Vorderhände. Nur wenn man ihn unterstützte und bey der Hand hielt, konnte er auf den Hinterbeinen gehen, wobey er aber mit dem andern Arm den Boden doch berührte, und man sah ihn sehr selten den ganzen Fuß auf die Erde setzen, sondern nur den äußern Rand, als ob er seine Zehen vor jeder Reibung auf der Erde schützen wollte, wenn er aber den Fuß ganz aufsetzte, so waren die beyden letzten Gelenke der Zehen gebogen, und nur der Daum blieb ausgestreckt. In der Ruhe setzte er sich auf den Hintern, und schob die Beine über einander, wie die Morgenländer es beym Sitzen zu thun pflegen. Er legte sich bald auf die Seiten oder auf den Rücken, zog die Beine an den Körper, und kreutzte die Arme über der Brust. In dieser Lage suchte er sich zu bedecken, und zog alle Tücher, welche er finden konnte, über sich. Er bediente sich der Arme und Hände völlig wie der Mensch, brachte damit alle seine Nahrungsmittel zum Munde, selten ergriff er sie jedoch auch mit diesem; dagegen trank er immer mit dem Munde auf die Flüßigkeiten hingebogen, wie andere Thiere. Alles, was man ihm gab, beroch er zuerst und untersuchte es genau. Er fraß fast ohne Unterschied Früchte, Gemüse, Eyer, Milch, Fleisch, vorzüglich gern fraß er Brod, Pomeranzen und trank Caffe. Einst leerte er sogar ein Tintenfaß ohne Schaden aus. Er fraß übrigens zu jeder Stunde. Gesicht und Gehör waren sehr gut, doch boten diese Sinne nichts Auffallendes dar.

Um sich zu vertheidigen, biß er oder schlug mit den Händen drein, aber nur gegen Kinder war er böse, und mehr aus Ungedult, als aus Zorn. Im ganzen war er sanft und einschmeichelnd und liebte besonders Gesellschaft. Er freute sich, wenn man ihn liebkosete und küßte seine Bekannten recht eigentlich. Besonders gern berührte er die Finger seiner Bekannten, ohne von andern die seinigen gerne berühren zu lassen. Sein Geschrey kam aus der Gurgel und war scharf, er ließ es nie hören, als wenn er etwas lebhaft verlangte; dann waren alle seine Bewegungen sehr ausdrucksam, er schüttelte den Kopf, wenn er unzufrieden war, schmollte, wenn man ihm nicht gehorchen wollte; wenn er zornig war, so schrie er heftig und bezeugte den höchsten Grad des Zornes durch Wälzen des Körpers auf dem Boden.

Für seine Erziehung hatte man gar keine Sorge getragen, und so zeigte er sein ganzes Naturell ziemlich deutlich. Anfangs zeigte das Thier auf dem Schiffe sehr viel Mißtrauen in seine Kräfte, er gieng nie anders als wenn er sich an den Schiffsseilen oder andern Stützpunkten festhielt, stieg anfangs nie auf den Mast, als wenn man ihn zwang; als aber einmal Herr Decain hinaufstieg, dem er sehr zugethan war, so stieg er ihm nach, und that dies nachher von selbst oft.

Klugheit und List besitzt dieser Affe in hohem Grade; als er einst auf einem Baume im Garten war, und jemand hinauf steigen wollte, schüttelte er mit aller Macht die Aeste, um ihn zu hindern, und that dies so oft der Versuch wiederholt wurde. Gegen seine Umgebungen war er sehr zutraulich, und Gesellschaft scheint ihm Bedürfniß. Der Orang-Utang des Herrn Decain hatte eine ungemeine Liebe zu seinem Herrn und gab davon merkwürdige Proben. Einst traf er denselben noch im Bette an, in seiner Freude warf er sich auf denselben, umarmte ihn heftig, heftete seine Lippen auf seine Brust, und fieng an an der Haut zu saugen, wie er sonst an den Fingern ihm angenehmer Personen that. Er kannte die Stunde des Essens sehr genau, und forderte von seinem Herrn gerne Leckerbissen; kletterte zu diesem Zweck hinten auf seinen Stuhl, und wartete ganz still, bis er bemerkt wurde und man ihm etwas gab. Als einst Herr Decain aufs Land gehen mußte, kletterte er wie gewohnt auf den Stuhl, auf dem ein anderer Offizier saß, und als er bemerkte, daß es nicht Herr Decain sey, wollte er durchaus nichts fressen, sprang herunter, fieng an zu schreyen und mit dem Kopf an die Erde zu schlagen, auf welcher er sich herum wälzte. Dies Letzte that er immer, wenn er etwas lebhaft verlangte, und man es ihm abgeschlagen hatte. War er zornig, so erhob er von Zeit zu Zeit den Kopf, und hörte auf zu schreyen, um zu sehen, ob sein Geschrey einigen Eindruck auf die ihm nahe stehenden Personen mache, glaubte er ihre Blicke nicht günstig, so schrie er von Neuem. Die Einsamkeit gefiel ihm gar nicht, er suchte die Leute immer auf. Man hielt ihn in Ostindien in einem Zimmer, welches an das Besuchzimmer stieß, kaum hörte er jemand, so machte er geschwind den Riegel auf, der sein Zimmer verschloß; da dieser etwas schwer gieng, so stieg er auf einen nahe bey der Thüre stehenden Stuhl um desto mehr Kraft anwenden zu können, als man einmal, um ihn am Oeffnen zu hindern, den Stuhl wegnahm und in eine andere Gegend des Zimmers stellte, so holte er denselben geschwind wieder herbey und öffnete die kaum

verschlossene Thür. Er hatte eingesehen, daß er mehr Kraft habe, wenn er auf derselben Höhe mit dem Riegel stehe, und bemerkt, daß die Stühle tragbar seyen. Dieses Thier ist also sehr der Vervollkommnung und der Combination von Ideen fähig, mehr als kein anderes.

Nicht blos gegen den Menschen, sondern auch gegen andere Thiere hatte er Zuneigung, die ihm oft unangenehm vergolten wurde. Zwey junge Katzen liebte er sehr, und trug immer bald die eine oder andere unter dem Arm. Anderemal setzte er sie sich auf den Kopf, oft aber fürchteten sich die Katzen bey seinen verschiedenen Bewegungen und hielten sich mit den Klauen an der Haut des Affen fest, allein er ertrug geduldig die Schmerzen, untersuchte aber dann die Füße der Katzen, und als er die Klauen derselben entdeckt hatte, wollte er sie ausreißen. Die Lust, etwas auf dem Kopfe zu haben, zeigte er auch bey andern Gelegenheiten; oft bestreute er sich den Kopf mit Papierschnitzeln, mit Asche, mit Erde oder andern Dingen.

Wenn er mit Gabel oder Löffel essen sollte, so war er dabey etwas ungeschickt; aber er wußte sich sehr merkwürdig zu helfen: Wenn die Nahrungsmittel auf seinem Teller nicht in den Löffel gehen wollten, so gab er den Löffel dem Nachbar, damit er ihn fülle. Er trank auch sehr geschickt aus einem Glase, welches er mit beyden Händen hielt, und als er einst bemerkte, daß das Glas nicht im Gleichgewicht stehe, so unterstützte er es mit der Hand auf der Seite, wo es sich neigte.

Da er sehr empfindlich gegen die Kälte war, so gab man ihm eine Decke, in welche er sich einwickelte. Auf dem Schiffe nahm er alles, was ihm geeignet schien, Wärme zu geben, und wenn ein Matrose ein Kleidungsstück vermißte, so war er sicher, dasselbe im Bett des Affen zu finden. In Frankreich legte man die Decke alle Tage auf ein Rasenstück im Garten vor dem Speisesaal, um sie zu lüften. Nach dem Essen, welches er gewöhnlich an der Tafel mit einnahm, gieng er in den Garten, nahm die Decke auf seine Schulter, und brachte sie einem Bedienten, indem er ihm auf die Arme kletterte, um sie in seine Schlafstätte zu tragen. Einmal hatte man sie an einen Fensterflügel gehangen, vom Speisezimmer aus bemerkte der Affe sogleich, daß sie nicht an ihrem Orte sey, und suchte sie allenthalben, und als er sie entdeckte, brachte er sie, wie gewöhnlich, dem Bedienten.

Diese Beobachtungen, welche von Herrn Friedrich Cüvier herkommen, sind so merkwürdig und bezeichnen dieses Thier so, daß wir in der That über seine Fähigkeiten erstaunen müssen, welche demselben gerade nach dem Menschen eine Stelle anweisen, da kein Thier so viel Ueberlegung und Combination zeigt, als etwa der Elephant und der Hund, welche dem Orang-Utang hierin nahe stehen.

Die Beobachtungen des Herrn Vosmaer stimmen ganz mit denen des Herrn Cüvier überein und beweisen die Klugheit und Gelehrigkeit dieser Thiere. Sein Orang-Utang wußte mit der Hand den Stöpfel aus einer Bouteille zu ziehen, trank daraus, wischte sich auch nachher den Mund ab. Wenn er sich niederlegen wollte, machte er sich das Heu seines Lagers zurechte, schüttelte es tüchtig durch und machte sich ein Kopfküßen, wozu er einmal in einen Lappen Heu that und die Enden ordentlich über einander legte. Die Decke zog er ordentlich über den Körper und deckte sich warm zu. Er konnte das Schloß seiner Kette mit dem Schlüssel öffnen, und versuchte in Ermanglung dessen, das Oeffnen mit einem Stück Holz. Wenn er auf den Boden gepißt hatte, suchte er das Nasse mit einem Lappen wegzuwischen. Wenn man ihn mit beschmutzten Stiefeln besuchte, kehrte er sie mit einem Besen ab, löste Schuhschnallen und die verworrendsten Knoten mit den Fingern und Zähnen auf. Hatte er einen Stock in der Hand, so konnte man ihm denselben schwer nehmen, da er sich damit sehr wehrte. Man hat gesehen, daß er die Klammern mit einem Nagel auszuheben suchte. Braten und Fische aß er sehr gerne, aber nur gekocht; auf Insecten machte er nie Jagd. Er wußte mit der Gabel gut umzugehen, spießte zum Beyspiel Erdbeeren, welche man ihm auf einem Teller gab, an, und führte sie zum Munde, während er den Teller in der andern Hand hielt. Er hatte große Muskelstärke. Wein trank er sehr gern, und leerte einst einen Rest Malagawein rein aus, den er in einer Bouteille fand, die er dann unversehrt auf die Erde stellte.

Wenn aber wirklich der Pongo des Herrn Wurmb mit diesem Thiere eins ist, so sind diese Fähigkeiten um so auffallender, da diese Gattung sich den Hundsköpfen, deren intellectuelle Fähigkeiten weit geringer sind, gar sehr nähert. Wahrscheinlich würde das alte Thier, auch in der Gefangenschaft, sehr viel von seiner Sanftmuth verlieren.

Von seinen Sitten im wilden Zustand kennt man beynahe nichts gewisses, als daß dieses Thier in Gesellschaft lebt, stark und herzhaft ist, und sich mit Stöcken und Steinen vertheidigt.

Beym alten Pongo werden die Eckzähne sehr lang und stark, und stehen von den Vorderzähnen durch einen Raum getrennt, in welchen die von der andern Kinnlade passen. Die Schnautze wird sehr vorstehend, und am Kopf bemerkt man über den Augen und an der Pfeil- und Hinterhauptsnath Knochengräthen.

Das Vaterland ist das östlichste und wärmste Asien, vorzüglich Malacca, Cochinchina und die Insel Borneo.

Taf. 19. Der Schimpanse, der Troglodyt. Simia Troglodytes. Troglodytes niger (Geoff.) Troglodyte Chimpanzée.

Dieser Affe hat 32 Zähne, wie der Mensch, diese sind an einanderstehend, die Hau- oder Eckzähne wenig vorragend. Der Kopf rund; die Schnautze wenig vorstehend. Der Gesichtswinkel 50 Grade.

Die Arme mittelmäßig lang, sie reichen im Stehen nicht ganz an die Knie. Kein Schwanz. Keine Backentaschen. Keine Gesäßschwielen. Kein deutlicher Zwischenkieferknochen. Die Daumen ziemlich lang und abstehend. Das Haar schwarz oder braunschwarz. Die Größe soll nicht über 2 ½ Fuß steigen.

Der Körper ist ziemlich schlank; der Kopf mittelmäßig; die Stirne nicht über die Augenbraunen vorstehend, und nach vorn mit starken Augenbraunengräthen; die Schnautze etwas verlängert; die Augen groß; die Nase stumpf; der Mund breit; die Ohren sehr groß und in der Form den menschlichen ähnlich; die Eckzähne stehen kaum über die Schneidezähne vor, und ihnen sehr genähert; an den Lippen stehen einige Borstenhaare; die Arme stark, mittelmäßig lang; der Daum der Hände nicht weit zurückstehend und im Verhältniß zu den übrigen Fingern; die Brust weit; der Bauch platt und breit, wie beym Menschen; Hinterbacken nackt, nicht schwielig; der Daum der Hinterhände mit einem platten Nagel.

Der Hodensack fehlt am Männchen. Der Körper ist mit langen straffen schwarzen Haaren bedeckt; die auf den Schultern sind länger als die andern und fast zwey Zoll lang. Diejenigen des Vorderarms richten sich nach dem Ellenbogen hin. Gesicht nackt, braun, nur auf den Backen stehen schwarze Haare. Bauch fast nackt.

Dieser Affe ist unter allen am meisten zum aufrechten Gange gebaut, und steht dem Menschen im Aeußern noch näher, als der rothe Orang-Utang. Auch seine intellectuellen Fähigkeiten scheinen ihm gleich zu kommen, wo nicht ihn noch zu übertreffen.

Tyson, welcher einen solchen Affen in England sah, beschreibt ihn als das artigste und liebenswürdigste Thier. Am Bord des Schiffes, worauf er kam, umarmte er alle seine Bekannten mit der grösten Zärtlichkeit, aber mit andern Affen an Bord wollte er keine Gemeinschaft haben, und wich ihnen aus. Er trug manchmal Kleider und gewöhnte sich endlich ganz daran; einen Theil zog er ohne Jemandes Beystand an, und die übrigen brachte er in den Händen zu irgend Jemand von der Gesellschaft, damit er ihm beystehen möchte. Er legte sich ins Bett mit dem Kopf auf ein Kissen, und deckte sich mit einer Decke zu, wie ein Mensch.

In den Wäldern ihres Vaterlandes, wo sie gesellschaftlich leben, fallen sie die Reisenden zuweilen an, und werfen mit Baumästen nach ihnen. Sie gehen sehr oft aufrecht auf einen Baumzweig, wie auf einen Stock gestützt. Grandpre erzählt, es habe ein solcher Affe auf einem Schiffe den Backofen einheitzen gelernt, acht gegeben, daß keine Kohlen herausfielen, genau die Zeit bemerkt, wenn die Hitze groß genug zum Backen gewesen sey, und den Becker davon benachrichtigt, der sich auf ihn verlassen konnte. Er soll die Arbeiten der Matrosen verrichtet haben, die Segel zog er auf, band sie fest, und die Matrosen sahen ihn als ihres gleichen an. Als einst der Obersteuermann ihn sehr mißhandelte, hielt er die Hände mit flehender Miene zusammen, um die Streiche abzuhalten, weigerte sich aber von diesem Augenblicke an, Speise zu sich zu nehmen, und starb den fünften Tag darauf vor Hunger und Betrübtniß.

Ein solcher Affe, welcher Büffon angehörte, gieng fast immer auf den Hinterbeinen, selbst wenn er schwere Lasten trug. Seine Miene war etwas traurig, sein Gang gesetzt, seine Bewegungen abgemessen, seine Gemüthsart sanft. Ein Zeichen war hinlänglich, um ihm anzuzeigen, was er thun solle. Personen, welche ihn besuchten,

reichte er oft ernsthaft die Hand, und spazierte mit ihnen. Er setzte sich an den Tisch, nahm die Serviette auseinander, aß mit Löffel und Gabel, trank aus dem Glase, und stieß sogar an, wenn man ihn dazu aufforderte, wischte sich den Mund ab; er holte auf ein Wort von seinem Herrn, oft auch von selbst, Ober- und Untertasse, stellte sie auf den Tisch, that Zucker darein, schenkte Thee ein, ließ diesen abkühlen und trank ihn. Er that Niemandem etwas zu Leide, näherte sich jedem mit Vorsicht, in einer Stellung, als ob er um Freundschaft bitten wollte. Er aß fast alles, besonders gern aber reife und trockene Früchte, trank Wein, noch lieber aber Milch, Thee und süße Getränke. Er hatte eine große Zuneigung zu einer Dame gefaßt, welche manchmal Büffon besuchte, und war ganz eifersüchtig auf sie, es durfte sich ihr Niemand nähern, so bald er dies bemerkte, nahm er einen Stock oder Rohr, und fiel damit über die Person her. Blos Büffon konnte ihn dann beherrschen, und durfte nur eine Art Mißfallen darüber ausdrücken, so zog er sich zurück.

Man kann sie in ihrem Vaterland, wo sie allein lange leben können und gesund bleiben, zu allerley häuslichen Beschäftigungen abrichten, zum Wasserholen, Bratspießdrehen u. s. w.

Brosse hatte von einem Neger zwey junge Thiere dieser Art gekauft. Sie setzten sich an den Tisch, und gaben den Schiffsjungen durch Zeichen zu verstehen, was sie zu haben wünschten, und wenn diese nicht thaten, was sie wollten, so wurden sie zornig und suchten sie zu beißen. Dem kranken Männchen wurde einst zur Ader gelassen; so oft es sich nachher nicht wohl befand, deutete es auf den Arm.

Ein Prediger zog sich einen solchen Affen auf, der ihm allenthalben nachfolgte; wenn er in die Kirche gieng, mußte er ihn einsperren. Einst aber kam er unbemerkt in die Kirche, stieg auf das Schallbrett über der Kanzel und machte alle Handlungen des Predigers nach, die ganze Gemeinde fieng natürlich an zu lachen, worüber der Prediger böse wurde, und zu schelten anfieng, je mehr er aber gesticulirte, desto mehr that es auch der Affe und so wurde das Gelächter immer größer, bis endlich der Pater selbst den Affen erblickte und mit lachen mußte.

Daß diese Affen sich ordentliche Hütten erbauen, die sie auf Bäumen aus Zweigen verfertigen, scheint Uebertreibung zu seyn. Alles aber, was von Entführung von Negerinnen oder gar Negerknaben, erzählt wird, ist durchaus unwahr. Aber wenn die angegebenen Handlungen, von welchen ich mich bemühte das Unwahrscheinliche auszulassen, sich so verhalten, so muß auch dieser Affe, und mehr noch, als der vorige, dem Menschen an Fähigkeiten nahe kommen, so wie er jenen an äußerer Körperähnlichkeit zum Menschen übertrifft. Aber zum aufrechten Gange ist er eben so wenig ganz geschaffen, wie der vorige, und diese Eigenschaft bleibt dem Menschen ausschließend eigen.

Dieser Affe lebt in Angola, Congo und andern Gegenden von Afrika.

Zweyte Gattung.

Affen mit sehr langen Armen.

Gibbons. Hylobates.

Der Zahnbau ist wie bey den Troglodyten. Der Gesichtswinkel bildet etwa 60 Grad. Das Gesicht ist nackt, die Scheidewand sehr schmal. Keine Backentaschen. Gerändelte Ohren. Kein Schwanz. Die Hinterbacken nackt und schwielig.

Die Gibbons sind im Allgemeinen noch wenig bekannt, und die Länder nicht genau bestimmt, in welchen sie leben.

Die bekannten Arten sind:

Taf. 20. Der schwarze Gibbon. Hylobates lar.

Orang-Gibbon.

Mit grobem langem schwarzem Haar bedeckt, ein Kreis um Gesicht und Hände grau, die Stirne fast gar nicht hervorstehend; der Schedel nach hinten zusammengedrückt. Der Körper schlank; Kopf rund; Augen groß, tief liegend; Nase platt; Ohren fast wie beym Menschen gerändert; die Gesäßschwielen klein, sie entsprechen zwey Schwielen, welche auf dem Sitzbein stehen; die Vorderarme berühren fast den Boden, wenn das Thier aufrecht steht.

Kopf, Hals, Rücken, Seiten des Körpers und Schenkel schwarz; Obertheil der Hände grau, ebenso zieht sich um das ganze Gesicht ein schmaler Ring grauer Haare, welcher über die Augen, Backen und die Unterkinnlade weggeht; Kreis um die Augen, Nase und das Ende der Kinnladen nackt und braun; Ohren nackt und schwärzlich; Fußsohlen und Nägel schwarz.

Der gefangene Affe dieser Art, welchen Daubenton beschreibt, wog neun Pfund, war sehr zahm und sanft; daneben etwas melancholisch, nicht sehr lebhaft, zutraulich, und nahm alles, was man ihm gab, sehr sachte ab; man nährte ihn mit Brod, Mandeln und andern Früchten. Er war sehr empfindlich gegen Kälte, kletterte sehr gut. Er gieng immer aufrecht, auch wenn er auf allen Vieren gieng, da seine langen Arme den Boden berühren.

Man findet ihn auf den Molukken, an der Küste Corromandel und in Malacca.

Rafles erzählt die höchstmerkwürdige Thatsache, daß ein Gibbon, den er besessen, da er wegen Vergehen aus dem Hause geworfen worden, sich zweymal an einem Baum erhängt habe, das erstemal wurde er entdeckt und abgeschnitten, das zweytemal gelang der Versuch, sich zu töden.

Taf. 20. Der graue Gibbon. Hylobates Moloch.

Orang Wouwou.

Der ganze Körper hellgrau; das Gesicht schwarz. Sehr starke Gesäßschwielen. Er soll fast vier Fuß hoch werden, was man auch vom vorigen vermuthet.

Die Arme sind noch länger als am vorigen; die Gesäßschwielen stärker; das Haar weich, wollig und dicht; das Gesicht schwarz, mit einem dünnen Kreise grauer Haare umgeben; Füße, Hände, Ohren und Scheitel schwärzlich. Dieses Thier ist lebhaft, munter, posirlich. Es lebt vorzüglich im Bambusrohr, wo es sich auf die höchsten Halme begiebt und sich schaukelt. Man findet es auf den Molukken und Sundinseln, wo es sehr gemein ist. Er schreyt Wouwou.

Taf. 21. Der Siamang. Hylobates syndactylus.

Orang Siamang.

Der Pelz sehr dunkelschwarz, wollig und sehr dicht; unter der Gurgel steht ein großer nackter Fleck. Der Zeig- und Mittelfinger der Hinterfüße sind bis zum zweyten Gelenk mit einander verwachsen. Er kann bis auf drey Fuß sechs Zoll hoch werden.

Der Kopf ist mittelmäßig, platt; das Gesicht nackt und schwarz, am Stirnrande und am Kinn stehen röthliche Haare; die Augen liegen tief in ihrer Höhle; die Nase ist platt und breit; das Kinn wenig vorspringend; die Augenbraunen werden durch einige steife schwarze Haare gebildet; auf dem Gesicht, welches dunkelbraun oder schwärzlich ist, stehen einzelne feine weißliche Härchen zerstreut. Die Ohren sind ganz im Pelze verborgen; der nackte Fleck an der Gurgel kann sich vergrößern, wenn der Kehlsack sich erweitert. Die Arme scheinen des dichten Haares wegen sehr dick, sie reichen bis auf die Unterschenkel. Der Daum der Hände steht sehr weit zurück, ist dünne, steht stark ab, ist mit einem starken rinnenförmigen Nagel versehen. Der Zeigefinger fast so lang als der Mittelfinger; der hintere ist viel kürzer. Die Unterschenkel sind etwas krumm; die Füße etwas weniger lang als die Hände, mit einem langen abstehenden Daum mit breitem Nagel; der Mittelfinger wenig größer als die übrigen, und mit dem ersten bis an die Basis des ersten Gelenks verwachsen; der Hodensack des Männchens ist mit langen

geraden Haaren bedeckt, welche sich in einen Pinsel vereinigen, der oft bis fast an die Knie reicht; Brust und Bauch am Weibchen fast nackt. Raffles erzählt, daß er fast ganz weiße Affen dieser Art gesehen habe.

Man findet diese Affen sehr zahlreich auf Sumatra in Wäldern. Sie leben in großen Truppen, welche meist durch ein großes Thier derselben Art geleitet werden. Diese Truppen erheben bey Auf- und Untergang der Sonne ein entsetzliches Geschrey, welches man meilenweit hört. Die Bergbewohner werden dadurch jeden Tag auf die unangenehmste Art geweckt. Den Tag durch hingegen geben sie keinen Ton von sich, wenn man ihre Ruhe und Schlaf nicht stört. Es sind langsame und schwerfällige Thiere, welche ungeschickt klettern und springen, und man kann sie sehr leicht fangen, wenn man sie überraschen kann, allein sie sind so wachsam, daß dieses sehr selten geschieht, und bey dem geringsten ungewohnten Geräusche fliehen sie sogleich. Ueberrascht man sie auf der Erde, so kann man sich ihrer ohne Widerstand bemächtigen. Sie suchen zwar zu fliehen, sind aber dazu zu ungeschickt. Ihr Körper ist zu hoch und zu schwer für ihre kurzen und magern Schenkel, und neigt sich vorwärts, und ihre langen Arme sind wie Stelzen, auf welchen sie Sprünge machen, sie gleichen einem hinkenden Greise, den die Furcht springen lehrt.

So zahlreich aber ihre Truppe auch seyn mag, so verläßt sie doch die Verwundeten, es müßte dann ein Junges seyn. In diesem Fall hält die Mutter, welche es trägt, oder ihm doch nahe ist, stille, fällt auf dasselbe mit fürchterlichem Geschrey und geht mit ausgebreiteten Armen und offnem Rachen auf den Feind los, ohne ihm jedoch schaden oder seinen Streichen ausweichen zu können. Die mütterliche Liebe zeigt sich indeß nicht blos in Gefahr, sondern die Sorgfalt für die Jungen ist so groß, daß sie Bewunderung verdient. Düvaucel sah die Müttern ihre Kinder zu einem Fluße tragen, sie waschen, obschon sie schrien, sie trocknen und auf eine Art für die Reinlichkeit sorgen, wie wir für die, unserer eigenen Kinder sorgen Die Malayen behaupten, und Düvaucel bestätigt es, daß die Jungen, welche noch nicht gehen können, immer von den Eltern getragen werden, so daß das Männchen die männlichen, das Weibchen die weiblichen Jungen trägt. Ueber Paarung und Tragezeit ist nichts bekannt, da sie in der Gefangenschaft sich nicht begatten. So wild sie anfangs sind, so werden sie in der Gefangenschaft doch sehr bald zahm, aber sie bleiben immer furchtsam und zeigen weder Zutrauen noch Anhänglichkeit, man mag sie gut oder schlecht behandeln, sie bleiben sich gleich, und zeigen weder Haß noch Dankbarkeit. Ihre Sinne sind stumpf, und dieser Affe nimmt in Hinsicht seiner intellectuellen Fähigkeiten einen sehr niedrigen Platz unter den Säugethieren ein. Selbst sein Geschrey scheint wenig anzuzeigen. Den ganzen Tag sitzt er ruhig, die langen Arme über einander geschlagen, den Kopf zwischen die Beine gesteckt, nur zuweilen läßt er sein unangenehmes Geschrey hören, welches dem Kullern eines Truthahns etwas sich nähert. Kurz er zeigt keine Leidenschaften, und lebt in der größten Apathie, die nicht einmal durch den Hunger gestört wird.

Sein Geschrey wird durch einen großen kropfähnlich vorstehenden Kehlsack hervorgebracht, welcher sich ausdehnen kann, wenn das Thier schreyt.

Taf. 21. Der gelbe Gibbon. Hylobates agilis.
Orang agile.

Pelz braun, der Rücken gelb; die Stirne liegt sehr tief; die Augenbraunen sind sehr vorspringend; das Gesicht nackt, beym Männchen schwarzblau, beym Weibchen bräunlich. Die Augen sehr genähert; die Nase weniger platt als beym Siamang; die Nasenlöcher sehr breit und seitwärts geöffnet; die untern Backenzähne haben fünf Höcker; am Kinn stehen einzelne schwarze Haare; die Ohren sind zum Theil durch die langen und dichten weißlichten Backenbärte bedeckt, welche sich über den Augen in einen weißen Streifen vereinigen. An der Kehle sitzt kein Kehlsack; die Arme sind sehr lang und dünne; die Schenkel stehen nach außen; der Daum der Hinterhände ist lang und kann sich nach hinten biegen, die Zehen kurz; der Daum der Vorderhand dagegen sehr kurz, die Finger lang. Die Farbe ändert nach Alter und Geschlecht: das ganz junge Thier ist einfärbig weißgelb. Die Arme berühren beym Stehen die Füße.

Die Lebensart dieses Affen ist ganz derjenigen des Siamangs entgegengesetzt. Er lebt mehr einsam und paarweise, als in Truppen, ist viel seltener als der Siamang, und besitzt eine bewundernswürdige Lebhaftigkeit.

Mit der Schnelligkeit eines Vogels fliegt er gleichsam von einem Baume zum andern, kaum bemerkt er Gefahr, so ist er auch schon weit weg. Er klettert sehr schnell, ergreift die dünnsten Zweige und schaukelt sich hängend mehrere male, um Kraft zum Sprunge zu gewinnen, welcher oft bis auf 40 Fuß weit geht.

In der Gefangenschaft zeigt er übrigens eben so wenig vorspringende intellectuelle Fähigkeiten, als der Siamang, und wenn schon sein Körper schlank und seine Bewegungen schnell sind, so ist er doch weniger lebhaft als andere Affen, und man ahndet in seinen langen und dünnen Gliedern die große Muskelkraft nicht, welche er besitzt. Wie der Siamang hat er keine Stirne; dies ist vielleicht mit ein Grund seiner wenigen Fähigkeiten? Doch ist er mehr der Erziehung fähig, als der Siamang, und hat nicht die unbesiegbare Apathie desselben; er läßt sich in Affect bringen und besänftigen; flieht die Gefahren und schmeichelt sich ein; er ist gefräßig, neugierig, zutraulich und oft munter.

Obgleich er keinen Kehlsack hat, so ist sein Geschrey fast so stark, als das des Siamangs, ein Beweis, daß dieses Organ nicht allein da ist die Stimme zu verstärken, sondern noch andere Zwecke haben muß; sein Geschrey ist Wouwou. Er lebt, wie der vorige, in den Wäldern von Sumatra, und ist durch Herrn Düvaucel entdeckt worden. Die Größe ist zwey Fuß, acht Zoll.

Eine fünfte Art, der schäckige Gibbon, Hylobates variegatus, ist noch unbekannt, und der Gibbon Dunko der Herren Diard und Düvaucel scheint ein junger Agilis zu seyn.

Dritte Gattung.

Schlankaffe. Semnopithecus.

Die Schneidezähne sind sich fast alle gleich; nur sind die untern schmäler als die obern. Die Eckzähne sind nur wenig länger als die Schneidezähne und werden durch den Gebrauch schief abgestutzt. Der erste und zweyte obere Backenzahn hat nur einen Höcker; die drey folgenden haben vier Höcker. Der erste untere Backenzahn endigt mit einem einzigen stumpfen Höcker; der zweyte ist ähnlich, nur hat er eine etwas plattere Krone; der dritte und vierte haben vier Höcker; der fünfte hat ebenfalls vier Höcker, und hinten einen einfachen Ansatz.

Der Kopf ist rund; der Gesichtswinkel weniger spitzig als bey den Orangs; das Gesicht platt.

Die Glieder im Verhältniß mit dem Körper sehr lang; der Daum an der Vorderhand sehr kurz und zurückstehend.

Die Backentaschen sind klein. An den Hinterbacken stehen Gesäßschwielen. Der Schwanz ist außerordentlich lang und sehr dünne.

Sie bewohnen Ostindien und den indischen Archipel. Diese Gattung macht den Uebergang von den Gibbons zu den Meerkatzen. Die Bewegungen dieser Affen sind langsam, doch können sie vermittelst ihrer langen Glieder erstaunliche Sprünge machen.

Taf. 22. Der bereifte Schlankaffe. Semnopithecus pruinosus. Le Tchincou.

Die ganze Länge des Körpers bis zum Schwanze beträgt 2 Fuß, der Schwanz 2 Fuß 8 Zoll; die Höhe des Hinterkörpers 18 Zoll.

Der Pelz ist schwärzlich und wie bepudert oder mit Reif bedeckt, da die einzelnen langen Haare eine glänzend graue Spitze haben; das Gesicht ist nackt, schwarz, mit seitwärts stehenden Haaren umgeben; Hand- und Fußrücken sind schön schwarz, der Schwanz länger als der Körper, dünne und braun.

Dieser Affe zeichnet sich, wie seine Gattungsverwandten, durch den schlanken Körper und die schlanken sehr langen Glieder, durch die Kürze des Daums an der Vorderhand, den kurzen Hals und das platte Gesicht aus. Die Regenbogenhaut der Augen ist schön pomeranzengelb.

Die Jungen sind braunröthlich, und nicht schwarz. Die Indier nennen diesen Affen Houlman; er hat wie der folgende einen Luftsack unter der Kehle, der mit dem Luftröhrenkopf in Verbindung steht. Seine Backentaschen sind so klein, daß man sie kaum bemerkt. Der Blinddarm ist lang und aufgeblasen; die Leber bildet zwey ungleiche Lappen; die rechte Lunge hat vier, die linke drey Lappen.

Durch ihre langen Glieder können sie ungemein weite Sprünge machen, daher nennt man sie auch wohl Springaffen.

Die Braminischen Indier verehren diese Affen ganz vorzüglich, lassen sich von ihnen willig bestehlen, und freuen sich über ihre Diebereyen, und den Schaden, welchen sie in ihren Pflanzungen anrichten; die Affen ihrerseits benutzen die Vorurtheile der Indier und wohnen mitten unter den Menschen, welche sie gleichsam beherrschen; sie kommen in die Häuser und nehmen den Leuten die Speisen aus den Händen, welche ihnen schmecken. Es sind übrigens Thiere von großen intellectuellen Fähigkeiten, sie sind verschlagen und listig; lassen sich aber leicht zähmen, und sind dann zutraulich, einschmeichelnd und artig.

Taf. 22. Der rothe Schlankaffe. Semnopithecus melalophos.

Le Limepaye.

Pelz oben glänzend rothbraun, unten weißlich; hinter der Stirn steht ein Haarbusch von schwarzgrauen Haaren in Form einer Binde; der Schedel ist groß; Gesicht platt, blau; Nase sehr vorspringend, an ihrer Wurzel gefurcht. Die Haare des Pelzes sind lang und seidenartig. Lippen und Kinn fleischfarb; Augen braun; Hände oben und Gesäßschwielen schwärzlich. Das Haar der Backen bildet einen starken Backenbart, und ist seitwärts gerichtet. Der innere Theil der Glieder ist stärker behaart, als die obern Theile. Die Länge des Körpers bis zur Schwanzwurzel 18 Zoll, des Schwanzes 2 Fuß 8 Zoll, der Hinterschenkel bis zum Rücken 1 Fuß 4 Zoll.

Auch dieses Thier lebt auf Sumatra und hat einen bedeutend großen Schedel, daher mag es wohl kommen, daß, ungeachtet er hinter dem Orang-Utang zurücksteht, seine Fähigkeiten doch wirklich groß, und daß diese Thiere der Erziehung sehr fähig sind, und nur durch ihren Bau an Schnelligkeit des Körpers verlieren, wenn sie schon sehr gut klettern und noch besser springen. Ihr Charakter hat etwas ernstes und melancholisches, doch sind sie der Anhänglichkeit fähig, und ihr Betragen ist sanft.

Die übrigen zu dieser Gattung gehörigen Affen sind: Der Mohraffe, Cercopithecus maura; (wenn er wirklich eine vom bereiften Schlankaffen verschiedene Art ist.) der Entelle, Cercopithecus Entellus; der gemähnte Schlankaffe, Semnopithecus comatus, alle aus Asien. Der Mohraffe soll freylich in Afrika leben, es ist aber diese Angabe wahrscheinlich falsch, und nach F. Cüviers neuesten Ansichten sollen auch der Duk und der Kaho, die unter den Meerkatzen angeführt werden, hieher gehören.

Vierte Gattung.

Stummelaffe. Colobus.

Schnautze kurz; Stirn niedergedrückt. Der Körper lang und dünne. Die Extremitäten dünne, die Finger kurz. An den Vorderhänden nur vier Finger, ohne Daum. Der Daum am Hinterfuß abstehend, und sehr nach hinten gerückt. Schwanz länger als der Körper, dünne, am Ende buschig. Backentaschen. Gesäßschwielen. Gesicht nackt. Die Nasenlöcher nahe an einander.

Es sind drey Arten dieser Gattung bekannt, deren Characteere noch mangelhaft sind. Auch die Arten sind noch nicht gehörig unterscheiden, und vielleicht blos Altersverschiedenheiten. Nur im Leidner Museum steht ein solcher Affe, welchen Kuhl Colobus Temminkii nennt, er ist oben schwarz, Hände, Gesicht und Schwanz rostroth purpurfarbig, die übrigen Theile der Glieder lebhaft rostfarb, der Bauch rothgelb. Man hält dafür, Afrika sey das Vaterland der ganzen Gattung, und dieser vielleicht ein junges Thier. Es ist noch keine gute Abbildung von diesem Affen bekannt.

Fünfte Gattung.

Meerkatze. Cercopithecus.

Es sind Affen der alten Welt mit langen Schwänzen.

Der Kopf ist rundlich, die Stirne weicht nach hinten. Der Gesichtswinkel fünfzig bis sechszig Grade; keine Augenbraunengräthe; die Nase meist platt und öffnet sich oben an der Nasengrube; Ohren mittelmäßig; an den meisten Gesäßschwielen; Schwanz meist länger als der Körper. Augengruben mit plattem Rande. Eckzähne wenig vorstehend. Backenzähne mit vier Höckern.

Erste Famlie. Ohne Gesäßschwielen. Lasiopyga. (Illiger.)

Taf. 23. **Der Duk oder Kleideraffe.** Cercopithecus nemaeus.
Guenon Duc.

Dieser Affe zeichnet sich hauptsächlich durch den Mangel an Gesäßschwielen vor den übrigen Meerkatzen aus. Der Körper ist ziemlich dick; der Kopf klein und rundlich; die Ohren klein und nackt; die obern Schneidezähne gleich; die untern mittlern etwas länger als die Seitenzähne, welche quer abgeschnitten sind. Der Hals ziemlich kurz; die Arme reichen bis auf die Hüften; die Daumen, besonders an den Vorderhänden, sehr kurz, die Nägel rinnenförmig; der Schwanz dünne.

Dieser Affe, von welchem man nur ein Weibchen kennt, ist der bunteste von allen. Der Obertheil des Kopfes ist braun, mit einem schmalen rothbraunen Bande; die Backenbärte aus sehr langen Haaren bestehend, seitwärts gerichtet, schmutzig weiß, Unterhals eben so; Gurgel kastanienbraun; Schultern schwarz und von ihnen lauft eine schwarze Binde um die rothbraune Brust; Vorderarme bis zu den Fingerwurzeln schmutzig weiß; Finger mit einzelnen schwarzen Haaren; Hintertheil des Kopfs, Rücken, Seiten, Arme von der Schulter bis zum Ellenbogen graugrünlich; Schenkel schwarz; auf den Hinterbacken ein dreyeckiger weißer Fleck, der mit seinem untern Winkel den ebenfalls weißen Schwanz berührt; Unterschenkel und Obertheil der Füße lebhaft rothbraun. Die Haare am Vorderarm gehen gegen die Hand. Hand und Fußsohlen, Lippen und Augenkreise nackt und schwärzlich; übriges Gesicht röthlichbraun, mit rothbraunen Haaren.

Man findet diesen Affen, von dessen Sitten man gar nichts weiß, in Cochinchina.

Zweyte Familie, mit vorstehender Nase.

Taf. 23. **Der Kaho.** Cercopithecus nasica.
Le Kahau.

Der Körper dick, stark; der Kopf rundlich; die Nase sehr lang und breit, spitzig, obgleich niedergedrückt, die Nasenlöcher öffnen sich an ihrer Spitze nach unten, und sind durch eine Furche getrennt, welche die Nase fast

in zwey Flügel trennt; die Augen groß, auseinanderstehend; keine Augenbraunen noch Augenwimpern am untern Augenlied; Ohren rundlich, nackt, dünne, mit einem starken Ausschnitt am Rande; Mund breit; Eckzähne stark vorstehend; Hals kurz; Nägel, ausgenommen am Daum, rinnenförmig; Daumnagel platt und sehr breit; Schwanz mittelmäßig, am Ende mit längern Haaren.

Gesicht schwärzlich und nackt, wie die Nase; Pelz mit dichten kurzen Haaren bedeckt, rothgelbgrau, auf dem Rücken mehr braun, und gelblich gefleckt; die Haare am Kinn, Hals, Schultern länger; Vorderarme und Rücken der Hände, Schenkel und Fußrücken rothgelb graulich; Schwanz rothgelb; Hände- und Fußplatten und Nägel schwarz.

Diese Art lebt in Borneo in großer Gesellschaft in der Nähe der Flüße, sie ist wild, lebhaft, stark, und vertheidigt sich mit wildem Muthe, sie machen große Sprünge. Sie versammeln sich des Morgens und Abends in Truppen, und schreien Kaho, daher der Name.

Dritte Familie. Mit großen Gesäßschwielen, platter Nase und langen Schwänzen.

Taf. 23. ### Die Mone. Cercopithecus Mona.

La Mone.

Der Kopf klein und rundlich; die Schnautze dick und wenig vorstehend; Augenlieder, Lippen und Nase nackt und fleischfarb; Raum zwischen den Augen blaulich. Scheitel goldgrün glänzend; Rücken und Schultern schön kastanienbraun, schwarz besprengt; Obertheil der Schenkel und des Schwanzes schiefergrau ins Schwarze übergehend; Hals, Brust, Bauch, innerer Theil der Arme und Schenkel glänzend weiß; auf jeder Seite des Gesichts strohgelbe Backenbärte; vom äußern Augenwinkel gegen das Ohr hin, und von da auf die Schultern und Arme geht ein schwarzer Streif; zu beyden Seiten des Schwanzes zwey blendend weiße Flecken; die Haare um die Gesäßschwielen röthlich; Schwanz schwärzlich, über den Rücken stehend, Hand und Fußsohlen nackt, braun; Nägel kurz, platt, schwärzlich.

Die Mone ist sehr sanft, lebhaft, munter, fast immer in Bewegung, einzelnen Personen ist sie eben nicht sehr zugethan, aber mit allen freundlich, wird nicht leicht böse, läßt sich gerne schmeicheln, und zeigt dabey gar nicht jene Unverschämtheit, welche die meisten Affen so unangenehm macht, auch macht sie nicht so häßliche Grimassen, wie andere Affen. Sie kommt wahrscheinlich aus Afrika, und von ihren Sitten im Freyen ist wenig bekannt. Sie gewöhnt sich leicht an unser Clima.

Taf. 23. ### Die weißnasige Meerkatze. Cercopithecus petaurista.

Le blanc nez.

Der Kopf rund; die Ohren groß; Haar an Stirne und Backen kurz; das Gesicht mit kurzen schwarzen Härchen bedeckt; die Lippen dünne; Scheitel, Oberrücken, Hals, Seiten und Aeußeres der Glieder, Vordertheil der Schenkel und Obertheil des Schwanzes mit braun, schwarz und gelb geringelten Haaren, welche grünlich erscheinen; die Lippen nackt und braun; Nasenwurzel schwarz; auf der Nase ein weißer Fleck, der durch sehr kurze dicht stehende Härchen gebildet wird; Unterhals und Seiten des Kopfs bis unter die Ohren, Brust und Bauch weißgelblich; nach unten mehr röthlich; Inneres der Extremitäten graubraun; der untere Theil des Schwanzes schmutzig weiß. Vorderhände schwarz.

Vaterland, nach Geoffroy, die Küste von Guinea.

Wie die Mone ist dieser Affe ein allerliebstes Thier, immer munter, spielend, nie falsch, einschmeichelnd, vertraut mit Personen die er kennt. Er gewöhnt sich leicht an die Gefangenschaft und an unser Clima. Von seinen eigenthümlichen Sitten in der Freyheit ist nichts bekannt.

Taf. 24. Der grüne Affe. Cercopithecus sabaeus.

Le Callitriche.

Der Körper stark, doch schlank, hat einige Aehnlichkeit mit dem des Malbruck; der Kopf mittelmäßig; Schnautze etwas vorstehend; der obere Theil der Augenhöhle und Nasenwurzel sehr vorstehend; Ohren groß. Der ganze Oberkörper gelbgrün; äußere Schenkel mehr grau. Der Schwanz endigt mit einem Pinsel von gelblichen Haaren; alle untern Theile des Körpers und das Innere der Schenkel gelblich weiß; Backenbart stark und gelblich, langhaarig, die Haare ausgebreitet; Ohren, Gesicht und Hände schwarz. Hodensack grünlich.

Dieser schöne Affe lebt in großer Gesellschaft am Senegal und andern Gegenden Afrikas. Er ist leicht zähmbar, doch zeigt er weit mehr Falschheit als die vorigen Arten, und hat nicht das Muntere, Angenehme und Posirliche. Auch in der Freyheit sind diese Affen still und geben keinen Laut von sich, doch sind sie dann sehr lebhaft. Adanson erzählt, er habe einen solchen Trupp nicht eher bemerkt, als bis sie auf ihn Baumzweige herabgeworfen. Flintenschüsse vertrieben sie nicht, erst als in weniger als einer Stunde drey und zwanzig getödtet worden, verbargen sich die übrigen oder flohen. Man bringt ihn häufig nach Europa, und er gewöhnt sich leicht an unser Clima.

Taf. 24. Der Mangabey. Cercopithecus aethiops.

Le Mangabey à Collier.

Pelz braun ins Graue spielend, oder fast schiefergrau; Scheitel rothbraun; obere Augenlieder weiß; von den Augen erstreckt sich eine weiße Binde auf jeder Seite bis an den Hals, und bildet ein weißes Halsband. Backenbart und Unterleib weiß.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß er nur eine Varietet des rußbraunen Mangabey sey, welchem einzig das Halsband fehlt, und dessen Farbe am obern Theil des Körpers schwarzgraulich oder rußbraun ist. Bauch und innerer Theil der Schenkel sind ebenfalls weiß. Der Mangabey mit dem Halsbande ist aber in Sammlungen häufiger anzutreffen, als der andere.

Für das Vaterland dieses Affen wird Aethiopien angegeben.

Sie sind in der Gefangenschaft ziemlich gutmüthig, munter, werden nicht leicht böse, und drücken ihre Begierden besonders durch eine eigene Bewegung der Oberlippen aus, wobey sie die Zähne zeigen.

Taf. 24. Der blaumäulige Affe oder Schnurrbart. Cercop. cephus.

Le Moustac.

Der Körper schlank; Kopf rundlich, Schnautze nicht lang, die Nase an ihrer Wurzel zwischen den Augen etwas vorspringend; Gesicht schwarzblau; über die Oberlippe lauft eine weiße Linie, wie ein Schnurrbart; diese Stelle ist ganz nackt; um den Mund ein Kreis schwarzer Haare; die obern Theile des Körpers und die äußere Seite der Glieder braungrünlich gedüpfelt, da die Haare braun und grün geringelt sind; die Backen sind mit schwarzen Haaren bedeckt; außen an jedem Auge ein weißer Fleck; auch die Ohren sind mit weißen Haaren umgeben; die Vorderfüße dünkler; die hintern etwas heller; die Gegend unter dem Kinn schmutzig weiß; Bauch und Inneres der Glieder grau weißlich, an den Gliedern mehr rein grau; Schwanz lang, dünne, an der Wurzel braun, an der Spitze rothbraun.

Länge des Körpers bis zur Schwanzwurzel 1 Fuß, des Schwanzes 1 Fuß 7 Zoll.

Dieser schöne Affe lebt truppweise in Guinea, ist sehr lebhaft, und ungestühm in seinen Bewegungen, läßt sich aber leicht zahm machen, ist dann artig, einschmeichelnd, reinlich, und nicht boshaft. Er klettert wie alle diese Arten sehr behende und leicht, und lebt von Baumfrüchten und Kräutern; unser Clima hält er ziemlich gut aus.

Die übrigen bekannten Affen dieser Abtheilung sind:

Der Patas. Cercopithecus ruber.
Die goldhaarige Meerkatze. Cerc. auratus.
Die Schwarznase. Cerc. Talapoin.
Der Großbart. Cerc. latibarbatus.
Das Weißmaul. Cerc. nictitans.
Die gekrönte Meerkatze. Cerc. pileatus.
Die Diana. Cerc. Diana.
Der Malbruck. Cerc. Faunus.
Die graue Meerkatze. Cerc. griseus.
Die rußige Meerkatze. Cerc. fuliginosus.
Der Atys. Cerc. atys.
Die weißgraue Meerkatze. C. albocinereus.
Der Rothafter. Cerc. pygerithraeus.

Sechste Gattung.

Magot. Inuus.

Unter dem Namen Makak, Macacus, trennt Desmarest von den Meerkatzen mehrere Affen, welche man bald zu den Magots, bald zu den Meerkatzen, bald zu den Hundsköpfen gezählt hat.

Die Hauzähne sind sehr stark, besonders bey den Männchen; ein Raum trennt sie von den Vorderzähnen zur Aufnahme der entgegengesetzten der untern Kinnlade.

Der erste und zweyte Backenzahn haben zwey Höckerchen auf ihrer Krone, die andern drey haben vier, ausgenommen der letzte in der untern Kinnlade hat deren fünf, und endigt mit einem platten Anhang, der ihn bedeutend größer macht.

Der Kopf ist stark; die Augenbraunengräthen sind sehr entwickelt, und bilden an der Augenhöhle einen erhabenen, doch ausgeschnittenen Rand; die Stirne ist flach; die Schnautze breit und vorspringend; die Augen stehen nahe beysammen und gleichen den menschlichen.

Der Gesichtswinkel ist 40 bis 45 Grade.

Die Nasenlöcher sind schief und öffnen sich oben an der Schnautze.

Die Ohren haben eine verlängerte aber nicht vertiefte Muschel, sind nackt, mit dem obern und hintern Rande am Kopfe anliegend, hinten eckig.

Sie haben Backentaschen. Die Lippen sind dünne, sehr ausdehnbar; die Zunge weich.

An den Hinterbacken sitzen große Gesäßschwielen.

Der Schwanz ist mehr oder minder entwickelt, oft kaum ein Drittheil des Körpers lang, und bey einer Art durch einen einfachen Höcker bezeichnet.

Die zu dieser Gattung gehörigen Affen haben einen starken Körper, sind sehr behende, besitzen große intellectuelle Fähigkeiten, sind in der Jugend sanft und zutraulich, im Alter sehr falsch und boshaft, unartig und fast unlenkbar. Sie leben in großen Gesellschaften, und thun in angebauten Gegenden vielen Schaden.

Taf. 25. **Der gemeine Affe.** Inuus ecaudatus.
Le Magot africain.

Der Kopf ist rund, die Nase sehr platt; die Nasenlöcher gleichen zwey Spalten, welche eine gegen der andern einen rechten Winkel machen; die Schnautze breit und vorspringend; Augen klein und nahe an einander, unter stark vorstehenden Augenbogen. Die Eckzähne stark; die Stirne flach; die Ohren nackt; Hals kurz; Körper dick; Gesäßschwielen sehr stark, aber nicht ganz nackt; Hände und Füße mit platten Nägeln; der Daum an den Füßen stärker als an den Händen. Sehr große Backentaschen. Kein Schwanz, nur eine Warze statt desselben. Der

ganze Obertheil des Körpers gelbgrünlich, ins Goldgelbe spielend, Untertheil graugelblich. Gesicht und Inneres der Hände fleischfarb blaulich. Das Weibchen ist kleiner; die Eckzähne nicht viel länger als die Vorderzähne.

Dieser Affe, welcher in ganz Afrika gemein ist, lebt selbst in der Gegend von Gibraltar, wohin er doch wahrscheinlich von Afrika aus zur Zeit der Mauren, vielleicht schon viel früher, gekommen ist. Er ist der gemeinste von allen Affen, die nach Europa gebracht werden. Jung läßt er sich zu Künsten leicht abrichten, wird aber im Alter böse und sehr falsch, und kann nur durch Schläge in Ordnung gehalten werden, besonders das alte Männchen. Er ist äußerst lebhaft, in seinen Leidenschaften sehr heftig und ungestühm, unverschämt, boshaft. Seine Munterkeit verliert sich aber bald, wenn er hart gehalten wird, er verfällt dann in eine Art von Stupidität, und nicht selten in Abzehrung. Auf dem Hintern sitzend, die Arme auf die Knie gestützt, die Hände hängend, verfolgt er dann mit dummem Blick die Bewegungen der Personen, welche außer seinem Gefängnisse sich befinden, und wenn nicht Bedürfniß der Nahrung und Drang zur Befriedigung seiner Bedürfnisse von Zeit zu Zeit einträten, so würde er ein wahres Pflanzenleben führen. In der Freyheit zeigt er sich als ein Thier von großen Fähigkeiten, ist lebhaft, launig, listig, dreist, er reißt bald die Herrschaft über andere Thiere seines Aufenthalts an sich, lebt in großen Truppen vereinigt in Wäldern, greift offen seine Feinde an, und verjagt sie durch seine Menge und Geschrey. Nur die mittlern Katzenarten haben sie als Feinde zu fürchten, welche die Bäume in der Stille der Nacht leise beklettern und sie zuweilen überraschen. Egypten und die Barbarey scheinen am meisten von dieser Art bewohnt zu seyn.

Sie laufen immer auf vier Füßen, klettern aber geschickter als sie laufen, und besteigen die Bäume mit bewundernswürdiger Schnelligkeit. Sie schlafen entweder auf der Seite liegend, oder auf dem Hintern sitzend, den Kopf zwischen die Schenkel gesteckt. Sie gewöhnen sich in der Gefangenschaft leicht an jede Nahrung, ziehen aber Obst, Kartoffeln, Rüben, Brod, allem vor. Die Stimme ist stark, rauh und unangenehm. Im Zorne bewegen sie die Unterlippe sehr schnell, machen oft lächerliche Grimassen, und fletschen mit den Zähnen. Durch ihre Zähne und Nägel sind sie selbst dem Menschen gefährlich.

Sie werfen nur ein Junges, welches sie mit der zärtlichsten Sorgfalt behandeln. Sie gewöhnen sich so leicht an unser Clima, daß sie sich in der Gefangenschaft fortpflanzen. Sie bleiben aller Erziehung ungeachtet immer unreinlich. Sie sind sehr begierig nach Läusen und andern Insecten, und können eine ziemliche Kälte ertragen.

Taf. 25. Der Rhesus. Inuus Rhesus.

Le Rhesus.

Mit kurzem, an seiner Wurzel geruntzeltem Schwanz. Obertheil des Körpers schön graugrünlich, Arme und Beine grau; an den Oberschenkeln lebhafter mehr ins Goldgelbe spielend. Gurgel, Hals, Brust, Bauch und Inneres der Schenkel rein weiß; Schwanz oben grünlich, unten grau. Gesicht, Ohren, Hände sind hell kupferroth und ganz nackt. Gesäßschwielen lebhaft roth, und diese Farbe, die bis zum Ursprung des Schwanzes und an Bauch und Schenkel geht, ist um so lebhafter, wenn die Begattungszeit eintritt. Das Haar ist sehr weich und seidenartig, auf dem Rücken sehr dicht, am Bauche dünn. Zwischen den Augen an der Nasenwurzel steht eine kleine Warze, welche gegen der Brunstzeit wächst, und nachher wieder abnimmt. Den kurzen Schwanz trägt er im gehen meist gerade, mit der stumpfen Spitze nach unten gebogen.

Dieser Affe lebt in Ostindien in großen Haufen in den Wäldern am Ganges, ist jung artig und gelehrig, wird aber im Alter böse und falsch, und hat also das Naturell der ganzen Gattung. Ein Weibchen in der Menagerie in Paris hatte zwey junge Chinesermützen in große Affection genommmen, hielt sie sehr reinlich, liebkosete sie, und setzte sich selbst allen Gefahren aus, um sie zu vertheidigen. *)

*) Der Schweinschwanzaffe, Inuus nemestrinus, gleicht dem Rhesus sehr, ist aber bestimmt von ihm verschieden; diese beyden kommen in den systematischen Werken unter den Namen Simia platypygos, Maimon, und Sphingiola vor.

Taf. 26. **Der Wanderu.** Inuus Silenus.

Le Ouanderou.

Schwarz, mit grauer Mähne und grauem Bart; der Schwanz mittelmäßig lang mit einer langen Haarquaste am Ende.

Der Körper nach hinten schlank, der Kopf scheint dagegen wegen der Mähne und dem Bart sehr groß. Die Haare des Pelzes sind kurz, auf dem Rücken, den Seiten und den Gliedern schwarz; Bauch dunkelgrau; Gesicht schwarz; die Haare der Mähne und des Bartes sind grau, etwas gekraust.

Dieser Affe lebt in Ostindien, und kommt selten nach Europa. Jung ist er, wie die andern Affen dieser Abtheilung, in der Gefangenschaft sehr sanft und artig, alt wird er dagegen launig, böse und höchst ungezogen. Er scheint in Wäldern von Blättern und Früchten, entfernt von den menschlichen Wohnungen zu leben, und an angepflanztem Land wenig zu schaden; es ist aber von seiner Lebensart wenig bekannt.

Die übrigen Affen dieser Gruppe sind: Der Tocke, Inuus radiatus aus Ostindien. Der Makak, Inuus cynamolgus. Der indische Makak, Inuus maurus. Die Chinesermütze, Inuus sinicus, aus Ostindien, und endlich eine achte noch unbestimmte Art aus Indien.

Siebente Gattung.

Paviane, Hundsköpfe. Cynocephalus. (Illig.) Papio. (Geoffr.)

Die Eckzähne sind sehr stark, lang und vorstehend. Der letzte untere Backenzahn hat einen Anhang.

Kopf und Schnautze sehr verlängert; daher der Kopf einem Hundskopfe ähnlich, die Nase am Ende wie abgestutzt, und die Löcher am Ende derselben.

Der Gesichtswinkel 30 bis 35 Grade.

Die Augenbraunen, Pfeil und Hinterhauptgräthen sehr entwickelt. Der Augenrand ausgeschnitten. Das Gaumenbein stark aufgetrieben. Das Gesicht mit starken Längsfurchen. Die Stirne sehr zurückstehend. Die Ohren platt und eckig. Backentaschen. Arme und Beine fast gleich lang.

Auf den Hinterbacken breite, nackte Gesäßschwielen.

Der Schwanz ist bald sehr lang, erhebt sich an seiner Wurzel und hängt dann schlaff herunter, bald sehr klein, dünne und perpendicular auf dem Körper stehend.

Die Arten dieser Gattung haben viel ähnliches mit einander, und zeigen leicht die Gattungscharactere. Alle erreichen eine bedeutende Größe, fast wie diejenige des Wolfes. Sie sind sehr stark, die Arme dick und grob. Der Character ist wild und unbändig. In wenig Augenblicken gehen sie ohne sichtbare Ursache von Schmeicheley zu Drohungen, zum Zorn und zum Beißen über, sind daher immer falsch und zu fürchten. Oft übernimmt sie der Zorn so sehr, daß sie an den Folgen ihrer Wuth sterben.

In der Freyheit entwickeln sich ihre intellectuellen Fähigkeiten viel mehr. Sie sind schnell in ihren Bewegungen, merken leicht Gefahren und entgehen mit Klugheit gelegten Fallstricken. Obschon grausam, greifen sie nur von Ferne an, schreyen drohend, werfen Baumäste auf ihre Feinde, und verwüsten oft so schnell eine Pflanzung, daß selbst die größte Wachsamkeit daran nicht hindern kann. So bald sie in Gefahr sind, bedienen sie sich mit Vortheil ihrer Waffen. Jung lassen sie sich zähmen, sind artig, posirlich und selbst schmeichelnd, alt aber werden sie immer wild, böse, und gehorchen nicht mehr.

Sie sind äußerst ausschweifend in ihren Begierden, voll der schändlichsten Geilheit, pflanzen sich aber doch in Europa nicht fort.

Auf zwey Füßen können sie nur stehen, wenn sie sich anhalten können, und kaum gehen sie einige Schritte. Dagegen klettern sie bewundernswürdig schnell, besteigen die dicksten Bäume, und springen von Ast zu Ast, ohne durch das Astgewirre aufgehalten zu werden.

Feinde haben sie wenig zu fürchten, da ihre Zähne und Gewandtheit sie sichern. Sie leben nur von Früchten, Blättern und zarten Wurzeln, doch fressen sie gerne Eyer. Immer füllen sie erst ihre Backentaschen.

Sie sollen bis auf dreißig Jahre alt werden, und leben in dichten Wäldern; weit die meisten in Afrika.

Taf. 26. Der braune Pavian. Cynocephalus Sphinx.

Le Papion.

Der Pelz braungelblich; das Gesicht, Ohren und Hände ganz schwarz; der Nasenknorpel ragt vorn über den Mund vor; Backenbärte rothgelb, das Haar derselben lang, nach hinten gerichtet; die Haare oben auf dem Halse länger als am übrigen Körper. Der Körper schlanker als bey den meisten übrigen Thieren dieser Gattung. Bey den Jungen ist der Kopf mehr rundlich. Die Gesäßschwielen sind groß, roth. Der Schwanz lang, an der Wurzel aufstehend, dann gerade herabhängend. Der auf den Hinterhänden stehende Pavian erreicht eine Länge von drey bis vier Fuß.

Dieses Thier ist lebhaft, sehr behende, in der Jugend äußerst gelehrig und zeigt viele Verstandeskräfte, und große Anhänglichkeit an seinen Meister. Das Auge ist lebhaft, der Blick schlau und durchdringend. Er zeigt wirkliche Nachahmungssucht und kann durch seine Gesticulationen sehr belustigen. Im Alter wird er höchst unverschämt, böse, unlenkbar, und seine Hauptleidenschaft ist dann außer dem unmäßigen Verlangen, Bosheit und Falschheit. Er besitzt große Muskelstärke, besonders in den Vorderarmen; mit unbegreiflicher Leichtigkeit und Schnelligkeit klettert er auf Bäume und hängt sich selbst an dünne Zweige mit den Armen auf. Seine Nahrung besteht in Baumfrüchten und Gartengewächsen. Er lebt in großen Schaaren, und thut viel Schaden in cultivirten Gegenden.

Das Vaterland ist Afrika.

Taf. 27. Der Drill. Cynocephalus leucophaeus.

Le Drill.

Der Pelz ist oben graubraun grünlich, unten weiß. Das Gesicht beyder Geschlechter in allen Altern ist tief schwarz, breit, und gleicht einer Maske. Die Backen sind breit und gefurcht. Die Haare am Bauche sind lang und fein, glänzend, am Kinn bilden diese Haare einen Bart, und auf der Stirne einen Schopf, der mit dem Alter größer wird. Gesicht und Ohren sind nackt. Die großen breiten Gesäßschwielen und die Gegend um die Geschlechtstheile lebhaft roth. Das Weibchen gleicht dem Männchen, nur ist der Kopf nicht so lange.

Zu beyden Seiten des Gesichts steht ein starker nach hinten gerichteten Backenbart, der bis zu den Ohren geht; hinter den Ohren bilden weißliche Haare eine Art von Halsband, welches am Kinn mit dem Bart sich endigt. Der Schwanz ist sehr kurz und langhaarig, und steht bey dem stehenden Thiere gerade in die Höhe. Der Körper ist sehr dick, bärenartig.

Dieses noch nicht lange bekannte Thier, dessen Vaterland wahrscheinlich Afrika ist, hat zwar alle die unangenehmen Eigenschaften seiner Gattung, doch scheint es, wenn man nach Gefangenen urtheilen kann, etwas sanfter und weniger unverschämt, als die übrigen Arten, aber auch weniger lebhaft.

Taf. 27. Der Mandrill. Cynocephalus Mormon.

Le Mandrill.

Der Körper ist sehr dick und stark, und die Glieder sehr muskulos.

In den ersten Jahren, ehe die Hauzähne sich entwickelt haben, haben die Mandrills einen kurzen und breiten Kopf, ein schwarzes Gesicht und blaue Backen, und der Körper ist dick; so wie aber die Hauzähne zu wachsen

anfangen, wird der Körper und die Glieder schlanker, die Physiognomie häßlicher und wilder, indem die Schnauze sich verlängert. Dann wird die Nasenspitze roth, und die Gesäßschwielen und Geschlechtstheile erhalten ihre lebhafte Farbe. Nach zwey bis drey Jahren sind die Hauzähne außerordentlich groß geworden; die Muskeln haben sich in ihrer Masse verdoppelt, und alle Theile des Körpers haben an Umfang zugenommen. Die hintern Theile vorzüglich, und die Schnauze haben sich ins Grobe ausgebildet, und der Körper hat eher das Ansehen eines Bären, statt eines Affen. Der Pelz ändert die Farbe nicht, sondern bleibt immer an den obern Theilen schön schwärzlich braungrünlich, am Bauche weiß. Am Kinn bildet sich ein Bart von gelben Haaren, und auf dem Kopf eine erhabene Haarnath. Das Haar ist sehr lang, am Bauch wohl drey Zoll lang, nicht sehr fein. Die Hauzähne werden fürchterlich groß, die Nase am Männchen schön roth. Die Gesäßschwielen nackt und lebhaftrosenroth. Der Schwanz ist kurz. Die Stimme gedämpft, und eine Art von Grunzen.

Der Mandrill ist ein wildes, unbändiges, unverschämtes und böses Thier. Er beißt fürchterlich und ist fast immer zornig und tückisch. In seinen Armen hat er ungemeine Kraft. Dabey ist er reinlich und putzt und wascht sich oft mit seinem Speichel. Er geht immer auf vier Füßen, klettert geschickt; nährt sich von Blättern, Obst; in der Gefangenschaft frißt er gerne Käse und Eyer, von letztern soll er acht Stück in seinen Backentaschen verbergen können. Fleisch frißt er höchstens gekocht. Seine langen Fangzähne dienen ihm daher blos zum Angriff und zur Vertheidigung. Das Vaterland ist Guinea; Schreber giebt, gewiß mit Unrecht, Ceilon als sein Aufenthalt an. Er wird häufig nach Europa gebracht und unter dem Namen des Waldmenschen gezeigt. In der Gefangenschaft trinkt er auch Wein und Branntwein. Oft sitzt er auf dem Hintern, läßt aber dann die Arme auf den Bauch hängen. Derselbe erreicht aufrecht stehend eine Höhe von etwa vier Fuß.

Die Abbildung des Mandrills wurde nach einem Jungen gemacht.

Die übrigen Arten dieser Gattung sind: Der Hundskopf der Alten, Cynocephalus antiquorum, (Cüv.) Le Babouin. Der Bärenhundskopf, Cynocephalus ursinus. Der Schweins-Hundskopf, Cynocephalus porcarius. Der Tartarin, Cynocephalus Hamadryas, und endlich eine Art aus Manilla, (die übrigen alle sind afrikanisch,) der schwarze Hundskopf, Cynocephalus niger.

Affen der neuen Welt.

Plattnasige Affen. Simiae platyrrhini. (Geoffr.)

Auf jeder Seite der beyden Kinnladen stehen sechs Backenzähne mit stumpfen Höckern, oder auch blos fünf mit spitzigen Höckern.
Nasenscheidewand breit; die Nasenlöcher öffnen sich an der Seite der Nase.
Der Schwanz immer lang, oft ein Greifschwanz.
Die Hinterbacken behaart, niemals Gesäßschwielen.
Keine Backentaschen.
Der Kopf meist abgerundet.

Die Affen der neuen Welt leben ebenfalls meist in großen Gesellschaften, wie die der alten Welt. Sie sind im Ganzen weniger keck, weniger ausschweifend, als die Affen der alten Welt, leben von Blättern und Früchten, viele lieben auch Insecten und sogar Fleisch. Die Gattungen sind über ganz Südamerika zerstreut.

Erste Familie. Sapajous. Der Schwanz lang und greifend.

Achte Gattung.

Dickbauchaffen. Gastrimargus. (Spix.)

Der Körper stark, untersetzt, oben und unten mit kurzen weichen Haaren besetzt; an der Mitte der Brust sind die Haare länger und dichter. Das Kinn ohne Bart. Die Magengegend stark vorragend; der Hals kurz.

Der Schwanz dick, länger als der Körper, greifend.

Der Kopf groß, der Schedel breit, abgerundet, die Stirn platt; die Nase an der Wurzel eingedrückt, kurz.

Die Eckzähne stark, nach hinten gebogen, die untern schwächer; die Schneidezähne gleich, parallel, fast walzenförmig, von den Eckzähnen nicht stark abstehend. Backenzähne $\frac{12}{12}$. Die drey vordern ein- oder zweyhöckerig, die übrigen vierhöckerig.

Die Unterkinnlade hinten nicht hoch.

Die Ohren abgerundet.

Die Vorderarme wenig länger als die hintern.

Taf. 28. Der olivenfarbne Dickbauch. Gastrimargus olivaceus.

Le gourmand ventru à couleur d'olive.

Der Körper stark und dick, die Glieder schlank und lang. Die Haare des Körpers sammetartig, schwarzbraunlich olivenfarb. Seiten des Schwanzes, Hände und Füße und Unterleib braunschwarz. Das Haar am Kopf sehr kurz und dick, an den Lenden und Schultern länger. Das Gesicht schwarz, wollig, stumpf, fast viereckig. Das Kinn sehr kurz behaart, mit schwarzen Bartborsten dünne besetzt. Die Ohren braun behaart, abgerundet, wie gestutzt, wenig sichtbar. Der Daum am Fuße abstehend; an der Vorderhand kürzer, den übrigen Fingern nahe. Die Länge von der Schnautze bis zum Schwanz 2 Fuß, des Schwanzes 2 Fuß 4 Zoll.

Man findet diesen Affen an der Grenze von Peru. Die Bewohner nennen ihn, seines großen Bauches und seiner Gefräßigkeit wegen, Vielfresser. Sie werden sehr fett, und leben in großen Truppen auf hohen Bäumen. Sind sie einmal zahm, so werden sie sehr zutraulich, nähern sich der Tafel, wenn man ißt, und erwarten, auf den Schenkeln sitzend, mit großer Geduld, was man ihnen reichen werde. Gekochtes Fleisch und Pomeranzen sind ihre größten Leckerbißen. Ihren Aufenthalt im Freyen verrathen sie durch ein klagendes Geschrey.

Taf. 28. Der marderfarbige Dickbauch. Gastrimargus infumatus.

Le gourmand ventru à couleur de marte.

Der Körper etwas schlanker, allenthalben umberbraun; Extremitäten schwärzlich; Brust kastanienbraun; Schwanz schwärzlich. Gesicht schwarz und wollig; Lippen und Augenbraunen mit schwarzen Borstenhaaren; der Hals weniger dick und die Füße länger, die Finger schlanker als beym vorigen. Das Weibchen hat hellere Farben. Die Augen sind sehr groß.

Die Länge des Körpers von der Schnautze bis zur Schwanzwurzel 2 Fuß 1 Zoll, der Schwanz etwas mehr als 2 Fuß lang.

Lebt in den Wäldern am Flusse Jca, an der Grenze von Peru, ist dem vorigen sehr ähnlich, aber kleiner, und bestimmt von ihm verschieden.

Neunte Gattung.

Klammeraffen. Ateles.

Zähne 36. Backenzähne 6 in jeder Kinnlade. Die Eckzähne wenig vorragend, konisch, begegnen sich kreuzend. Backenzähne mit stumpfer Krone, wie beim Menschen.

Kopf rund; Gesicht perpendicular; Gesichtswinkel ungefähr 60 Grade; Ohren gerändelt.

Die Extremitäten sehr lange und dünne; die vordern meist nur viersingerig, da der Daum ganz fehlt, oder blos in einer Warze besteht, oder sehr kurz mit einem kleinen spitzigen Nagel versehen ist; die Hinterhände fünfzehig; Nägel konvex, kurz.

Der Schwanz sehr lang, vortrefflich greifend, ein Theil daran unbehaart und unten mit einer zarten Haut am Ende desselben bekleidet.

Das Zungenbein ist von außen nicht sichtbar, doch etwas aufgetrieben und schwammig.

Es sind sanfte, melancholische Thiere, in ihren Bewegungen sehr langsam. Sie bedienen sich ihres Schwanzes, um sich an den Aesten der Bäume festzuhalten, auf welchen sie leben, sie ergreifen damit aber auch andere Gegenstände. Sie werfen jedesmal nur ein Junges.

Taf. 29. **Der Belzebuth.** Ateles Belzebuth.

Le Marimonda.

Pelz schwarz; Bauch an den Männchen schmutzig weiß oder gelblich; bey Jungen und Weibchen weiß. Kopf rund; Schnautze ziemlich vorstehend; Ohren fast wie am Menschen; Augen schwarz; das Gesicht rothbraun oder schwärzlich; Lippen sehr dehnbar; die Kopfhaare reichen bis auf die Augen; die Haare der Augenbraunen schwärzer, aufstehend, bilden ein schmales Band. Die Haare des Scheitels und Hinterhaupts stehen nach vorn, und begegnen denen der Augenbraunen. Auf den Backen und der Schnautze stehen einzelne ziemlich lange Haare.

Der Schwanz mißt 1 Fuß; der Körper bis zum Ursprung des Schwanzes 1 Fuß 3 Zoll.

Der Marimonda ist ein stilles, sanftes, melancholisches und furchtsames Thier; in seinen Bewegungen sehr langsam. Gefangen ist er zwar sanft und zahm, bringt man ihn aber in Furcht, so beißt er oft selbst diejenigen, welche ihn besorgen; diesen vorübergehenden Zorn kündigt er durch Aufblasen der Lippen und durch einen Kehllaut wie ou-o an. Sein Wickelschwanz ist der vollkommenste, und scheint an seinem Ende ein sehr feines Getaste zu haben. Er langt damit in die kleinsten Oeffnungen, und holt sich die Gegenstände heraus, welche er haben will, ohne jedoch damit etwas zum Munde zu bringen. Wenn diese Thiere in großen Gesellschaften beysammen sind, so hängen sie sich oft je zwey an einander, und bilden seltsame Gruppen. Ihre Stellungen zeigen viel Trägheit, aber die Beweglichkeit ihrer Glieder ist so groß, daß es oft aussieht, als ob sie verrenkt wären. Humboldt sah sie oft am Schwanze hängend, der Sonnenhitze ausgesetzt, den Kopf nach dem Rücken gelegt, die Augen aufwärts nach der Sonne gerichtet, und die Hände auf dem Rücken gefaltet; so blieben sie oft unbeweglich mehrere Stunden. Er findet sich in Wäldern am Oronoko.

Taf. 29. **Der Coaita.** Ateles paniscus.

Le Coaita.

Der ganze Körper dieses Affen ist mit langen borstigen schwarzen Haaren bedeckt, welches am untern Theil des Körpers weniger dicht ist; Gesicht und Haut des Körpers fleischfarb kupferroth; Stirn und Schläfen sehr hoch; Scheitel mit einer Perüke von auseinanderlaufenden Haaren bedeckt, deren Mittelpunkt das Hinterhaupt ist; Hände schwarz, die vordern haben durchaus keinen Daum; die andern Finger sehr lang und dünne; die Ohren menschenähnlich, aber ohne Läppchen. Die Arme und Beine außerordentlich lang und dünne. Der Schwanz ist

länger als der Körper und ein vollkommner Greifschwanz. Die Länge des Körpers von der Spitze der Schnautze bis zur Schwanzwurzel 13 Zoll, des Schwanzes 23 ½ Zoll. Der Bauch ist sehr groß.

Diese Affen sind sehr verständig, und ihre Bewegungen sehr geschickt, aber gewöhnlicher sind sie äußerst langsam, und geschehen gleichsam schleppend; es ist, als ob sie für jede Bewegung neue Ueberlegung bedürften. Arme und Füße werden nur mit Mühe versetzt und bewegt, aber mit größter Geschicklichkeit bedient er sich seines Schwanzes als einer fünften Hand zum Greifen und Tasten: Er hängt sich daran auf, und faßt damit Gegenstände, welche ihm für den Bereich seiner Hände zu entfernt sind. Bey jeder Bewegung des Körpers rollt er den Schwanz um Baumäste und andere Gegenstände, gleichsam aus Vorsicht, damit er nie fallen könne. So langsam dieses Thier aber auch zu seyn scheint, so ist es doch weit entfernt, mit dieser Langsamkeit Stupidität zu verbinden, im Gegentheil gehört diese Art zu den klügsten Affen; mit einem sehr sanften und einschmeichelnden Character verbindet sich Ueberlegung und Verstand. Die Stimme ist scharf, weinerlich, und sein Geschrey läßt er besonders dann bören, wenn er etwas zu haben wünscht, oft verlängert er dasselbe sehr.

Man trifft sie gesellschaftlich in den Wäldern von Brasilien an; sie lassen sich leicht zähmen und werden dann sehr artig, halten aber unser Clima nicht lange aus. Sie kommen selten auf die Erde und schauckeln sich oft, am Schwanz hangend, an den Baumästen, oder setzen sich so der Sonne aus.

Taf. 30. Der Miriki. Ateles hypoxantus. (Princ. Neuwied.)
Langarmiger Kurzdaum. Brachyteles macrotarsus. (Spix.)
Le Miriki.

Pelz graugelblich falb; Gesicht fleischfarbig, grau punctirt; Haare an der Schwanzwurzel und Aftergegend oft röthlich rostgelb; die Hände mit einem Daumanfang, welcher aber stark ist und keinen Nagel hat.

Dieser schöne Affe, welcher dem Spinnenaffen, Ateles arachnoides, nahe steht, sich aber von ihm durch den unbenagelten kleinen Daum unterscheidet, wurde zuerst vom Prinzen Max. v. Neuwied nach Europa gebracht. Vor Kurzem auch von den Hrn. v. Spix und v. Martius, welche eine eigene Gattung aus ihm machen, unter dem Namen Langarmiger Kurzdaum, Brachyteles macrotarsus. Es ist der größte Affe in den Gegenden, welche diese Reisenden besucht haben, und mißt von der Fußsohle bis zur Scheitel 2 Fuß 4 Zoll, der Schwanz aber hat fast die Länge des Körpers. Er lebt in den hohen Urwäldern an der Ostküste von Brasilien, und wird überall in solchen Gegenden gefunden, welche mit einsamen, von Menschen wenig beunruhigten Wäldern bedeckt sind. Er wird von den brasilianischen Portugiesen Mono oder Miriqui, von den Botocuden Cupo genannt.

Diese Klammeraffen vertreten in Amerika die Stelle der Schlankaffen, und sind wie diese gestaltet, allein der Greifschwanz unterscheidet sie. Es sind Thiere, welche auf Bäumen zu leben bestimmt sind. Auf der Erde gehen sie höchst ungeschickt, und schleppen sich so zu sagen blos fort; sie stützen den innern Rand der Hände und den äußern der Füße auf den Boden. Auf den Bäumen klettern sie dagegen mit der größten Geschicklichkeit, Lebhaftigkeit und Thätigkeit, hängen sich an die kleinsten Aeste und springen von einem Baume zum andern. Sie leben in großen Gesellschaften, und unterstützen sich in Gefahren gegenseitig. In Gegenden, wo sie selten Menschen sehen, nähern sie sich denselben, und werfen sie mit kleinen Aesten, selbst mit ihren Exkrementen, wobey sie indeß nicht zornig sind. Wird einer verwundet, so fliehen sie auf die höchsten Bäume, und schreyen jämmerlich, und der Verwundete sucht die Wunde mit der Hand zu bedecken, bis er ohnmächtig wird. Dann bleibt er auch todt am Baume hängen, da das Ende seines Schwanzes sich von selbst rollt. Sie lassen sich leicht zähmen, und werden durch Schmeicheley sehr artig und zutraulich; ja sie sollen sich sogar abrichten lassen, verschiedene häusliche Dienste zu leisten.

Die übrigen Arten dieser Gattung sind: Der Chamek, Ateles pendadactylus. Der Chuva, Atel. marginatus. Der Spinnenaffe, Atel. arachnoides. Der rußschwarze Klammeraffe, Atel. fuliginosus. Der Cajou, Atel. niger. (wenn dieser nicht, wie ich vermuthe, mit dem vorigen eine Art ist.) Der Geoffroische Klammeraffe, Atel. Geoffroyi.

Zehnte Gattung.

Wollhaaraffen. Lagothrix. (Humb.)

Zähne wie bey den Klammeraffen.

Der Kopf sehr abgerundet; Ohren sehr klein. Der Gesichtswinkel ungefähr 50 Grade. Die Extremitäten mit dem Körper verhältnißmäßig. Alle Hände fünffingerig und alle Finger mit Nägeln versehen. Schwanz lang, greifend, an der Spitze unten nackt und schwielig. Das Zungenbein außen wenig vorstehend. Das Haar weich, gekräuselt, wollig.

Diese Affen sind ihrer Lebensart nach wenig bekannt; leben in großen Gesellschaften, wie die meisten amerikanischen Affen, und finden sich in Brasilien und dem spanischen Gujana.

Es sind nur zwey Arten bekannt, welche noch nicht abgebildet sind.

Der Caparro. Lagothrix Humboldti.
Le Caparro.

Der Körper hat eine Länge von 2 Fuß 2 ½ Zoll und ist stark, die Physiognomie nicht unangenehm. Er hat keinen Bart; der Pelz ist schwärzlich grün, das Haar lang; das Gesicht schwarz, mit langen steifen Haaren umgeben. Die Haare an der Brust sind dichter, und ihre Farbe dunkler, als auf dem Rücken; die Nägel platt. Der Schwanz wenig länger als der Körper.

Diese Affen sind in ihren Bewegungen nicht sehr lebhaft, aber ihr Naturel ist sehr sanft, sie sind leicht zu zähmen, und sollen häufig auf den hintern Füßen stehen.

Man findet sie an den Ufern der Guaviare und noch zwey Breitegrade darüber hinaus.

Die zweyte Art,

Der graue Wollhaaraffe. Lagothrix canus.

lebt in Brasilien.

Eilfte Gattung.

Brüllaffen. Stentor (Geoffr.) Mycetes (Illig.)
Alouate (Buff. Lacép. Audeb.)

Sechs Backenzähne auf jeder Seite. Die Eckzähne ziemlich stark und dreyeckig.
Der Kopf pyramidenförmig; das Gesicht schief, der Gesichtswinkel nur dreyßig Grade.
Das Zungenbein sehr aufgetrieben, von außen sichtbar und schwammig.
Die Seitenäste der Unterkinnlade sind sehr hoch. Alle vier Hände fünffingerig.
Der Schwanz sehr lang, greifend, am Ende an der untern Seite nackt.
Nägel convex, kurz.

Diese Affen sind sehr wild, stark, leben in zahlreichen Schaaren und machen in den Wäldern ein unaufhörliches und weittönendes Gebrüll. Den Schwanz brauchen sie wie eine fünfte Hand, um damit alle Gegenstände anzufassen. Sie gehen auf vier Füßen. Abgebildet sind:

Taf. 31.

Der rothe Brüllaffe. Stentor seniculus.
L'Alouate roux.

Pelz lebhaft hell rothbraun; Scheitel, Backen, Bart, die vier Glieder und der Schwanz brennend rothbraun, beynahe dunkelkastanienbraun. Gesicht schwarz und nackt; Stirnhaar sehr kurz, es geht bis auf die Augenbraunen,

und ist durch eine sehr deutliche Querlinie vom Gesicht verschieden. Der Bart scheint um so dicker, je mehr das Zungenbein vorspringt. An Augenwimpern, Lippen und dem Kinn stehen wenige, lange, schwarze Haare; Bauch und Brust fast nackt; Finger sehr lang, und oben bis zur Nagelwurzel behaart. Die Nägel bilden eine Rinne.

Ungefähr von der Größe eines Fuchses. Der knöcherne Sack an der Kehle scheint den Ton zu verstärken. Dieser Sack besteht aus einer dünnen Knochenwand, er hat eine fast zollgroße Oeffnung, an seinen innern Wänden aber einen blätterigen Bau, und hält nahe an vier Kubikzoll Wasser. Mit dem Luftröhrenkopf steht er durch einen breiten häutigen Canal und durch Muskelfasern in Verbindung. Das Innere bildet sechs Zellen, welche mit kleinen Klappen verschlossen sind und starke rothe Muskelfasern haben. Außer diesen sechs, münden noch zwey andere pyramydenförmig in den Sack, sie werden durch häutige Scheidewände gebildet, und haben fettige Ränder. Die Oeffnung aller dieser Zellen steht nach unten, und die Luft, welche in sie eintritt, scheint in ihnen zu circuliren. In diesem Sack bildet sich jener laute, fürchterlich schauerliche Ton, welcher den Brüllaffen den Namen gegeben hat. Bey dieser Art ist er kurz, und gleicht dem Grunzen eines Schweines in etwas, ist aber viel lauter. Das Geheul, welches die ganze Gesellschaft ertönen läßt, ist höchst unangenehm. Oft soll nur einer sein Geheul hören lassen, und dann die ganze Versammlung im Chor einfallen; daher heißt man diese Affen auch wohl Predigeraffen. So bald sie jemand sehen, so fangen sie ihr Gelärm an, und begeben sich auf die Flucht. Nur selten kommt einer auf die Erde; fast immer leben sie auf Bäumen, und zwar nähren sie sich mehr von Blättern als von Früchten. Sie verlassen einander nicht, und springen mit unglaublicher Schnelligkeit von einem Baume zum andern, wobey sie mit ihren Schwänzen sich wie mit den Händen anhalten. Schießt man auf sie, und sie sind nicht gleich auf der Stelle todt, so bekommt man sie nicht, sie bleiben am Schwanz hangen und fallen nicht herunter.

Sie sind übrigens wild, boshaft, schwer zu zähmen, beißen heftig, und werden sehr selten nach Europa gebracht, obgleich die Brüllaffen überhaupt häufig in ihrem Vaterland sind.

Die Indianer sowohl, als die übrigen Bewohner Amerikas essen diese Affen sehr gerne, und ihr Fleisch ist eine allgemein beliebte Speise.

Taf. 31. Der bärenartige Brüllaffe. Stentor ursinus.

L'Araguato. (Humboldt.)

Dieser Affe hat längere Haare als der vorige. Der Bart ist weniger weich, der Kopf kleiner, mehr zugespitzt, Brust und Bauch mit rothen Haaren besetzt. Die Farbe der Haare ist ganz einfärbig rothbraun mit Goldglanz, das Gesicht zum Theil haarig, schwarzblau. Die Größe etwa wie der vorige.

Vor allen Affen Amerikas scheint dieser in der zahlreichsten Gesellschaft zu leben. An den Ufern des Apure-Stromes zählte Humbold nicht selten vierzig Stück auf einem Baume; er zweifelt gar nicht, daß in einem Umfang einer Quadratmeile 2000 Individuen leben. Sie nähren sich meist von Blättern, sind weniger gefräßig als andere, und haben ein sehr zähes Leben; Humboldt sah mehrere am Kopf verletzte wieder vollkommen geheilt werden. Man findet diese Art in Venezuela, Neu-Andalusien, Neu-Barzelona und an den Ufern des untern Oronoko.

Taf. 32. Der großbärtige Brüllaffe. Stentor barbatus.

L'Alouate noir à grosse barbe.

Der Körper stark, beym Jungen braungelb, beym alten Männchen tief schwarz; der Bart dick, stark, lang, umgiebt das ganze Gesicht und Kinn, stärker und länger am Männchen, kürzer und getheilt beym Weibchen. An der Stirn ein fast dreyeckiger Kreis von starken aufstehenden Haaren. Der Schwanz unten von der Mitte an kahl; die Finger am Männchen mit schwarz und weißen Haaren besetzt. Das Weibchen ist ganz von strohgelber Farbe.

Diese Thiere leben verborgen, aber immer in großen Gesellschaften beysammen. Ihre Stimme gleicht in etwas der Stimme unserer Frösche; wenn man dieses höchst unangenehme Geheul einmal hört und demselben nachgeht, so ist die Gesellschaft, welche dasselbe ausstößt, leicht aufzufinden; man findet dann zwanzig und mehr Affen beysammen, welche auf verschiedenen Bäumen ihr Conzert absingen. Bey der Annäherung der Menschen fliehen diese

nicht wie andere Affen, sondern klettern langsam auf die Baumgipfel; jedes Weibchen trägt ein Junges auf dem Rücken, und ein anderes etwas größeres kriecht langsam hinten nach. Schießt man einige herunter, so erheben die andern ein trauriges Geheul und jeder sucht sich zu retten, so gut er kann. Herr Spix beobachtete ein verwundetes Weibchen, welches sein Junges so lange auf dem Rücken trug, bis es vom Blutverlurst ganz erschöpft war, dann wendete es sterbend seine letzten Kräfte an, das Junge auf einen benachbarten Ast zu werfen, und fiel dann todt vom Baume. Dies beweist, daß diese Thiere der Ueberlegung fähig sind.

Es sind von dieser Gattung noch folgende Arten bekannt:

Der strohfarbne Brüllaffe, Stentor stramineus. Der Guariba, Stentor Guariba. Der Caraja, Stentor Caraya. Der Choro, Stentor flavicaudus. Der rothhändige Brüllaffe, Stentor rufimanus.

Zwölfte Gattung.

Kurzschwanzaffen. Brachyurus. (Spix.)

Man hat bisher in Amerika nur einen einzigen kurzgeschwänzten Affen entdeckt, welchen Humboldt zu den Schweifaffen, Pithecia, gezählt hat, und welcher auch, den kurzen Schwanz abgerechnet, alle Gattungs-Charactere der Schweifaffen hat. Herr Spix hat jedoch in Brasilien noch zwey Arten mit kurzen Schwänzen gefunden, welche aber außer diesem sich so sehr von den Schweifaffen entfernen, daß sie eine neue Gruppe bilden müssen.

Die Characters sind: Vorderzähne $\frac{4}{4}$, Eckzähne $\frac{1-1}{1-1}$, Backenzähne $\frac{6-6}{6-6}$. Die Eckzähne stark, bey geschlossenem Mund vorragend. Die obern Schneidezähne von den Eckzähnen stark abstehend, nach vorn schief vorstehend, fast wie bey den Nagethieren. Die mittlern breiter, fast dreyeckig; die untern sehr lang, den Eckzähnen mehr genähert, dünne, die äußern etwas breiter als die innern, und fast wie bey den Hasen schief aufsteigend; Backenzähne kurz. Die untere Kinnlade etwas hoch. Die vier Füße gleich lang.

Diese Affen haben einen mittelmäßig starken Körper, sind Tagthiere, leben gesellig und schreyen fast beständig sehr laut. Der Schwanz ist kurz und ganz behaart, nicht greifend. Diese zwey Arten sind:

Taf. 33. Der Judenaffe. Brachyurus Israelita.

Le courte-queue juif.

Dieser Affe hat eine sehr auffallende Physiognomie, die einem starkbartigen Juden nicht unähnlich sieht. Der Kopf ist etwas groß, länglich rund, und von den Ohren bis zum Kinn geht ein starker schwarzer Bart. Kopf, Hals, Brust, Bauch, Vorderarme, Hinterbeine und Schwanz sind schwarz; der übrige Körper gelbbraun. Die Barthaare sehr lang, während die übrigen Kopfhaare wie geschoren sind.

Man findet diesen sonderbaren Affen in Brasilien gegen die Grenzen von Peru hin in den großen Wäldern.

Taf. 33. Der Uakary. Brachyurus Ouacary.

Le courte-queue Ouakari.

Ohne Bart, mit sehr kurzem Schwanz; Kopf und die vier Extremitäten dunkelschwarz; Rücken und Bauch braungelb; Oberschenkel bis unter die Knie und Schwanz rostroth. Die Haare auf dem Kopf stehen vom Hinterhaupte nach vorn gerichtet. Der Körper stark; die Extremitäten länger als beym Judenaffen. Der Schedel ablang und wenig erhaben; das Gesicht schwarz und nackt, nur mit wenigen Bartborsten besetzt; die Ohren nackt und abstehend, von den Augen sehr weit entfernt, und mehr nach hinten gerichtet. Die Gegend vor den Ohren nackt, um die Schläfe fast nackt. Die Vorderzähne mehr nach vorn stehend, als beym vorigen. Die Haare am Rücken länger und rostgelb; am Kopf schwarz glänzend. Der Schwanz kurz behaart, ist wie abgeschnitten. Die Augen

sind braun. Die Oberlippe sehr breit; die Nase sehr kurz. Sie leben wie die Judenaffen in großen Schaaren in den Wäldern zwischen den Flüssen Jca und Solimöens, an den Grenzen von Peru, und erfüllen mit ihrem sonderbaren und gräßlichen Geschrey, welches sie aber nur am Tage hören lassen, die Gegend weit umher.

Dreyzehnte Gattung.

Sajous oder Sahuis. (Wickelschwanz-Affen.) Cebus, (Geoff. Humb.) Sapajou, (Buff. Lacép. Cuv.) Callithrix (Illiger.)

Zähne wie bey den vorigen. Die obern Schneidezähne breiter als die untern; die Eckzähne mehr oder weniger stark, beym Männchen mehr vorstehend als beym Weibchen.

Der Kopf rund, die Schnauze kurz; die Stirn etwas vorstehend; das Hinterhaupt nach hinten vorspringend. Ohren rund. Das Zungenbein nicht aufgetrieben.

Alle vier Hände fünffingerig, vollkommen ähnlich; der Daum der Vorderhände lang, Nägel kurz, halb convex.

Der Schwanz greifend, aber ganz behaart.

Diese Affen leben gesellschaftlich; verlassen die großen Wälder nicht; sind sehr lebhaft, aber sanft und possirlich; nähren sich von Früchten und Insecten, welche letztere sie sehr lieben.

In der Gefangenschaft sind sie unreinlich, aber zahm. Sie sind über das ganze warme Amerika verbreitet.

Taf. 34. **Der gelbköpfige Sajou.** Cebus Xanthocephalus.

Le Sapajou à tête fauve.

Hinterkopf, Hinterhals, Schultern, Vorderhals, Hinterarme, Brust und Lendengegend okergelb; Mittelrücken und Oberschenkel schwarzbraun; Schwanzwurzel rothbraun. Kehle, Backen, alle vier Vorderarme und Schwanz schön schwarz. Kein Bart; Wangen und Gesicht weißgrau, Brust rostfarb.

Dieser Affe lebt in großen Gesellschaften in den Wäldern um Rio de Janeiro und St. Paul, wo sie an Mais und Obstbäumen vielen Schaden anrichten.

Taf. 34. **Der Capuzaffe.** Cebus cucullatus.

Le Sapajou à Capuchon.

Der Körper stark; das Haar dicht. Gesicht fleischfarb, nackt, mit einem weißen Haarkreise ganz eingefaßt; Scheitel, Backen und Kinn, also der ganze Umkreis des weißen Haarkreises dunkel kastanienbraun; Ohrengegend, Schläfen, Vorderhals und Vordertheil der Oberarme weißgelb; Bauch rostfarb; alle übrigen Theile schwarzbraun. Die Nasenscheidewand sehr breit; Nägel kurz, wenig gekrümmt, braun, der Daumennagel der Hinterhände platter.

Man findet diesen Affen in der Provinz St. Paul in Brasilien und in Gujana.

Die Arten dieser Gattung sind überhaupt zahlreich, aber nur wenig von einander verschieden, daher schwer zu bestimmen. Sie werden häufig nach Europa gebracht, und meist unter dem Namen der Capuzineraffen mit einander verwechselt. In unserm naßkalten Clima sind sie vielen Krankheiten unterworfen, und müssen im Winter wenigstens in einem warmen Stall oder Zimmer gehalten werden. Sie sind sehr gutmüthig, beißen nicht, sind alle sehr schmeichelnd und lassen sich gerne liebkosen, spielen mit allem, was sie finden, sind in beständiger Unruhe, und treiben eine Menge Possen, werfen auch wohl nach den Personen; kurz es wären allerliebste Thiere, wenn sie etwas reinlicher wären, und ihre Töne nicht so traurig und anhaltend ausgestoßen würden.

Die übrigen Arten sind:

Der Winselaffe, Ceb. Capucinus.
Der Hornaffe, Ceb. fatuellus.
Der Zitteraffe, Ceb. trepidus.
(wahrscheinlich nur Varietät des Hornaffen.)

Der schwarze Sajou, Ceb. niger.
Der braune Sajou, Ceb. apella.
Der gelbe Sajou, Ceb. flavus. (Fuluus Desmarest.)

Der graue Sajou, Ceb. cinereus.
Der geschäckte Sajou, Ceb. variegatus.
Der weißstirnige Sajou, Ceb. albifrons.
Der weißkehlige Sajou, Ceb. hypoleucos.
Der gemähnte Sajou, Ceb. cirriferus.
Der bärtige Sajou, Ceb. barbatus.
Der schwarzscheitlige Sajou, Ceb. frontalis.
Der starke Sajou, Ceb. robustus.
Der Sajou Macaco, Ceb. Xanthosternos.
Der weiße Sajou, Ceb. albus.
Der großköpfige Sajou, Ceb. macrocephalus.
Der geile Sajou, Ceb. libidinosus.
Der einfarbige Sajou, Ceb. unicolor.
Der schlanke Sajou, Ceb. gracilis.

Zweyte Familie. Affen mit langen nicht wickelnden Schwänzen.

Vierzehnte Gattung.

Sagoin. Springaffe. Callithrix. (Geoffr. Humb. Illig.) Sagoin. (Buff. Audeb.)

Zähne wie bey den vorigen; Eckzähne mittelmäßig; untere Schneidezähne scheitelrecht und an die Eckzähne anstoßend.

Kopf klein, rundlich; Schnautze kurz. Gesichtswinkel 60 Grade.

Die Nasenscheidewand weniger breit als die Reihe der obern Schneidezähne.

Ohren sehr groß und unförmlich.

Schwanz meist etwas länger als der Körper, nicht greifend und ganz behaart.

Körper ziemlich schlank.

Diese Affen leben, wie die vorigen, in großen Truppen in Wäldern, springen von einem Baum zum andern, und nähren sich von Früchten, Vogeleyern und Insecten.

Man findet sie in Guiana und Brasilien.

Taf. 35. Der Saimiri. (Der Titi.) Callithrix sciureus. Le Saimiri.

Oberleib gelb-grünlich, ins Goldfarbige spielend, an den Oberarmen und Schenkeln grau angelaufen, ins Rostfarbige übergehend an Beinen und Vorderarmen. Bauch, Brust, Hals, Wangen und um die Ohren weiß. Am Mund und Nasenspitze ein schwarzer Fleck, Augenlieder und Augen schwarz; die Stirn herzförmig; zwey schwarze halbmondförmige Flecken sondern die Stirne vom Hinterhaupt; um den Mund und in diesen Flecken stehen schwarze Barthaare. Gesicht, Ohren und Hände fleischfarb. Der Schwanz länger als der Körper, an der Spitze schwarz. Diese Art varirt sehr.

Dieser Affe ist unter allen Affen Amerikas, seiner Schönheit, Kleinheit und Sanftheit wegen, der geschätzteste. Er ist häufig auf der Südseite des Oronoko, am Guaviare und Cassiquiare. Sein Körper hat ein Bisamgeruch an sich. Er ist nicht viel größer als ein Eichhörnchen, nur der Schwanz viel länger. Die Physiognomie hat viel Aehnlichkeit mit der eines Kindes; derselbe Ausdruck von Unschuld, dasselbe Lächeln, derselbe schnelle Uebergang von Freude zur Traurigkeit, ja er weint sogar wie ein Kind, wenn er Verdruß hat oder Schmerz fühlt, und seine großen Augen füllen sich mit Thränen.

Der Saimiri ist in beständiger Bewegung, in allen seinen Handlungen ist Leichtigkeit und Anmuth; er wird nicht böse, spielt immer und hüpft umher, um Insecten zu haschen, besonders Spinnen, welche er allen vegetabilischen Nahrungsmitteln vorzieht. Er hat die sonderbare Gewohnheit, den Menschen, wenn sie reden, steif auf den Mund zu sehen, und wenn er auf ihren Schultern sitzt, so berührt er mit seinen niedlichen Fingerchen Zähne oder Zunge. Besonders ist er reisenden Insectenfreunden gefährlich; man mag die gefangenen Insecten auch noch so gut verwahren, der Titi entdeckt sie gewiß, und weiß sie von der Nadel zu nehmen, ohne sich zu verletzen.

Ein Pärchen, welches Humboldt mit sich führte, unterschied unter den Kupfertafeln, welche an Cüviers Werk angehängt sind, diejenigen genau, welche Insecten bezeichnen, obschon sie nicht illuminirt waren, und das Thierchen streckte seine kleine Hand aus, um das abgebildete Insect zu erhaschen; bey andern Zeichnungen blieb es ganz ruhig. An ein feuchtes und nicht sehr warmes Clima gewöhnt, verliert er seine Lebhaftigkeit in heißern Gegenden, und lebt nicht lang daselbst.

Obschon der Schwanz kein Wickelschwanz ist, so wickelt der Affe denselben doch um seinen Hals, und wenn mehrere beysammen sind, so umarmen sie sich gegenseitig, um sich zu erwärmen. Die Jäger erzählten Humboldt, daß man oft zehen bis zwölf beysammen antreffe, welche kläglich schreyen, weil die von außen ins Innere der Gruppe zu dringen suchen, um daselbst Wärme und Schutz zu finden.

Wenn die Indier ein Weibchen mit einem vergifteten Pfeile tödten, so bleibt das Junge an der Mutter, und fällt mit ihr vom Baume, und wenn es nicht vom Falle verwundet ist, wird es so am Halse derselben gefangen; so fängt man die meisten. Alt gefangene werden selten zahm und leben nicht lange. Ein gesundes Thierchen dieser Art kostet an Ort und Stelle 8 — 9 Piaster.

Taf. 35. Der maskirte Sagoin. (Der Sauassu.) Callith. personatus.

Sagoin à masque.

Der Pelz ist mit langen graufalben Haaren bedeckt; Gesicht, Scheitel, Backen und Gegend hinter den Ohren beym Männchen schwarz, beym Weibchen dunkelbraun; an Armen und Schenkeln grau, weiß geringelt; am Bauche einförmig grau, ins Bräunliche spielend. Hände und Füße schwarz oder dunkelbraun. Der Schwanz mittelmäßig behaart, roth falb.

Man findet diesen seltenen Affen in Brasilien zwischen dem 18. und 21. Grad der Breite. Er lebt in kleinen Gesellschaften von einer oder ein Paar Familien, hat eine laute röchelnde Stimme, welche durch einen eigenen Luftröhrenbau erzeugt wird, und ist, gezähmt, ein angenehmes freundliches Stubenthier. Er heißt in Brasilien Sauassu.

Die übrigen bekannten Sagoins sind:

Die Wittwe, Callith. lugens.
Der Halsband-Sagoin, Callith. torquatus.
Der Kragen-Sagoin, Callith. amictus.
Der Moloch, Callith. Moloch.
Der schwarzhändige Sagoin, Call. melanochir.
Der weißwangigte Sagoin, Call. infulatus.
Der graue Sagoin, Callith. cineraceus.
Der schwarzstirnige Sagoin, Call. nigrifrons.
Der kupferfarbe Sagoin, Callith. cupreus.

Fünfzehnte Gattung.

Schweifaffe. Bärenaffe. Pithecia (Geoffr. Humb. Illig.) Saki. (Buff. Cuv.)

Die Zähne wie bey den vorigen. Die obern Schneidezähne sind breiter, die untern schmäler, länger vorliegend, mit ihren Spitzen auseinander stehend, von den Eckzähnen entfernt.

Die Eckzähne stark, besonders bey den Männchen, dreyeckig.

Die Nasenscheidewand ist breiter als die Reihe der obern Schneidezähne. Der Kopf rund, die Schnautze kurz. Der Gesichtswinkel etwa 60 Grade.

Die Ohren mittelmäßig, nähern sich in ihrer Form den menschlichen, und sind gerändelt.

Der Schwanz nicht ganz so lang als der Körper, nicht greifend, und mit sehr langen Haaren dicht besetzt. Die Hände alle fünffingerig; die Nägel kurz und umgebogen.

Die Arten sind erst in neuern Zeiten näher bekannt geworden; sie leben wie die vorigen fast immer auf Bäumen, kommen selten auf den Boden, und nähren sich von Früchten und Insecten.

Taf. 36. **Der Schwarzkopf.** Pithecia melanocephala.

Le Cacajao.

Der ganze Körper ist mit einem gelbbraunen Pelz bedeckt; die vier Hände sind nackt und schwarz; die Haare sind lang, glänzend, etwas gekraust; Brust, Bauch, das Innere der Arme und Hüften heller. Die Finger sind sehr lang, mager, mit graulichen Härchen bedeckt; die Nägel platt, der Schwanz sehr kurz, dick, und an seinem Ende schwarz.

Der Cacajao hat einen Kopf wie ein Kind, eyförmig, zu beyden Seiten platt; das Gesicht menschenähnlich, nackt, tief schwarz; gleicht in der Physiognomie einem alten Neger. Der Scheitel ist mit langen, weichen, vom Nacken bis zur Stirn nach vorn stehenden Haaren bedeckt. Die Augen groß und braun; schwarze Borstenhaare bilden die Augenbraunen, und man trift solche auch am Mund und Kinn an. Die Nase ist sehr klein, ihre Scheidewand sehr breit; das Kinn ohne Bart. Die Ohren nackt und groß, und gleichen den menschlichen mehr, als an keinem andern Affen.

Der Cacajao ist ein kleines, gefräßiges, aber wenig lebhaftes und phlegmatisches, schwaches Thierchen von außerordentlicher Sanftheit. Er liebt alle Arten Früchte, besonders Bananen, Goyaven und andere saftige Früchte. Wenn er etwas fassen will, so breitet er seine langen Arme aus, und faßt mit gekrümtem Rücken da sitzend, und seiner langen Finger wegen die Sachen etwas ungeschickt an, und speist sehr unreinlich. Er fürchtet die andern lebhaften Affen, und Humboldt sah das Thier beym Anblick einer Schlange oder eines Crocodills am ganzen Körper zittern. Wenn er böse wird, was selten geschieht, so öffnet er den Mund auf eine ganz eigene Art, und zeigt eine verzerrt lachende Physiognomie.

Der Cacajao bewohnt in großen Gesellschaften die Wälder am Cassiquiare und Rionegro, und scheint in Hinsicht der Wärme nicht sehr delikat und vieles aushalten zu können.

Taf. 36. **Der Weißkopf.** Pithecia leucocephala.

Saki Yarqué.

Pelz schwarzbraun, auf dem Rücken stark, auf dem Bauche wenig behaart; Hinterhaupt mit kurzen Haaren; Backen, Seite der Unterkinnlade und Stirne mit zahlreichen, aber kurzen, schmutzig weißen, ins Gelbe spielenden Haaren besetzt; eine Scheitellinie theilt die Stirnhaare; Augenkreis, Nase und Lippen nackt; der Schwanz sehr stark behaart und etwas kürzer als der Körper.

Diese Affenart lebt in Gebüschen, in Truppen von sechs bis zwölf Stücken; nährt sich von Goyaven und andern Früchten und von Insecten, besonders Bienen, deren Nester er zerstört. Das Weibchen wirft nur ein Junges, das die Mutter auf dem Rücken trägt.

Die übrigen Arten dieser Gattung haben meist lange Bärte, und sind wilde, schwer zu zähmende Thiere. Es sind noch folgende Arten bekannt:

Der Satan oder Cuxio, Pithec. Satanas.
Der Capuziner vom Oronoko, Pith. chiropotes.
Der rothbauchige Saki, Pith. rufiventer.
Der Mönch, Pithec. Monachus.
Der Miriquina, Pithec. Azarae.
Der Rothbart, Pithec. rufibarbata.
Der Gelbkopf, Pithec. ochrocephala.
Der zottige Schweifaffe, Pithec. hirsuta.
Der angesengte Schweifaffe, Pith. inusta.
Der Perüken-Schweifaffe, P. capillamentosa.

Sechszehnte Gattung.

Nachtaffe. Nyctipithecus. (Spix.) Aotus. (Humboldt.)

Zähne wie bey den Sagoins. Die Eckzähne mittelmäßig groß, gleich; die obern mittlern Vorderzähne breiter, wenig vorstehend, die äußern dreyseitig, kleiner, noch mehr zurückstehend;

die untern den Eckzähnen genähert, bilden einen Halbkreis, sind an der Spitze etwas breiter; die 12 Backenzähne höckerig.

Die Hinterbeine länger als die vordern; die Klauen kurz, zusammengedrückt, nicht stark vorstehend, spitzig. Die Daumnägel wenig breiter.

Kopf rund und katzenartig, breit, Schnautze kurz. Augen groß, nahe beysammenstehend, phosphoroscirend, nächtlich.

Nasenscheidewand sehr dünne.

Die Ohren klein, bey einer Art fehlt das äußere Ohr fast ganz.

Der Schwanz länger oder so lang als der Körper.

Schlafen am Tage, sind nur des Nachts munter und leben von Insecten, kleinen Vögeln, Eyern, und allen Arten Vegetabilien.

Taf. 37. Katzen-Nachtaffe. Nyctipithecus felinus.

Le Singe de nuit à face de Chat.

Der Körper schlank, oben graubraunlich, unten okergelb. Das Ansehen katzenartig; Augen groß und glänzend, hoch pomeranzenfarbig, nächtlich; Gesicht sehr klein, Backen vorstehend, um Augen und Nase schwarz, fast nackt, unter den Augen und an den Lippen weiß wollig; ob den Augen ein weißer dreyeckiger Fleck; ein kleiner an den Backen; ein kurzer graulicher Backenbart von dicken Haaren. Das Haar überhaupt wollig, weich, graulich olivenfarbig, in der Mitte des Rückens etwas dunkler. Der Schwanz lang, an der Wurzel und den Seiten rostfarb, an der Spitze schwarz. Der Daum der Hinterfüße kürzer. Man findet diesen Affen in der Gegend der Hauptstadt von groß Para, er lebt von Früchten und Insecten.

Taf. 37. Schreyender Nachtaffe. Nyctipithecus vociferans.

Le Babillard brun.

Ohne Bart; der Körper mit wolligem Haar bedeckt, fast einfärbig rothbraun; Gesicht rundlich und katzenartig; um Augen und Nase braun, nackt; Backen, Lippen und untere Kinnlade weißlich; über und unter den Augen ein gelblich weißer dreyeckiger Fleck; um die Augen ein gelbbrauner Streif; ein ähnlicher lauft von den Backen gegen die Stirn hin. Schwanz lang, Wurzel desselben rostfarb, Spitze schwärzlich. Ohren abstehend, außen und innen behaart.

Diese Art lebt gesellschaftlich in den Wäldern von Tabatinga an der Grenze von Peru. Sie schlafen am Tage und gehen nur des Nachts aus, ihre Nahrung zu suchen; die ganze Gesellschaft läßt dann ein quäckendes Geschrey hören. Obschon nächtlich, ist er doch schwer zu fangen, aber die Indier erhaschen ihn in seinem Aufenthalt zwischen den Baumästen während dem Tage leicht; kennt man einmal seinen Aufenthalt, so flieht er nicht weit, da ihn das Licht blendet. Die Augen sind ganz roth und sehr empfindlich. In seinem Vaterland heißt er Carai.

Diese Gattung scheint die Stelle der Makis, der Tarsier und die Galogos der alten Welt in der neuen zu vertreten. Sie leben von Insecten, kleinen Vögeln und ihren Eyern, genießen aber auch alle Arten von Vegetabilien; sind furchtsam, leben verborgen, sind reinlich und nur des Nachts lebhaft, dann aber sehr munter und behende.

Taf. 38. Humboldts Nachtaffe. Nictipithecus Humboldti.

Le Douroucouli.

Der Pelz grau, die Haare an der Spitze weißlich silber-glänzend, sehr weich; Kehle, Brust und Unterleib gelbröthlich. Der Schwanz am Ende schwarz und langhaarig, um die Hälfte länger als der Körper. Der Kopf katzenartig, das Gesicht mit schwärzlichen Haaren bedeckt; die Stirn weißlich, mit drey schwarzen Längsstreifen.

Augen sehr groß, fast dottergelb; Augenlieder weiß; der Mund groß, mit kurzen weißen Bartborsten besetzt. Ueber den Rücken lauft ein brauner Streif bis zum Schwanz. Die Hände inwendig weiß; der Daum an den Füßen stark abstehend; Nägel alle platt.

Der ganze Körper, besonders der Kopf, hat mehr das Ansehen eines katzenartigen Thiers, als eines Affen. Die Ohröffnungen sind groß, aber das äußere Ohr besteht nur in einem kleinen häutigen Anhang.

Die Länge des Körpers bis zum Schwanz 9 Zoll, der Schwanz 14 Zoll.

Der Douroucouli ist der einzige Affe am Oronoko, welcher am Tage schläft; ein zahmer, welchen Humboldt besaß, schlief jeden Tag um neun Uhr ein, und blieb im Schlaf bis sieben Uhr Abends; oft fieng er schon mit Tagesanbruch zu schlafen an. Das Licht ist ihm sehr unangenehm, er verbirgt sich daher in hohle Bäume oder andere dunkle Orte, und schlieft wie ein Marder durch die kleinsten Löcher durch. Weckt man ihn, so ist er traurig und schläfrig; die Augen, welche des Nachts wie Eulenaugen glänzen, sind dann trübe, ohne Glanz, wie bey einem Sterbenden. Er sitzt meist mit gekrümmtem Rücken, den Kopf fast in die zusammengefalteten Hände verborgen. Am Tage ist er sehr sanft, und man kann ihm sogar den Mund öffnen, ohne daß er beißt. Allein so still er am Tage ist, so ungestühm ist er des Nachts, wo er auf kleine Vögel, welche er auf den Nestern ergreift, dann aber auch auf Insecten Jagd macht. Er frißt aber auch alle Arten von Vegetabilien, besonders Palmfrüchte. Die Fliegen fängt er sehr geschickt, wenn sie an einem dunkeln Orte sitzen. Er frißt verhältnißmäßig wenig, dagegen genießt er wirklich rohes Fleisch.

Die Eingebornen bereiten aus seinem schönen Fell Tabacksbeutel. Das Thier lebt nicht in Truppen, sondern blos paarweise; man kann es oft in hohlen Bäumen erhaschen. Er ist schwer zu zähmen, und beißt selbst diejenigen, die ihm gutes thun, doch hat sein Biß nichts zu sagen, da die Zähne klein sind. Er spielt selten, und nur das Fliegenfangen ergötzt ihn. Sein nächtliches Geschrey ist muh, muh; die Stimme ist bedeutend stark, und gleicht fast der Stimme des Jaguars; oft mauet er, wie eine Katze, und seine Stellung im Zorn gleicht einer zornigen Katze. Er bewohnt die dichten Wälder am Cassiquiare, um die Gegend der Wasserfälle des Mayppures, man findet ihn aber auch in Gujana und Brasilien.

Siebzehnte Gattung.

Uistitis. Seidenaffe. Pinselaffe. Jachus. (Geoff. Humb.) Hapale. (Illig.) Sagoin. (Buff. Cuv.)

Zahl der Zähne wie bey den vorigen 36. Die Backenzähne mit spitzigen Höckern. Schnautze kurz; Nasen vorspringend; Hinterhaupt vorragend. Das Zungenbein äußerlich nicht sichtbar.

Schwanz länger als der Körper, nicht greifend, ganz behaart.

Füße fünfzehig, der Daum der Vorderhand in derselben Richtung wie die andern Finger, nicht entgegensetzbar. Nägel sehr lang, vorspringend, gebogen und spitzig.

Diese Thiere sind klein, nicht viel größer, als unsere Eichhörnchen, von sanftem Naturel, übrigens in ihren Sitten den andern amerikanischen Affen ähnlich. Sie lassen sich leicht zähmen.

Taf. 38. **Der Uistiti mit weißem Kopf.** Jachus leucocephalus.
L'Ouistiti à tête blanche.

Gesicht schwärzlich, der ganze übrige Kopf, der Vorderhals bis zur Brust rein weiß. Die Ohren mit schwarzen langen Haarbüscheln, welche steif nach hinten stehen. Der übrige Körper schwarzbraun, um Hände, Füße, Hinterhals und Inneres der Schenkel schwarz; auf dem Rücken sind die Spitzen der Haare weiß, welches dem Thiere ein grauliches Ansehen giebt. Schwanz schwarz und grau geringelt, die einzelnen Stachelhaare, besonders unten und gegen das Ende des Schwanzes mit weißen Spitzen.

Dieser niedliche Affe lebt sowohl in niedrigen, als hohen Waldungen an der Ostküste von Brasilien. Seiner Schönheit wegen wird er oft gezähmt, und in den Wohnungen lebend gehalten. Er hat die Größe eines Eichhörnchens. (Abbildung nach Neuwied).

Taf. 39. **Der weißohrige Uistiti.** Jachus vulgaris. Simia Jachus. (Linn.)
Oistiti vulgaire.

Der Pelz grau; die Haare sind an der Wurzel braun, an der Spitze hellgrau; Hinterrücken und Schwanz braun und grau geringelt; auf dem Hinterrücken zehn oder eilf, am Schwanze fünfzehn bis achtzehn solche abwechselnde Ringe; auf Mitte der Stirn ein großer weißer Fleck, und zwey große weiße Haarbüschel hinter jedem Ohr; Hinterhaupt, Kopfseiten, Oberseite des Halses, Oberbrust und Schultern röthlich braun, ohne grau; Unterheil des Körper hellgrau; Gesicht nackt, Hände und Füße braun.

Ein niedliches, lebhaftes, unruhiges und posirliches Thierchen, doch ist es träger als die Wickelaffen. Es läßt sich leicht zähmen, ist nicht zu sehr empfindlich gegen die Kälte, und hat schon mehreremale in Europa, sogar in St. Petersburg, Junge geworfen Pallas beobachtete ein Pärchen, welches daselbst in zwey Jahren dreymal Junge erzeugte, und alle glücklich aufzog. Die Mutter trug das kahle Junge etwa einen Monat lang auf dem Rücken, wo es sich an den Ohrbüscheln festhielt. Auch das Männchen mußte dasselbe zuweilen tragen. Sie fraßen Milch, Brod und allerley Früchte, können aber alles nur ungeschickt in die Hände nehmen, da sie nur alle fünf Finger mit einander bewegen können, doch fangen sie geschickt Fliegen und klettern sehr leicht. So niedlich aber diese Thiere sind, so unreinlich sind sie, riechen stark nach Bisam, und verpesten die Zimmer mit dem Geruch ihrer Excremente, obschon sie sich derselben nie in ihrer Schlafstelle entledigen. Sie beißen selten und ihr Biß hat nichts zu sagen. Man findet sie in Brasilien und Gujana, wo sie in den Urwäldern auf Bäumen leben, wie unsere Eichhörnchen. (Abbildung nach Audebert).

Taf. 39. **Der weiße Uistiti.** Jachus argentatus.
Le Mico.

Der Pelz ist schön weiß, glänzend, wie versilbert; der Schwanz dagegen tief schwarz; Backen, Schnautze, Ohren, und die nackten Theile der Hände und Füße lebhaft roth; auf den Augenbraunen und Lippen stehen einzelne schwarze Haare. Es giebt auch solche mit ganz weißem Schwanze.

Man findet diesen niedlichen, schönen Affen, welcher nicht größer ist, als der gemeine Uistiti, in der Provinz groß Para in Brasilien. (Abbildung nach Audebert).

Die übrigen Arten dieser Gattung sind:

Der Uistiti mit dem Pinselschwanz, Jachus penicillatus.
Der langohrige Uistiti, Jach. auritus.
Der weißschulterige Uistiti, Jach. humeralifer.
Der schwarzschwänzige Uist., Jach. melanurus.
Der weißstirnige Uistiti, Jach. albifrons.
Der weißhalsige Pinselaffe, Jach. albicollis.
Der kleine Uistiti, Jach. pygmaeus.

Alle leben in Brasilien.

Achtzehnte Gattung.

Tamarins. Eichhornaffen. Midas. (Geoff. Humb.) Sagoin. (Buff.) Hapale. (Illig.)

Die obern Schneidezähne stehen in einer geschlossenen Reihe, die mittlern sind breiter als die Seitenzähne. Die vier untern stehen nach vorn geneigt, und sind schief abgeschnitten. Die Eckzähne kegelförmig und stark. Die Ohren groß. Die Stirne steht durch den Augenrandbogen stark vor. Das Gesicht kurz und nackt.

Taf. 40. Der Marikina. Midas rosalia.

Le Marikina.

Der Pelz rothgelb, goldglänzend. Die Haare lang, seidenartig, und bilden um das Gesicht eine lange Mähne. Gesicht, Hand und Fußsohlen nackt und bräunlich. Die Nase etwas vorstehend, besonders an der Wurzel; die Lippen dünne; der Mund groß; die Ohren rund, am obern Theil etwas gerandet, ohne Ohrlappen. Die Länge des Thierchens bis zur Schwanzwurzel 9 ½ Zoll, des Schwanzes 10 Zoll.

Dieses niedliche Thier lebt in Brasilien, und wurde schon mehrmal nach Europa gebracht. Seine angenehme Gestalt, seine schöne Farbe, seine Sanftheit und Artigkeit machen es sehr beliebt. Allein nur, wenn es sorgfältig gehalten wird, hält es unser Clima aus, und der Winter ist ihm immer gefährlich. Es ist an und für sich nicht reinlich, muß aber sehr reinlich gehalten werden, sonst wird es traurig, verdrießlich und selbst krank. Auch die Einsamkeit ist ihm unerträglich und nur in Gesellschaft seines gleichen ist es recht vergnügt. Es begattet sich aber nicht in Europa.

Es liebt die Insecten gar sehr, und fängt sie mit seinen Händen geschickt. Süße Früchte, Trauben, Kirschen sind ihm vorzüglich angenehm, es gewöhnt sich aber leicht an Milch und Brod. Es lebt nicht in sehr großen Gesellschaften, fast immer auf Bäumen, in den Urwäldern, und sucht vor der brennenden Sonne Schutz im dichten Laube. Ueberhaupt haben alle die Arten der Uistitis und Tamarins in Hinsicht ihrer Lebensart mit unsern Eichhörnchen viele Aehnlichkeit, sie bauen sich zwar keine Nester, wie diese, klettern und springen aber eben so leicht. Sie lassen sich sehr leicht zähmen; bey Gefahren verbergen sie sich schnell, und äußern ihre Furcht durch ein kurzes Zischen. Sie haben es gerne, wenn man ihnen schmeichelt, ohne diese Schmeicheleyen zu erwiedern. Aus Furcht sind sie selten ganz zutraulich, doch folgen sie dem Rufe ihres Wärters. Fremde fliehen sie, und drohen ihnen wohl mit ihren Zähnen, den einzigen Waffen, welche sie besitzen, und wodurch sie sich kaum vor dem kleinsten Raubvogel schützen können; nur die Behendigkeit im Klettern rettet sie.

Langeweile macht sie traurig, dann geben sie ein sanftes langgezogenes Zischen von sich. Sie zeigen auch in der Gefangenschaft den Trieb immer in der Höhe zu seyn, und suchen gewöhnlich den erhabensten Ort aus, von welchem sie selten herabsteigen, das sie stets rückwärts thun. Die Nahrung ergreifen sie bald mit den Händen, bald mit dem Munde, und fressen wo möglich immer in der Höhe. Sie können sich an den Händen aufhängen, und mit Schnelligkeit sich auf einen andern Punkt werfen. Obschon der Daum der Vorderhand nicht getrennt ist, klettern sie doch nicht mit den Nägeln. Nie sieht man sie auf den Hinterfüßen gehen. Der Schwanz dient ihnen durchaus nicht zum klettern oder festhalten und hängt immer schlaff herab. Die Sinne sind nicht sehr vorspringend, doch ist das Gesicht scharf. (Abbildung nach Cüvier).

Taf. 40. Der goldstirnige Tamarin. Midas chrysomelas.

L'Ouistiti à front jaune.

Der ganze Körper ist schön schwarz; das Gesicht vorstehend und schwarz, aber von allen Seiten mit sehr langen goldfarbigen Haaren dicht umgeben, welche um dasselbe gleichsam einen Kragen bilden, der unten einen breiten runden Bart, oben aber eine zugespitzte Haube bildet, an ihrer Wurzel sind sie gelb, an der Spitze hingegen lebhaft rostfarbig, in Gold spielend. Die Vorderarme haben eben diese Farbe, Hände und Füße braun. Vom After an lauft ein anfangs weißer, dann goldgelber Streif über den Rücken des Schwanzes weg.

Dieser, wohl einer der niedlichsten von allen Affen, mißt mit dem Schwanze, welcher 12 Zoll lang ist, nur 20 Zoll. Er ist eine Zierde der großen Urwälder am Ilheo und Rio-Pardo, und zeigt sich erst vier bis fünf Tagereisen von der Küste entfernt. Sollten sie die Seereise und unser Clima ertragen, so wären sie eine wahre Zierde unserer Zimmer.

Dieses schöne Thierchen brachte, nebst so vielen andern neuen Thieren, der vortreffliche Naturforscher Prinz Maximilian von Neuwied mit aus Brasilien. Ungeachtet ihrer Kleinheit dienten diese Thierchen in den

Wildnissen ihm und seinen Begleitern oft zur Nahrung; dort heißt es bey den Portugiesen Sahuim preto, bey den Botocuden Pakakang. (Abbildung nach Neuwied).

Taf. 40. **Das Löwenäffchen.** Midas leoninus.

Le Tamarin leoncito.

Der Kopf klein, niedergedrückt, das Gesicht menschenähnlich, schwarz, zwischen Mund und Nase ein weißblaulicher Fleck. Die Ohren fast dreyeckig, abstehend, am obern Rande gebogen, groß, schwarz, lang behaart. Die Farbe des Körpers braunlich olivenfarb, die Haare schwarz geringelt, am Halse sehr lange, eine Art von Mähne bildend. Auf dem Rücken hin und wieder weißgelbe Streifen. Der Schwanz so lange als der Körper, oben schwärzlich, unten braun, am Ende dicker; Hände und Füße schwarz, unten nackt, der Daum an beyden abstehend. Die Nägel spitzig, krumm, schwarz, am Daum der Vorderhand lang und spitzig, an der Hinterhand stumpf.

Dieses Thierchen ist blos 7 bis 8 Zoll lang, ohne den Schwanz. Sein Naturel ist munter, spielend; es wird aber sehr leicht zornig. Wenn es böse ist, sträubt es das Haar seiner Mähne. Sein Geschrey gleicht dem Zwitschern junger Vögel. Es soll sich in den Hütten der Indier in der Gefangenschaft fortpflanzen.

Es ist dieses Aeffchen selbst in seinem Vaterlande, in den Ebenen an der Südseite der Cordilleren sehr selten und nie in gemäßigten Gegenden anzutreffen. (Abbildung nach Humboldt).

Die übrigen Arten dieser Gattung, welche die Affen beendigt, sind folgende:

Der rothändige Tamarin. Midas rufimanus.
Der schwarze Tamarin. Midas ursulus.
Der Pinche. Midas oedipus.
Der weißlippige Tamarin. Midas labiatus.
Der braunhalsige Tam. Mid. fuscicollis.
Der schwarzhalsige Tam. Mid. nigricollis.
Der schnurrbartige Tam. Midas mystax.
Der zweyfärbige Tam. Midas bicolor.

Zweyte Familie der Vierhänder.

Halbaffen, Fuchsaffen, Makis. Lemures, Prosimii, Makis.

Im Allgemeinen nähern sich diese Thiere in ihren Formen den übrigen Säugethieren.

Die Schneidezähne wechseln in beyden Kinnladen in Hinsicht auf die Zahl, Form und Stellung.

Die Nasenlöcher liegen am Ende der Schnautze.

Die hintern Extremitäten sind länger als die vordern.

An den Hinterfüßen ist der erste Finger nach dem Daum mit einem spitzigen aufgerichteten Nagel versehen.

An den Brüsten stehen zwey bis vier Säugewarzen. Der Schwanz ist bald sehr lang, oder mangelt ganz, ist aber nie Greifschwanz.

Das Vaterland ist die Insel Madagascar, Ceylon und die Gegenden am Senegal.

Erste Gattung.

Makis. Lemur.

In der obern Kinnlade vier, in der untern sechs Vorderzähne. Die Eckzähne oben lang, zusammengedrückt, konisch, zweyschneidend; die untern kürzer, zusammengedrückt, dreyeckig, man kann sie vielmehr für die ersten Backenzähne, als für Eckzähne betrachten. Die obern Vorderzähne sind sehr kurz und stehen paarweise beysammen, jedes Paar nahe am Eckzahn, und vom andern durch einen starken Zwischenraum getrennt; die untern sind lang, stehen alle sechs aneinander, schmal und vorwärts stehend. Die Krone der Backenzähne haben stumpfe Höcker.

An der Brust zwey Säugewarzen.

Der Kopf lang, dreyeckig, fuchsartig, die Schnautze spitzig.

Die Ohren kurz und abgerundet.

Die hintern Extremitäten sind verhältnißmäßig zu den vordern; der vierte Finger am Fuß ist der längste. An der Hinterhand, an der zweyten Zehe, ein spitziger aufstehender Nagel.

Der Schwanz länger als der Körper, haarig.

Das Haar weich und wollig.

Sie nähren sich von vegetabilischen Substanzen, Wurzeln und Früchten.

Sie leben wie die Affen in mehr oder weniger zahlreichen Gesellschaften, in Wäldern, deren Früchte sie genießen; gehen immer auf allen Vieren, klettern mit bewundernswürdiger Schnelligkeit, und wählen zu ihren Schlafstätten unzugängliche Orte. In der Gefangenschaft sind sie sanft, verständig, erkennen ihren Herren ohne ihm indessen Anhänglichkeit zu zeigen. Sie gewöhnen sich leicht an gekochtes Fleisch, sogar an rohe Fische.

Sie leben alle auf den Inseln Madagascar und Anjouan, wo sie die Stelle der Affen vertreten, welche dort ganz fehlen. Von einander unterscheiden sie sich hauptsächlich durch die Farbe des Pelzes.

Taf. 41. Der Mococo. Lemur Catta.
Le Mococo.

Die Ohren sind spitzig und aufgerichtet. Pelz auf dem Rücken röthlich grau, an den Seiten aschgrau. Hals, Gurgel, Bauch und innere Theile der Glieder weiß. Augenkreis und Hinterhaupt schwarz, das Uebrige des Kopfes weiß; die Regenbogenhaut der Augen braun; Schwanz seiner ganzen Länge nach weiß und schwarz geringelt, die Zahl der Ringe steigt bis auf dreißig. Körperlänge 14 Zoll, der Schwanz 16 Zoll.

Wenige Säugethiere haben eine schönere Form, mit so großer Sanftheit und Annehmlichkeit gepaart, wie dieses niedliche Thier. Es ist reinlich, munter, zutraulich, schmeichelnd; klettert mit außerordentlicher Leichtigkeit und einem gewissen Anstande, und hat gar nichts Bösartiges. Von allen Makis ist es am besten zu zähmen, zeigt die meisten Fähigkeiten, und erkennt seinen Herrn am besten. Daneben ist es geil, liebt sehr die Wärme; wenn es schlafen will, wickelt es seinen Schwanz um den Kopf, und giebt dann einen Ton von sich, wie eine schnurrende Katze. Mit den untern Schneidezähnen kämmt es seine Haare. Sein Geschrey ist stark, nicht unangenehm.

Man findet es in Madagascar, und bringt es nicht selten nach Europa. (Abbildung nach Cüvier.)

Taf. 41. Der rothbraune Maki. Lemur rufus. (Audeb.)
Le Maki roux.

Schnautze schwarz, Ohren kurz und rund, Scheitel, Schläfe, Backen, Kinn und Oberhals schmutzig weiß. Von der Stirn lauft eine schwarze Linie bis auf den Scheitel. Der übrige Körper gelblich rostfarb; der Schwanz am Ende braun.

Ebenfalls ein sehr schönes und munteres Thier, von sehr sanftem Naturel, übrigens von wenig intellectuellen Fähigkeiten. Es scheint mehr ein nächtliches Thier zu seyn, und schläft den Tag über häufig in zusammengerollter

Stellung, den langen Schwanz zwischen den Beinen durchgestreckt. Sie steigen sehr geschickt auf die Bäume und laufen darauf herum, während sie auf dem Boden langsam gehen. Sie nehmen alles mit den Händen, wie die Affen. Gewöhnlich grunzen sie, in der Angst aber lassen sie ein durchdringendes Geschrey hören. In der Gefangenschaft leben sie zwar beysammen, beißen sich aber oft. Den spitzigen Nagel halten sie oft lange ins Ohr gesteckt, warum ist unbekannt. Sie pflanzen sich in unserm Clima nur schwer fort und werfen nur ein oder auch zwey Junge. Die Tragezeit dauert etwas weniger als vier Monat. Die Jungen trägt die Mutter auf dem Rücken, und wenn sie sechs Wochen alt sind, fressen sie schon allein, und saugen nicht länger als sechs Monate. Das Vaterland ist Madagascar. (Abbildung nach Cüvier.)

Taf. 41. Der kleine Maki. Lemur pusillus. Galago madagascariensis.
Le Maki nain.

Rücken, Kopf, Schwanz und Aeußeres der Schenkel grau, gelblich überlaufen; Backen grau, heller als an der Stirne; Kinn, Hals, Brust, und das Innere der Schenkel schmutzig weiß. Schwanz einfärbig grau, etwas lang behaart.

Dieses Thier gleicht sehr dem Siebenschläfer, nur ist es etwas größer; man hat es in neuern Zeiten zu den Galagos gezählt, denen es sich in einigen Hinsichten nähert.

Der Körper etwa 6 Zoll; es ist ein nächtliches Thier; den ganzen Tag schläft es mit zusammengerolltem Körper, so bald aber die Nacht eintritt, ist es munter, sehr lebhaft, macht erstaunliche Sprünge und ist immer thätig. Es lebt von Früchten und Insecten, klettert leicht, und findet sich auf Madagascar. (Abbildung nach Audebert.)

Taf. 42. Der weißstirnige Maki. Lemur albifrons.
Le Maki à front blanc.

Pelz oben rothgrau, unten weißlich; am Männchen die Stirne weiß; am Weibchen dunkelgrau, mit einer schwarzen Längslinie über den Kopf.

Sitten und Vaterland wie bey den vorigen Arten. Pflanzt sich in Europa fort, wirft zwey Junge von der Größe einer Ratte und wird so groß wie eine Katze.

Der anjouanische Maki (Lemur anjouanensis) ist das Weibchen, welches auf gleicher Tafel mit seinem Jungen abgebildet ist. (Abbildung nach Cüvier.)

Taf. 42. Maki mit schwarzen Händen. Lemur nigrimanus.
Maki à mains noires.

Der Pelz ist dicht, wollig, daher scheint der Körper dicker als er ist, die Farbe schön lebhaft kastanienbraunroth; Kopf, Hände und Schwanz schwarz; auf dem Hals ein weißer Fleck; die Ohrengegend lang behaart; die Augen falb oder gelbroth; an jedem Hinterfuß ein weißer Querfleck.

Wie fast alle Arten dieser Gattung ist das Thier sehr sanft, schmeichelnd und zahm, genießt Obst, Wurzeln, Milch, Brod, ist dabey sehr lebhaft und klettert sehr geschickt.

Die Länge von der Schnautze bis zur Schwanzwurzel ist 16 Zoll, des Schwanzes 18 ¾ Zoll.

Das Vaterland Madagascar. (Abbildung nach Cüvier.)

Die übrigen bekannten Arten sind:

Der Vari. Lemur Macaco.
Der schwarze Maki. Lemur niger.
Der Mongos. Lemur Mongos.
Der weißfüßige Maki. Lemur albimanus.
Der braune Maki. Lemur fulvus.
Der Maki mit dem Halsbande. Lem. collaris.
Der schwarzstirnige Maki. Lem. nigrifrons.
Der graue Maki. Lemur cinereus.

Zweyte Gattung.

Indri. Indri. (Geoff.) Lichanotus. (Illig.)

Oben und unten nur vier Vorderzähne, aber die obern stehen paarweise und jedes Paar durch einen Raum getrennt. Die untern stehen aneinander, die äußern sind breiter.

Die Eckzähne stark vorstehend.

Die Backenzähne mit höckeriger Krone; fünf auf jeder Seite.

Zwey Säugewarzen an den Brüsten.

Der Kopf lang und dreyeckig.

Die hintern Gliedmassen ziemlich lang, der zweyte Finger der Hinterhand mit einem spitzigen in die Höhe stehenden Nagel.

Der Schwanz bald sehr kurz, bald sehr lang.

Das Haar wollig.

Diese Thiere leben von Früchten und andern Vegetabilien. Ihre Sitten sind aber fast ganz unbekannt.

Taf. 43. Kurzgeschwänzter Indri. Indri brevicaudatus, Lemur Indri (Linn.) Indri à queue courte.

Die Länge dieses Thiers vom Kopf bis zu den Fußsohlen ist 3 ½ Fuß.

Der Kopf dreyeckig, verlängert; Ohren kurz und abgerundet; Pelz fast schwarz; Schnautze, Unterbauch, Gegend zwischen den Schenkeln und unter den Armen graulich; Schwanzgegend weiß, mit ganz wolligen Haaren; die Haare am übrigen Theil des Körpers seidenartig und sehr dicht; an den Lenden ein rostfarbiger Fleck; der Schwanz kein Zoll lang.

Dieses Thier lebt auf dem südlichen Theil von Madagascar, ist sehr sanft und leicht zu zähmen; soll von den Einwohnern erzogen und zur Jagd abgerichtet werden, wie Sonnerat anführt. Dieses wäre um so sonderbarer, als der Indri ein Thier ist, welches nichts als Früchte genießt, in dichten Wäldern lebt, zwar geschickt klettert, aber langsam lauft. (Abbildung nach Sonnerat.)

Taf. 43. Langgeschwänzter Indri. Indri longicaudatus, Lemur laniger. Indri à longue queue.

Die Länge des Körpers nur 11 Zoll. Der Körper scheint aber dick und breit wegen der Menge des wolligen Haares, mit welchem er bedeckt ist. Der Kopf ist weniger lang, als bey der vorigen Art; die Stirne breit; die Augen sehr groß; die Ohren kurz, im Pelze verborgen; die Farbe des Pelzes dunkel rothgelb. Der Daum am Hinterfuß dick und groß, mit einem dünnen, platten breiten Nagel; der zweyte Finger ist mit dem Daum durch eine schwärzliche Haut verbunden. Das Haar weich und wollig; die Gegend unter dem Hals, Brust, Bauch und innerer Theil der Glieder schmutzig weiß, ins Falbe spielend; die Schwanzgegend weiß; Nase, Nasengegend und ein Theil der Oberkinnlade schwarz; die Füße falb mit grauen Haaren gemischt; Zehen und Nägel schwarz.

Vaterland Madagascar. Von seinen Sitten ist nichts bekannt. (Abbildung nach Sonnerat.)

Dritte Gattung.

Lori. Lori (Geoff.) Stenops (Illiger.)

Oben vier, unten sechs Vorderzähne; oben sechs, unten fünf Backenzähne.

Die obern Vorderzähne sind sehr klein, und in der Mitte von einander entfernt; die untern vorwärts stehend, in einer Reihe und sehr klein.

Eckzähne mittelmäßig.

Backenzähne mit spitzigen Höckern auf der Krone.

Kopf rund; Schnautze aufstehend; Nase verlängert; Augen sehr groß, nahe beysammenstehend, nur durch eine sehr dünne knöcherne Scheidewand getrennt. Ohren kurz, behaart.

Auf vier Brustdrüsen stehen nur zwey Brustwarzen.

Kein Schwanz. Der Unterschenkel länger als der Oberschenkel. Fußwurzel und Füße gleich lang.

Taf. 44. Schlanker Lori. Lori gracilis. Lemur tardigradus. (Linn.)
Lori grèle.

Nicht so groß als ein Eichhörnchen.

Der Kopf ganz rund; Schnautze erhaben und vorstehend; Augen sehr groß und nahe an einander stehend; Ohren breit und rund, sehr tief am Kopfe stehend, inwendig mit drey Ohrläppchen in Form von Muscheln; statt des Schwanzes nur ein kleiner Höcker. Pelz sehr fein und weich, röthlich falb, am Rücken dunkler; Bauch und Brust weißlich.

Ein melancholisches, stilles, ruhiges Thier; seine Bewegungen sind sehr langsam, doch klettert es leicht. Es schläft am Tage und wacht am Abend auf, und nährt sich von Früchten, Insecteneyern und Insecten.

Lebt in Ceylon. (Abbildung nach der Natur.)

Unter dem Namen Nycticebus trennen Desmarest und Geoffroy diejenigen Arten, deren Glieder dicker und stärker sind, deren Nase kurz und nicht aufstehend ist, und denen zuweilen oben zwey Vorderzähne fehlen.

Taf. 44. Der Pukan. Stenops bengalensis. Lori tardigradus.
Lori parresseux.

Der Pukan ist von der Schnautze bis zum After ungefähr ein Fuß lang. Der Kopf ist rundlich, und die Physiognomie scheint Verstand zu verrathen. Die Schnautze breit und sehr kurz; Ohren sehr klein, eyförmig, gerade, fast ganz im wolligen Pelz verborgen; die Augen stehen fast an der Stirne, gerade ob der Nasenwurzel, sehr genähert, die Regenbogenhaut dunkelbraun; Nase klein und vorn platt; Zunge ziemlich dick und lang. Haar des Körpers lang, fein, wollig, aber beym Berühren etwas rauh, im allgemeinen rothgrau, oder an den Seiten und Schenkeln mehr ins Rothgelbe spielend. Ein Kreis um die Augen und Ohren dunkler; Nase weiß; mitten über den Rücken lauft eine dunkle Linie.

Der Pukan ist ein nächtliches, sehr langsames Thier, es schläft den ganzen Tag ruhig, mit dem Körper auf sich selbst gestützt, und den Kopf auf die Brust gesenkt. So bald die Sonne untergeht, erwacht es, und seine erste Sorge ist Nahrung zu sich zu nehmen, und sich zu entleeren. Sein Urin verbreitet einen sehr unangenehmen Geruch, und der Koth gleicht dem Schafkoth. Seine Nahrung besteht in süßen, saftigen Früchten, Eyern und Insecten, auch soll er kleine Vögel fressen; er sauft nicht. Vosmaer hatte einen lebendigen, welcher Brod fraß. Sein Geschrey ist ai, ai, ai, welches er lange zieht, und mit verschiedenen Modulationen bezeichnet er seine Bedürfnisse und Leidenschaften. Er läßt sich zähmen und ist einiger Erziehung fähig. Langsam nähert er sich seiner Beute, und ist er nahe dabey, so fällt er schnell über sie her, und ergreift sie mit seinen Armen. Er klettert geschickt und mit ziemlicher Schnelligkeit. Auf dem Boden ist dagegen sein Gang sehr langsam. Sein Vaterland ist Bengalen. (Abbildung nach Alfr. Duvaucel.)

Die übrigen Arten sind: Der javanische Lori, Lori javanicus, und der ceylonische Lori, Lori ceylonicus.

Vierte Gattung.

Galago. Galago, (Geoff.) Otolicnus, (Illig.)

Oben vier, oder nur zwey, unten sechs Vorderzähne. Die Eckzähne sind wenig spitzig; oben sind fünf, unten vier Backenzähne, deren Kronen mit spitzigen Höckern versehen sind, der erste Backenzahn oben und unten hat nur einen Höcker.

An der Brust zwey Säugewarzen.

Der Kopf abgerundet; die Schnautze kurz, die Ohren groß, hautig und nackt; sehr nahe beysammen stehend.

Die hintern Beine sehr lang, der Hinterfuß ist dreymal länger als der Mittelfuß.

Der Schwanz lang, behaart, nicht greifend. Das Haar am Körper sanft und wollig. Am Zeigefinger der Hinterhand ein spitziger Nagel.

Es sind nächtliche Thiere von sanftem Character, welche geschickt klettern, und hauptsächlich von Insecten leben.

Der Galago vom Senegal. Galago senegalensis.
Le Galago du Sénégal.

Oben nur zwey Schneidezähne, welche sehr schwach sind, unten sechs.

Die Ohren sind so lang als der Kopf, breit, fast nackt. Der Schwanz länger als der Körper, und endigt mit einem Haarpinsel. Die Haare am Körper sind lang, dicht und sehr weich; auf dem Kopf und am untern Theil des Körpers kürzer. Auf dem Rücken ist die Farbe röthlich grau, am Unterleib weißgelb; der Kopf ganz grau, Schnautze und Backen weißgelb.

Die Länge des Thierchens vom Ende der Schnautze bis zur Schwanzwurzel 6 Zoll, des Schwanzes 8 Zoll. Länge der Vorderbeine 3 Zoll 4 Linien, der Hinterbeine 6 Zoll 3 Linien.

Die Galagos haben in ihrem Thun sehr viel Aehnliches mit unsern Eichhörnchen, und ebenso nähern sie sich den Affen. Sie sind von sehr sanftem Character, leben fast immer auf Bäumen verborgen, klettern sehr geschickt und springen von einem Baume zum andern. Sie sind sehr lebhaft und unruhig, und können vermittelst ihrer langen Hinterbeine sehr weite Sprünge machen. Ihre Hauptnahrung sind Insecten, und sie verbinden in dieser Hinsicht die Insectenfresser mit den Makis. Besonders haben sie in ihrem Zahnbau einige Aehnlichkeit mit den Fledermäusen, denen sie sich auch durch den merkwürdigen Ohrenbau nähern. Diese großen häutigen Ohren sind sehr beweglich; wenn sie schlafen, so falten sie dieselben ganz zusammen, so daß sie auf dem Kopfe anliegen, und fast nicht zu bemerken sind. Beim geringsten Geräusch aber erwacht der Galago und das Ohr entfaltet sich schnell, und spannt seine Muschel, so daß das Gehör vortrefflich zu seyn scheint.

Nach einigen Beobachtungen soll der Galago auch Gummi genießen; die Mauren nennen ihn das Gummi-Thier. Sie schlafen den größten Theil des Tages, allein das leiseste Summsen eines Insects weckt sie, und sie springen darnach, um es zu erhaschen, worin sie große Geschicklichkeit zeigen.

Sie hecken in Baumlöchern, worin sie ihren Jungen ein Bett aus Gras bereiten.

In den Gummiwäldern am Rande der Wüsten Galam und Sahara scheinen diese Thiere sehr gemein zu seyn. Die Neger von Galam machen auf die Galagos Jagd, um sie zu essen.

Die übrigen bekannten Arten Galagos sind:

Der dickschwänzige Galago. Galago crassicaudatus. Der graue Galago. Galago murinus. (Otolicnus Demidofii. Fischer.) Der Guianische Galago. Galago Potto. (Lemur Potto)

(Abbildung nach Cüvier.)

Fünfte Gattung.

Fußthiere, Tarsier. Tarsius.

Oben vier, unten zwey Vorderzähne; die obern Vorderzähne sind ungleich, und stehen an einander, die mittlern sind sehr groß; die untern klein und durch die Eckzähne gedrängt. Die obern Eckzähne sind weniger stark als die mittlern Vorderzähne. Oben und unten sechs Backenzähne, die vordern nur

mit einer Spitze; die andern mit breiter Krone. Diese ist tief ausgehöhlt, mit einem kreisrunden Rande, nach außen mit zwey schneidenden Höckern.

Der Kopf rund, fast ganz kugelig; Schnautze sehr kurz; Augen außerordentlich groß, nahe an einander stehend. Ohren lang, nackt und häutig.

Die Knochen des Vorderarms stärker als der Ellenbogen; am Unterschenkel hingegen ist es umgekehrt und die Knochen sind zum Theil verwachsen. Der Hinterfuß hat die doppelte Länge des Mittelfußes. Die Nägel der zweyten und dritten Zehe des Hinterfußes aufstehend und ahlenförmig.

Der Schwanz sehr lang. Die Augengruben in ihrem Grunde fast ganz geschlossen.

Es sind nächtliche Thiere, von unbekannter Lebensart; sie nähren sich von Insecten und sind auf den Molukken und auf Madagascar zu Hause.

Taf. 45. Der braunhändige Tarsier. Tarsius fuscomanus.

Tarsier aux mains bruns.

Der Kopf dick; die Augen groß, etwas auseinander stehend; die Ohren lang, außen mit sehr feinen Haaren besetzt. Pelz auf dem Rücken hellbraun, am Bauche weißgrau. Alle vier Füße dunkelbraun; Schwanz länger als der Körper, kurzhaarig, nur an der Spitze mit einem Haarpinsel. Etwa von der Größe einer Ratte.

Diese Art lebt auf Madagascar.

Diese Thiere scheinen den Galagos sehr nahe zu stehen, sind nächtlich, klettern leicht, und nähren sich wahrscheinlich von Insecten.

Man kennt noch zwey Arten: Der Tarsier mit rothbraunen Händen. Tarsius spectrum. Von der Größe einer Ratte; lebt auf Amboina und andern Molukken. Und der Tarsier von Banka. Tarsius bancanus. Auf Banca. (Abbildung nach Audebert.)

Sechste Gattung.

Rollschwanzthiere. Chirogaleus. (Geoffroy.)

Der Zahnbau dieser Thiere ist unbekannt, daher können sie auch nicht mit Bestimmtheit geordnet werden, aber ihr runder Kopf, ihre kurze Nase und Schnautze, ihre großen, vorspringenden und nahe stehenden Augen und der Bau ihrer Hände schließen sie offenbar der letzten Familie der Makis an, und reihen sie an die Galagos und Tarsier. Sie müssen aber auf jeden Fall eine eigene Familie bilden. Sie sind nur durch eine Abbildung und Beschreibung von Commerson bekannt.

An allen Zehen, außer am Daum, lange spitzige Nägel. Kopf rundlich und katzenartig; Ohren kurz; Schwanz länger als der Leib, sie tragen ihn immer gerollt. Der Daum abstehend mit rundem Nagel. Die Zehen stark gespalten und dünne. Die Fußwurzel kurz.

Vaterland Madagascar.

Taf. 46. Großes Rollschwanzthier. Chirogaleus major.

Eilf Zoll lang. Pelz braun, besonders um die Schnautze.

Taf. 46. Mittleres Rollschwanzthier. Chirogaleus medius.

Acht Zoll lang, Farbe weniger dunkel; Augen mit einem schwarzen Kreise; die Stirne hell.

Taf. 46. **Kleines Rollschwanzthier.** Chirogaleus minor.

Sieben Zoll lang; Farben noch heller, als beym vorigen; um die Augen ein schwarzer Kreis; Stirne hell.

(Abbildung aus den Analen des Pariser-Museums.)

Siebente Gattung.

Fliegende Makis. Galeopithecus.

Oben 4 unten 6 Vorderzähne. Backenzähne $\frac{6-6}{6-6}$. Die obern mittlern Vorderzähne sind sehr klein, die Seitenzähne sehr zusammengedrückt, schneidend, an jeder Seite ihrer Basis ein kleines Höckerchen. Die untern Vorderzähne vorwärts ragend, kammförmig gezähnelt. Die obern Eckzähne sehr klein, zusammengedrückt, dreyeckig, sehr spitzig, die untern größer. Die obern vordern Backenzähne gleichen den Eckzähnen, die untern haben Zackenspitzen:

Die Schnautze spitzig, die Ohren klein abgerundet, der Schwanz mittelmäßig lang.

Eine Haut umhüllt den Hals, die Extremitäten, die Finger und den Schwanz in seiner ganzen Länge. Die Finger der Vorderhand kurz; die Hand breit, der Daum nicht entgegensetzbar; die Klauen halbmondförmig. An der Brust zwey Säugewarzen.

Es sind nächtliche Thiere, leben von Früchten und Insecten, und hängen sich an den Hinterfüßen auf wie die Fledermäuse. Sie können aber mit ihrer Flughaut nicht eigentlich fliegen, sondern brauchen dieselbe wie die Flughörnchen, als eine Art von Fallschirm. Sie klettern leicht und leben auf Bäumen, auf mehreren Inseln des indischen Archipels.

Von dieser Gattung sind bekannt:

Taf. 47. **Der gemeine fliegende Maki.** Galeopithecus rufus.

Le Galeopitheque.

Etwa von der Größe einer Katze; oben dunkel rothbraun, unten etwas heller. Man findet dieses Thier auf den Molukken.

Der geschäckte fliegende Maki, Galeopithecus variegatus, und der Ternatische Galeopithek, Gal. ternatensis, sind noch zweifelhafte Arten.

Einige Bemerkungen

über den Zahn- und Schedelbau der bisherigen Abbildungen.

Taf. 48.

Diese Tafel stellt das Gebiß der bisher abgebildeten Gattungen vor, worüber man die nähern Beschreibungen bey den Gattungszeichen nachsehen kann, wo sie immer angegeben sind. Das Alter eines Thieres ändert sein Gebiß immer in etwas, und alle ältern Thiere haben größere und stärkere Zähne, als ganz junge. Kein Thier dieser Abtheilung kommt mit den Zähnen zur Welt, sie brechen bey allen erst eine gewisse Zeit nach der Geburt hervor, und diese ersten Zähne fallen in einem gewissen Alter aus und werden durch neue und stärkere wieder ersetzt, auch an Zahl vermehrt. Nur beym Menschen kennen wir jedoch diesen Wechsel genau, bey den Affen ist er noch nicht gehörig bekannt, hat aber höchst wahrscheinlich auf eine ähnliche Weise statt. Bey allen bilden sich die zweyten Zähne unter den ersten, und entstehen in derselben Zahnhöhle. Mit ihrem Wachsthum werden die Wurzeln der ersten Zähne, welche an sich schwach und kurz sind, gedrückt, der obere Zahn erhält keine Nahrung mehr, die

Zahnwurzel verschwindet, und der Zahn wird nur noch durch das Zahnfleisch festgehalten, bis er durch den von unten nachrückenden Zahn endlich mechanisch ausgestoßen wird und ausfällt. Dieser Zahnwechsel scheint jedoch nicht nur bey Menschen, sondern auch zuweilen bey Thieren nicht selten mit mehr oder minder Schmerz verbunden zu seyn, welcher dadurch entsteht, daß die Kronen der Zähne das empfindliche Zahnfleisch durchbrechen. Die jungen Thiere helfen diesem Ausbruch durch Kauen und Beißen nach, daher beobachtet man selbst an Kindern, daß sie zu dieser Zeit gerne an allem kauen, weil dadurch das Zahnfleisch nachgiebiger wird, und der Durchbruch eher statt hat.

Da der Zahnbau auf die Nahrungsmittel, welche ein Thier genießt, Bezug hat, so ist die Kenntniß desselben für den Naturforscher sehr wichtig, aber nicht nur für diesen, sondern auch für jeden, welcher sich genauere Kenntniß von der Lebensart der Thiere verschaffen will.

Der Zahn besteht aus seiner Wurzel, dem Körper und der Krone. Wurzel und Körper bestehen aus einem wahren Knochen, welcher von der Beschaffenheit aller übrigen Knochen ist. Die Krone hingegen ist mit einer sehr harten, glasartigen, weißen Masse überzogen, welche man Schmelz nennt. Diese Masse ist so hart, daß eine Feile sie kaum angreift. Durch Beißen auf harte Körper, oder durch plötzliche Erkältung nach Genuß heißer Speisen bekommt der Schmelz oft Sprünge, und es löst sich wohl ein Stückchen ab, dann zerstört sich an dieser Stelle der Zahn und fault nach und nach weg.

In die Zahnwurzel geht ein nährendes Blutgefäß und ein Nerve. Liegt der letztere blos oder wird er sonst gereizt, so schmerzt er, und bringt das hervor, was man Zahnschmerz nennt; daher bekommen wir Zahnschmerz, wenn durch Ablösen des Schmelzes ein Zahn so weit zerstört ist, daß der Nerve blos liegt.

Bey Thieren scheint der Schmelz noch härter und weniger spröde zu seyn als beym Menschen. Thiere behalten daher ihre Zähne verhältnißmäßig viel länger schön als die Menschen, bey welchen sie sich vorzüglich auch wegen der Verschiedenheit der Speisen, welche der Mensch genießt, viel früher zerstören, daher sieht man besonders unter den cultivirten Nationen sehr selten Menschen von nur vierzig Jahren, welche noch alle Zähne haben. Schon durch das tägliche Kauen reiben sich die Kronen ab, und ein alter Zahn hat eine ganz anders gestaltete Krone als ein junger. Wenn man die Folgereihen der Zahnveränderungen bey Thieren kennt, so kann man bis auf gewisse Jahre das Alter eines Thieres an den Zähnen erkennen, z. B. bey Pferden, Ochsen, Schafen u. s. w.

Man unterscheidet bey den Säugethieren drey Arten Zähne. Vorderzähne oder Schneidezähne, solche, welche vorn im Munde stehen. Diejenigen in der Oberkinnlade stehen bey allen in zwey eigenen Knochen, die man Zwischenkieferknochen nennt. Die Länge und Hervorragung dieser Knochen bestimmt die Länge der Schnauze eines Thiers. Beym Schweine sind sie fast am längsten, daher hat auch das Schwein eine so lange Schnauze. Beym Menschen verwachsen die Zwischenkieferknochen sehr früh ganz mit dem Oberkiefer, und auch beym alten Pongo. Zu beyden Seiten der Vorderzähne stehen die Eckzähne, welche meist länger und immer nur einspitzig sind. Bey vielen Thieren mangeln sie, es sind ihrer gewöhnlich vier, nämlich zwey oben, zwey unten. Wenn sie lange und sehr spitzig sind, so dienen sie weder zum Kauen noch zum Zerschneiden, sondern einzig zum Festhalten und Beißen, wie bey den Raubthieren. Die Backenzähne, deren Zahl sehr verschieden ist, dienen eigentlich zum Kauen oder Zermalmen, und sind nach der Nahrung sehr verschieden gebaut; blos höckerig, wenn die Nahrung meist aus dem Thier- und Pflanzenreich genommen wird, mit zackigen Spitzen versehen, wenn die Nahrung meist aus Insecten oder ähnlichen Thieren besteht. Sie sind mit zwey oder drey, mehr schneidenden und ungleich großen, der Länge nach liegenden Spitzen, deren Ränder oft wieder gezähnelt sind, versehn, wenn die Nahrung aus Fleisch besteht. Fast ganz platt oder der Länge nach gereift, oder der Quer nach mit erhöhten Schmelzleisten von verschiedener Form und Lage versehen, wenn das Thier rein gras- oder pflanzenfressend ist.

Da also der Zahnbau immer auf die Nahrung des Thieres hinweist, und so wichtig ist, so wird es denjenigen, welche gerne eine genauere nicht blos äußerliche Kenntniß eines Thieres haben, oder das gegenwärtige Werk zum Unterricht Anderer benützen wollen, angenehm seyn, wenn nach jeder Ordnung etwa eine Tafel die Zähne und wohl auch die Schedelform im Allgemeinen liefert. So nur erhält das Werk einen mehr wissenschaftlichen Werth, als wenn es in bunter Ordnung und Reihenfolge bald ein Thier aus dieser bald aus einer andern Abtheilung liefern

würde, was freylich einigen angenehmer hätte seyn mögen, dem Ganzen aber in seinem wissenschaftlichen und bleibenden Werth Vieles genommen hätte.

Die Tafel 48 stellt das Gebiß der Menschen, der Affen und der Halbaffen vor; die 49ste Tafel dagegen einige Schedel.

Auf Tafel 49 ist der Schedel eines Europäers und derjenige eines Negers abgebildet, um den merklichen Unterschied zwischen der caucasischen und aethiopischen Rasse in dieser Hinsicht darzuthun, und zu zeigen, wie sehr der Neger in der Bildung des untern Theils des Gesichts sich schon dem Orang-Utang nähert.

Unter allen Säugethieren hat der Mensch im Verhältniß zu den Gesichtsknochen die größte und die gewölbteste Hirnschale, und die Stirne tritt am meisten vor. Man denke sich eine Linie, welche von der Oberkinnlade bis an das Stirnbein gezogen wird, so nähert sich der Winkel, welchen sie mit der Unterkinnlade bildet, im Europäer am meisten dem rechten, während dem er bey den Hundskopfaffen außererdentlich schief wird. Durch dieses Hervortreten der Stirn und Zurücktreten des Mundes beym Menschen, wobey zugleich das Kinn hervortritt, erhält der Schedel die schöne Wölbung und kugelige Form, bey welcher dem Hirn die freyste Bewegung gestattet wird, die dem Menschen höchst wahrscheinlich seine geistigen Vorzüge giebt. Durch diese Form wird auch das sogenannte Hinterhauptsloch, das heißt, jene Oeffnung, durch welche das Hirn in das Rückenmark übergeht, und mit welcher der Kopf auf der Wirbelsäule aufsitzt, vorwärts, fast in die Mitte der Grundfläche des Schedels gerückt, und so das Tragen des Hauptes in aufrechter Stellung leicht gemacht, und das zarte Hirn unterstützt. Die Augenhöhlen treten näher zusammen und die Augen sehen geradeaus, während die Nase hervorragend wird.

Alle Zähne stehen im Menschen unmittelbar an einander und lassen keinen Zwischenraum zwischen sich, wie bey den meisten Thieren. Die Vorderzähne, deren man vier zählt, haben einen mehr oder minder schneidenden Rand, und einfache Wurzeln, die obern sind bedeutend breiter als die untern. Die Eckzähne sind nicht länger, haben ebenfalls eine einfache Wurzel und einen schneidenden Rand. Die 20 Backenzähne aber, von welchen immer 5 auf einer Seite stehen, haben platte höckerige Kronen, und die drey hintersten dreyfache Wurzeln. Sie sind eigentlich zum Zermalmen eingerichtet, welches, da die untere Kinnlade eine bedeutende Bewegung zu beyden Seiten machen kann, leicht geschieht. So hat also der erwachsene Mensch gewöhnlich 32 Zähne, das Kind bis zum Zahnwechsel 20 Milchzähne. Zuweilen kommt das hinterste Paar Backenzähne gar nicht hervor, welches überhaupt erst späth, oft erst im zwanzigsten oder fünf und zwanzigsten Jahr und noch späther zum Vorschein kommt.

Was nun die Formen der Menschenschedel unter einander betrifft, so weichen die Köpfe aller europäischen und zum caucasischen Stamme gehörigen Nationen nicht sehr von einander ab, als in außerwesentlichen Dingen. Unter den asiatischen Nationen sollen die Tartaren stärker vorragende untere Kinnladen, ein spitzigeres Kinn und lange von einander stehende Zähne haben. Der Kalmuckenschedel ist mehr würfelförmig, hat die größte Breite, vorspringende Kiefer und übrigens flaches Gesicht. Die Ostindier haben eine spitzige Schedelwölbung, ein kurzes Hinterhaupt, und ungemein starke Gesichts- und Kinnladenknochen. Die Augenhöhlen scheinen beym Europäer am kleinsten, beym Ostindier am größten zu seyn.

Der Schedel des Negers ist im Ganzen zum übrigen Gerippe größer, als beym Europäer, die Hirnschale zu den übrigen Gesichtsknochen kleiner und gleichsam von den Seiten zusammengedrückt. Der Kopf liegt auf den Halswirbeln mehr vorwärts, deßwegen ist der Uebergang vom Hinterkopf zum Rücken, oder der Nacken weniger eingebogen. Ein Negerschedel ohne Unterkiefer auf eine ebene Fläche gelegt, liegt so sehr hinten auf, daß die Zahnreihe die Fläche nicht berührt, sondern in die Höhe steigt. Die Löcher der Hirnschale sind weiter. Die Stirne ist kürzer und flacher; die Scheitelbeine kleiner, Augenhöhle, Nasenhöhle und Gaumengewölbe geräumiger als am Europäer. Der Oberkiefer ragt bis zu einem Winkel von 70 Grade hervor. Der Unterkiefer ist stärker, höher, dicker, breiter als beym Europäer. Die Zähne vorzüglich breit und stark. Die Substanz aller Knochen fester, spröder und härter. Die ganze Schedelbildung bringt den Kopf des Negers auffallend dem Bau der Affenschedel näher, als es derjenige der übrigen Nationen ist.

Auf Tafel 48 ist das Gebiß des Pongo und auf Tafel 49 der Kopf des alten und jungen Pongo abgebildet. Die auffallende Verschiedenheit dieser beyden Köpfe zeigt, wie groß die Veränderung sey, welche das Alter in diesen

Theilen hervorbringt. Diese Veränderung bezieht sich sowohl auf die eigentlichen Schedelknochen, als auch besonders auf die Entwickelung der Zähne, deren außerordentliche Vergrößerung natürlich auch eine größere Ausdehnung der Kinnladen zur Folge haben muß, wodurch der Unterkiefer noch mehr vortritt, als in der Jugend. Ohne die genaueste Vergleichung und Untersuchung war es daher unmöglich im Kopf des ältern Pongo den Schedel des Orang-Utang herauszufinden. Die gewaltigen Eckzähne sind gar zu sehr verschieden von denjenigen des jungen Thieres, welche kaum die übrigen an Länge übertreffen. Die Schnauze ist gar viel stärker hervorgetreten; die Zwischenkieferknochen sind verwachsen. Der aufsteigende Ast des Unterkiefers ist viel mehr ausgebreitet. Die Stirne ist mehr zurückgetreten, und statt der Wölbungen, welche man am jungen Thiere erblickt, geht von den Scheitelbeinen an eine scharfe Gräthe nach dem Hinterhauptsbein, dessen Näthe ebenfalls als eine solche vortreten, und so ist der ganze Kopf verändert, wenn schon im jungen Thier diese Bildung angedeutet ist.

Gerade eine ähnliche und ebenso merkwürdige Veränderung erleidet das Gebiß und der Kopf des Mandrills. Von den fürchterlichen Eckzähnen, welche man beym alten Thiere wahrnimmt, bemerkt man am jungen Thiere nichts, da die Eckzähne der Milchzähne noch kaum etwas über die andern vorragen. Allein unter diesen bilden sich nun die so langen und spitzigen Eckzähne, stoßen die alten weg, und so nimmt die obere und untere Kinnlade eine ungemein große Ausdehnung an; besonders wird die Schnauze vorn dick, die Stirne geht so stark nach hinten, daß der Kopf wirklich, auch als Scelet, dem Hundskopfe in etwas ähnlich sehen würde, wenn die Schnauze spitziger wäre. Die Näthe am Kopfe des Alten wachsen in sehr ausgewirkten und scharfen Gräthen hervor, und geben demselben ein sonderbares, eckiges Ansehn. Der aufsteigende Ast der untern Kinnlade ist aber verhältnißmäßig weniger entwickelt, als beym Pongo, daher denn der ganze Schedel überhaupt sehr viel niedriger ist, als bey jenem. Der Raum für das Hirn, und so auch dieses selbst muß kleiner seyn, als beym Pongo, obschon die Hundsköpfe sehr viele intellectuelle Fähigkeiten zeigen.

Die folgende Figur auf Tafel 49. zeigt den Schedel eines Brüllaffen. Jedem, wenn er auch gar kein Anatomiker ist, wird sogleich die ungemeine Breite und Höhe der untern Kinnlade auffallen, besonders die Höhe des aufsteigenden Astes. Der Schedel bekommt dadurch eine sehr kleine Proportion, und da die untere Kinnlade gegen die Schnauze hin sich schnell zuspitzt, so verschwindet die Verragung des Kinns ganz und die Schnauze wird spitzig; ganz das Gegentheil vom Mandrill, dessen Kopf um die Schnauze fast am breitesten ist. Die Eckzähne sind nicht bedeutend lang und dick, daher konnte auch die Kinnlade verhältnißmäßiger bleiben. Die Näthe bilden zwar auch einige vorragende Gräthen, welche aber bey weitem nicht so stark und ausgezeichnet sind, als bey den vorigen Köpfen, so daß der Kopf immer einige Wölbung behält und dem menschlichen im eigentlichen Schedelbau näher steht, als der Mandrill und selbst der Pongo im Alter. Die untere Kinnlade ist darum so hoch, weil sie die großen Luftsäcke, womit die Brüllaffen das fürchterliche Geschrey machen, einschließt und schützt.

Der Kopf des geilen Sajou (Cebus libidinosus) ist dem menschlichen viel ähnlicher als selbst der des alten Pongo. Die Eckzähne sind zwar verhältnißmäßig viel größer als am Menschen, aber der Oberkiefer steht nicht viel stärker vor als am Neger, dagegen liegen Nase und Stirn viel platter, und das Hinterhaupt ist größer, aber der Kopf ist recht schön gewölbt. Ob dieser Bau auf die intellectuellen Fähigkeiten, mit denen dieser Affe, nach den Nachrichten des Herrn Spix, in hohem Maße versehen ist, vielen Einfluß hat, ist noch nicht genau ausgemittelt, aber es ist sehr wahrscheinlich. Der abgebildete Kopf ist wahrscheinlich von einem noch nicht sehr alten Thiere, sonst wären die Knochen mehr ausgewirkt, und die Ränder schärfer.

Endlich ist noch der Kopf des olivenfarben Dickbauchaffen (Gastrimargus olivaceus) abgebildet worden. Bey diesem sind die Eckzähne schon größer, der Nasenstachel stärker, der Scheitel platter, das Hinterhaupt länger, die Stirn zwar platter, aber durch einen Wulst über den Augen dennoch vorspringender; das Hinterhaupt länger und der aufsteigende Ast der Unterkinnlade größer und breiter. Es ist dieser Kopf aber den starken Gräthen nach zu urtheilen von einem alten Thiere, und weicht daher wieder mehr vom menschlichen Baue ab.

Aus allem Gesagten ergiebt sich also, daß je jünger die Köpfe der Affen sind, desto mehr nähern sie sich dem Bau des menschlichen, je älter sie sind, desto mehr weichen sie von ihm ab, am meisten der des Mandrill, am wenigsten der einiger amerikanischen Affen, und wahrscheinlich auch derjenigen der Schlankaffen und Langarmaffen.

Je platter die Stirn, desto mehr verlängert sich der Kopf nach hintenhin, desto länger von vorn nach hinten ist der Kopf, und desto mehr kommt das kleine Hirn, welches beym Menschen unter dem großen steht, nach hinten; desto weiter nach hinten rückt auch das Hinterhauptsloch und desto weniger ist der Affe zum aufrechten Gange gemacht, desto platter ist das Gesicht und desto spitziger der Gesichtswinkel, welcher aber durch das Alter sich verändert und immer spitziger wird.

Die Köpfe der Makis, deren verschiedenes Gebiß auf Tafel 43 abgebildet ist, gleichen den menschlichen gar nicht mehr, und nähern sich vollkommen denen der übrigen Thiere, so daß diese Thiere mit Recht eine eigene ganz abgesonderte Familie der Vierhänder ausmachen. Das Gebiß des fliegenden Makis (Galeopithecus) trennt aber diese Gattung nun völlig von den übrigen Vierhändern und nähert sie den Händeflüglern.

Dritte Ordnung der Säugethiere.

Fleischfressende. Carnivora.

Sie haben alle drey Arten von Zähnen, und nähren sich alle mehr oder minder von thierischen Substanzen, und der Bau der Backenzähne ist verschieden, je nachdem die Nahrung beschaffen ist.

Die Füße sind niemals als Hände zu gebrauchen, und haben keinen entgegensetzbaren Daum.

Die Säugewarzen sind in der Zahl verschieden.

Die Einlenkung der Unterkinnlade ist so, daß keine oder nur eine sehr unbedeutende Seitenbewegung damit statt hat.

Die Augenlöcher sind von den Schläfengruben nicht getrennt. Die Jochbogen sind erhaben und auseinander stehend.

Der Magen ist einfach und hautig; der Darmkanal kurz.

Sie nähren sich von frischem Fleisch, oder von Aaß, einige auch von Insecten; einige fressen neben dem Fleisch auch Vegetabilien, doch nur Obst und Wurzeln, niemahls Blätter.

Sie sind über die ganze Erde verbreitet.

Sie theilen sich in mehrere Familien.

Erste Familie.

Handflügler. Chiroptera.

Linné hat diese Thiere mit dem Menschen und den Affen in eine Familie gebracht, weil mehrere von ihnen vier Vorderzähne haben, allein sie weichen in aller andern Hinsicht so sehr von diesen Geschöpfen ab, daß man nothwendig eine eigene Familie daraus bilden muß. Die Alten zählten sie zu den Vögeln, allein sie sind eben so wenig Vögel, als die fliegenden Fische oder die Schmetterlinge; denn das Fliegen allein macht nicht den Vogel aus. Sie sind gewöhnlich unter dem Namen der Fledermäuse bekannt. Die Fledermäuse sind eigentlich eben so wenig reißende Thiere oder Raubthiere zu nennen, als die Mäuse oder Spitzmäuse, und bilden für sich eher eine eigene Ordnung, welche ganz getrennt von allen andern dasteht. Illiger nennt sie fliegende Säugethiere (Volitantia). Blumenbach aber Handflügler (Chiroptera) und nach ihm haben sie fast alle Systematiker so genannt.

Alle sogenannten Fledermäuse haben das Vermögen zu fliegen, ohne wahre Flügel zu besitzen. Ihre Arme, vorzüglich aber ihre vier Finger sind außerordentlich lang, und durch eine dünne zweyfache Haut mit einander verbunden, so daß sie durch das Ausstrecken der Finger die Flughaut ausspannen können. Bey den meisten umschließt diese Flughaut auch den Schwanz, wenn ein solcher vorhanden ist, so daß auch die beyden Schenkel mit einander durch sie verbunden werden, und diese mit den Fingerknochen und dem Schwanz eben so viele Stützpunete sind, womit die Haut fest gespannt werden kann. Der ganze Körperbau der Fledermäuse ist zum Fliegen eingerichtet. Ihre Brustmuskeln sind sehr stark, wie bey den Vögeln; der Unterleib dagegen eingezogen und dünne, so daß der Mittelpunkt der Körperschwere unter die Flügel fällt.

Die Fledermäuse sind aber auch außerordentlich geschickte Flieger, so daß sie die meisten Vögel darin sogar übertreffen. Ihr Flug ist leise, schnell und leicht; sie machen schnelle Schwenkungen, und der bestfliegende Raubvogel, welcher selbst Schwalben im Fluge fängt, kann nur selten eine Fledermaus im Fluge erhaschen, sie wißen ihm immer auszuweichen. Auch fliegen sie zuweilen sehr hoch, aber dies geschieht selten, weil sie keinen Grund dazu haben, denn ihre Hauptnahrung, die Insecten, sind auch meist nahe an der Erde zu finden.

Eine sehr merkwürdige Erscheinung ist es, daß die Fledermäuse durch die dicksten Zweige der Bäume fliegen, ohne sich im geringsten anzustoßen, und selbst der Augen beraubt, mit verstopften Ohren und Nasenlöchern fliegen sie in einem Zimmer mit gespannten Seilen herum, ohne eines zu berühren. Spalanzani hat ihnen daher einen sechsten Sinn beygelegt, aber dieses ist nicht nöthig. Die Ursache dieses feinen Gefühls, denn anders ist es gewiß nichts, ist im Bau der Flughaut zu suchen. Diese Haut ist im Fliegen gespannt, und allenthalben laufen zwischen ihren Hautlappen kleine Gefäße und Nerven in Menge, und bilden ein vollkommenes Netz durch ihre kleinen Aeste. Die Menge der Nerven macht daher die Haut sehr empfindlich, so daß die Nähe eines Körpers durch das Gefühl angezeigt wird, auch wenn Gesicht und Gehör fehlen. Diese Flügel sind also wirklich als ein wahres Tastorgan anzusehen, welches schon durch die bloße Luft in Thätigkeit gesetzt werden kann. Dazu dienen wahrscheinlich auch die Häute der Ohren und Nase.

Es ist ein Vorurtheil wenn man glaubt, die Fledermäuse fliegen nur in einem kleinen Bezirk herum, denn oft fliegen sie Stunden weit ihrer Nahrung nach, wenn sie dieselbe in ihrem gewöhnlichen Jagdbezirk nicht finden.

In der Art des Fluges, in der Zeit des Erscheinens und dem Ort, wo sie fliegen, herrscht unter den Arten eine große Verschiedenheit, welche von der Nahrung abzuhängen scheint, welche jede Art vorzüglich liebt. Einige fliegen vorzüglich über Wasser, Flüße, Seen oder Teiche, andere in Wäldern, und noch andere auf freyem Feld.

Alle Handflügler sind nächtliche Thiere und erscheinen hauptsächlich bey der Abenddämmerung, einige noch bey vollem Tage, andere erst bey völliger Nacht.

Auch die Art des Fluges ist verschieden, einige fliegen schnell und leicht, andere flatternd und langsam; einige gerade aus, andere mehr bogenförmig; die einen höher, die andern niedriger. Sobald sie aber einmal im Fluge sind, so setzen sie sich selten ab, sondern fliegen in einem fort, bis die Zeit da ist, wo sie sich wieder in ihre Schlupfwinkel zurückziehen.

Da die Fledermäuse ihre in eine Flughaut verwachsene Hände nicht brauchen können, um die Nahrung damit dem Munde zuzuführen, so haben sie eine große Mundöffnung, und große Geschicklichkeit die Insecten im Fluge zu fangen. Ist ihnen ein Insect zu groß, so daß sie es nicht tief genug in den Mund stecken können, so biegen sie den Kopf gegen den Schwanz, und diesen gegen den Mund hin, und stoßen auf diese Art die Beute besser in den Mund hinein.

Die meisten verbreiten einen sehr starken, bey vielen sehr widerlichen, Geruch. Die Ursache dieses Geruchs liegt in Talgdrüsen, welche eine so stark riechende Materie absöndern, wodurch der Ort ganz erfüllt wird, wo sie wohnen. Bey einigen liegen solche Talgdrüsen auch an den Mundwinkeln.

Die Handflügler sind über den ganzen Erdboden verbreitet, nur die kältesten Gegenden ausgenommen. Die kleinen Arten wohnen mehr im Norden, die größern in warmen Ländern. Die europäischen Arten sind beynahe alle über diesen ganzen Welttheil verbreitet, und nur wenige haben ein eingeschränktes Vaterland. Man trifft dieselben Arten in Italien wie in Schweden an. Da aber die warmen Erdstriche mehr Insecten haben, so sind

auch die davon lebenden Fledermäuse dort viel zahlreicher, und viele erreichen in diesen Ländern eine außerordentliche Größe.

Die Fledermäuse bewohnen am Tage alte Gebäude, Kirchen, Thürme, Felsenhöhlen, Klüfte, Bretterverschläge oder hohle Bäume. Die europäischen Arten lieben sehr warme Orte, daher häckeln sie sich an die Dachsparren an, welche von der Sonne erwärmt werden. Viele Arten leben in großen Gesellschaften ihres Gleichen, doch immer nur eine und dieselbe, nie findet man mehrere Arten beysammen.

So bald es dämmert und das Wetter günstig ist, kommen sie aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und geben ihrer Nahrung nach. Ist hingegen der Abend kalt, regnerisch und windig, so sieht man nur wenige Fledermäuse.

In allen kältern Gegenden fallen die Fledermäuse in einen Winterschlaf, der aber durch jede eintretende warme Witterung unterbrochen wird, wo sie dann nach Nahrung, oft am hellen Tage, ausfliegen, da mit der Wärme auch die Insecten erwachen.

Auch bey strenger Kälte sieht man zuweilen einzelne Fledermäuse herumfliegen, wenn diese schnell eingetreten ist. In diesem Fall verspäthet sich nämlich zuweilen eine Fledermaus, und sucht zu späth einen Zufluchtsort, wo sie vor der Kälte gesichert ist. Die Kälte wirkt auf sie erregend, nämlich so: die Fledermäuse haben, wie alle Winterschläfer, ein kaltes Blut, und ihre Lungen sind unter einer gewissen Lufttemperatur nicht mehr fähig genug Wärme zu erzeugen; bey der Kälte nun tritt schnelleres Athmen ein, also eine Bemühung der Natur zur Vermehrung der Wärme, das Thier wird munter und sucht einen bessern Zufluchtsort auf, den es nur an einem Orte findet, wo es nicht gefriert. Kann es keinen solchen erreichen, so muß es der Kälte unterliegen, gelingt es ihm aber, so wird das Athmen wieder ruhiger und der Winterschlaf beginnt. Murmelthiere, Hamster, Haselmäuse und andere Winterschläfer zeigen unter ähnlichen Umständen auch ähnliche Erscheinungen. Diese Thiere geben uns daher den Beweis, daß das Athmen durch wahre Lungen eine Hauptursache der Körperwärme sey. Die Winterschläfer athmen in diesem Schlafe nur sehr langsam und unterbrochen und sie fühlen sich kalt an.

Die Fledermäuse unserer Gegenden wird man im Winter vergeblich da suchen, wo man sie im Sommer angetroffen hat, sie verkriechen sich an solche Orte, wo es nicht friert, in hohle Bäume, Gewölbe, Höhlen u. s. w. In warmen Ländern, wo es immer Nahrung genug für sie giebt, schlafen sie wahrscheinlich nicht; doch könnte dies etwa während der Regenzeit oder dem Winter der warmen Climate auch für einige Tage geschehen, denn da könnte wohl auch Nahrungsmangel eintreten, und dieser ist eine Miturſache des Winterschlafes in unsern Gegenden, in welchen im Winter keine Insecten fliegend angetroffen werden. Warum die Fledermäuse nicht, wie die insectenfressenden Vögel wandern, wissen wir nicht.

So geschickt die Fledermäuse fliegen, so ungeschickt benehmen sie sich auf der Erde oder auf dem Boden. Die langen Vorderbeine und die kurzen Hinterbeine müssen ihren Gang ungeschickt und langsam machen. Sitzt das Thier auf der Erde, so stämmen sich die Flügel auf beyden Seiten in die Höhe, die beyden Ellenbogen mit dem scharfen Nagel stehen vorwärts wie Knice, und treten mit dem Hintertheile an die Hüfte des Hinterbeins, welches damit einen Winkel macht; die Flügel hängen auf beyden Seiten dachförmig herunter, und so kriecht das Thier auf der Erde fort, als wenn es auf den Knieen gienge. Einige Arten können aber dennoch sehr fertig und schnell laufen. Aber vom Boden aufliegen ist für sie noch schwerer, und bey den großflüglichten Arten unmöglich. Sie laufen daher an eine Mauer oder Holzstück, kriechen an diesen Körpern aufwärts, welches durch das Einhäckeln ihrer Klauen leicht geschiehet, lassen sich fallen und fassen während dem Fall Luft.

In der Ruhe hängen sie sich mit dem scharfen und krummen Nagel am Ellbogen auf, und zwar sehr fest, dabey wickeln sie ihre Flughaut wie einen Mantel um den Körper. Wo ihrer viele beysammen sind, hängen sie sich oft an einander, und bilden so ganze Klumpen. Ehe sie ausfliegen, jagen und necken sie sich meist erst einige Zeit unter einander. Die Flügel sind fettig und nehmen kein Wasser an, dadurch wird der Flug beym Regen erleichtert.

Sie können in ihrer Art und unter sich lustig seyn, und wo sie nicht gestört werden, fliegen sie oft am Tage unter beständigem Pfeifen oder Zischen umher. Obschon sie gesellig sind, beißen sie sich doch oft unter einander, besonders wenn mehrere Arten zusammen kommen, so muß die schwächere immer der stärkern weichen. Ueberhaupt sind es listige und in ihrer Art sehr böse Thiere, welche sich fast gar nicht zähmen lassen, wenigstens die inländischen

Arten, welche in der Gefangenschaft auch nichts fressen. Sie kriechen durch sehr enge Löcher und können ihren Körper durch unglaublich schmale Ritzen drängen.

Im Fortpflanzungstriebe sind diese Thiere hitzig, aber sie unterscheiden sich dadurch vor andern kleinen Thieren ihrer Art, daß sie nur wenige Junge werfen, nur ein, höchstens zwey, und nie mehr. In unsern Gegenden geschieht die Begattung im Frühjahr, und das Weibchen wirft seine Jungen in den letzten Tagen des May oder Anfangs Juni. Diese Jungen hängen sich an die Brüste der Mutter, und häckeln sich an ihrem Vorderleibe fest, und werden so von der Mutter getragen, bis sie fast ganz ausgewachsen sind. Den Fledermäusen fehlt der Kunsttrieb, sich Wohnungen zu bereiten, und da sie in der Regel nie auf die Erde kommen, so gebären sie hängend. Das Junge wird in die gekrümte Flughaut gleich nach der Geburt aufgenommen, und fällt daher nicht zur Erde, sondern kann sogleich an der Mutter heraufkriechen, und sich von ihrer Milch ernähren. Zur Fortpflanzungszeit leben die Fledermäuse paarweise, bey der Geburt aber sondern sich die Weibchen von den Männchen und leben in Gesellschaft beysammen. Die Jungen wachsen sehr schnell, und nach zehn Wochen sind die meisten Arten erwachsen; während dieser Zeit aber bleibt das Junge immer an der Mutter, und nährt sich allein von ihrer Milch. Oft ist das an der Mutter hängende Junge fast so groß, als sie selbst.

Die Nahrung aller europäischen Fledermäuse besteht einzig in Insecten; Nachtschmetterlinge, große und kleine Käfer, und für die kleinern Arten Mücken und Schnacken, machen den vorzüglichsten Theil davon aus. Man sieht daher besonders die kleinern Arten wie Schwalben häufig über Gewässer herumfliegen, sogar die Oberfläche des Wassers berühren, um Wasserinsecten zu fangen.

Ihre Gefräßigkeit ist sehr groß, und Kuhl sah eine der größern Arten dreyzehn Maykäfer nach einander fressen, ohne daß sie dadurch gesättigt wurde, und eine kleine frißt siebenzig bis achzig Fliegen in einer Mahlzeit.

Einige ausländische Arten, welche aber eine eigene Familie bilden, fressen Früchte und Blüthen, besonders markige Früchte, Bananen, Goyaven und dergleichen. Andere saugen das Blut der Thiere aus, und leben hauptsächlich davon, dann aber auch von den großen Insecten der warmen Länder.

Alle inländischen Arten und alle blos von Insecten lebenden ausländischen sind in Hinsicht unserer Oekonomie durchaus nützliche Thiere, die man allenthalben schonen und nicht verfolgen sollte. Sie können durch keine andere Thiere ersetzt werden, da sie hauptsächlich von Nachtinsecten leben, auf welche wenig andere Thiere Jagd machen.

Die von Früchten lebenden ausländischen Fledermäuse werden gezähmt und gegessen, und haben ein weißes, sehr wohlschmeckendes Fleisch.

Nur die blutsaugenden ausländischen Arten, welche Menschen und Vieh das Blut aussaugen, sind schädlich, so wie auch diejenigen, welche von Früchten leben, und daran Schaden thun. Zwar hat man vor ihnen gewöhnlich Abscheu, wozu ihr abschreckendes Aeußere, ihre nächtliche Lebensart, ihr widerlicher Geruch, und ihre Unzähmbarkeit das Meiste beytragen, und manches Frauenzimmer erhebt, wenn eine Fledermaus ins Zimmer kommt, ein solches Geschrey, als ob ein Löwe eingedrungen wäre, aber ohne allen Grund, denn das arme verirrte Thier kann ihr nichts schaden, und ist froh, wenn es seine Freyheit wieder erhält. An der Sage, daß sie den Menschen ins Haar kommen, oder mit ihrem giftigen Urin anpißen, ist gar nichts wahr, wohl aber macht ihr Urin Flecken in die Kleider. Eben so wenig fressen sie Speck, wie man sie fälschlich beschuldigt hat; die Wärme lockt sie zuweilen an die Kamine, nicht der Speck, der darin hängt.

Zum Glück haben diese nützlichen Thiere wenig Feinde, welche ihnen viel schaden können. Die Katzen und Wiesel können nur solche erhaschen, welche etwa auf die Erde gefallen sind. Von den Eulen, welche man für ihre größten Feinde hält, lassen sie sich, wenigstens im Fluge, nicht stören, denn diese langsam fliegenden Vögel können sie im Fluge nicht fangen. Es ist daher falsch, daß die Fledermäuse sich zurückziehen, wenn die Eulen zum Vorschein kommen. Wohl mögen die Fledermäuse zuweilen in ihren Schlupfwinkeln von Eulen überrascht werden, da diese ähnliche Orte bewohnen. Von abergläubischen und furchtsamen Menschen haben sie am meisten zu fürchten, da diese sie als schädliche Thiere verfolgen. In ihrem Pelze aber haufet viel Ungeziefer. Jede Art hat ihre besondere Gattung, oft mehrere Schmarotzerthiere an sich, als Flöhe, Milben, Bettwanzen, Lausfliegen, welche sie sehr plagen.

Die Handflügler bilden eine sehr zahlreiche Ordnung, deren Gattungen und Arten durch neue Entdeckungen sich immer vermehren. Linneus hat alle unter eine Gattung gebracht, allein der ganz verschiedene Bau der Zähne, der Nasen und Ohrentheile hat die neuern Naturforscher bewogen, sie in mehrere Gattungen zu theilen, welche wir nun anführen werden.

Fledermäuse. Vespertiliones.

Die Finger der Vorderfüße sehr lang, und zum Ausspannen der Flughaut geschickt. Der Daum allein getrennt, aber nicht entgegensetzbar. Durch ihre Form, Vorderzähne, Eckzähne und Backenzähne leicht zu unterscheiden.

Die Flughäute verlängern sich bis an die hintern Extremitäten, welche sie von beyden Seiten verbinden, und sind oben und unten nackt.

Erste Abtheilung. Die Backenzähne ohne zackige Spitzen an ihrer Krone.

1te Gatt. Fliegender Hund. Flatterthier. Pteropus.
Spectrum, (Lacep.) Vespertilio, (Linn.) Rousette, (Cuv.)

Vorderzähne $\frac{4}{4}$; Eckzähne $\frac{1-1}{1-1}$; Backenzähne $\frac{5-5}{6-6}$. Die Vorderzähne kegelförmig; die Eckzähne ziemlich groß; die Backenzähne oben abgestutzt mit platten Kronen, und zwey parallel laufenden Leistchen.

Der Kopf lang und kegelförmig. Ohren kurz, einfach, ohne Ohrdeckel. Nase einfach, ohne Häute oder Kämme.

Schwanz sehr kurz, oder mangelt. Die Haut zwischen den Hinterschenkeln stark ausgeschnitten. Am Zeigefinger der Vorderhand Ansatz eines kleinen Nagels, und ein Gelenk mehr als an den andern Fingern, welche nur zwey Gelenke haben.

Die Zunge ist mit harten nach hinten gerichteten Wärzchen bedeckt. Der Magen bildet einen langen ungleich ausgedehnten Sack. Zwey Säugewarzen an der Brust.

Diese Thiere finden sich am Tage in großen Gesellschaften an den Aesten hoher Bäume hängend, oder in Felsenlöchern schlafend. Nähren sich von markigen Früchten, besonders Bananen, Goyaven, und werfen nur ein Junges.

Die Menge derselben, welche oft an einem Baume hangen, ist zuweilen so groß, daß sie von Ferne einem Haufen Cocusnüße gleich sehen, und schießt man unter den Haufen, so wird die Luft durch die auffliegende Menge verdunkelt. Forster fand an einem großen Keulenbaume in Neuholland (Casuarina equisetifolia) über fünfhundert in verschiedenen Stellungen hängen. Ihre Schaaren sind oft unzählbar, und sie fliegen des Abends so dicht wie Bienenschwärme. Sie hängen sich so fest an, daß sie auch todt hängen bleiben.

Ihre Stimme ist ein scharfes durchdringendes Geschrey. Es sind übrigens harmlose Thiere, welche nur dann beißen, wenn man sie plagt. Sie sind ja nicht mit den amerikanischen Vampiren zu verwechseln, welche vom Blute anderer Thiere leben.

Sie lassen sich leicht zahm machen, und fressen aus der Hand Früchte, gekochten Reis und andere vegetabilische Lebensmittel. Auch nach dem Saft der Palmbäume sollen sie sehr begierig seyn, und davon trunken werden.

Da sie ein weißes und vortreffliches Fleisch haben, so werden einige Gattungen oft eingefangen und ordentlich gemästet, und dann als Leckerbissen verspiesen.

Das Vaterland ist Madagaskar, Egypten, die Inseln des indischen Archipels, die Inseln Bourbon und Frankreich, Neuholland und Ostindien.

Taf. 50. **Fliegender Hund mit eingewachsenem Schwanze.**

Pteropus amplexicaudatus. Roussette amplexicaude.

Der Pelz ist grauröthlich; der Schwanz von der Länge des Schenkels, zur Hälfte von der Zwischenschenkelhaut umgeben. Er ist verhältnißmäßig länger als bey andern Arten; die Zwischenschenkelhaut ist nicht stark ausgeschnitten; das Männchen ist mehr rostfarb, das Weibchen mehr braun. Das Haar kurz, anliegend und wie Sammet. Die Flügelbreite ist 16 Zoll, die Länge des Körpers 4 ½ Zoll. Das Vaterland ist Timor.

(Abbildung aus den Analen des Pariser-Museums.)

Taf. 59. **Egyptischer fliegender Hund.** Pteropus aegyptiacus.

Roussette d'Egypte.

Der Kopf dieses Thiers folgt auf Tafel 59, worauf mehrere andere noch abgebildet sind.

Der Pelz ist graubraun, wollig; das Haar dicht und sanft. Die Breite ist 20 Zoll, die Länge des Körpers 5 Zoll. Diese Art lebt in Egypten, wo sie sich in den Gewölbern der alten Monumente, nach Art unserer Fledermäuse, aufhängt. (Abbildung aus dem großen egyptischen Werke.)

Die übrigen Arten dieser Gattung sind: **Der eßbare fliegende Hund.** Pt. edulis. **Edwards fliegender Hund.** Pt. Edwartsii. **Der rothhalsige.** Pt. rubricollis. **Der graue.** Pt. griseus. **Der nackte.** Pt. nudus. **Der braunrothe.** Pt. celaeno. **Der strohgelbe.** Pt. stramineus. **Der mauritzische.** Pt. mauritianus. **Der bemantelte.** Pt. palliatus. **Der fliegende Hund mit geränbelten Ohren.** Pt. marginatus. **Der javanische.** Pt. javanicus. **Der Leschenaultische.** Pter. Leschenaulti. **Der Keraudrenische.** Pter. Keraudrenii.

2te **Gatt. Großkopf.** Cephalotes. Harpyia.

Cephalote.

Der Zahnbau ist wie bey den fliegenden Hunden, aber der Zeigefinger ist kurz, nur mit zwey Gelenken ohne Nagel. Die Flughaut befestigt sich nicht an den Seiten, sondern vereinigt sich mit der der andern Seite auf dem Rücken, an welchen sie durch ein häutiges, der Länge und der Quere nach laufendes Band befestigt ist. Sie haben nach den neuesten Beobachtungen unten 6, oben 4 Vorderzähne. Oben 5, unten 4 Backenzähne.

Der Kopf ist kurz; auf der Nase kein Blatt. Die Ohren kurz, ohne Ohrdeckel. Der Schwanz sehr kurz; die Zwischenschenkelhaut sehr ausgeschnitten; der zweyte Finger der Vorderhand hat ein deutliches Nagelglied.

Die Zunge ist warzig.

Sie nähren sich wahrscheinlich von Früchten und leben auf den molukkischen Inseln.

Taf. 50. **Perons Großkopf.** Cephalotes Peronii.

Cephalote de Peron.

Kein Nagel am Zeigefinger. Das Haar kurz und rothbraun. Die Nase wie bey gewissen Doggen gespalten. Ohren schmal und spitzig.

Sie ist 6 Zoll lang und 2 Fuß breit. Sie lebt auf Timor, woher Peron sie gebracht hat.

Die zweyte Art heißt nach dem berühmten Naturforscher Pallas, welcher sie entdeckt hat, Cephal. Pallasii, und lebt auf den Molukken, sie soll unten keine Vorderzähne haben.

(Abbildung aus den Analen des Pariser-Museums.)

3te Gatt. Großzunge. Macroglossus. Macroglosse.

Vorderzähne $\frac{4}{4}$, Eckzähne $\frac{1-1}{1-1}$, Backenzähne $\frac{4-4}{5-5}$. Sie hat gar keine falschen Backenzähne und alle sind gleich groß. Alle Zähne überhaupt aber sind so klein, wie man sie bey keinem andern Säugethier findet, obschon es viel kleinere giebt. Der Kopf ist hinten breit, vorn aber schmal und die Schnautze verkürzt sich schnell. Die Zunge ist doppelt so lang als der Kopf, und kann ganz vorgestreckt werden, sie ist weich und nicht rauch wie bey den fliegenden Hunden; dennoch nährt sich diese Gattung von Früchten.

Taf. 51. **Langschnauzige Großzunge.** Macroglossus rostratus.
Roussette à museau alongé. Le Kiodote.

Das Haar wollig, lebhaft rothbraun, lang, weich und dicht. Der Kopf sehr lang, Ohren kurz; Zunge 2 Zoll lang. Die Augen groß, die Regenbogenhaut gelb.

Nach Leschenault wirft sie nur ein Junges, und läßt ein durchdringendes Geschrey hören. Sie thut in Java, ihrem Vaterlande, an Früchten großen Schaden, besonders an den markigen, vortrefflichen, nach Rosen riechenden Früchten der Eugenia.

Sie ist das kleinste Thier dieser Familie und nur 3½ Zoll lang, und 10 Zoll breit.

(Abbildung nach Cüvier.)

Zweyte Abtheilung. Backenzähne mit spitzigen Zacken.

4te Gatt. Klappenschwanz. Diclidurus. (Princ. Maximiliani.)

Vorderzähne $\frac{2}{6}$, die untern unmittelbar an den Eckzahn gereihet, in der Mitte eine Lücke; alle klein mit breiter Schneide. Die Eckzähne nagelförmig, die obern vorwärts gerichtet, hinten mit einer kleinen Nebenspitze; die untern senkrecht. Backenzähne $\frac{4-4}{5-5}$ mit Zackenspitzen und einigen kleinen Nebenhöckern. Der Unterkiefer länger als der obere, letzterer vor und zwischen den Augenhöhlen durch eine große elliptische Vertiefung ausgezeichnet, welche die Gesichtsknochen zu beyden Seiten über die Höhlen hinaustreibt. Stirn und Scheitelknochen in blasenartige Erhöhungen aufgetrieben. Die Zunge fleischig mit ganzem Rande. Statt des Schwanzes laufen die Schwanzknochen mit mehreren Gelenken an zwey, äußerlich an der Haut des Körpers befestigte, Hornstücke aus, welche ein aus zwey Klappen zusammengesetztes Organ bilden. Die obere Klappe ist halbmondförmig mit wulstig verdicktem Rande, in der Mitte vertieft. Unter dieser Klappe steht eine kleinere, dreyeckig zugespitzte, von der Haut gebildete Klappe, welche gegen die obere angeschlossen werden kann. Beyde sind hohl, und durch eine besondere Haut vom Körper getrennt, die Schwanzwirbel laufen in die obere Klappe hinein. Der hintere untere Rand der Zwischenschenkelhaut geht über die Klappe hinaus. Die Nase einfach.

Taf. 51. **Weißer Klapperschwanz.** Diclidurus Freyreisii.
Diclidurus albus (Oken.) Chauve-Sauris à queue bivalve.

Die Ohrenmuscheln sind breit, und entspringen über den Augen. Pelz dicht, langhaarig, weiß. Arme lang und stark. Schienbeine lang, schlank, Spornen an den Fersen lang. Länge des Körpers von der Schnautze an 3 Zoll, Breite 13 Zoll.

Diese sonderbare Fledermaus ward von Herrn Freyreis in den Cocospalmen bey Canavieras am Ausflusse des Rio-Pardo in Brasilien gefunden, wo sie sich am Tage unter den Wedeln der Palme verbirgt.

(Die Abbildung nach Neuwied.)

5te Gatt. Hundsmaul. Molossus (Geoff.) Dysopes (Illig.) Molosse.

Vorderzähne $\frac{2}{2}$. Backenzähne $\frac{5-5}{5-5}$, also 28 Zähne. Die untern Vorderzähne sehr klein, fallen leicht aus, und stehen fast vor den Eckzähnen. Die Nase einfach. Die Ohren breit und kurz, sie entstehen unweit der äußern Mundwinkel und vereinigen sich durch eine hautige Fortsetzung über der Nasenwurzel. Statt dem Ohrdeckel ein kurzes Ohrläppchen. Der Schwanz so lang als die Flughaut, bey einigen länger als die Schenkel. Die Backenzähne haben breite, mit Zackenspitzen versehene Kronen.

Der Kopf ist dick, die Schnautze breit und nackt. Die Nasenlöcher etwas vorspringend und wulstig. Die Zunge ist sanft.

Von ihrer Lebensart ist wenig bekannt, aber wahrscheinlich ist sie nicht von derjenigen anderer Fledermäuse verschieden. Sie leben alle im warmen Amerika.

Taf. 52. Schwarzes Hundsmaul. Molossus ater.
Molosse noir.

Schwarz, oben glänzend. Die Länge des Körpers 2 ½ Zoll, des Schwanzes 1 ½ Zoll. Ohren groß und hoch. (Abbildung aus den Analen des Museums.)

Die übrigen Arten sind: Das rothbraune Hundsmaul. Molossus rufus. Das dunkelbraue. Moloss. obscurus. Das langschwänzige. Moloss. longicaudatus. Das kastanienbraune. Mol. castaneus. Das braunbauchige. Mol. fusciventer. Das breitschwänzige. Mol. laticaudatus. Das dickschwänzige. Mol. crassicaudatus. Das schwanzumfangene. Mol. amplexicaudatus. Das Taschenohr. Mol. perotis (Princ. Max.) Das bärenartige. Mol. ursinus (Spix). Das langnasige. Mol. nasutus (Spix). Das rußige. Mol. fumarius (Spix).

6te Gatt. Spaltnase. Nyctinomus. Nyctinome.

Vorderzähne $\frac{2}{4}$, Backenzähne $\frac{5-5}{5-5}$. Die Eckzähne mittelmäßig; die untern Vorderzähne sehr klein und vor den Eckzähnen stehend. Die Backenzähne mit Zackenspitzen. Die Oberlippe bey der Nase ausgeschnitten und aufgestülpt, an den Seiten aber hängend, wie bey einer Dogge. Ohren groß und auf dem Gesicht liegend; das Ohrläppchen nach außen stehend. Der Schwanz lang, an seiner Wurzel mit der Flughaut verwachsen, an der Spitze frey.

Flügel groß; Daum kurz. Die Hinterfüße mit sehr langen Haaren besetzt.

Sie leben von Insecten, welche sie im Fluge fangen, und finden sich in der alten Welt.

Taf. 52. Egyptische Spaltnase. Nyctinomus aegyptiacus.
Nyctinome d'Egypte.

Oben braunroth, unten heller; Schwanz halb frey; Ohrdeckel sehr deutlich. Sie findet sich in Egypten, in Grabmälern und verlassenen Gebäuden.

(Die Abbildung aus dem großen Werk über Egypten.)

Die übrigen Arten sind: Die Spaltnase von Bourbon. Nyctinomus acetabulosus; auf der Insel Mascareigne. Der Faltenflügel. Nyctinom. plicatus; in Bengalen.

7te Gatt. Zungenfresser. Glossophaga. Glossophage.

Vorderzähne $\frac{4}{2}$. Backenzähne $\frac{7-7}{6-6}$. In allem 36 Zähne. Die Eckzähne mittelmäßig.

Kopf lang und kegelförmig. Zunge sehr lang nnd gerollt, schmal, ausdehnbar, mit wulstigen Rändern, zum Saugen eingerichtet. Auf der Nase ein kleines lanzetförmiges Blatt.

Bald kein, bald ein ziemlich langer Schwanz. Die Zwischenschenkelhaut sehr kurz oder fehlt fast ganz. Die Flügel mittelmäßig groß.

Es sind blutdürstige Thiere, welche wie die Blattnasen vom Blute anderer Thiere leben, und noch besser als die eigentlichen Blattnasen saugen können. Diese Gattung lebt nur in Amerika, und ist sehr begierig auf das Blut der Menschen und Thiere. Spix erzählt, daß fast alle Morgen die Lastthiere, welche die Reisenden bey sich hatten, am Halse und an den Hüften wie geschröpft ausgesehen, und viel Blut verloren haben, wodurch die Kräfte derselben sehr litten. Sie setzen sich an diese Theile der Thiere, weil sie sich da am besten fest halten können. Zuweilen beißen sie die Hühner in die Kämme, und saugen hier das Blut aus; sehr oft sterben diese Thiere davon, weil die Wunde in Brand übergeht.

Aber auch der Mensch ist nicht sicher vor ihnen, und Azara erzählt, daß er viermal von solchen Blutsaugern in die große Zehe gebißen worden sey, da er unter freyem Himmel schlief. Die Wunden, welche er erhielt, ohne daß er es fühlte, waren halbkreisförmig, aber so wenig tief, daß sie nicht einmal die Haut durchdrangen, und man sah, daß nur ein wenig Haut weggebißen, die Wunde also nicht gestochen war. Nach Herrn Spix's Beobachtungen machen sie in der That die Wunde mit den Zähnen, und saugen dann das Blut mit dem Munde aus, wobey sie mit den Flügeln immer fächeln, so daß dadurch der Schmerz sehr gemildert wird. Azara glaubt, das Blut komme nur aus den Haargefäßen der Haut, allein diese Gefäße führen doch kein rothes Blut. Azara schätzt die Menge des Bluts, welches er jedesmal verloren, etwa auf 1 Loth. Die Wunden schmerzten ihn zwar, doch heilten sie ohne alle Heilmittel. Bey Pferden und Ochsen, welche ein dickeres Leder haben als der Mensch, müssen die Wunden auch größer seyn, um zu bluten.

Da sie nicht gefährlich sind, so fürchtet man diese Thiere auch nicht und bekümmert sich nicht um sie.

Diese Fledermäuse haben auch das Eigene, daß sie auf dem Boden so schnell wie die Ratten laufen können.

Taf. 53. Der langeschwänzte Zungenfresser. Glossophaga caudifer. Glossophage caudataire.

Pelz braunschwarz; Zwischenschenkelhaut sehr kurz und weit über den Schwanz hinausreichend.

In Brasilien.

Taf. 53. Ungeschwänzter Zungenfresser. Glossophaga ecaudata. Glossophage sans queue.

Dunkelbraun; kein Schwanz; Zwischenschenkelhaut kurz. In Brasilien.

Taf. 53. Zungenfresser mit eingehülltem Schwanz. Glossophaga amplexicaudata. Glossophage à queue enveloppée.

Pelz braunschwarz, unten heller als oben; Zwischenschenkelhaut breit; Schwanz kurz, verwachsen, endigt mit einem Knoten. In Brasilien.

Die Speernase. Glossophaga soricina. Phyllostoma soricinum. Glossophage soricine.

Der Kopf (welcher auf Taf. 58 allein abgebildet ist) hat eine spitzige, kegelförmige, fast walzenförmige Schnauze, die Zunge ist sehr lang, rinnenförmig; die Ränder der Rinne sind mit Warzen bedeckt, auf denen nach

auswärts gehende Borstenhaare stehen; die Augen sind groß; die Ohren klein und ablang; das Nasenblatt herzförmig, etwas weniger breit als hoch, oben spitzig. Das Haar weich und wollig, oben braungrau, unten sehr hellbraun.

Länge 2 Zoll, Breite 8 Zoll 3 Linien. In Surinam und Cajene.

(Abbildungen aus den Memoiren des Pariser-Museums)

8te Gatt. Großhäutler. Megaderma. Mégaderme.

Vorderzähne $\frac{0}{4}$. Backenzähne $\frac{4-4}{5-5}$. Die untern Vorderzähne stehen in gerader Ordnung und sind an der Schneide leicht gefurcht. Die obern Eckzähne sind dreyeckig, haben am Ursprung einen Hacken; die untern sind nach hinten gebogen.

Die Ohren sehr groß und beyde vorn auf der Stirne vereint. Das innere Ohr sehr entwickelt. Die Nasenkämme sind dreyfach, der eine steht horizontal, der andere vertikal, der dritte ist hufeisenförmig.

Kein Schwanz; die Zwischenschenkelhaut ist viereckig abgeschnitten.

Die Flügel sehr groß; der dritte Finger ohne Nagelglied.

Die Zunge kurz und platt.

Sie leben in Wäldern wahrscheinlich von Insecten. Ihre Lebensart ist unbekannt. Man findet sie auf den Inseln des indischen Archipels.

Taf. 54. Die Leiernase. Megaderma Lyra. Mégaderme Lyre.

Nasenblatt rechtwinklicht abgestutzt; Nasenklappe um die Hälfte kleiner. Pelz oben rothbraun, unten rothgelb. Sie fressen wahrscheinlich Insecten. Das Vaterland ist unbekannt, aber wahrscheinlich eine der holländischen Colonien in Ostindien. (Analen des Museums.)

Die übrigen Arten sind: Die Kleeblattnase. Megaderma trifolium. Die Herznase. Megad. spasma. Das Stirnblatt. Megad. frons. (von diesen sind die Köpfe auf Taf. 58 abgebildet). Das Großohr. Megad. megalotis.

9te Gatt. Kammnase. Rhinolophus. Rhinolophe.

Vorderzähne $\frac{2}{4}$. Backenzähne $\frac{5-5}{6-6}$. In allem 32 Zähne. Die obern Vorderzähne sind sehr klein und fallen oft aus. Die Eckzähne mittelmäßig. Die Backenzähne mit sehr spitzigen Zacken.

Die Nase sitzt im Grund einer Höhle, welche mit einem hufeisenförmigen Kamm umgeben ist. Die Ohren sind mittelmäßig, stehen an den Seiten und sind getrennt. Der Ohrendeckel fehlt und wird durch ein äußeres Ohrläppchen ersetzt.

Der Schwanz ist lang und ganz mit der Flughaut verwachsen.

Sie haben zwey Säugewarzen an den Brüsten und zwey am Bauche, letztere aber ohne Brustdrüsen.

Diese Thiere leben von Insecten, welche sie im Fluge fangen. Am Tage verbergen sie sich in Höhlen. Die europäischen Arten fallen im Winter in Erstarrung, wobey sie an den Hinterfüßen sich an die Wölbungen der Höhlen aufhängen, den Körper aber mit der Flughaut bedecken. Man findet sie in Europa, Egypten, Madagascar und auf Timor.

Taf. 55. **Die Stirnbinde.** Rhinolophus diadema.

Rhinolophe diadême.

Das Nasenblatt ist einfach, am Endrande abgerundet, dreymal so breit als lang, setzt sich in ein Hufeisen fort, so daß das Geruchsorgan wie mit einer Krone umgeben ist. Dies ist die größte Art. Der Pelz ist lebhaft rothbraun mit Goldglanz. Länge des Körpers 4 Zoll. Man findet sie auf Timor, wo Peron sie entdeckt hat.

(Die Abbildung von dieser und der vorigen Gattung aus den Analen des Pariser-Museums.)

Die übrigen Arten sind: Die Hufeisennase. Rhinolophus ferrum equinum. Das große Hufeisen. Rhinol. bifer (diese beiden in Europa). Der Dreyzahn. Rhinol. tridens (in Egypten). Die Tiefnase. Rhinol. speoris (auf Timor). Die Commersonische. Rhinol. Commersonii, auf Madagascar, (von diesen sind die Köpfe auf Taf. 59 abgebildet). In Amerika lebt eine Art ohne Schwanz. Rhinol. ecaudatus (Princ. Max.)

10te Gatt. Blattnase. Phyllostoma. Phyllostome.

Vorderzähne $\frac{4}{4}$, Backenzähne $\frac{5-5}{6-6}$. In allem 32 bis 34 Zähne, da bey einigen unten nur 5 Backenzähne sind. Die Vorderzähne stehen oft zwischen den Eckzähnen nahe an einander, die Seitenzähne sind klein, die mittlern breit und oben getheilt. Die Eckzähne oft sehr dick an der Basis.

Der Kopf lang und kegelförmig; der Mund stark gespalten. Die Nase hat zwey blättrige Nasenkämme, die eine ist blattartig, die andere hufeisenartig, aber weniger zusammengesetzt als bey den Kammnasen. Wozu dieser Nasenbau dient, ist unbekannt. Die Ohren groß, nackt, getrennt. Der Ohrdeckel inwendig gezähnelt. Die Augen klein und seitlich. Die Zunge mit hornigen Warzen besetzt.

Der Mittelfinger der Flügel hat ein Gelenk mehr als die übrigen.

Der Schwanz ist an Länge veränderlich, und mangelt einigen Arten. Die Zwischenschenkelhaut ist mehr oder minder entwickelt.

Die Arten sind zahlreich und leben alle im warmen Amerika, von der Meerenge von Darien bis nach Paraguay.

Sie nähren sich, wie die Zungenfresser, vom Blut der Thiere, und wohnen unter Dächern und in Gebäuden.

Taf. 55. **Zahnblattnase.** Phyllostoma crenulatum.

Phyllostome crénelé.

Nasenblatt gezähnelt; Schwanzende frey. Körper dick; Unterlippe mit Warzen versehen; Ohren breit, fast eyförmig; das Nasenblatt bildet ein langes Dreyeck, welches unten mit dem Hufeisen zusammenhängt.

Länge des Körpers 2 Zoll 3 Linien. Breite 1 Fuß.

Taf. 55. **Langblattnase.** Phyllostoma elongatum.

Phyllostome à feuille alongée.

Nasenblatt ungezähnelt; Schwanzende frey. Die Länge des Körpers 3 Zoll. Flugbreite 1 Fuß.

Die übrigen Arten sind: Die Lanzennase. Phyllos. hastatum. Die Brillennase. Phyllost. perspicillatum. Der Vampyr. Phyllost. spectrum (von diesen dreyen sind die Köpfe abgebildet). Die Streifnase. Phyllost. lineatum. Die Rundblattnase. Phyll. rotundum. Die Lilienblattnase. Phyll. lilium. Die große Blattnase. Phyll. maximum. Die Augenstreif-Blattnase. Phyll. superciliatum. Die Großblattnase. Phyll. macrophyllum. Die kurzgeschwänzte. Phyll. brevicaudatum. Die dunkle. Phyll. obscurum. Die breitöhrige. Phyll. brachyotos. Die breitmäulige. Pkyll. planirostre. Die borstige. Phyll. cirrhosum. Die zweyzahnige. Phyll. bidens.

(Analen des Museums.)

11te Gatt. Zweyblattnase. Diphylla. Double feuille.

Vorderzähne $\frac{4}{4}$, in einem Halbkreis stehend. Backenzähne $\frac{8-8}{8-8}$.

Kopf kurz, Schnautze stumpf. Ohren länglich rund, kurz, wie abgeschnitten; Ohrecke lanzetförmig. Nase mit zwey Blättern, eines hinter dem andern. Zunge wenig warzig, an der Spitze breit und stumpf; Lippen haarig, nicht warzig.

Flügelhaut schmal; kein Schwanz; Zwischenschenkelhaut fehlt.

Taf. 55. Ungeschwänztes Zweyblatt. Diphylla ecaudata.

Double feuille sans queue.

Der Körper mit zottigen Haaren bedeckt. Der Rücken braunroth; Kopf und Bauch unten braungrau. Flügel schwärzlich nackt; Ohrengegend des Gesichts zottig.

Länge 3 Zoll; Breite 10 ¼ Zoll. In Brasilien. (Abbildung nach Spix.)

12te Gatt. Schildtrager. Thyroptera. Thyroptere.

Zähne?

Der Daum der Vorderhand unten in ein Schildchen oder Platte erweitert. Der Schwanz lang, großentheils mit der Schenkelhaut verwachsen; Flügelhaut sehr schmal. Nase ohne Blatt; Ohren klein.

Dreyfarbiger Schildtrager. Thyreoptera tricolor.

Thyroptere tricolore.

Der Körper oben rothbraun, unten weiß, Flügel und Füße schwarz. Länge 1 ½ Zoll, Breite 9 Zoll 4 Linien. In Gebüschen am Amazonenstrom. (Nach Spix.)

13te Gatt. Rüsselfledermaus. Proboscidea. Long nez.

Vorderzähne $\frac{4}{6}$. Backenzähne $\frac{5-5}{5-5}$. In allem 34 Zähne. Die obern Vorderzähne sehr klein, von den Eckzähnen entfernt, paarweise, durch einen Raum getrennt; die untern stehen in einem Halbkreise, sind wenig größer, gelappt; Eckzähne dünne. Der erste Backenzahn einspitzig, die übrigen mit mehrern Spitzenzacken. Die Zunge warzig, bis zum Gaum in die Quere gestreift. Flughaut schmal, Zwischenschenkelhaut kürzer als die Beine, den Schwanz bis zur Hälfte umfassend.

Die Ohren mittelmäßig, lanzetförmig. Die Augen stehen den Ohren näher als der Nase. Die Nase weit über den Mund vorstehend, an der Spitze etwas gefurcht. Der Mund klein und eckig.

Taf. 55. Die Felsen-Rüsselfledermaus. Proboscidea saxatilis.

Long nez de roche.

Körper klein; Nase nur etwas hängend; Ohren klein, lanzetförmig, anliegend, über den Kopf vorstehend; die Zwischenschenkelhaut gefaltet. Oben braun, grau gemischt, unten mäusegrau, Flügel und Beine rothbraun.

Länge 2 Zoll, Breite 9 Zoll 4 Linien. (Nach Spix.)

In felsigten Gegenden in Brasilien.

Die andere Art ist: Die Fluß-Rüsselfledermaus. Proboscidea rivalis. In Brasilien. *)

*) Diese drey Gattungen hat Spix aufgestellt.

14te Gatt. Kantenlefzer. Noctilio. Noctilion.

Vorderzähne $\frac{4}{2}$. Backenzähne $\frac{4-4}{5-5}$. Die obern mittlern Vorderzähne breiter, die untern stehen vor den Eckzähnen. Eckzähne sehr stark. Backenzähne mit Zackenspitzen.

Schnautze kurz, sehr aufgetrieben, gespalten und mit Warzen oder fleischigen Höckern bedeckt. Die Nase mit den Lippen vereinigt, ohne Haut.

Ohren klein, seitlich und getrennt, Ohrdeckel inwendig. Zwischenschenkelhaut sehr breit und vorspringend.

Der Schwanz mittelmäßig, großentheils mit der Flughaut verwachsen, die Spitze frey, über die Haut vorragend.

Die Klauen an den Hinterbeinen sehr stark.

Das Vaterland Südamerika.

Taf. 56. Rothbrauner Kantenlefzer. Noctilio rufus.

Noctilion roux.

Der ganze Körper oben und unten rothbraun; der Kopf dick, an der Schnautze etwas abgestumpft; Ohren schwertförmig, sehr von einander abstehend; Augen ablang, klein, näher an der Schnautze als an den Ohren liegend; die Oberlippe in der Mitte weit gespalten, hasenschartig, an der Seite schiefwinkelig; Nase schwarz, vorspringend; Nasenlöcher röhrenförmig, vorn abstehend. Brust zwischen den Schlüsselbeinen breit; Hals kurz; Flughaut schwarz, nackt; die Schenkelhaut 2 Zoll lang, an der Spitze stumpf dreyeckig, nicht über die Füße vorragend.

Länge des Körpers 4 Zoll, Breite 1 Fuß 9 Zoll; der Schenkelhaut über 4 Zoll.

Sie findet sich in Brasilien in hohlen Bäumen gesellig, und verbreitet einen starken Uringeruch.

(Abbildung nach Spix.)

15te Gatt. Nachtflieger. Nyeteris. Nyctère.

Vorderzähne $\frac{4}{6}$. Backenzähne $\frac{4-4}{5-5}$. In allem 32 Zähne. Die obern Vorderzähne sind zweylappig, sehr klein, an einander stehend. Die untern dreylappig. Eckzähne mittelmäßig; Backenzähne mit scharfen Zacken.

Ueber die Schnautze lauft eine tiefe Längsfurche. Die Nasenlöcher sind mit einem knorpeligen beweglichen Deckel verschlossen. Die Ohren groß, sehr breit, vorn gegen die Stirn an einanderstehend; Ohrdeckel fast außen. Die Zwischenschenkelhaut ist breiter als der Körper, sie umhüllt den Schwanz, welcher mit einem gabelförmigen Knorpel in Form eines T endigt.

Diese Thiere leben nach Art unserer Fledermäuse. Zur Seite der Backen sind eine Art Taschen vorhanden, welche hinten eine Oeffnung unter die Haut des Körpers haben. Die Haut des Körpers ist gar nicht mit dem Körper verwachsen, sondern ganz frey; das Thier steckt in seiner Haut, wie in einem Sack, nur hin und wieder ist die Haut am Körper befestigt. Das Thier kann nach Willkühr Luft durch die Nasenlöcher einziehen, wodurch die Haut wie ein Ball ausgedehnt wird, während die Nasenlöcher durch die Klappen verschlossen werden. Man kennt keine ähnliche Einrichtung bey irgend einem Säugethier.

Taf. 56. Javanischer Nachtflieger. Nycteris javanicus.

Nyctère de Java.

Pelz am obern Theil des Körpers lebhaft fuchsroth, unten röthlich grau. Die Länge des Körpers beträgt 2 Zoll 6 Linien. Vaterland Java.

(Analen des Museums.)

Durch das Aufblasen wird das Thier viel leichter und sein Flug schneller. Aber sein sonderbarer Nasenbau giebt dem Nachtflieger ein sehr wildes Ansehen, und eine merkwürdig widerliche Physiognomie.

Die übrigen Arten sind: Der thebaische Nachtflieger. Nycteris thebaicus, (der Kopf ist abgebildet) aus Egypten, und der Daubentonische Nachtflieger. Nyct. Daubentoni, vom Senegal.

16te Gatt. Grabflieger. Taphozous. Taphien.

Vorderzähne $\frac{0}{4}$. Backenzähne $\frac{5-5}{5-5}$. In allem 28 Zähne.

Die Nase ist mit einer Rinne versehen wie bey den Faltennasen, aber ohne Blätter oder Deckel. Die Oberlippe sehr dick; die Ohren mittelmäßig, von einander getrennt. Ohrdeckel inwendig. Der Schwanz besteht aus 6 Wirbeln, und steht über die Zwischenschenkelhaut frey vor, welche übrigens sehr groß ist.

Sie leben in Afrika und Amerika.

Taf. 59. Egyptischer Grabflieger. Taphozous perforatus.
Taphien perforé.

Pelz oben graulich rostfarb, unten aschgrau.

Die Schnautze ziemlich stumpf; der Schwanz länger als die Hüften, sehr dünne; die Ohren keilförmig, am Ende mit abgerundetem Rande; Ohrläppchen ablang; die obere Lippe tritt über die untere vor. Die Nasenöffnung ist sehr enge, kreisförmig, zum Theil durch einen Vorsprung geschlossen; Nasengegend vertieft, wie bey den Faltennasen; Hals sehr kurz. Der erste Finger der Flughaut wird durch den Mittelhandknochen gebildet, die beyden folgenden haben zwey Gelenke mehr. Der Pelz ist dicht. Länge 3 Zoll, Breite 9 Zoll. Sie fliegt am Abend, und versteckt sich am Tage in tiefe Höhlen.

Vaterland in Egypten, wo sie Herr Geoffroy in den Grabmälern der Könige zu Theben und zu Ombos fand.

(Abbildung nach dem großen Werk über Egypten.)

Dahin gehören: Der Grabflieger aus der Insel Frankreich. Taphozous mauritianus. Der Täschelflügel. Taphoz. lepturus, in Surinam. Der senegalische. Taph. senegalensis.

17te Gatt. Schmalhäutler. Stenoderma. Stenoderme.

Vorderzähne $\frac{4}{4}$. Backenzähne $\frac{4-4}{4-4}$. In allem 28 Zähne.

Nase einfach; Ohren mittelmäßig, sie stehen auf der Seite und von einander getrennt. Ohrdeckel nach innen. Die Zwischenschenkelhaut ist nicht ganz, sondern bildet nur einen Schenkelanhang.

Kein Schwanz.

Rothbrauner Schmalhäutler. Stenoderma rufum.
Stenoderme roux.

Pelz roth kastanienbraun, einfärbig; Ohren mittelmäßig, eiförmig, am äußern Rande etwas ausgeschnitten. Vaterland unbekannt. Länge 3 Zoll, Breite 10 Zoll.

18te Gatt. Faltennase. Rhinopoma. Rhinopome.

Vorderzähne $\frac{2}{4}$. Backenzähne $\frac{4-4}{5-5}$. In allem 28 Zähne. Die obern beyden Vorderzähne stehen entfernt von einander. Die Nase ist lang, konisch, viereckig abgeschnitten und mit einem kleinen Blatt versehen; die Nasengrube ist weniger merkbar und bildet blos eine Falte. Die Nasenlöcher liegen am Ende der Schnauze; über dieselbe liegt eine kleine Hautfalte.

Die Ohren groß, an der Stirn vereinigt; der Ohrdeckel steht nach außen.

Die Zwischenschenkelhaut ist schmal und endigt viereckig.

Der Schwanz lang, nur an der Wurzel verwachsen, an der Spitze frey.

Sie leben von Insecten, welche sie im Fluge erhaschen.

Vaterland Egypten und Nordamerika.

Kleinblättrige Faltennase. Rhinopoma microphyllum.
Rhinopome microphylle.

Pelz grau; Schwanz lang und dünne.

Der Bau der Nase ist auch bey dieser Gattung sehr zusammengesetzt; das Ende derselben scheint wie abgeschnitten und dehnt sich in eine kreisförmige Haut aus, über welche ein Blatt vorragt. In der Mitte dieses Organs zeigen sich zwey schiefe Spalten welche das Thier nach Willkühr entweder ganz schließen oder weit öffnen kann. Das Blättchen am obern Rande des Nasenknorpels hat eine eigene Bewegung. Der Nasenkanal geht über die Lippe, ist schmal und endet mit der sehr kurzen Nasenhöhle, welche aber durch eine Knochenauftreibung des Gaumenbeins oberhalb der Eckzähne sehr erweitert wird. Die Ohren stehen nach vorn und vereinigen sich an ihrem innern Rande. Der Ohrdeckel steht zwar nach außen, deckt aber doch den Gehörgang. Die Zwischenschenkelhaut verbindet die Schenkel nicht vollkommen und ist sehr kurz.

Sie bewegt beständig die Nasentheile nach dem Heben und Fallen der Brust beym Athmen, und schließt die Oeffnung oft so ganz, daß man keine Spur davon sieht.

Länge 2 Zoll; Flugbreite nicht völlig 8 Zoll.

Man findet sie in Egypten in den Höhlen der Pyramiden von Cairo und Gizeh.

Die zweyte Art, die carolinische Faltennase, Rhinopoma carolinense, soll sich in Carolina vorfinden?

19te Gatt. Fliegende Ratte. Myopteris. Myoptere.

Vorderzähne $\frac{2}{2}$. Backenzähne $\frac{4-4}{5-5}$. In allem 26 Zähne. Die untern Vorderzähne zweylappig.

Die Nase einfach, ohne Blatt oder Spalte. Die Schnauze kurz und dick. Ohren breit, seitlich, abstehend, Ohrdeckel inwendig.

Zwischenschenkelhaut mittelmäßig, Schwanz lang, halb in die Flughaut verwachsen.

Daubentonische fliegende Ratte. Myopteris Daubentonii.
Myoptère rat-volant.

Der Scheitel und Oberleib braun; unten schmutzig weiß, etwas gelblich. Länge 3 Zoll.

Vaterland unbekannt.

20te Gatt. Fledermaus. Vespertilio. Chauve souris.

Vorderzähne $\frac{4}{6}$. Backenzähne $\frac{4-4}{5-5}$ oder $\frac{5-5}{6-6}$, in allem 32 oder 36 Zähne. Die Eckzähne mittelmäßig. Nase ohne Blatt oder Furche, einfach.

Unterlippe einfach. Zunge glatt, mittelmäßig, nicht ausdehnbar.

Ohren mehr oder minder groß, mit einem Deckel. Flughaut groß; Schwanz ganz in die große Schenkelhaut verwachsen.

Pelz sanft und dicht.

Am Gesicht sitzen Schmalzdrüsen, welche in der Form nach den Arten verschieden sind.

Die Arten sind zahlreich, meist in den gemäßigten Gegenden beider Welten verbreitet; in kältern Gegenden bringen sie den Winter schlafend zu. Sie finden sich in alten Gebäuden, Bretterverschlägen, hinter Fensterladen oder hohlen Bäumen und in Höhlen, am Tage an den Füßen aufgehängt und in die Flughaut eingewickelt. Sie nähren sich alle von Insecten, welche sie im Fluge fangen, und sind sehr nützliche Thiere. Sie fliegen leicht und schön, und werfen nur ein, höchstens zwey Junge.

Es paßt auf sie alles, was im allgemeinen von den Handflüglern ist gesagt worden.

Taf. 57. Die Zwergfledermaus. Vespertilio pipistrellus.
La pipistrelle.

Ohren eiförmig-dreyeckig, kürzer als der Kopf; Ohrdeckel fast gerade, endigt mit einem runden Knöpfchen. Kopf breit. Nase breit und platt; Nasenlöcher halbmondförmig, mit einem aufgeschwollenen Rande. Die Augen rund und sehr tief liegend. Haare an der Stirn lang. Pelz dunkelbraun, unten heller als oben. Schwanz lang.

Eine der kleinsten Arten. Länge 1 Zoll, 2 Linien, Breite 6 Zoll 5 Linien.

Sie findet sich fast in ganz Europa, auch in Egypten. (Abbildung nach der Natur.)

Taf. 57. Das Langohr. Vespertilio auritus.
L'oreillard.

Die Ohren fast so lang als der Körper; der Pelz grau, oben dünkler als unten. Der Kopf platt, Schnauze konisch, an den Seiten und hinter den Nasenlöchern aufgeschwollen. Die Ohren dünne, fast durchsichtig. Die Schmalzdrüsen liegen vor den Augen, und sind gelb. Schwanz sehr lang, und alle Häute groß und fein.

Länge 1 Zoll 9 Linien, Breite 10 Zoll 5 Linien.

In Europa fast allenthalben, auch in Egypten, wo sie kleiner ist. Sie lebt einsam in Kirchen und Thürmen in Städten und Dörfern. (Abbildung nach der Natur.)

Taf. 57. Frühfliegende Fledermaus. Vespertilio noctula.
Vespertilio proterus (Kuhl). La noctule.

Einfarbig rothbraun. Die untere Seite der Flughaut längst dem Arme stark behaart. Die Ohren kurz und nierenförmig abgerundet. Die Häute schwarz.

Länge 3 Zoll 2 Linien, Breite 14 ½ Zoll.

Der Kopf ist sehr stark und breit, die Schnauze kurz und dick.

Sie fliegt am frühesten unter den europäischen Fledermäusen, manchmal noch am hellen Tage, fliegt oft sehr hoch, dann aber auch wieder nahe am Wasser. Kann sehr lange hungern; verbreitet einen unangenehmen Geruch, welcher von den Schmalzdrüsen an den Lippen herkommt. Bewohnt Kirchen und Dachboden oder hohle Bäume, meist in Truppen von zehn bis zwanzig, selten findet man sie einsam. Im Winter vereinigen sie sich zu tausenden, um sich vor Kälte zu schützen. (Abbildung nach der Natur.)

Die übrigen Arten sind: Die Bechsteinische Fledermaus. Vespert. Bechsteinii. Die Nattererische. Vesp. Nattereri. Die rattenartige. Vesp. Myotis. Die Leislersche. Vesp. Leisleri. Die gerändelte. Vesp. emarginatus. Die Schreibersche. V. Schreibersi. Die zweyfarbige. V. bicolor. Die späthfliegende. V. serotinus. Die kurzmäulige. V. barbastellus. Die Daubentonische. V. Daubentonii. Die Kuhlische. V. Kuhlii. Die schnauzbärtige. V. mytsacinus. Die Halsbandfledermaus. V. collaris. Diese alle in Europa. Die schön gezeichnete. V. pictus, aus Ceylon. Die bourbonische. V. burbonicus. Die schwärzliche. V. nigrita, vom Senegal. Die stark behaarte. V. lasiurus Die neujorkische. V. novaeboracensis. Die weißlichte. V. albescens. Die rothbraune. V. rufus. Die langhaarige. V, villosissimus. Die große. V. maximus. Die hundsschnautzige. V. caninus. Die gespornte. V. calcaratus. Die weißbauchige. V. leucogaster. Die blauflüglichte. V. cyanopterus. Die Mönch-Fledermaus. V. monachus. Die Fledermaus mit schwarzem Gesicht. V. phaiops. Das Großohr. V. megalotis. Die carolinische. V. carolinensis, und die Maugeische. V. Maugei, alle aus Amerika. Die timorsche. V. timoriensis. Die brasilische. V. brasiliensis.

Zweyte Familie der Raubthiere.

Grabende. Fodientia. Subterranea.

Diese Familie steht in demselben Verhältniß zu den eigentlichen Raubthieren, wie die Handflügler. Die meisten dahin gehörigen Thiere leben vorzüglich von Insecten oder Würmern. In ihrem Zahnbau nähern sie sich daher den Handflüglern sehr. Die meisten sind, wie jene, nächtliche Thiere, oder leben unter der Erde in finstern Gängen, welche sie sich selbst graben. Zu diesem Zwecke haben sie meist kurze aber starke Vorderfüße und Schlüsselbeine, durch welche die Kraft derselben noch befördert wird. Ihre Bewegung ist gewöhnlich etwas langsam. Sie gehen auf der ganzen Sohle. Einige von ihnen verschlafen einen Theil des Winters.

Die Gattungen sind wenig zahlreich an Arten, und diese mehr in den gemäßigten als warmen Ländern einheimisch, in den ganz kalten finden sie sich nicht.

Wenn man sie nur nach dem Zahnbau eintheilt, so trennt man übrigens sehr nahe verwandte Gattungen. Nach dem Zahnbau zerfallen sie in zwey Gruppen, wovon die erste keine eigentlichen Eckzähne, dagegen lange, denjenigen der Nagethiere im Bau sich annähernde, Vorderzähne hat; die zweyte hat dagegen vier vollkommen gesonderte und vorstehende Eckzähne, wie bey den wahren Raubthieren.

Erste Abtheilung.

1te Gatt. Igel. Erinaceus. Herisson.

Vorderzähne oben 6 unten 2, oben die beyden mittlern länger und schief vorwärts stehend, die untern beyden Vorderzähne sind ebenfalls vorwärts stehend. Eckzähne $\frac{3-3}{3-3}$, allein sie sind undeutlich, kürzer als die Vorderzähne, und können eben so gut falsche Backenzähne genannt werden, besonders ist der dritte obere ein falscher Backenzahn. Backenzähne $\frac{4-4}{4-4}$, alle mit stumpf-spitzigen Zacken. Der hinterste ist der kleinste.

Die Schnautze vorstehend mit vorragender Nase. Die Ohren abgerundet. Augen klein, aber vorstehend. Der Körper oben mit harten spitzigen Stacheln besetzt; der übrige Körper aber mit borstigen Haaren. Die Rückenhaut ist inwendig mit einer starken Muskelschichte besetzt, wodurch der Igel sich zusammenrollen und zugleich die Stacheln aufrichten kann.

Taf. 60. Europäischer Igel. Erinaceus europaeus.

Le Herisson.

Aus jedem Nasenloche ragt der umgebogene Rand wie ein Kamm hervor. Die äußern Ohren sind kurz, abgerundet, aufgerichtet, dünn behaart, unter den Stacheln verborgen. Die Schnautze spitzig, die Nase schwarz und immer naß.

Der Scheitel und ganze Rücken mit hornartigen, zollangen, sehr spitzigen, weiß, braun und schwarz besprengten Stacheln besetzt. An der Stirn, den Backen, Füßen und am ganzen Unterleib sind dünngesäete, kurze, borstenartige, weißgelbe Haare. Der Schwanz kurz, fast unbehaart und schwärzlich. Die fünf Zehen getrennt, mit spitzigen Klauen versehen.

Das Weibchen hat zehn Säugewarzen, sechs an der Brust und vier am Bauche.

Die europäische Art ist fast über den ganzen Erdtheil verbreitet, die kältesten Gegenden ausgenommen; doch allenthalben spärlich. Man findet ihn den Tag über gewöhnlich in Laubhölzern, oder unter Hecken und Gebüschen und Baumwurzeln oder in einem selbstgescharrten Loche, welches mit etwas Moos oder Laub ausgefüttert ist, verborgen. Nur an stillen und einsamen Orten geht das furchtsame Thier auch bey Tag seiner Nahrung nach. Im Ganzen ist seine Lebensart nächtlich; dann besucht er die nahe an seiner Wohnung liegenden Obstgärten und Weinberge, wenn Obst und Trauben reifen, von welchen er ein großer Liebhaber ist. Neben diesen Gewächsen frißt er auch wohl einige Wurzeln. Seine Hauptnahrung aber zieht er aus dem Thierreiche. Insecten sind seine Lieblingsnahrung, besonders Maykäfer, Mistkäfer oder Laufkäfer, sogar spanische Fliegen, welche andern Thieren tödtlich sind, soll er ohne Schaden fressen. Regenwürmer und Schnecken verachtet er auch nicht. Auch den Maulwürfen und Feldmäusen geht er nach und weißt sie, ungeachtet er nicht schnell lauft, doch zu erhaschen; er lauert denselben an ihren Löchern auf und hascht sie, wenn sie sich blicken lassen. Selbst junge Vögel, von Lerchen oder andern auf der Erde nistenden Arten, und wahrscheinlich auch ihre Eyer, läßt er sich schmecken; ebenso Frösche und Kröten.

Er kann nicht schnell laufen, und schleicht auf seinen niedrigen Beinen gleichsam nur davon, so daß man ihn ohne weiters fangen kann. Allein furchtsam und vorsichtig, wagt er sich selten auf freye Plätze und außer die Gebüsche, und beim geringsten Geräusch kugelt er sich zusammen und bleibt in dieser Stellung, wobey Kopf und Füße vollkommen verborgen sind, und er einer völligen Stachelkugel gleicht, so lange, bis er keine Gefahr mehr fürchtet. Allmählig streckt er dann nur den Kopf etwas hervor und sieht sich um, und glaubt er sich ganz sicher, so entwickelt er sich, oder kugelt sich im Gegentheil von Neuem zusammen.

Der Igel verschläft einen großen Theil des Winters, ist im Herbst, wie alle Winterschläfer, fett, und verbraucht dieses Fett zur Nahrung, daher er dann im Frühjahr mager ist. Er wählt sich zum Lager ein tiefes selbst gescharrtes Loch unter einer Baumwurzel oder im dichten Gesträuche, und füttert es warm mit Moos und Laub aus. Der Winterschlaf soll ziemlich frühe eintreten, lange und fest seyn. Genaue Beobachtungen sind darüber aber noch wenig angestellt worden, und es ist zu vermuthen, der Igel gehöre eher zu den Thieren, welche auch im Winter bey warmer Witterung aufwachen und Nahrung suchen, da nur diejenigen Thiere in jene wahre Erstarrung verfallen und Monate darin verbleiben, welche in der Erde ganz vor der Luft verschlossen den Winterschlaf bestehen, alle übrigen aber, sobald warme Witterung eintritt, erwachen.

Die Fortpflanzungszeit fällt in den April und May. Das Weibchen trägt 7 Wochen, und wirft seine vier bis sechs weiße Junge, welche kaum Spuren von Stacheln haben, die auch noch ganz weich sind, in Mist, Laub- und Mooshaufen, auch wohl in Zäune und im Getreide. Er säugt 4 Wochen, und trägt ihnen nach dieser Zeit Schnecken, Regenwürmer, abgefallenes Obst und Weintrauben zu ihrer Nahrung herbey. Sie lassen sich leicht zahm machen, und in den Häusern gehalten, fangen sie die Mäuse, so gut wie die Katzen, weg. Des Nachts sind sie aber sehr unruhig und kratzen oft Löcher in die Mauern. Ihre Furchtsamkeit verläßt sie nie ganz, und immer behalten sie die Gewohnheit, sich sogleich zusammenzukugeln.

Obschon der Igel angeklagt wird, daß er zuweilen Obst und Trauben stehle, und daher vom Landmann unbedachtsam unter die schädlichen Thiere gezählt und unbarmherzig verfolgt wird, so ist doch der Schaden, den er

etwa dadurch anrichten mag, so unbedeutend, daß er gar nicht in Rechnung gesetzt werden darf, gegen den Nutzen, welchen er durch Vertilgung so vieler weit schädlicherer Mäuse und Insecten leistet. Statt den Igel zu verfolgen, sollte man ihn daher sehr schonen, und in die Gärten verpflanzen, wo er besonders auch durch Aufsuchung der Schnecken nützlich ist. Wenn er auch eine abgefallene Birne oder Apfel frißt, so wird ihm dies doch nicht hoch anzurechnen seyn, da er ja nicht auf Bäume steigen kann, sondern nur was auf der Erde ist, ihm zu Theil wird.

Ein Irrthum ists, wenn man von Hund- und Schwein-Igeln spricht: es giebt in Europa nur eine Art Igel, der Eine vergleicht seine Schnautze eher mit einer Hundeschnautze, der Andere mit einer Schweineschnautze.

Feinde hat dies Thier hauptsächlich am Fuchs, der ihn ungeachtet seines Stachelkleides doch zu fassen weißt. Er soll nämlich den zusammengekugelten Igel so lange bepissen, bis er vor dem Gestank es nicht länger aushalten kann, sich entwickelt, und so dem Räuber zur Beute wird. Auch der Uhu wagt sich zuweilen an ihn; mir ist wenigstens ein Beyspiel bekannt, wo man Stücke eines Igels mit den Stacheln im Magen eines solchen Vogels gefunden hat. Wahrlich eine stachlichte und nicht gut heruntergleitende Mahlzeit. Hunde bellen ihn zwar an und gehen wohl auf ihn los, allein wenn sie sich die Schnautze blutig gestochen haben, so lassen sie ihn gehen und hüten sich, ihn von neuem anzufallen. Die Stacheln stechen sehr, und ihr Stich erregt viel Schmerz. An einigen Orten wird das Fleisch des Igels gegessen. (Abbildung nach der Natur.)

Taf. 60. Langöhriger Igel. Erinaceus auritus.

Hérisson oreillard.

Etwas kleiner als der europäische Igel. Die Schnautze kurz. Die Ohren so lang als zwey Drittheile des Kopfes. Die Stacheln mittelmäßig lang, an der Wurzel getrennt, in der Ruhe nach hinten gerichtet; die Nasenlöcher gezähnelt wie ein Hahnenkamm; die Beine etwas dünner und länger als beim europäischen Igel; der Schwanz etwas kürzer, konisch, fast nackt; Haar feiner. An der Schnautze stehen vier Reihen Schnurrbarthaare. Stacheln an der Wurzel weiß, in der Mitte ein sehr schmaler braunschwarzer Ring, die Spitze gelblich. Regenbogenhaut des Auges blaulich.

Das Weibchen wirft zweymal des Jahres, jedesmal sechs bis sieben Junge.

Die Lebensart gleicht sehr derjenigen unsers Igels. Man findet ihn in der Provinz Astrakan, an der untern Wolga und dem Ural, ebenso im Osten des Sees Baical und in Egypten.

Außer diesen beyden ist noch bekannt: Der Igel mit hängenden Ohren, Erinaceus malaccensis, aus Java, Sumatra und Malacca. (Abbildung aus dem großen egypt. Werke.)

2te Gatt. Spitzmaus. Sorex. Musaraigne.

Vorderzähne oben und unten zwey, die untern stehen gerade vorwärts, die obern sind etwas gebogen und an ihrer Basis gezähnt.

Eckzähne undeutlich, kürzer als die Vorderzähne, oben fünf unten zwey auf jeder Seite. Backenzähne $\frac{4-4}{5-5}$, alle mit Spitzen besetzt.

Die Augen sind sehr klein, so daß man sie bey einigen Arten nicht sehen kann. Kein Jochbogen. Ohren kurz und rund. Schnautze spitzig und in einen Rüssel verlängert. Der Schwanz lang, oder mittelmäßig, oder fehlt ganz. Bey einigen Arten ist er eckig; bey allen behaart.

Säugewarzen an Brust und Bauch.

Sie leben in Löchern in der Erde, oder im Mist, graben meistens. Die Lebensart ist mehr nächtlich. Sie gleichen in dieser Hinsicht den Mäusen, doch sieht man sie auch öfters bey Tage. Ihre Hauptnahrung sind Insecten, doch gehen sie auch aufs Aas, und sollen sogar den jungen Vögeln nachstellen. Einige scheinen in der Noth auch vegetabilische Nahrung zu genießen.

Sie laufen nicht mit der Geschwindigkeit, wie die eigentlichen Mäuse. Die meisten geben einen bisamartigen Geruch von sich, welcher von einer Salbe entsteht, die aus eigenen Drüsen ausschwitzt, bey einigen riechen die Excremente bisamartig.

Ihre Verbreitung geht hauptsächlich über die gemäßigten Erdstriche der alten Welt. In Amerika hat man nur zwey, noch nicht ganz bestimmte, Arten entdeckt, in Neuholland keine.

Taf. 61. Etrurische Spitzmaus. Sorex etruscus.

Musaraigne de Toscane.

Dieses Thierchen ist erst in den neuesten Zeiten von Herrn Professor Savi in Pisa entdeckt und näher beschrieben worden. Es ist dieses wahrscheinlich das kleinste Säugethier, und wiegt nur 36 Grane. Der Körper mißt von der Spitze der Schnautze bis zur Schwanzwurzel 1 Zoll 10 Linien, und mit dem Schwanz 2 Zoll 19 Linien.

Die Form des Körpers gleicht in etwas der Spitzmaus mit verkehrtem Schwanz. Rücken und Kopf sind grau mit kastanienbraunem Schein, da die Wurzel der Haare grau, die Spitze röthlich ist, wenn daher die Haare anliegen, so scheint das Thier grau, sind sie aber aufgerichtet, so sieht man nur die Spitzen, daher die Farbe bräunlich. Gurgel, Hals, Brust und Bauch sind hell aschgrau, an den Seiten etwas dunkler. Die Schnautzenspitze zieht sich ins Fleischfarbne. Die Haare an der Schnautze sind zahlreich, aber sehr fein. Die Ohren sehr breit, vom Kopf abstehend, fast nackt. Die Füße fleischfarb, und mit sehr feinen weißlichen Härchen bedeckt, die Nägel an den Zehen weiß, klein und zart. Der Schwanz ist 11 Linien lang, an seiner Basis dick und mit denselben Haaren wie die Haut bedeckt. Seine Gestalt ist viereckig, verhältnißmäßig stark, und endet schnell in eine dünnere Spitze. Oben hat er die Farbe des Körpers, unten ist er heller, und allenthalben mit einzelnen abstehenden langen Haaren besetzt.

Das ganze Thierchen riecht etwas nach Bisam.

Die außerordentliche Kleinheit dieser Art zeichnet sie leicht vor allen andern aus, und in Europa findet man kein kleineres, oder so kleines Säugethier. Dagegen hat Pallas in Sibirien Spitzmäuse von solcher Kleinheit entdeckt, welche Sorex minimus und Sorex exilis heißen. Nach der Beschreibung scheint es wohl, daß die toskanische Spitzmaus eine dieser Arten seyn könnte; besonders hat sie mit der kleinsten Spitzmaus Aehnlichkeit in Farbe und Schwanzbau, da aber die Beschreibungen beyder Arten so kurz sind, so läßt sich darüber nichts mit Sicherheit sagen.

Nach den Beobachtungen von Geoffroy rührt der Bisamgeruch, welchen die Spitzmäuse verbreiten, von Drüsen her, welche an den Seiten des Thiers zwischen den Haaren liegen und eine riechende Schmiere absondern. Bey diesem Thierchen aber konnten solche Drüsen nicht entdeckt werden, er scheint auch den Haaren nicht anzuhängen, sondern kommt nach den Beobachtungen des Herrn Savi von dem Kothe des Thiers her, welches anfangs höchst eckelhaft riecht, nach einigen Tagen aber einen angenehmen Bisamgeruch annimmt, welcher sich mittheilt und sehr lange an den Gegenständen haften bleibt.

Die offenen Ohren, der am untern Theile gar nicht gekielte Schwanz, und die ganz weißen Vorderzähne zeichnen die Erdspitzmäuse vor den Wasserspitzmäusen aus. Diese Maus gehört daher zu den erstern; zwar schwimmt sie leicht, allein wenn sie naß ist, so muß sie einen sehr warmen Platz aufsuchen, damit sie bald trocknet, sonst stirbt sie vor Kälte.

Man findet sie unter Baumwurzeln oder in Stämmen alter Bäume, in Haufen von trocknen Blättern, oder in Stroh oder in Löchern von Dämmen, auf Wiesen u. s. w.; am häufigsten aber, besonders im Winter, findet man sie in Misthaufen, wo sie verschiedene Arten von Insecten im Ueberflusse finden, und zugleich eine ihnen angemessene Wärme von wenigstens 12 Graden, eine Temperatur, unter welcher sie nicht leben können. Setzt man sie einer niederern Temperatur aus, so fallen sie in eine Erstarrung, welche nach 10 bis 11 Stunden in den Tod übergeht, selbst wenn die Wärme noch 8 Grade über den Gefrierpunkt steht.

Mehrere Arten Spitzmäuse graben sich Löcher, allein diese kleine Art kann dies nicht thun. Die kleinen Füßchen und die schwachen Nägel erlauben dies nicht; wohl mögen sie in der Freyheit sich zuweilen in schon gegrabene Höhlen anderer Thiere verkriechen.

Wenn diese Thiere in einer ihnen angemessenen Temperatur leben, und das Licht nicht zu stark ist, sind sie sehr munter und lebhaft. Die gefangenen laufen beständig von einer Seite ihres Behälters zur andern, und wenn mehrere beysammen sind, so beißen sie sich und zwitschern beständig. Dieser zwitschernde scharfe Ton ist der einzige Laut, welchen sie von sich geben, er gleicht sehr dem der Fledermäuse, wenn sie des Abends auf Raub ausfliegen.

Das Licht ist ihnen sehr lästig, wenn es auch schwach ist; immer suchen sie daher die Dunkelheit. Es scheint, daß ihre äußerst kleinen Augen nur das Sehen bey schwachem Licht erlauben, denn wenn man ihren Aufenthalt sehr erleuchtet, so werden ihre Bewegungen ungewiß, und sie scheinen sich dann nur des Geruchs und Getastes bedienen zu können. Dieser letzte Sinn scheint sehr vollkommen in der Schnautze zu liegen, wozu die zahlreichen langen Haare das meiste beytragen. Die leiseste Luftbewegung fühlen sie in einer Entfernung von 9 bis 10 Zoll. Eine Bewegung des Fingers, den man in ihren Behälter hineinhält, wenn sie ihn auch nicht sehen können, ist genug, um sie in Bewegung zu setzen. Die langen Haare ihrer Schnautze stehen aber auch in bewundernswürdiger Ordnung, und ihre Zahl läßt vermuthen, daß diese hauptsächlich die Organe sind, durch deren leiseste Bewegung das Getaste geweckt wird, schneidet man sie ihnen ab, so vermindert sich dasselbe sehr.

Sie nähren sich vorzüglich von Insecten, Fliegen, Heuschrecken, Ohrwürmern, Spinnen u. s. w.; Regenwürmer oder Schnecken wollten sie eben so wenig fressen, als Saamen, Blätter oder andere vegetabilische Substanzen. Es gewährt viele Unterhaltung zu beobachten, mit welcher Schnelligkeit, man möchte sagen, Wildheit, sie auf Insecten losschießen, die sie in ihrer Nähe fühlen, denn nur das Getaste scheint ihnen das Daseyn dieser Thiere anzuzeigen, und nur nach diesem und mit Beyhilfe des Gehörs machen sie auf Insecten Jagd. Steht das Insect still, oder sind seine Bewegungen langsam, so rührt das Mäuschen sich nicht, es scheint sie nicht zu bemerken, und läßt sie ruhig gehen. Berührt aber das Insect ein Härchen des Rüssels, oder bewegt es sich stark, so daß die Luft sich bewegt, so stürzt es auf dasselbe, und tödtet es mit zwey oder drey Bißen.

Bey ihrer Kleinheit haben sie ein grausames und boshaftes Naturel. Sperrt man mehrere zusammen und läßt ihnen nur etwas Hunger, so fallen sie einander grimmig an, und unterliegt eins, so stürzen die andern auf das unglückliche Schlachtopfer, und fressen es in kurzer Zeit auf, und lassen nichts übrig als den Kopf und Schwanz. So bald das erste Opfer aufgefressen ist, so fängt die Schlacht von Neuem an; es geht dies so lange fort, bis nur eins Sieger aller Uebrigen bleibt, und vom Streite ermüdet, oder mit Fleisch überfüllt, in einen Zustand von Unbeweglichkeit fällt. Nicht blos der Hunger allein macht sie zu Verfolgern ihrer eigenen Art, denn man sieht sie sich einander anfallen und verzehren, wenn sie auch andere Lebensmittel genug haben. Eine solche Wuth gegen das eigene Geschlecht findet man weder bey Löwen noch bey Tigern; nur etwa der bißige Hamster giebt unter den Säugethieren ein Beyspiel solcher unnatürlicher Grausamkeit.

Ueber ihre Fortpflanzungsart, Tragezeit und Zahl der Jungen ist nichts bekannt.

(Abbildung nach der Natur.)

Taf. 61. **Gemeine Spitzmaus.** Sorex araneus.

La musaraigne vulgaire.

Sie ist etwas kleiner und kürzer als die Hausmaus. Der Schwanz halb so lang als der Körper. Der ganze Obertheil des Körpers röthlich grau. Der Unterleib mit dem kurzbehaarten Schwanz aschfarbig. Die Ohren kurz abgerundet, doch deutlich sichtbar. Die Schnautze lang, sehr spitzig, rüsselartig über die untere Kinnlade vorragend. Der Rand der obern Lippen mit langen, ziemlich zarten, rückwärts stehenden Barthaaren besetzt. Die Augen sehr klein; an jedem Fuße fünf Zehen. Die Beine kurz, die hintern länger als die vordern, doch nicht so beträchtlich als bey den Mäusen. Der Hals kurz. Das Gebiß schön weiß.

Das Weibchen hat 12 Säugewarzen am Bauche.

Länge des Körpers 2 ½ Zoll, des Schwanzes 1 ¼ Zoll.

Beyde Geschlechter geben einen starken Bisamgeruch von sich, der sich bald einem ganzen Zimmer mittheilt.

Diese Spitzmaus ist allenthalben in Feldern und Dörfern, in Städten und Häusern gemein, doch immer nur da, wo Gärten oder Wiesen in der Nähe sind. Sie wohnt in Löchern unter der Erde, am liebsten aber in Miststätten und Düngerhaufen. Sie gräbt schnell und mit Geschicklichkeit, ist lebhaft und munter, doch bey weitem nicht so schnell als die Hausmaus. Alte und junge spielen oft mit einander, und lassen dabey einen hellen zwitschernden Ton von sich hören, wie die Feldgrillen oder jungen Vögel. Dieser Ton hört man auch von ihnen, wenn sie in Gefahr sind, oder von Katzen oder Hunden verfolgt werden. Sie wohnen auch in Laubhölzern, in Steinhaufen, unter Baumwurzeln oder in Hecken. Im Winter graben sie sich tiefer in die Erde, polstern ihr Lager mit Moos und andern weichen Dingen, oder ziehen sich in Häuser, Keller und Scheunen. Sie sind den ganzen Winter wach, und man trifft sie zuweilen auf dem Schnee, oft halb verfroren an. In Häusern sollen sie sich sogar im Winter fortpflanzen.

Ihre Nahrung besteht in Regenwürmern und Insecten, nebst ihren Larven und Puppen, Käfern, Engerlingen, auch in Aas. Im Winter benagen sie die Wurzeln der Bäume und Weinstöcke, und nähern sich den Häusern, fressen dann auch Eßwaaren in denselben, fast wie die Hausmäuse.

Die Fortpflanzung geschieht, je nach dem Orte ihres Aufenthalts, verschiedene Male im Jahr und zu verschiedenen Jahrszeiten. Das Weibchen trägt 18 Tage, und wirft in einer Höhle, am liebsten auf Laub, Moos oder in Mist fünf bis zehn nackte blinde Junge, welche sie drey Wochen lang sorgfältig säugt.

Ihre Feinde sind Katzen, Füchse, Hunde, Wiesel und Eulen. Katzen und Hunde tödten sie wohl, fressen sie aber ihres Bisamgeruchs wegen nicht. Die Störche hingegen lieben sie sehr und verschlucken sie, wie andere Mäuse.

Sie vertilgen viele Insecten, besonders Engerlinge und Regenwürmer, schaden aber den Baumwurzeln in harten Wintern. Sie sind aber schwerer zu fangen und gehen weniger in die Fallen, als die Hausmäuse. Da die Katzen und Hunde sie nicht fressen, so hat dies sie mit Unrecht in den Verdacht gebracht, sie seyen giftig.

(Abbildung nach der Natur.)

Taf. 61. Die Wasserspitzmaus. Sorex fodiens.

La musaraigne d'eau.

Der Schwanz ist fast so lang als der Körper. Die Zehen mit Schwimmhaaren versehen und schön gefranzt. Der Körper ist um ein Drittheil größer und stärker als bey der gemeinen Spitzmaus. Die Farbe oben schwarzbraungrau, Seiten hell aschgrau, Unterleib weiß. Die Ohren kürzer als an der gemeinen Spitzmaus, rundlich, kahl, unter den Haaren versteckt. Die Ohrläppchen können sich über den Gehörgang zusammenlegen und im Wasser verschliessen. Die Augen sind sehr klein, äußerlich kaum sichtbar. Die Schnautze mit langen Haaren besetzt, wovon die hintersten länger sind. Die Schwimmhaare an den Zehen sind länger an der ersten und fünften Zehe jedes Fußes, weniger lang an den übrigen.

Das Weibchen hat 12 Säugewarzen.

Länge von der Schnautze bis zur Schwanzwurzel 3 Zoll, des Schwanzes 2 ½ Zoll.

Diese Maus findet sich an den Ufern der Seen und Flüße fast von ganz Europa; sie bewohnt die morschen Dämme und unterhöhlte Ufer, auch hohle Weidenbäume. An lebhaften Orten sieht man sie am Tage nur selten, an einsamen dagegen spielt sie gerne in den warmen Mittagsstunden auf oder in dem Wasser, wobey oft mehrere von weitem her zusammen kommen, und einander necken und jagen, und dazu fast wie die gemeinen Spitzmäuse zischen. Sie tauchen bis 3 Fuß tief, und schwimmen mit größter Fertigkeit. Im Sonnenschein spielt ihr Balg durch das Wasser im schönsten Silberglanze. Das Haar nimmt am lebenden Thier kein Wasser an, sondern bleibt wie bey dem Otter ganz trocken. Die Ohrenfalten aber schliessen beym Untertauchen die Ohren. Die Haare an den Füßen dienen hauptsächlich zum Schwimmen.

Die Nahrung besteht meist aus kleinen Wasserschnecken, Wasserinsecten und deren Larven, ferner aus Fischeyern, vielleicht auch kleinen Fischen und rothen Wasserwürmchen. Sie laufen auf dem Boden des Wassers und kehren die Steinchen um. Wenn alles überfroren ist, so gehen sie oft ziemlich weit vom Wasser in Scheunen und Stallungen. Sie gehen aber auch unter dem Eise ihrer Nahrung nach, und wissen, ungeachtet ihrer kleinen Augen, das Loch im Eise richtig wieder zu finden. Im Sommer trifft man sie meist früh Morgens, Mittags und spät Abends, selten zu andern Zeiten an.

Die Fortpflanzung geschieht zu Anfang des May im Wasser. Die Weibchen tragen drey Wochen, und werfen dann sechs bis acht blinde Junge, die nach etlichen Wochen ins Wasser gehen und Insecten fangen, oder mit einander spielen. Das Nest ist entweder auf bloßer Erde, auch nicht selten in einem alten Weidenstamm immer auf etwas Gras oder Moos.

Wiesel, Marder, Iltisse, Eulen sind ihre Feinde, und Hechte und Forellen verschlingen sie.

Sie vertilgen viele Insectenlarven, und schaden nichts, als etwa an der Fischbrut.

(Abbildung nach der Natur.)

Die übrigen Arten dieser Gattung sind: Die Spitzmaus mit viereckigem Schwanze. Sorex tetragonurus, in Europa. Spitzmaus mit verkehrtem Schwanze. Sorex constrictus, Europa. Weißzahnige Spitzmaus. Sor. leucodon, Europa. Gestreifte Spitzmaus. Sorex lineatus, Frankreich. Ruderschwänzige Spitzmaus. Sorex remifer. Frankreich. Halsband-Spitzmaus. Sorex colaris, Frankreich. Indische. Sorex indicus, Ostindien. Capische. Sorex capensis, Cap. Haarschwänzige. Sorex myosurus, Vaterland? Niedliche Spitzmaus. Sorex pulchellus, Bucharey. Sumpf-Spitzmaus. Sorex amphibius, Deutschland. Güldenstädtische. Sorex Güldenstedtii. Angenehm riechende. Sorex suaveolens. Gmelinische. Sorex Gmelini. Diese drey in Taurien.

3te Gatt. Tupaja. Cladobates.

Vorderzähne $\frac{4}{6}$, die beyden obern stehen sehr stark auseinander, sind walzig, gerade, und stehen senkrecht in der Kinnlade. Die untern sind vorwärts geneigt; die beyden Seitenzähne sind viel kürzer als die vier Mittelzähne, die sehr lang, fast gleich und dicht aneinanderstehend sind. Eckzähne $\frac{1-1}{0-0}$, klein, zusammengedrückt, etwas nach hinten gebogen. Backenzähne $\frac{7-7}{7-7}$. Die drey ersten obern haben eine einzige Spitze, und zwey kleine Vorsprünge, der eine vor, der andere hinter der Hauptspitze; die vier letzten haben eine mit vier Zacken besetzte Krone. Die beyden ersten untern Backenzähne sind konisch, mit einer zusammengedrückten Spitze, der dritte ist dreytheilig und die drey hintersten mit spitzigen Zacken, von welchen die äußern größer sind.

Der Körper ist länglich walzig; der Kopf spitzig. Die Augen vorspringend; Ohren groß, Schnurrbärte kurz.

An allen vier Füßen fünf Zehen. Die vordern vorzüglich sind mit starken, zusammengedrückten, gebogenen, zum Graben geschickten Nägeln versehen. Die Sohlen nackt, an den Hinterfüßen ganz auf dem Boden aufstehend.

Der Schwanz sehr lang, mit ziemlich langen Haaren, welche besonders an den Seiten desselben, wie bey den Eichhörnchen stehen. Am Bauche vier Säugewarzen.

Diese neue Gattung von Hr. Diard unter dem Namen Spitz-Schläfer (Sorex-glis) aufgestellt, umfaßt diejenigen Thiere aus Java und Sumatra, welche wie die Eichhörner, denen sie an äußerer Gestalt gleichen, auf Bäumen leben; die Eingebornen nennen sie Tupaia. Das Gebiß dieser Thiere reihet sie den Spitzmäusen an.

Taf. 62. Der javanische Tupaja. Chladobates javanicus.

Le Banxring ou Sinxring.

Der ganze Körper ist mit dichten und weichen Haaren bedeckt. Die Farbe ist an den obern Theilen einförmig braun, gelblich gewässert, da jedes Haar mit gelb und schwarzen Ringen endigt. Die Unterkinnlade, der Hals,

die Brust, der Bauch und die innere Seite der Glieder sind weißgelb; vom Unterhalse lauft ein weißer schmaler Streif bis zur Mitte der Schulter. Die Wollhaare sind in größerer Menge vorhanden, als die langen Haare. Die letztern endigen alle mit einer schwarzen Spitze. Die Haare an den Gliedern und an der Schnautze sind viel kürzer als die übrigen; diejenigen des Schwanzes dagegen am längsten, und stehen nach beyden Seiten getheilt wie am Schwanze der Eichhörnchen. Die nackten Theile der Haut, Fußsohlen, Ohren und Schnautze sind fleischfarb.

Dieses Thier lebt in Wäldern auf den höchsten Bäumen, wahrscheinlich von Insecten und kleinen Vögeln. Seine Lebensart kennt man noch nicht gehörig, aber dieselbe scheint mehr derjenigen der Eichhörnchen zu gleichen, als derjenigen der Insectenfresser, welche nächtliche Thiere sind.

Größe des Eichhörnchens. In Java. (Abbildung nach Cüvier.)

Die bekannten Arten dieser Gattung sind: Der gestreifte Tupaja. Cladob. vittatus, in Sumatra. Der Tana. Cladob. tana, in Sumatra. Der rostfarbe Tupaja. Cladob ferrugineus, in Java.

4te Gatt. Desman. Mygale.

Vorderzähne $\frac{2}{4}$, die obern sehr spitzig, dreyeckig, die untern mittlern sehr klein. Eckzähne $\frac{5-5}{5-5}$ unbestimmt, kürzer als die Vorderzähne, klein und kegelförmig. Backenzähne $\frac{4-4}{5-5}$, alle mit Spitzen besetzt. Die Schnautze sehr lang und rüsselförmig, sehr beweglich und biegsam. Der Schwanz schuppig, zu beyden Seiten abgeplattet, die Füße fünfzehig, die Zehen mit einer Haut verbunden. Die Augen sehr klein, keine äußern Ohren.

Rußischer Desman. Mygale moscovitica.

Desman de Moscovie.

Der Pelz ist braun, oben auf dem Rücken blasser, an den Seiten dunkler; der Bauch ist silberweiß. Das Haar ist zweyfach, indem zwischen kurzen und sehr weichen Grundhaaren lange seidenartige stehen, welche erstere bedecken. Das Pelzwerk ist daher sehr gesucht.

Er hat die Größe eines Meerschweinchens. Der lange Rüssel ist knorpelig, platt, sehr beweglich, das Thier trägt ihn gemeiniglich unterwärts gebogen, fast kahl, mit einer nach der Länge hinlaufenden vertieften Linie. Die Nasenlöcher sind mit einer inwendig hervorstehenden Warze geschlossen. Die Bartborsten sind zum Theil lang und stehen in ungefähr zwölf Reihen an beyden Seiten des Rüssels, bis fast gegen die Augen hin. Die Augen sind sehr klein, jedoch auf dem weißlichten Fleck, auf welchem sie stehen, leicht zu sehen. Die äußern Ohren fehlen, und die Mündungen der Gehörgänge sind dicht mit Haaren besetzt, und weißlich. Der Schwanz ist kürzer als der Körper, an der Basis dünne; dann wieder walzenförmig, verdickt sich schnell, und wird erst gegen sein Ende wieder dünner, je dünner er wird, desto mehr ist er seitlich zusammengedrückt und schneidend. Allenthalben ist er, wie beim Biber, schuppig, und in den Zwischenräumen mit einzelnen kurzen Härchen versehen. Auch auf der Oberfläche der Zehen stehen einige Schuppen. Die Füße sind kahl, schwärzlich.

Am Anfange des Schwanzes, an dessen unterer Seite, liegen sieben oder acht ovale, größere Balgdrüsen in doppelter Reihe dicht hinter einander. Sie sind gelblich, inwendig hohl, und geben durch kleine Ausführungsgänge zwischen den Schuppen des Schwanzes, wenn sie gedrückt werden, eine überaus stark riechende Flüßigkeit von sich, welche dem Zibeth ähnlich ist, und am Feuer prasselnd verbrennt.

Dieses Thier wohnt einzig zwischen der Wolga und dem Don, zwischen dem 50 und 57 Grad der Breite. In diesem Striche ist er überaus gemein. Er bewohnt die Ufer dortiger Seen, wo er sich unter den hohen Ufern Höhlen gräbt, deren Eingang unter dem Wasser ist, aber schräg aufwärts führt, so daß die Wohnung selbst trocken ist, und oft 4 bis 5 Fuß hoch ob der Wasserfläche liegt. In diesen Höhlen leben sie einsam oder mit ihrem Weibchen je nach der Jahrszeit. Im Winter haben sie also keine frische Luft, sie schlafen aber dennoch nicht. So bald

das Eis gebrochen ist, sieht man sie auf der Oberfläche des Wassers spielen. Sie schwimmen und tauchen vortrefflich, wozu ihnen der Bau des Schwanzes, der zum Steuerruder dient, und die mit einer Schwimmhaut verbundenen Zehen helfen. Obschon das eyrunde Loch ihres Herzens nicht ganz verwachsen ist, so können sie sich doch nicht zu lange unter dem Wasser aufhalten und müssen darin, wie andere Thiere, ersticken.

Der Desman ernährt sich blos von Würmern, besonders Blutigeln, welche er mit großer Schnelligkeit aus dem Schlamme hervor wühlt, wozu ihm sein sehr beweglicher Rüssel dient, welcher zugleich das Haupt-Tastorgan zu seyn scheint, da er sehr nervenreich ist. Die äußerst kleinen Augen scheinen unter dem Wasser zum Sehen wenig geschickt. Man hört sie, nach Pallas Bemerkung, oft mit den Lippen wie eine Ente im Wasser schnattern, wobey sie den Rüssel in den Mund nehmen. Weiters hört man keine Stimme von ihnen, außer wenn sie gereitzt werden, wo sie dann schwach quitschern. Ihr Biß ist sehr tief und schmerzhaft.

Von ihrer Fortpflanzung ist nichts bekannt.

Den Bisam könnte man vielleicht in der Medicin brauchen, da jedes Thier etwa ein Scrupel davon hat. Die Felle sind in Rußland wohlfeil, obschon sie fein sind.

Der Wels und andere große Fische verschlucken manchen, und ihr Fleisch bekommt dadurch einen unausstehlichen Bisamgeruch.

Taf. 62. Der pyreneische Desman. Mygale pyrenaica.

Le Desman de Pyrénées (Geoffroy).

Er ist um die Hälfte kleiner, als der rußische, und der Schwanz länger. Auch ist dieser weder verschmälert an seinem Anfange, noch in der Mitte dicker, sondern einfach walzenförmig und am Ende vertical zusammengedrückt, und ganz mit kurzen Härchen bedeckt. Die Nägel sind doppelt so lang als bey der vorigen Art; die Zehen der Vorderfüße nur halb in die Schwimmhaut verwachsen, und die außere Zehe der Hinterfüße viel freyer.

Der Pelz ist eben so reich und schön, aber die Farbe ist verschieden. Der Rücken ist kastanienbraun, die Seiten grau braun, und der Bauch silbergrau. Auch fehlen die weißen Flecke an Augen und Ohren.

Man hat dieses Thier am Fuße der Pyrenäen in der Gegend von Tarbes gefunden.

(Abbildung aus den Analen des Museums.)

5te Gatt. Wassermaulwurf. Scalops.

Scalops. (Cuv.)

Schneidezähne $\frac{2}{4}$; kegelförmige falsche Eckzähne $\frac{3-3}{3-3}$; Backenzähne $\frac{3-3}{3-3}$, also in allem 30 Zähne. Die obern Schneidezähne sehr stark und breit, stehen perpendicular in der Kinnlade und sind meiselförmig abgeschnitten; die beyden außern an der Unterkinnlade sind kegelförmig lang, die mittlern sehr klein. In der Oberkinnlade folgt auf beyden Seiten der Vorderzähne ein sehr breiter Zwischenraum, der unten etwas geringer ist. Der erste obere falsche Eckzahn und der dritte ist größer als der mittlere, unten hingegen ist der erste am kürzesten, der dritte am längsten. Die Backenzähne haben auf ihrer Krone scharfe Spitzen. Die Schnautze ist sehr verlängert und knorpelig und bildet einen Rüssel.

Die Augen sind sehr klein; die außern Ohren fehlen ganz.

Die Füße sind sehr kurz, fünfzehig; die vordern sehr breit und die Zehen bis zum letzten Gelenk verwachsen; die Nägel sehr lang, platt, linienförmig, zum Graben geschickt, wie beym Maulwurf. Die Zehen nehmen vom Daum bis zum dritten an Größe zu, die beyden außern dann wieder ab. Die Hinterfüße sehr klein und schlank, die Zehen mit kleinen, spitzigen, gebogenen Nägeln.

Der Schwanz kurz. Der Körper dick, mit kurzen sehr weichen und feinen Haaren besetzt.

Taf. 61. Der Canadische Wassermaulwurf. Scalops canadensis.
Musaraigne taupe.

Nase sehr lang, endigt mit einem Rüssel, die Nasenlöcher wenig sichtbar, an der Spitze des Rüssels nach oben stehend; unten eine Längsfurche, welche bis zur Oberlippe lauft; die Mundöffnung ist mittelmäßig groß; die Zähne sehr stark und blendend weiß; Augen und Ohrenöffnung im Pelz verborgen. Die Vorderfüße sehr breit und sehr stark, unten ganz nackt, aber mit behaartem Rande; oben mit grauen kurzen Härchen bedeckt. Die Nägel sehr stark und lang; Schwanz kurz und behaart. Pelz oben graulich rothgelb, da jedes Haar an der Basis mäusegrau, aber die Spitze rothgelb ist.

Lebt in Höhlen unter der Erde, gräbt eben so leicht und schnell wie der Maulwurf, nährt sich von Würmern. Man findet ihn nur in wasserreichen Gegenden an den Ufern der Flüße und Bäche.

Von seiner übrigen Lebensart und Fortpflanzungsgeschichte ist noch wenig bekannt.

Die Länge des Körpers ist 6 Zoll 3 Linien, des Schwanzes 9 Linien.

In den meisten Provinzen der vereinigten Staaten, besonders auch in Canada, und von da bis nach Virginien, findet sich dieses Thier häufig.

6te Gatt. Goldmaulwurf. Chrysochloris. Chrysochlore.

Vorderzähne und Eckzähne wie beym Wassermaulwurf; Backenzähne $\frac{6-6}{5-5}$, also in allem 40 Zähne. Die falschen Eckzähne sind klein. Die wahren Eckzähne sind von einander abstehend, dreyeckig, mit einer scharfen Spitze an jeder Ecke, und einer vierten an der Wurzel der außern Spitze, diese steht am meisten vor. Die untern Backenzähne sind kleiner als die obern, stehen aber eben so von einander entfernt, und greifen in die Lücken der obern, wenn der Mund geschlossen ist.

Die Schnautze kurz, knorpelig, am Ende wie abgeschnitten.

Die Augen sehr klein; die Ohrmuschel fehlt.

Die Vorderfüße haben drey Zehen mit starken Nägeln, wie beym Maulwurf. Die Hinterbeine kurz mit fünf oder vier Zehen und schwachen Nägeln versehen.

Der Körper dick, stark, mit kurzen sehr weichen Haaren bedeckt.

Der Schwanz fehlt oder ist sehr kurz.

Die Lebensart wie bey den Maulwürfen.

Taf. 62. Der Capische Maulwurf. Chrysochloris capensis.
Chrysochloris aurata. Chrysochlore du Cap.

Etwas kleiner als der europäische Maulwurf; die ganze Länge 4 Zoll 6 Linien. Der Körper dick, walzenförmig, mit kurzen weichen graubraunen Haaren bedeckt. Die Basis dieser Haare ist braun, die Spitze glänzend grün, daher hat der Pelz einen sehr schönen metallischen Glanz.

Das Thier lebt am Cap unter der Erde, wo es sich Höhlen unter den Rasen gräbt, und eben so selten an das Licht kommt wie der Maulwurf. Von seiner übrigen Lebensart ist wenig bekannt.

(Abbildung nach der Natur.)

Ein zweyte Art, der rothe Goldmaulwurf, Chrysochloris rubra, soll in Amerika leben.

7te Gatt. Spitzwurf. Talpasorex. Condylura. Condylure.

Vorderzähne $\frac{6}{4}$; falsche Eckzähne $\frac{3-3}{3-5}$; Backenzähne $\frac{4-4}{3-3}$.

Die obern Vorderzähne stehen nicht im Zwischenkieferknochen, die mittlern sind sehr breit, aneinander stehend, und bekleiden den ganzen Rand der Kinnlade. Die folgenden beyden sind lang und gleichen langen Eckzähnen. Die äußern endlich sind sehr klein, konisch. Die untern vier sind platt, nach vorn ragend, löffelförmig. Die falschen Eckzähne sind oben und unten von einander abstehend, etwas breit, und mit einem kleinen Seitenlappen. Die Backenzähne bestehen aus zwey Glasurleisten, welche zwey spitzige Höcker an der innern Seite bilden, an der außern Seite dagegen rinnenförmig ausgehöhlt sind.

Die Schnautze ist sehr lang, bey den einen mit langen sternförmig stehenden häutigen Spitzen, an den Naslöchern wie gefranzt.

Keine außern Ohren; die Augen sehr klein.

Vorderfüße kurz, breit, fünfzehig mit starken Klauen, zum Graben geschickt; Hinterbeine dünn, fünfzehig. Der Schwanz mittelmäßig. Der Körper stark, mit sehr feinen, weichen, kurzen Haaren besetzt.

Die Lebensart unterirrdisch, wie bey den Maulwürfen.

Taf. 61. Spitzwurf mit gefranzter Schnautze. Condylura cristata.

Condylure à museau étoilé.

Die Nasenlöcher sind mit einem Kreise von häutigen Lappen umgeben, welche sternförmig ausgebreitet sind. Der Schwanz kürzer als die Hälfte des Körpers. Die Schnautze ist sehr lang, stark gefurcht, an der Spitze mit einer nackten Scheibe versehen, in deren Mitte die Nasenlöcher sich öffnen; der Rand dieser Scheibe ist mit rosenfarbigen, beweglichen, auf ihrer Oberfläche körnigen, fast knorpelartigen Spitzen oder Franzen umgeben, deren Zahl bis auf zwanzig steigt. Die beyden obern mittlern, und die vier untern mittlern sind an ihrer Basis vereinigt, und stehen an ihrem Grunde etwas über die andern vor. Der Hals ist undeutlich. Die Vorderbeine sehr kurz, mit einer breiten, nackten, schuppigen Hand, mit fünf kurzen, bis zum zweyten Gelenk vereinigten Zehen und sehr langen geraden Nägeln. Die Hinterbeine sind verhältnißmäßig länger als beim Maulwurf, dünn, schwach, schuppig, die Zehen lang, aber vollkommen getheilt, mit langen, schmalen, gekrümmten Nägeln. Der Schwanz dünne, die Wirbel, deren 16 sind, von außen etwas sichtbar, die Haut schuppig, zwischen den Schuppen kurze, etwas borstige Haare. Pelz kurzhaarig, sehr weich, doch etwas weniger fein als beym Maulwurf, aber ganz von derselben grauschwarzen Farbe, und sammetglänzend. Die Schnurrbarthaare sind ziemlich lang, und stehen in der Richtung nach vorwärts. Die Augenbraunen werden durch drey oder vier ähnliche Haare bezeichnet, und zeigen den Platz an, wo die Augen stehen. Der äußere schneidende Rand der Vorderhände ist ebenfalls mit ziemlich langen, etwas gegen die hohle Fläche zugekehrten Haaren besetzt.

Der Gaumen ist in die Quere gefurcht; die untere Kinnlade sehr schmal und dünne.

Die Lebensart dieser sehr merkwürdig gebauten Thiere ist noch nicht genau bekannt. Es soll die Franzen seines Rüssels nach Willkühr zusammenziehen und wie der Kelch einer Blume dieselben schließen und so die Nasenlöcher schützen können. Ueberhaupt deutet der merkwürdige Nasenbau auf eigene Fähigkeiten dieses Organs hin, welches außer dem Geruch höchst wahrscheinlich auch zum feinern Getaste dient, und das unvollkommen entwickelte Gesicht berichtigt.

Man findet dieses Thier sehr häufig in Canada, und weit verbreitet im Norden der vereinigten Staaten bis nach Pensylvanien. (Die Abbildung ist nach der Encyclopedie.)

Eine zweyte Art ist der langschwänzige Spitzwurf. Condylura longicaudata.

Die folgenden beyden Gattungen, welche zu dieser Abtheilung gehören, haben wahre Eckzähne.

8te Gatt. Maulwurf. Talpa. Taupe.

Vorderzähne $\frac{6}{8}$; Eckzähne $\frac{1-1}{1-1}$; Backenzähne $\frac{7-7}{6-6}$, 44.

Die obern Vorderzähne sind klein, vertikal stehend, fast gleich lang, die mittlern breiter als die Seitenzähne; die untern klein, stehen in einer bogenförmigen Reihe etwas nach vorn gerichtet. Die Eckzähne sind länger als die Vorderzähne, dreyeckig, zusammengedrückt; die obern größer als die untern, und haben zwey Wurzeln. Die drey vordern obern und die zwey vordern untern Backenzähne gleichen in etwas den Eckzähnen, sind aber kleiner; die übrigen sind mit scharfen Zacken versehen.

Der Kopf ist lang und schlank, und endet mit einer Art Rüssel.

Die Augen sind sehr klein; die außern Ohren fehlen.

Die Glieder sind kurz, mit fünf Zehen; die vordern viel stärker und mit einer breiten Hand versehen, deren untere Seite nach seitwärts und hinterwärts gerichtet ist; der innere Rand ist schneidend, und die Zehen bis zur Klauenwurzel verwachsen. Die Klauen sind wenig gebogen, lang, stark und schneidend. Die Hinterbeine sind viel schlanker, die Zehen schwächer, mehr getrennt, mit mittelmäßigen Klauen.

Der Schwanz kurz, wenig behaart. Am Bauche stehen sechs Säugewarzen.

Die Haut ist mit kurzen, sehr weichen, und perpendicular stehenden Haaren bedeckt.

Diese Thiere leben immer unter der Erde, graben außerordentlich geschickt, nähren sich von Insecten, deren Larven, und Regenwürmern. Ihre Lebensart dient als Vorbild der Lebensart der eben angeführten Gattungen des Wasserwurfs, Spitzwurfs und Goldwurfs.

Taf. 61. Europäischer Maulwurf. Talpa europaea.

La Taupe.

Der Körper dick, ablang, fast walzenförmig, auf der Erde schleppend. Der Kopf spitzig und endigt mit einem Rüssel; die Augen äußerst klein, schwarz, wie sehr kleine Pünktchen, liegen in der Mitte eines von Haaren entblößten Raumes von etwa zwey Linien im Durchmesser. Das außere Ohr fehlt, und der Eingang des Gehörgangs ist nur durch einen etwas vorspringenden Rand bezeichnet. Der Schwanz schuppig, wie bey den Mäusen, aber mit längern Haaren bekleidet; der After vorspringend, weit von der Schwanzwurzel entfernt. Der Pelz sehr weich, grauschwarz, wie Sammet. Je nachdem das Licht einfällt, verändert sich die Farbe des Pelzes vom Hellgrauen bis ins Schwarze.

Es giebt weiß und schwarz gefleckte, weiße, erbsgelbe und graue Abänderungen der Maulwürfe, welche aber alle ziemlich selten vorkommen.

Der Maulwurf findet sich fast in ganz Europa, die kältesten Gegenden ausgenommen, und wenn wirklich der blinde Maulwurf eine eigene Art ausmacht, so scheint er in Italien durch diesen ersetzt zu werden.

Man findet ihn indeß niemals auf hohen Bergen, sondern vorzüglich auf Wiesen, wo guter, fruchtbarer, wenig steinigter, trockener Boden ist. Hier wohnt er in selbstgegrabenen, fast horizontal unter dem Boden weglaufenden Höhlen und Gängen. Im Sommer liegt er nicht tief, höchstens ein Fuß, aber im Winter gräbt er sich an die vier Fuß tief ein. Aus seinen Gängen wühlt er sich an mehreren Orten auf die Oberfläche herauf; dadurch entstehen die sogenannten Maulwurfshügel, deren ein einziger oft viele in einem kleinern oder größern Bezirke macht. Man nennt dieses Aufwerfen der Hügel stoßen. (So sagt man in der Schweiz, der Schär stoßt.) Zuweilen kommt er bey diesem Anlaß wohl auf die Oberfläche des Bodens, wo er aber seiner Natur nach nie lange bleibt, da er eigentlich nicht laufen, sondern blos kriechen kann, und ungezwungen seine Höhle nie verläßt, sondern seine Wanderungen beständig unter der Erde beginnt und fortsetzt. Er hat eine so große Geschicklichkeit im Graben, wozu sein ganzer Bau, besonders die Vorderfüße, eingerichtet ist, daß er in bedeutender Tiefe, selbst unter Flußbetten und Mauern durchwandert. Im Winter schläft er nicht, sondern schützt sich vor der Kälte nur durch tieferes Gra-

ben, und oft bemerkt man unterm Schnee sein Wühlen. Besonders stark stößt er in den ersten warmen Frühlingstagen. Mit seinen handförmigen Vorderfüßen und langen Nägeln kratzt er die Erde auf, und drängt sie zugleich auf beyde Seiten. Auch der Bau seines Brustbeins und seiner langen Schulterblätter giebt ihm zum Graben die nöthige Stärke.

Gewöhnlich lebt er mit seinem Weibchen in einer Höhle, und bildet sich dazu eine eigene geräumige Wohnung, welche aus einem größern Gewölbe besteht, welches oben ganz platt ist, unten aber mit Moos Laub, Gras und zarten Wurzelfasern bedeckt wird, welche Dinge er von der Oberfläche der Erde durch seine Gänge herschleppt. Diese Wohnung ist im Innern eines größern Hügels, und von dieser aus gehen nach allen Seiten Gänge.

Seine Nahrung besteht aus Insecten und deren Larven, Maykäfern, Mistkäfern, nackten Schnecken, Regenwürmern, und vielleicht auch aus zarten Wurzeln, wenn er jene Nahrungsmittel nicht findet. Man hat dies daraus schliessen wollen, daß er oft Pflanzenwurzeln abbeißt, und man wohl auch dergleichen in seinem Magen gefunden hat. Allein man kann doch noch sehr zweifeln, daß diese ihm eigentlich zur Nahrung dienen. Die Wurzeln beißt er wohl deswegen ab, weil sie ihn im graben hindern, und so möchten auch wohl bey diesem Anlaß Stücke davon in seinen Magen kommen, aber eigentlich scheint ihm thierische Nahrung angewiesen zu seyn. Den Regenwürmern ist er der gefährlichste Feind, diese fürchten ihn aber auch sehr, und suchen bey seinem Wühlen sich dadurch zu retten, daß sie auf die Oberfläche der Erde heraus kriechen, wohin er sie nicht verfolgt. Wenn man durch eine wagerecht in die Erde gesteckte Stange das Wühlen des Maulwurfs nachahmt, so kommen die Regenwürmer, welche im Umfang der Stange sich befinden, schnell hervor.

Das Gesicht ist wohl der schwächste Sinn des Maulwurfs; in den finstern, nie vom Tageslicht erhellten Gängen, kann es ihm wohl nichts nützen, denn kein Thier sieht in der absoluten Dunkelheit, auch das nächtliche Thier bedarf des Lichts, nur genügen seinem Auge wenige Lichtstrahlen. Auch die stärksten Strahlen haben wahrscheinlich wenig Einfluß auf die verborgenen, nur punktgroßen Augen des Maulwurfs. Gehör und Gefühl scheinen dagegen desto schärfer zu seyn, und den Gesichtssinn vollkommen zu ersetzen. Die Nase ist wirklich der empfindlichste Theil des Thiers, und ein leichter Schlag darauf tödtet ihn.

Die Fortpflanzung hat zweymal im Jahr statt, zwischen den Monaten Merz und August. Das Weibchen wirft jedesmal vier bis fünf ganz nackte und blinde Junge, und säugt sie sorgfältig, wobey es äußerst zärtlich und sorgsam ist, und sie bey der geringsten Gefahr im Mund weiter schleppt.

Marder, Iltise, Wiesel, Katzen, Igel, Hunde und Eulen stellen dem Maulwurf nach und fressen ihn.

Man glaubt, der Maulwurf schade den Wiesen, und hält es für einen Beweis einer schlechten Besorgung, wenn auf einer Wiese viele Maulwurfshügel sind. Allerdings ist es für die Menge des Grases ein kleiner Nachtheil und erschwert das Einsammeln, wenn viele Hügel vorhanden sind, und man darf sie nicht allzusehr überhand nehmen lassen; auf der andern Seite aber wird der Boden dadurch wohlthätig aufgelockert und durch sorgfältiges Verrechen der Haufen, wodurch die Erde zerstreut wird, der Graswuchs befördert, und so möchten Nachtheile und Vortheile einander fast die Waage halten, wenn man besonders bedenkt, wie viele Engerlinge, Regenwürmer und andere unserer Landwirthschaft schädliche Thiere von den Maulwürfen vertilgt werden. Die Natur selbst aber hat durch die Fruchtbarkeit des Maulwurfs, und durch die Eigenschaft so schnell zu graben, für seine Erhaltung gesorgt.

(Abbildung nach der Natur.)

Die zweyte Art des Maulwurfs, der blinde Maulwurf, Talpa caeca, findet sich in Italien.

Zweyte Abtheilung.

9te Gatt. Borstenigel. Centetes. Tanrec.

Vorderzähne $\frac{6}{6}$, die obern sind gekrümmt, die untern schneidend, an den Seiten gelappt; Eckzähne $\frac{1-1}{1-1}$, sie sind aber undeutlich und den eigentlichen Reißzähnen an Größe und Form ähnlich; Backenzähne $\frac{6-6}{6-6}$,

der erste obere ist klein, und ein falscher Backenzahn, die übrigen dagegen sind wahre Backenzähne; der erste ist sehr vorstehend, mit einer Spitze, und einem kleinen Höcker an der innern Seite; die drey folgenden dreyeckig, der spitzigste Winkel steht einwärts, die außere Seite ist höckerig; der hinterste ist sehr klein und quer stehend; die untern Backenzähne gleichen fast den obern.

Der Kopf ist länglich. Die Schnautze sehr spitzig. Die Augen mittelmäßig. Die Ohren kurz und abgerundet, sehr klein. Der Körper steht niedrig auf den Beinen. Die Haut ist mit Stacheln besetzt, wie bey den Igeln, aber der Körper kann sich nicht in eine Kugel zusammenziehen. An allen vier Füßen sind fünf Zehen, welche mit starken Nägeln bewaffnet sind. Der Schwanz fehlt.

Diese Thiere graben sich Höhlen in der Nähe der Flüße, und schlafen während mehreren Monaten des Jahres über die Zeit der größten Hitze. Sie wälzen sich im Kothe, und halten sich eben so häufig im Wasser auf, als auf dem Lande.

Taf. 60. Gestreifter Borstenigel. Centetes semispinosus.

Tanrec rayé.

Der Körper mit Stacheln und Haaren besetzt, gelb und schwarz in die Länge gestreift. Eckzähne dünn und gebogen. Der Kopf sehr konisch, Schnautze sehr spitzig und dünn. Ohren kurz und nackt; der Körper mit sehr feinen Haaren und kurzen untermengten Stacheln bedeckt, welche so gefärbt sind, daß drey weißgelbe Längslinien über den braunschwarzen Rücken hinlaufen, von welchen die mittlere sich von der Schnautze bis zum After erstreckt, die Seitenbänder dagegen von den Ohren ausgehen und an den Seiten auslaufen. Die Füße und der untere Theil des Körpers sind weißgelb. Die längsten Stacheln stehen am hintern Theil des Kopfes und bilden einen deutlichen Busch. Die Spitze der Schnautze ist schwarz und nackt.

Das Vaterland dieses Thiers ist Madagascar. Er vermehrt sich stark.

Die beyden andern Arten sind: Der Taurec. Centetes setosus, auf Madagascar und der Insel Frankreich. Der Tendrac. Centetes spinosus, Madagascar.

Dritte Familie der Raubthiere.

Eigentliche Fleischfresser. Carnivora. Carnivores.

Sie haben in jeder Kinnlade sechs Vorderzähne.
Die Eckzähne sind sehr stark, vorstehend und spitzig.
Die Backenzähne meist schneidend, einige höckerig, aber niemals mit scharfen Spitzen auf der Krone.

Sohlengänger. Plantigrada.

Sie gehen auf der ganzen Sohle, haben an allen vier Füßen fünf Zehen, und die meisten können mit einiger Leichtigkeit auf den Hinterfüßen stehen. Sie gleichen in mancher Hinsicht im Bau den Insectenfressern, haben, wie sie, keinen Blinddarm, und sind meist nächtliche Thiere. Einige fallen im Winter in eine kürzere oder längere Erstarrung, wenn sie kalte Climate bewohnen.

1te Gatt. Bär. Ursus. Ours.

Vorderzähne $\frac{6}{6}$, welche in einer vollkommenen Reihe stehen; die beyden äußern sind stärker und spitziger als die vier mittlern; in der Unterkinnlade sind diese Zähne breit, spitzig, mit einem Seitenlappen. Eckzähne $\frac{1-1}{1-1}$, sie sind stark und konisch. Backenzähne 4 bis 7, davon sind drey sehr breit, und wahre Backenzähne, mit viereckiger Krone, welche ganz höckerig ist; die falschen Backenzähne sind klein und stumpf, sie stehen in weiten Zwischenräumen zwischen den Eckzähnen und wahren Backenzähnen.

Der Körper ist schwer und dick, mit langen Haaren bedeckt. Der Kopf groß, diese Nase etwas spitzig, mehr oder minder beweglich. Die Ohren mittelmäßig groß, etwas spitzig. Die Zunge weich und platt. Die Füße fünfzehig, breit, zum Gang auf der ganzen Sohle eingerichtet, mit sehr starken und krummen Nägeln, zum graben und klettern geschickt. Der Schwanz kurz. Sechs Säugewarzen, wovon zwey an der Brust, vier am Bauche.

Diese Gattung ist weit verbreitet, und zählt mehrere und größere Arten in den kalten und gemäßigten Climaten, als in den warmen.

Der Gang ist schwer und träge. Die Nahrung bey den einen Arten mehr aus dem Pflanzenreich als aus dem Thierreich gewählt, bey andern umgekehrt, überhaupt gemischt. Im Herbst sind diejenigen Arten, welche erstarren, sehr fett. Sie werfen ein bis fünf Junge.

Taf. 63. Der Eisbär. Ursus maritimus.

L'Ours polaire ou blanc.

Der Kopf ist verlängert; der Schedel etwas platt; der Hals lang; die Sohlen der Füße sehr groß. Der ganze Körper ist mit weichen, langen, weißen Haaren bedeckt. Nase, Nägel und Augenlieder schön schwarz; die Lippen fast violett. Das Haar ist besonders lang und wollig am Bauche und den Beinen, kürzer auf dem Rücken, am kürzesten am Kopfe. Der Kopf ist schlanker als am gemeinen Bären. Die Stirne macht eine gerade Linie mit der Nase. Hinter jedem Eckzahn steht oben und unten ein kleiner konischer Zahn durch einen weiten Raum vom ersten Backenzahn entfernt.

Die Länge von der Schnautze bis zum After beträgt von 5—8 Fuß. Die Höhe 4—5 Fuß.

Der Eisbär bewohnt die Küsten des Eismeers; man findet ihn in Spitzbergen, an der nördlichsten Küste von Amerika, in Grönland bis zur Hudsonsbay. Im nordöstlichen Sibirien und Kamtschatka soll er sich nicht finden, dagegen auf den Inseln zwischen Sibirien und Amerika. Auf Eisblöcken kommen zuweilen einzelne nach Island und Norwegen. Er scheint eben sowohl auf dem Eise, als auf dem Lande zu Hause zu seyn. Man trifft ihn auf Eisfeldern über 200 Meilen vom Ufer an. Er schwimmt mit einer Geschwindigkeit von drey englischen Meilen in einer Stunde, und kann einige Meilen nach einander ohne große Beschwerden zurücklegen. Er taucht auf beträchtliche Weiten unter.

Unter allen Bärenarten ist diese diejenige, welche am ausschließendsten auf Fleischnahrung beschränkt ist, da sein Wohnort ihm keine Pflanzen darbietet. Der Eisbär ist keck, wild, sehr gefräßig, von großer Stärke und das furchtbarste Raubthier des Nordens. Er ist oft außerordentlich fett und groß. Die Mannschaft des Schiffs Alexander von der Expedition des Capitain Roß fieng einen solchen, welcher 1131 Pfund wog. Sie schwimmen vortrefflich und tauchen sogar, so daß ein schnelles Boot oft Mühe hat, sich ihrer zu bemeistern, wenn sie im Wasser sind, da sie beim Verfolgen untertauchen und unter dem Wasser fortschwimmen. In der Noth greifen sie die Boote beherzt an. So schossen die Leute auf dem Boote eines Wallfischfängers auf einen Bären und verwundeten ihn; dieser lief sogleich auf dem Eise gegen das Boot, sprang ins Wasser und suchte ins Boot zu steigen; einer von dem Schiffsvolk hieb ihm mit einer Axt eine Pfote weg, und das Boot steuerte nach dem Schiff, allein auch dahin verfolgte sie das verwundete Thier, erkletterte das Schiff und wurde auf dem Verdeck getödtet.

Die gewöhnliche Nahrung des Eisbären sind Fische, Seehunde, Rennthiere, Bisamochsen. Er greift auch das starke und mächtige Wallroß oft mit Erfolg an, muß aber auch oft, von seinen fürchterlichen Zähnen verwundet, weichen. Auch Seevögel frißt er, wenn er sie erwischen kann. Den Menschen fällt er gewöhnlich nur an, wenn er verwundet ist; doch sah man häufig hungerige Seebären den Menschen ungereizt anfallen, und der Unbewaffnete kann ihnen nicht Widerstand leisten. Wird er angegriffen, so kehrt er sich immer gegen seinen Feind. Eine Lanze weiß er geschickt mit seinen Zähnen zu fassen, und beißt sie entweder entzwey, oder reißt sie dem Gegner aus der Hand. Wird er mit einer Kugel getroffen, so wird er dadurch mehr aufgereizt als geschreckt, und geht mit vermehrter Wuth auf seinen Verfolger los. Mit Leichtigkeit lauft er mit einem Menschen im Maule davon, wovon Scoresby ein Beyspiel erzählt, daß ein Bär einen Matrosen am Rücken gepackt habe, und so schnell mit ihm davon geloffen sey, daß auf sein Geschrey seine Kameraden ihm nur nachsehen, ihn aber nicht einholen konnten. Solche Vorfälle sind gar nicht selten.

In Spitzbergen, Nova-Zembla, Grönland und andern nördlichen Gegenden werden sie das ganze Jahr durch manchmal in großer Anzahl beysammen angetroffen. Scoresby hat Schaaren, wie Schafherden, beysammen angetroffen, einmal gegen hundert. Auf einer einzigen Reise erlegte seine Mannschaft zwanzig und fieng vier lebendig. Zuweilen fallen die Bären einander selbst an.

Todte Wallfische und anderes Aas, welche das Meer ans Ufer wirft, fressen sie sehr gerne, ja diese und die Seehunde machen oft ihre Hauptnahrung aus. Sie sollen auch menschliche Leichname ausgraben und auffressen. Der Geruch scheint sehr entwickelt zu seyn, so daß sie aus weiter Ferne ihre Nahrung riechen. So lockte sie der Trahngeruch von Wallroßfleisch, welches bey den Schiffen der englischen Nordpolexpedition ausgesotten wurde, von weitem her, und der Geruch von gebratenem Wallfischfleisch bringt sie aus großer Ferne herbey. Zuweilen soll man sie am Ufer auf die Hinterfüße stehen und mit der Nase gegen die See hin schnuppern sehen, um allenfalls einen todten herumtreibenden Wallfisch zu riechen. Sobald sie einen solchen irgendwo zu riechen glauben, springen sie ins Wasser und erreichen ihn schwimmend, wenn sie ihn auch nicht vom Ufer aus sehen konnten, der Geruch leitet sie richtig.

So weit man bis jetzt nach Norden durch die Eisschollen vorgedrungen ist, fand man sie allenthalben nicht selten, und selbst im Winter scheinen sie diese fürchterlich öden Gegenden nicht zu verlassen, obschon wahrscheinlich ihr Winterschlaf nicht anhaltend ist, da man sie oft bey der strengsten Kälte bemerkt. Die Weibchen sollen diesem Winterschlaf mehr unterworfen seyn als die Männchen, und zwischen Eisschollen oder unter dem Schnee schlafend, einen großen Theil des Winters zubringen. Es ist aber wahrscheinlich, daß sie in dieser Zeit Junge haben, dann, wie die gemeinen Bären, fast nichts fressen, daher sich mehr verborgen halten, ohne eben immer zu schlafen. Sehr viele Nahrung brauchen sie wahrscheinlich in dieser Jahrszeit nicht, da sie im Herbst so fett sind, daß man bey einem mehr als 100 Pfund Fett antrifft. Dieses Fett ist gleichsam ein Magazin, aus welchem sie bey Mangel an Nahrung schöpfen, und dadurch erhalten werden, gegen den Sommer hin sind sie aber auch sehr mager.

Die Begattungszeit soll im Frühjahr eintreten, und dann trifft man die Bären paarweise an. Die Bärin wirft mehrentheils zwey Junge, welche sie mit der zärtlichsten und mütterlichsten Sorgfalt schützt und alle Gefahren mit ihnen theilt, wovon man wirklich rührende Beyspiele hat. Die englische Fregatte Carcase fror auf einer Entdeckungsreise nach dem Nordpol ein. Die Mannschaft legte Wallroßfleisch ans Feuer, um Thran daraus zu ziehen, plötzlich kam eine Bärin mit ihren zwey Jungen über das Eis gelaufen, welche letztere fast so groß waren, als sie selbst. Sie nahmen das Fleisch aus dem Feuer und fraßen es begierig. Die Leute warfen große Stücke Wallroßfleisch vom Schiffe herab, welche die alte Bärin sogleich ihren Jungen brachte und nur wenig für sich behielt. Als die Mutter das letzte Stück fortschleppte, legte die Mannschaft ihre Gewehre auf die Jungen an, und erlegte sie beyde, verwundete auch das Weibchen, aber nicht tödtlich. Man kann sich keine Vorstellung machen, wie kläglich die Mutter um ihre sterbenden Jungen that; selbst der harte Matrose wurde gerührt. Die stark verwundete Mutter, welche sich kaum fortschleppen konnte, zerriß das letzte Fleisch in Stücken und legte es vor die Jungen hin, wie vorher; und als sie sah, daß sie nicht fressen wollten, legte sie ihre Pfoten auf das eine und auf das andere und suchte sie aufzurichten, wobey sie klagende Töne von sich gab. Als sie ihre Mühe umsonst sah, schleppte sie sich

fort, kehrte aber wieder um, und leckte ihre Wunden. Dies that sie zum drittenmal, und als sie endlich fand, daß sie todt seyen, richtete sie ihren Kopf nach dem Schiff in die Höhe und brüllte fürchterlich. Von neuen Schüssen getroffen stürzte sie zwischen ihre Jungen, welche sie noch sterbend leckte.

Die Grönländer essen das Fleisch des Eisbären, und machen durch ihre großen Hunde Jagd auf ihn, wobey sie sich der Harpunen bedienen. Das Fett wird ebenfalls zu mancherley Gebrauch benutzt und die Haut giebt ein treffliches warmes Pelzwerk.

Wenn der Eisbär gefangen wird, so wird er ziemlich zahm, und kann mit Brod und Fleisch erhalten werden, allein die Wärme des temperirten Climas ist ihm sehr zuwider, und man muß ihn öfters mit kaltem Wasser begiessen.

Taf. 64. Der braune europäische Bär. Ursus arctos.

L'Ours des alpes.

Der Körper ist dicht, mit feinen, langen, braunen Haaren bedeckt, welche auf dem Rücken, Schultern, Schenkeln und Beinen dünkler sind, an den Seiten des Kopfs, den Ohren, und den Seiten des Körpers hingegen ist das Haar gelb gemischt; an den Tatzen ist es kurz, und fast ganz schwarz, so wie an der Schnautze. Man bemerkt oft Varietäten, indem die einen mehr gelb, die andern mehr schwarz sind, je nach Alter, Clima und Jahrszeit. Die Fußsohlen sind nackt, ihre Seiten dagegen mit Haaren eingefaßt; die Nägel ungemein stark und schneidend; das Auge klein; die Regenbogenhaut braun; die Nasenlöcher öffnen sich in einem Rüssel, welcher beweglich und drüsig ist; die Ohren kurz und abgerundet; die Zunge sanft, schmal und lang; die Lippen sehr ausdehnbar.

Die Länge eines erwachsenen Bären beträgt über 4 Fuß. Das Gewicht kann im Herbst 400 Pfund übersteigen.

Das Vaterland des Bären sind die nördlichen Gegenden Europas und Asiens, oder die hohen Gebirge dieser Welttheile. Zwar soll es auch in Afrika am Gebirge Atlas Bären geben, aber wenn es auch ist, woran noch sehr gezweifelt werden darf, so ist die Art gewiß eben so verschieden, als es die ostindischen sind. In Rußland, Polen, Schweden, Norwegen ist der braune Bär nicht selten, und auf den Gebirgen der Schweiz, Tirols, auf den Pyrenäen und Carpathen ist er zwar nicht in Menge anzutreffen, aber immer einzeln. In Amerika aber wird er durch ähnliche Arten ersetzt. In den ältern Zeiten fand man ihn auch in ganz Deutschland, wo er aber nicht mehr vorkommt und in der Schweiz war er viel häufiger als jetzt.

Er lebt nur in dichten Waldungen, und verläßt diese nur des Nachts, wo er seine Streifereyen beginnt, und nicht selten weite Reisen macht, um seinen Raub aufzusuchen. So langsam und plump sein Gang auch scheint, so kann er doch in einer Nacht weite Strecken durchlaufen. Besonders leicht geht er bergaufwärts, bergabwärts aber langsamer, weil die Kürze der Vorderbeine das Heruntersteigen beschwerlicher macht. Junge Bären klettern mit großer Leichtigkeit auf Bäume, wozu sie ihre Klauen brauchen. Umfassen kann das Thier mit den Füssen nichts, weil die Zehen sehr kurz sind, und der Daum nicht absteht. Auch der alte Bär klettert, doch nicht so leicht, weil er zu schwer ist, besonders wird diesem das Heruntersteigen beschwerlich, da er sich fürchtet zu fallen. Er steigt auf Bäume, um Kastanien, die er sehr liebt, zu pflücken, oder um sich umzusehen und die Gegend auszukundschaften, ob sie auch sicher sey. Da er auf der ganzen Sohle geht, so gleicht seine Fährte in etwas derjenigen eines Menschen. Im Hornung häuten sich seine Füße, dann thut ihm das Laufen wehe.

Die Nahrung des Bären wird aus dem Pflanzen- und Thierreich gewählt, und unter allen wahren Fleischfressern ist er am wenigsten auf Fleischnahrung beschränkt, wie auch seine Backenzähne beweisen, die zum Kauen und Zerreiben geschickt sind. Im Frühjahr genießt er aufkeimendes Korn oder Gras, besucht auch des Nachts die Rockenfelder. Erdbeeren und Weintrauben liebt er vorzüglich, und thut an letztern oft großen Schaden; ebenso an Türkenkorn und Kastanien. Man hat Beispiele, daß sie Kindern, welche Erdbeeren suchten, die Körbchen ausleerten, ohne ihnen etwas zu leide zu thun. Auch Obst genießt er gerne. Der Dunst, welcher aus Ameisenhaufen aufsteigt, scheint ihm sehr angenehm zu seyn, er scharrt diese auf, und verschluckt auch wohl die Ameisen selbst.

Ungeachtet der Pflanzennahrung ist er aber doch ein wahres Raubthier und seine Stärke erlaubt ihm große Thiere anzugreifen. Schafe, Ziegen, Hirsche, Gemsen, bezwingt er ohne alle Mühe, letztere sind ihm aber zu schnell. Aber auch Ochsen, Kühe, Pferde greift er, meist mit Erfolg an. Er ist dreist und verwegen, bricht oft durch Thüren in die Ställe ein. Auf den Alpen thut er oft im Sommer großen Schaden; er greift oft muthig eine Truppe weidender Kühe an, und jagt sie so lange herum, bis er eine erhaschen kann, oder bis eine in einen Abgrund stürzt, wo er sich dann an ihr sättigt; oder er schleicht bey neblichter Witterung unter die Heerde, und springt unversehens einer Kuh von hinten auf den Rücken, und schlägt seine Klauen tief ein, und beißt das Thier in den Hals, bis es verblutet, und entkräftet von der Last, niederfällt. Zuerst frißt er das Euter, dann die Nieren, und vergräbt den Rest, den er, wenn er nicht gestört wird, die folgende Nacht wieder aufsucht. Daß er gerade die Heerdekuh mit der größten Glocke angreife und die Glocke breit schlage, ist, wie so viel Anderes, was man über den Bären erzählt, eine Fabel. Von vorn greift er eine Kuh nicht an, da er die Hörner fürchtet. Muthige Pferde treiben ihn oft durch Schlagen und Beißen ab, daher er nur im Hunger solche Thiere anfällt. Geflügel ist ihm ebenfalls sehr angenehm.

Gesicht, Geruch und Gehör sind bey ihm vorzüglich und helfen ihm zur Auffindung seiner Nahrung sehr. Bekanntlich liebt er Honig sehr, und klettert deswegen oft auf Bäume, wo es wilde Bienennester giebt.

Den Menschen fällt der Bär ungereizt nicht an, obschon er wohl die Kräfte dazu hätte, ja er weicht ihn aus. Ist aber ein Bär verwundet, so geht er aufgerichtet und brummend auf seinen Gegner los, und dann ist er fürchterlich. Seine Stimme ist überhaupt ein dumpfes Gebrumme. In seinen Tatzen hat er viele Stärke und schlägt damit fürchterlich links und rechts um sich. Doch darf ein guter Schütze, der sich auf sein Gewehr verlassen kann, es wohl mit einem Bären aufnehmen. Man hat auch viele Beyspiele, wo kühne Jäger den aufgerichtet und brüllend auf sie kommenden Bären stehenden Fusses erwarteten und den Kampf mit ihm bestanden, bis sie von einem Jagdkameraden erlöst wurden.

Ueber zwey Umstände ist man in der Naturgeschichte des Bären noch im Dunkeln, nämlich über den Winterschlaf desselben, und über die Fortpflanzung.

Nach den Nachrichten der ältern und zum Theil der neuern Naturforscher soll der Bär die größte Winterkälte schlafend zubringen, und zu diesem Zwecke sich in dichte Wälder zurückziehen, wo er unter dem schützenden Vorhang eines Felsen, oder in einer Felsenhöhle, oder in einem Loch, welches er sich unter den Wurzeln sehr großer Bäume scharrt, ein Lager von Moos oder Laub bereitet, und während dem Schlafe, ohne in eine wahre Erstarrung zu fallen, von seinem Fette zehrt und im Frühling dann mager aus dem Lager hervorkommet. Allein es sind viele Gründe vorhanden, welche uns dazu bestimmen anzunehmen, dieser sogenannte Winterschlaf bestehe blos darin, daß der Bär in dieser Zeit viel weniger fresse, und weit mehr schlafe, auch dieser Schlaf in strenger Kälte wohl so anhaltend seyn könne, daß er einige Tage durch fast immer daure. Wochen oder gar Monate durch dauert aber dieser Schlaf nicht, wenn wir wenigstens die Bären in Bern, welche dem Einfluß der Kälte doch unbedingt ausgesetzt sind, in ihrem Stalle aber einen warmen Rückzug haben, als Beispiel ansehen dürfen. Diese fressen im Januar und Februar allerdings sehr wenig, kaum ein Brod des Tages, kommen zwar selten, aber doch zuweilen im freyen Graben zum Vorschein. Besonders kommen sie täglich hervor um zu saufen, (ein merkwürdiger Umstand) sie schlafen viel, aber fallen in keinen eigentlichen Winterschlaf. Das Weibchen aber wirft im Januar Junge, ein Umstand, der, wenn er auch im freyen Zustand eintrittet, doch wohl einen wahren Winterschlaf völlig wiederlegt, welcher also dahin zu deuten ist, daß der Bär im Winter, wie viele Thiere, mehr schlafe als im Sommer. Auch der nahe verwandte Eisbär des hohen Nordens schläft ja nicht den ganzen Winter durch, und man sieht ihn oft in der heftigsten Kälte; und so kann man von diesem wohl auch auf den unsrigen schliessen.

Die Zeit der Fortpflanzung soll, nach der Behauptung des großen Linneus, und einiger unserer Schweizerjäger, auf den October fallen, und die Jungen sollen im Merz geworfen werden. Diesem widerspricht aber ganz die mehr als hundertjährige Erfahrung in Bern, welche wir hier anführen wollen. Die Begattungszeit fällt in den Monat May und dauert vier bis sechs Wochen. Während dieser Zeit fressen die Bären wenig, nachher aber stellt sich der Appetit so ein, daß sie kaum genug bekommen können. Das Weibchen trägt fast acht Monate und wirft

meistens in der zweyten Woche im Januar zwey Junge, in der Regel ein Paar. Diese Junge sind bey ihrer Geburt nicht viel größer als eine große Ratte, blind und sehr unbeholfen, haben indessen eine verhältnißmäßig sehr starke Stimme. Das Weibchen deckt sie zu und hütet sie sorgfältig; es verläßt dann das Nest oft mehrere Tage nicht, und dann nur, um zu saufen, frißt auch sehr wenig; man giebt ihm Brod mit Butter und Honig, wo es oft nur das Letztere ableckt, das Brod aber nicht berührt. Es ist wirklich merkwürdig, daß das Weibchen gerade in der kältesten Jahrszeit Junge wirft, und diese so klein und unbehülflich sind, daß sich die alte Fabel erklären läßt, die Bärin werfe nur ein ungestaltetes Stück Fleisch, was erst durch Lecken in ein Bärchen verwandelt werde. Der Bär würde sie auffressen, wenn man ihn nicht von der Mutter trennte, obgleich diese sie mit Muth vertheidigt und mit schrecklichem Brüllen, auf den Hinterbeinen aufgerichtet stehend, durch Austheilung tüchtiger Ohrfeigen und Maulschellen den Bären abzuhalten sucht. Wochen lang verläßt die Mutter die Jungen nur selten, und frißt immer sehr wenig. Nach drey bis vier Monaten haben die Jungen die Größe eines Pudels; sie werden etwa sechs Monate gesäugt, sind ungemein posirlich, klettern geschickt auf Bäume, spielen unaufhörlich mit einander, sind aber sehr furchtsam. Sie bleiben bey der Mutter bis zum folgenden Jahr. Erst im vierten Jahr tritt die Fortpflanzungszeit bey dem Bären ein, und erst im fünften Jahr wirft die Bärin zum erstenmal.

In der Freyheit geschieht die Geburt gewöhnlich in einer Felsenhöhle. Zuweilen sind die Jungen ganz weißlich, zuweilen schwärzlich, wenn sie geboren werden. Wenn die Jungen etwas größer geworden sind, so ist die Mutter sehr raubbegierig, und kann dann selbst dem Menschen gefährlich werden.

Wegen dem großen Schaden, den die Bären am Vieh anrichten, wird ihnen sehr nachgestellt und meist gemeinsame Jagden auf sie gemacht, wo man sie auftreibt und nach gewissen Gegenden, die von Schützen besetzt sind, hinzwingt.

Das Fett hat einen großen Ruf gegen erfrorne Glieder, und wird auch zu Salben verwendet. Das Fleisch wird gegessen, und die Haut theuer bezahlt, und als Pelzwerk gebraucht.

Das Alter des Bären möchte sich etwa auf 30 bis 35 Jahre erstrecken. (Abbildung nach der Natur.)

Taf. 64. Sibirischer Bär. Ursus arctos sibiricus.

L'Ours de Siberie.

Ob dieser Bär eine eigene Art, oder nur eine Varietät des gemeinen braunen Bären ist, bleibt hier unausgemacht. Er hat einen viel schmälern Kopf, näher stehende Augen, und der Theil unter der Nase ist weniger vertieft. Die Nase ist etwas länger als beym gemeinen Bären. Der Pelz hat eine hellgelbliche Grundfarbe. Die Glieder sind schwarz, und quer über die Schultern lauft eine breite weiße Binde bis auf die Vorderbeine, wo sie sich verschmälert und endigt.

Größe und übrige Gestalt gleicht übrigens ganz der unsers gemeinen Bären, und auch in den Sitten ist er nicht abweichend.

Vaterland Kamtschatka, Sibirien. (Abbildung nach Cüvier.)

Taf. 65. Der schwarze amerikanische Bär. Ursus niger americanus.

L'Ours noir d'Amerique.

Die Nase steht fast auf derselben Linie, wie die Stirne, welche wenig gewölbt ist; die Sohlen an den Füßen sind sehr kurz. Das Haar am ganzen Körper glänzend schwarz, lang und sanft. Die Schnautze lebhaft falb; über jedem Auge ein falber Fleck, doch nicht bey allen Individuen, bey einigen findet sich auch ein ähnlicher auf der Brust, der zuweilen weiß ist.

Diese Art ist schlanker als der gemeine europäische Bär, und mehr gestreckt; die Länge eines erwachsenen ist 4 Fuß 8 Zoll, des Schwanzes 1½ Zoll. Er soll aber bisweilen sogar an 7 Fuß lang werden.

Das Vaterland dieses Bären ist Nordamerika, wo er die ganze Strecke von Canada bis zum stillen Meer bewohnt. Er findet sich von der Hudsonsbay an bis nach Virginien, Carolina und Louisiana, und soll auch auf den Aleauten und sogar in Kamtschatka und den Kurilen vorkommen. Nach Louisiana kommt er aber nur im Winter, wo die Kälte ihn so weit südlich treibt.

Die Wohnungen schlagen sie in den dichtesten Wäldern auf, sie steigen leicht auf Bäume und sollen oft ihre Wohnung in großen hohlen Bäumen nehmen.

Die Hauptnahrung besteht in Pflanzen, und unter allen Bären scheint dieser fast am wenigsten fleischfressend. Alle Arten Baumfrüchte sind ihnen angenehm, Pflaumen, Orangen, die nicht bittern Eicheln der immer grünen Eiche, die Früchte der Buchen, Trauben, Himbeeren, Erdbeeren, Johannisbeeren. Die Maisfelder besucht er gegen die Zeit der Reife, reißt die Kolben ab, und schleppt die Stengel als Unterlage zu seinem Lager fort; dadurch verdirbt er viel mehr, als er genießt. In Louisiana thut er am Zuckerrohr großen Schaden, und in den Kartoffelfeldern gräbt er so geschickt den Kartoffeln nach, daß es aussieht als ob die Felder gepflügt wären, oder als ob ein Heer wilder Schweine darin gehauset hätte. In Louisiana treffen sie gegen Ende des Herbstes ein, wenn in den nördlichen Gegenden schon viel Schnee gefallen ist; sie sollen dann oft schon mager seyn, dann aber in Louisiana so fett werden, daß sie fast nicht mehr laufen können.

Den Menschen greift dieser Bär niemahls an, obschon er in der Noth sich muthig genug vertheidigt. Wenn aber auch einmal ein Bär einen Jäger tödtet, so soll er denselben doch nicht auffressen, wie Düpraz ein Beyspiel erzählt. Dagegen greifen sie im Hunger Schweine an und fressen sie. Eben so sollen sie nach Fischen gehen, und dieselben geschickt fangen. Den Zügen der Heeringe, wenn diese in die Mündungen der Flüsse gehen, oder in den Buchten sich zusammendrängen, folgen sie, und verzehren eine Menge derselben, wodurch indeß ihr Fleisch einen wiederlichen Geruch annehmen soll.

Merkwürdig ist es, daß man weit mehr Männchen als Weibchen fängt, wahrscheinlich weil diese eine weit verborgenere Lebensart führen, und die dickten Wälder zu ihrem Aufenthalt wählen, vielleicht auch den Winter zum Theil schlafend zubringen, was von dem Männchen nicht gewiß bekannt ist. Auch von der Fortpflanzung weißt man noch nichts bestimmtes.

Das Fleisch dieses Bären soll vortrefflich schmecken, und die Schinken davon sollen eben so gut, oder noch besser als diejenigen vom Schweine seyn. Die Jagd dieser Bären macht eine Hauptbeschäftigung der Nordamerikanischen Stämme aus, da die Häute ebenfalls sehr gut benutzt werden können; auch soll man diesen Bären dort oft zähmen. Das Fett ist dicht, zart, weiß wie Schnee, und soll den Magen gar nicht belästigen; man braucht es häufig statt Butter, und bereitet daraus ein Oel, welches zum Essen und Brennen gleich vortrefflich ist.

Seine Stimme ist sehr verschieden von der des gemeinen Bären, und gleicht einem scharfen Heulen.

(Abbildung nach der Natur.)

Taf. 65. Thibetanischer Bär. Ursus thibetanus.

L'Ours du Thibet.

Ganz schwarz, Unterlippe und ein Fleck auf der Brust weiß. Von diesem weißen Fleck aus ziehen sich zwey kurze Aeste gegen die Schultern hin, und ein längerer nach dem Bauche zwischen den Beinen durch. Der Lippenrand ist fleischfarb und die Schnauze etwas weniger rostfarb.

In der Größe steht er zwischen dem langrüsseligen Bären und dem Bären von Malaka in der Mitte.

Der Körper ist kurz, der Hals dick uud etwas lang, die Glieder stark; aber diese Bildung, welche eine bedeutende Kraft anzuzeigen scheint, stimmt nicht mit den schwachen Klauen überein, welche um die Hälfte kürzer sind, als an den beyden andern Bären des wärmern Asiens. Vielleicht klettert er nicht?

Das Haar um die Schnauze ist kurz, wird aber schon um die Augen etwas länger, und endlich sehr lang, so daß der Kopf dick scheint. Die Ohren sind sehr groß; die Nase gleicht einer Hundenase. Die Stirn ist ganz glatt, fast auf derselben Linie wie die Nase.

Diesen Bär entdeckte Düvaucel in den Gebirgen von Silhet und Wallich in Nepaul, wahrscheinlich ist er auch in Thibet und den Gebirgen des Himala.

Ueber seine Lebensart ist sehr wenig bekannt. Wahrscheinlich ist er mehr fleischfressend, als die beyden andern indischen Arten. (Abbildung nach Cüvier).

Taf. 66. Der langrüsselige Bär. Ursus longirostris.

Le jongleur.

Die Lippen sind lang und ausdehnbar; das Haar lang und schwarz. Der Kopf ist klein, die Ohren groß, die Schnautze dick, wenn schon verlängert. Das Haar an der Schnautze ist kurz, es verlängert sich aber schnell in der Gegend der Ohren, und verbirgt diese in einem dichten Haarbusch, wodurch eine unförmliche Dicke dieses Theils entsteht. Der Nasenknorpel ist breit und sehr beweglich. Die Unterlippe steht mit ihrer Spitze über die obere vor, und bewegt sich, bald verlängert, bald sich verkürzend fast beständig nach allen Seiten. Die Beine sind lang, der Körper selbst schlank, aber das Haar ist bey recht alten so lang, daß es fast den Boden berührt. Die Bewegungen sind lebhaft und leicht. Der ganze Körper ist schwarz, nur auf der Brust steht ein breiter weißer Fleck in der Figur eines verkehrten Huffeisens, dessen Aeste sich an die Beine erstrecken.

Die Größe ist derjenigen des europäischen Bären gleich.

Dieser Bär lebt in Bengalen und ist die größte Art von den drey dort lebenden Bären. Er ist leicht zu zähmen, und läßt sich zu Künsten abrichten. Die indischen Gaukler ziehen mit diesen Thieren im Lande herum, um durch ihre Kunststücke das Volk zu belustigen, wie unsere Bärenführer.

Die sehr bewegliche Nase dieses Thieres scheint ein vorzügliches Geruchsorgan bey ihm anzudeuten. Eigene Muskeln sind zu dieser Beweglichkeit vorhanden.

Er scheint mehr von Pflanzenkost als von thierischer zu leben. Von seiner übrigen Lebensart ist noch wenig bekannt. Man findet ihn häufig in den Gebirgen von Silhet in der Nähe der Wohnungen.

(Abbildung nach Cüvier.)

Man kennt noch folgende Bärenarten: Der malaiische Bär. Ursus malajanus. Aus dem wärmern Asien: Der graue amerikanische Bär. Ursus cinereus. Der Bär der Cordilleren. Ursus ornatus.

Auch in der Vorwelt gab es mehrere Arten Bären, deren zahlreiche Knochenreste man in vielen Höhlen Deutschlands, Ungarns und Englands neben den Knochen von Löwen, Hyänen, Hunden u. s. w. findet. Eine Art davon muß unsern größten Arten an Größe nichts nachgegeben haben. Wie diese Thiere in so großer Menge, so daß man hunderte beysammen findet, in die Höhlen gekommen seyen, das ist ein Geheimniß, welches noch Niemand hat auflösen können.

Waschbär. Procyon (Cuv.) Raton.

Vorderzähne $\frac{6}{6}$; die untern sehr gut gerichtet. Die Eckzähne groß und seitlich zusammengedrückt. Backenzähne $\frac{6-6}{6-6}$. Die ersten drey einfach, dreyeckig, spitzig, von einander abstehend; die drey letztern höckerig; der vierte hat am äußern Rande drey Spitzen; der fünfte ist fast ganz höckerig und der stärkste von allen; der sechste ist ganz höckerig.

Der Körper ist weit schlanker als bey den Bären. Die Schnautze spitzig. Die Ohren klein und eyförmig. Die Zunge weich. Der Schwanz lang, am Ende dünne, nicht greifend. Die Füße fünfzehig, mit scharfen Nägeln bewaffnet. Die Sohlen stehen beim Gehen nicht ganz auf dem Boden. Sechs Säugwarzen am Bauche.

Diese Thiere leben, wie die Bären, von pflanzlichen und thierischen Substanzen. Ihre Bewegungen sind lebhafter, und bey dem leichtern Körperbau besteigen sie auch die Bäume noch leichter als diese.

Vaterland Amerika.

Taf. 66. Der nordamerikanische Waschbär. Procyon lotor.

Le Raton laveur ou Racoon.

Die Farbe des Pelzes ist im allgemeinen grau schwärzlich, am Unterleib und den Beinen blasser. Die Haare sind schwarz und schmutzig weiß geringelt. Der Schwanz hat auf weißgelblichem Grunde fünf bis sechs schwarze Ringe, und ist sehr dicht behaart; die Schnautze vorn weißlich; ein schwarzer Fleck umfaßt das Auge und geht quer bis an die untere Kinnlade. Backen und Augenbraunen, so wie die Gegend bis zu den Ohren, fast rein weiß und mit ziemlich langen nach unten gerichteten Haaren besetzt; Nase schwarz; Oberlippe mit langen starken Schnurrbarthaaren; Füße kurz behaart; die Wollhaare des Körpers dunkelgrau und sehr dicht.

Der Augenstern ist rund. Die Nase steht weit über den Mund vor, und endet mit einem drüsigen Rüssel, an dessen Ende die Nasenlöcher sich öffnen. Die Lippen dehnbar. Die Haut an den Fußsohlen sehr zart. Die Nägel sind stark und zum Graben eingerichtet.

Die Farbe dieser Art ist sehr veränderlich, man findet weiße oder weißgelbe, und solche mit ganz brauner Kehle.

Der Waschbär ist in ganz Nordamerika vom 45sten bis 50sten Grad und südlich bis nach Paraguay verbreitet, und ziemlich häufig anzutreffen. Er geht immer auf der Sohle, doch setzt er sie nicht ganz auf den Boden. Obschon weniger schwerfällig als beim wahren Bären, sind seine Bewegungen nicht eben leicht; sie stehen oft auf den Hinterfüßen, und können mit den Vorderfüßen etwas ergreifen, aber nur dadurch, daß sie beyde zusammenbringen, und nicht so, daß sie die Zehen selbst biegen. So bringen sie oft ihre Nahrungsmittel zum Munde, nachdem sie dieselben ins Wasser getaucht und zwischen den Vorderfüßen zusammengerollt haben. Warum sie diese Gewohnheit haben, oder wozu sie ihnen dienen soll, ist unbekannt. Diese Eigenschaft, alles, was sie genießen wollen, vorher zu waschen oder zu netzen, hat ihnen den Namen Waschbär gegeben.

Bey Tage sehen sie bey sehr hellem Lichte die Gegenstände nicht deutlich; sie schlafen fast den ganzen Tag auf dem Hintern ruhend, in eine Kugel zusammen gerollt, den Kopf zwischen die Schenkel gesteckt. Des Nachts dagegen sind sie sehr munter, und suchen sich Nahrung. Diese besteht hauptsächlich in Würmern, Insecten, Wurzeln und Früchten. Sie durchschnobern alles, und lassen auch das kleinste Loch nicht undurchsucht; steigen mit Leichtigkeit auf Bäume, wo ihnen, ohne Zweifel, nistende Vögel oft zur Beute werden. Sie trinken sehr oft, und Wasser scheint ihnen unentbehrlich. Am Ufer des Meeres oder der Flüsse sollen sie nach Fischen und Schalthieren gehen, welche sie sehr lieben. Unter ihren Sinnen scheint ihr Geruch sehr fein zu seyn; dagegen das Gehör nicht besonders.

Meistens sind sie sehr fett. Dieses und der dichte Pelz womit sie bedeckt sind, macht ihr Aussehen fast so plump, als dasjenige der Bären. Der buschige dichte Schwanz scheint ihnen wenig zu dienen. Sie werden leicht zahm, so daß sie sich gerne schmeicheln lassen, ohne jedoch den Befehlen ihrer Wärter zu gehorchen, oder ihnen besondere Anhänglichkeit zu zeigen. Man muß sie immer an der Kette halten, da sie sonst bald möglichst die Freyheit zu gewinnen suchen, wenn sie auch noch so zahm scheinen.

Obschon dieses Thier häufig nach Europa gebracht wird, so kennt man doch noch sehr wenig von seinen Eigenschaften in der Freyheit. Man weißt nichts von seiner Fortpflanzungsart, nichts von seiner Manier sich zu vertheidigen und seinen Feinden zu entgehen, oder von der Art sich seine Nahrung zu verschaffen.

Der dichte Pelz, mit welchem sie bedeckt sind, verstattet dem Raton weit nach Norden zu gehen; Mackenzie will ihn sogar am rothen Fluß gesehen haben.

Die ganze Länge von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel ist 1 Fuß 9 Zoll, des Schwanzes 8½ Zoll, die größte Rückenhöhe 1 Fuß.

Die zweyte Art dieser Gattung ist dem südlichen Amerika eigen, und heißt der Krabbenfresser, Procyon cancrivorus, weil die Krebse seine vorzüglichste Nahrung ausmachen sollen. (Abbildung nach Cüvier.)

3te Gatt. Dachs. Meles. Blaireau.

Vorderzähne $\frac{6}{6}$, wovon der zweyte untere auf jeder Seite etwas hinter dem andern steht. Eckzähne $\frac{1-1}{1-1}$; sie sind stark. Backenzähne $\frac{5-5}{6-6}$. Die obern bilden eine ununterbrochene Reihe; der erste ist linienförmig und klein; der zweyte und dritte seitlich platt, mit einer einzigen scharfen Spitze; der vierte dreyeckig; der letzte sehr groß, fast eben so breit als lang, die Krone mit stumpfen Höckern. Der erste untere ist kaum sichtbar und sehr klein, die drey folgenden seitwärts abgeplattet, mit einer einzigen scharfen Spitze; der fünfte ist der größte von allen, und hat am vordern Theil drey scharfe, konische Spitzen; am hintern vier sehr stumpfe Höcker; der sechste ist rund, klein, mit undeutlichen Höckern.

Der Körper ist schwerfällig; die Beine kurz. Die Schnautze wenig vorstehend. Die Ohren kurz und abgerundet. Augen klein. Zunge platt. Die Füße mit fünf Zehen und mit scharfen Nägeln bewaffnet, zum Graben geschickt. Der Schwanz sehr kurz.

Zwischen After und Schwanz befindet sich eine Balgdrüse mit einer Queröffnung, in welcher eine fette, sehr stinkende Materie enthalten ist.

Sechs Säugewarzen, wovon zwey an der Brust, vier am Bauche.

Das Haar rauh und lang.

Die Lebensart ist nächtlich und gleicht derjenigen des Bären.

Taf. 67. Europäischer Dachs. Meles vulgaris.

Blaireau ordinaire.

Größe eines mittelmäßigen Hundes; die Physiognomie gleicht etwas der des Fleischerhundes. Der Körper steht sehr niedrig auf den Beinen, und scheint der langen Haare wegen noch niedriger, als er wirklich ist, da die Haare an der Erde streifen. Die Ohren sind fast im Pelz verborgen. Der Schwanz geht nur bis zur Mitte der Schenkel. Die Haare am Körper dünne stehend, lang und weiß, schwarz und rostfarb geringelt; das Verhältniß dieser Farben ist nach den Theilen verschieden; der Kopf weiß, ausgenommen die Gegend unter der untern Kinnlade, und zwey langen schwarzen Streifen, welche zwischen der Schnautzenspitze und dem Auge den Anfang nehmen, und das Auge und Ohr bedecken, hinter dem letztern sich aber endigen. Auf der Mitte der Stirne eine breite weiße Binde. Gurgel, Unterhals, Brust, Unterleib und Beine schwarz, der übrige Körper rothgrau. Aftergegend schmutzig weiß.

Der Dachs ist über ganz Europa verbreitet, die kältesten Gegenden ausgenommen, aber nirgends sehr häufig. Er liebt besonders gern einsame Höhlen, seyen sie auf Ebenen oder Bergen, und steigt selbst ziemlich hoch in die Alpen hinauf. Man findet ihn auch im nördlichen Asien. Selten findet man ihn weit von bebauten Gegenden entfernt, und oft in der Nähe der Wohnungen, wenn sie einsam liegen. Immer gräbt er sich Höhlen, in welchen er am Tage und im Winter wohnt, und bey Gefahr sogleich hinflüchtet. Diese Höhlen sind den Fuchsgruben sehr ähnlich, und da, wo der Dachs liegt, weiter, und mit Moos, Laub und andern weichen Materien belegt. Obschon der Dachs immer einsiedlerisch lebt, so legen doch sehr oft mehrere Dachse in einem kleinen Bezirke ihre Wohnungen an, wenn der Ort gut gelegen ist. Oft vertreiben die Füchse durch allerley List und Neckereyen den Dachs aus seiner Wohnung und beziehen sie nun selbst.

Es ist ein träges, frostiges, mißtrauisches und furchtsames Thier, das beim Mondschein oft seinen eigenen Schatten fliehen soll, und nur des Nachts gewöhnlich seine Wohnung verläßt, es müßte denn sehr ruhig und einsam in der Gegend seyn, oder er großen Hunger leiden. Selten geht er weit von seiner Wohnung weg, und eilt bey jeder scheinbaren oder wirklichen Gefahr, so schnell er kann, wieder dahin zurück.

Seine Nahrung besteht aus Thieren und Pflanzen. Von erstern genießt er allerley Insecten, Käfer, Heuschrecken, Schnecken, Regenwürmer, Natern, Eidechsen, Blindschleichen, Vögel und ihre Eier und Junge, Mäuse, und im Hunger verschmäht er das Aas nicht. Aus dem Pflanzenreich frißt er Kartoffeln, Rüben, Möhren, Eicheln, Bucheckern, Erdbeeren, abgefallenes Obst, und im Herbst besonders Weintrauben, an welch letztern er oft nicht unbedeutenden Schaden anrichtet, und deshalb verfolgt wird.

Ohne in eigentliche Erstarrung zu verfallen, verschläft der Dachs einen großen Theil der kalten Jahrszeit, indem er dann von seinem Fette zehrt; daher ist er im Herbst sehr fett, im Frühjahr aber, besonders nach langen Wintern, sehr mager. Bey warmer Winterwitterung aber geht er des Nachts doch auch aus seiner Höhle hervor, sucht Nahrung, und trinkt Wasser.

Außer der Zeit der Begattung ist der Dachs immer einsam, zu dieser Zeit aber, welche in den November fällt, besucht er das Weibchen in oder bey seiner Wohnung, und dieses wirft, nach zehn bis eilf Wochen, drey bis fünf blinde Junge, welchen es nach einiger Zeit Insecten, Vogeleyer, Würmer und Wurzeln zuträgt, bis sie selbst gelernt haben, diese aufzusuchen. Sie lassen sich zähmen und genießen dann fast allen Abgang aus der Küche, sind aber meist falsch und beißen leicht. Sie kennen selten ihren Meister und sind am Tage furchtsam und träge.

Ein Mensch kann einen Dachs im Laufe wohl einholen, allein da das Thier selten weit von seiner Höhle sich entfernt, so entkommt er leicht. Selten wird ein Dachs geschossen, es müßte dann auf dem Anstande geschehen, und der Jäger sehr behutsam und stille thun. Gewöhnlich werden sie dagegen ausgegraben, indem man ihre Höhle auskundschaftet, und Dachshunde hineinschickt, welche durch ihr Gebell anzeigen, wo der Dachs sich aufhält. Man zieht dann denselben mit einer eigenen Zange heraus und schlägt ihn todt. Man kann ihn auch auf eine andere Art fangen; man nimmt einen langen Sack, und bindet oben daran einen Reif, damit er nicht zufallen kann, nun paßt man, bis der Dachs ausgegangen ist, legt dann den Reif vor die Höhle und die Höhlung desselben einwärts, dann macht man in der Umgegend Lärm, der erschrockene Dachs lauft nach der Höhle und fährt in den Sack, aus welchem er nicht sogleich wieder heraus kann, und so gefangen wird. Auch in Fallen wird er gefangen, welche vor den Ausgang seiner Höhle gestellt werden; treibt ihn nun der Hunger hinaus, so fängt er sich.

Wird der Dachs angegriffen, so vertheidigt er sich muthig mit den Zähnen und beißt fürchterlich.

Das Dachsfleisch wird gegessen und schmeckt wie Schweinefleisch, allein der Geschmack ist mehr süßlich widerlich; dieser wird ihm durch Salz und Gewürze benommen. Das Dachsfett wurde ehmals in verschiedenen Krankheiten als vorzüglich gerühmt, hat aber keine andern Eigenschaften, als ähnliche Fette von andern Thieren. Die Haut wird zu Pferdekumten, Kofferbeschlägen, Ranzen, Jägertaschen und dergleichen gebraucht, die Haare aber zu Pinseln und Bürsten verarbeitet.

Den meisten Schaden thut der Dachs an Wurzelwerk in bebauten Aeckern und an Weintrauben. Dagegen nützt er durch Vertilgung vieler schädlicher Thiere, und durch Fleisch und Balg.

Der Unterschied, welchen die Jäger zwischen Hunde- und Schweinedachs machen, ist eben so ungegründet, als der Unterschied zwischen Hunds- und Schweinigel, und beruht höchstens auf einer Verschiedenheit, welche das Alter hervorbringt.

Die übrigen Arten dieser Gattung sind wenig vom europäischen verschieden. Es sind: Der Carcajou, Meles Taxus, aus Nordamerika, und der südamerikanische Dachs, Meles cordillerarum.

4te Gatt. Stinkdachs. Mydaus. (Friedr. Cuv.) Mydaus.

Vorderzähne $\frac{6}{6}$, sie stehen in einer bogenförmigen regelmäßigen Reihe; Eckzähne weniger dick als breit. Backenzähne $\frac{4-4}{5-5}$, die beyden ersten in der obern Kinnlade sind falsche Backenzähne, so wie die drey untern vordersten; der erste obere ist sehr klein mit einfacher Wurzel; der zweyte hat eine scharfe Spitze und doppelte Wurzel; der obere Reißzahn hat an der innern Seite ein spitziges Höckerchen; der letzte Zahn ist höckerig, vorn schmäler als hinten. Die untern falschen Backenzähne sind von den Eckzähnen durch einen Zwischenraum getrennt, ziemlich lang, alle drey mit einem Höcker, der erste ist am kleinsten, die beyden folgenden haben doppelte Wurzel; der untere Reißzahn hat drey spitzige Höcker am vordern und eben so viel, etwas kleinere, am hintern Theil; der Höckerzahn hat eine abgerundete Krone.

Die Füße sind fünfzehig, die Zehen durch eine schmale Haut mit einander bis zum letzten Gliede verbunden. Die Nägel an den Vorderfüßen sehr lang und zum Graben dienend; diejenigen der Hinterfüße mittelmäßig. Der Schwanz kurz, kann aber zurückgebogen werden. Die Pupille der Augen rund. Das äußere Ohr fehlt. Die Nase steht weit über den Mund vor, und bildet einen kleinen Rüssel, wie beim Schwein. Vier Säugewarzen an der Brust, zwey am Bauche.

Taf. 68. Javanischer Stinkdachs. Mydaus meliceps.

Le Telagon.

Der Pelz dunkelbraun, besonders an den obern Theilen des Körpers; an der Stirn ein weißer Fleck, der gegen die Schnautze spitzig zulauft, nach hinten aber sich verlängert und in die Rückenlinie sich verlauft, dann immer schmäler werdend an der Schwanzwurzel endigt. Der Schwanz ist nicht gar ein Zoll lang mit weißer Spitze, und hat ziemlich kurze Haare.

Ganze Länge 1 Fuß 5 Zoll mit dem Schwanze.

Von der Lebensart dieses Thiers ist nichts bekannt. Nach seinen Nägeln, der Schnautze und dem Bau der Ohren zu urtheilen, scheint es wahrscheinlich, daß er grabe und in Löchern lebe. Auch ist zu vermuthen, er verbreite einen unangenehmen Geruch.

5te Gatt. Vielfraß. Gulo. Glouton.

Vorderzähne $\frac{6}{6}$, von welchen der zweyte untere auf jeder Seite etwas einwärts steht. Die Eckzähne stark. Backenzähne $\frac{5-5}{6-6}$, die zwey oder drey ersten obern zusammengedrückt, schneidend, einspitzig, der vierte groß und zweyspitzig, der letzte höckerig. Die vier ersten untern einspitzig, der fünfte zweyspitzig, der letzte höckerig. Alle stehen aneinander.

Der Körper steht auf kurzen Beinen, obgleich er oft lang ist. Der Kopf mittelmäßig lang. Die Ohren sehr kurz und abgerundet. Die Zunge bald glatt, bald rauch. Die Füße mit fünf wohlgeschiedenen Zehen, mit scharfen krummen Nägeln; die Sohle der Hinterbeine setzt er ganz oder fast ganz auf die Erde. Am After keine Sackdrüse, wohl aber zwey unbedeutende Hautfalten. Der Schwanz kurz.

Sie finden sich in allen Welttheilen.

Taf. 68. Nordischer Vielfraß. Gulo borealis.

Glouton du Nord.

Der Körper ziemlich dick; Schnautze schwarz; Augen klein und schwarz; Ohren mit kurzen Haaren bedeckt; untere Kinnlade und das Innere der Vorderfüße weiß gefleckt; Beine, Schwanz, Rücken und Bauch schwarz oder braunschwarz; Seiten des Körpers von den Schultern bis zur Schwanzwurzel schön kastanienbraun; am Nabel ein weißer Fleck; Zeugungstheile rostroth. Unter jeder Zehe findet sich eine knorpelige Schwille, und vier andere unter den Sohlen der Vorderfüße.

Ganze Länge 2 Fuß 2 Zoll ohne den Schwanz. Schwanz 8 Zoll, wovon aber 4 Zoll Haare.

Von seiner Grausamkeit und Gefräßigkeit hat das Thier den Namen Vielfraß erhalten. Man findet es in der Nähe des Eismeers in Europa, Asien und Amerika. In Europa besonders in Norwegen bey Drontheim, auch in Lappland, in Rußland und Schweden. In Asien in Sibirien. In Amerika in Canada und weiter nördlich, wenn anders die Wolverenne dasselbe Thier ist.

Der Vielfraß lebt mehr in gebirgigen Gegenden, welche große Waldungen und Wildnisse haben, in Felsklüften und verlassenen Dachshöhlen, gräbt aber niemals eine eigene Höhle, und scheint überhaupt die Wohnung oft zu ändern. Zuweilen soll man ihn auch in hohlen Bäumen antreffen.

Die Nahrung besteht in Fleisch und Früchten, denn im Sommer genießt er allerley Beeren. Allein er ist daneben ein gewaltiges und fürchterliches Raubthier, welches Thiere zu bezwingen weiß, die ihm an Größe und Stärke weit überlegen sind. Die Rennthiere und Elennthiere überfällt er aus dem Hinterhalt auf einem Baume oder Felsen lauernd, springt den vorbeygehenden Thieren auf den Rücken und beißt ihnen das Genick ab. Im Winter überfällt der Vielfraß die Rennthiere, wenn sie den Kopf unter den Schnee stecken, um das Rennthiermoos hervorzusuchen. Hasen, Mäuse, große und kleine Vögel beschleicht er ebenfalls. Er fängt die Schneehühner unter dem Schnee, und hat überhaupt einen vortrefflichen Geruch. Er spürt die Vorrathskammern der Lappen auf, und weiß sehr oft durch Kratzen und Graben sich in die Vorrathskammern hinein zu arbeiten, wo er dann alles frißt, was er dort findet, Fleisch, Fische, Brod, Käse und Butter. Fische scheint er oft zu fangen, und geht gern ins Wasser.

Gefräßiger als andere Raubthiere ist er nicht, und in dieser Hinsicht gebührt ihm der Name Vielfraß vielleicht weniger als dem Wolf. Was Geßner und andere ältere Naturforscher in dieser Hinsicht von ihm sagen, daß er nämlich sich, um wieder fressen zu können, zwischen zwey enge stehende Bäume durchpresse, ist offenbar eine Fabel, welche gar nicht wiederlegt zu werden braucht.

Im Laufe ist er nicht schnell, klettert aber vortrefflich. Im Zorne treibt er oft seine Exkremente in einem Strahl von sich; diese sind meist weich und sehr stinkend. Sonst hat das Thier keinen widerlichen Geruch. Jung eingefangen läßt sich der Vielfraß ziemlich zahm machen, doch muß er mehr mit Güte als mit Gewalt behandelt werden. Er ist reinlich und entledigt sich seines Unraths nicht bey seiner Schlafstelle. Im Winter wälzt er sich oft im Schnee und gräbt sich gerne hinein. Er badet sich gerne und oft, und säuft auch viel, wobey er wie der Hund das Wasser leckt. Mit Hunden und Katzen wollte sich ein zahmer nicht gut vertragen, wohl aber mit Schweinen. Lämmer und Ziegen fiel er an. Im Zorne knurrte er, wie ein böser Hund, und schlug mit den Pfoten um sich. Er kannte die Leute, welche ihn fütterten, sehr gut, und folgte ihnen auf den Ruf. Er spielte oft mit sich selbst und mit seinem Schwanze wie die Katzen, und purzelte oft über Kopf. Er war schwer eingespert zu halten, da er alles durchfraß und durchbiß. Er ist ein nächtliches Thier, und schlief auch in der Gefangenschaft mehr am Tage als des Nachts, wo er in beständiger Bewegung war. Er fraß weit lieber thierische Speisen, als Pflanzenkost.

Die Begattung soll in den Januar fallen, und das Weibchen seine zwey bis vier Junge im May in den verborgensten Klüften werfen, daher man sie sehr selten findet. Sie sollen in einem Jahr schon ihr völliges Wachsthum erreicht haben.

Der Vielfraß ist ein beschwerlicher Nachbar der menschlichen Wohnungen, und weiß die Vorrathskammern, wie schon angegeben, leicht auszuwittern; daher, und weil er auch die nützlichen Hausthiere angreift, und das Wild vermindert, wird er als ein schädliches Thier verfolgt, und auf verschiedene Art gefangen.

Ihr brauner, wie Seide glänzender Balg giebt ein kostbares Pelzwerk, welches die Kürschner gut brauchen können. Die Rußen verkaufen viele Bälge an die Chinesen.

Taf. 68. Der Grison. Gulo vittatus.

Glouton grison.

Er geht ganz auf der Sohle; die Zehen sind bis zum letzten Glied durch eine Haut verbunden. Die Nägel sind stark und zum Graben eingerichtet; an den Sohlen sind starke Höcker, die übrigen Theile derselben haben dagegen eine sehr zarte Haut. Die Schnautze endigt mit einem Rüssel, an dessen Seite die Nasenlöcher liegen. Die Ohren sind sehr klein, einfach, ohne Läppchen. Die Zunge rauch. Die Augen haben eine runde Pupille. Der Pelz hat zweyerley Haare, blaßgraues Wollhaar, und sehr langes schwarzes oder schwarz und weiß geringeltes Seidenhaar. An der Schnautze, dem Kopf und den Füßen ist das Haar kurz. In der Oberkinnlade finden sich nur vier Backenzähne, in der untern sechs. Den Schwanz trägt das Thier immer horizontal.

Der Pelz ist unten dünkler als oben. Der Theil des Kopfs hinter den Augen, Rücken, Seiten des Halses, Kreutz und Schwanzseiten sind schmutzig grau. Alle andern Theile, Schnautze, Unterkinnlade, Hals, Inneres der Beine, Bauch und Füße sind schwarz. Beyde Seiten des Hinterkopfes und Schläfen weißlich.

Länge von der Schnautze bis zur Schwanzwurzel 1 Fuß 4 Zoll; des Schwanzes 6 Zoll 10 Linien; Höhe 7½ Zoll.

Das Vaterland des Grisons ist das südliche Amerika, besonders Paraguay, wo er häufig ist; in Buenos-ayres und Sürinam ist er seltener.

Im wilden Zustande ist der Grison sehr blutdürstig und grausam, und fällt alle kleinen Thiere an, welchen er begegnet, Säugethiere, Vögel, Reptilien, wenn er auch eben nicht hungrig ist. In der Gefangenschaft wird er sehr zahm, ohne an irgend eine Person besondere Anhänglichkeit zu zeigen. Er spielt sehr gerne, und dies thut er mit jedem, der sich ihm anvertrauen will; er läßt sich gerne den Rücken streicheln, nimmt die Hand in den Mund, ohne jemals zu beißen. Daneben ist er gegen jedes andere Geschöpf böse, und fällt es an; einen Vogel tödte er augenblicklich, und legt ihn auf die Seite, wenn er eben nicht Hunger hat. Dies thut er auch mit dem überflüßigen Fleisch.

Von seiner Fortpflanzung ist übrigens nichts mit Sicherheit bekannt (Abbildung nach Cüvier.)

Die übrigen Arten dieser Gattung sind: Der Taira. Gulo barbarus, in Südamerika. Der Honigvielfraß. Gulo capensis, in Afrika. Der javanische Vielfraß. Gulo orientalis, in Java. Der Vielfraß von Quito. Gulo Quitensis, in Quito.

6te Gatt. Coatis oder Nasenthiere. Nasua. Coatis.

Vorderzähne $\frac{6}{6}$, welche in regelmäßiger Reihe stehen. Eckzähne stark, spitzig, zusammengedrückt, an ihrer vordern und hintern Fläche schneidend. Backenzähne $\frac{6-6}{6-6}$; oben auf jeder Seite drey falsche, einfach konische, und drey wahre; der erste wahre Backenzahn ist ein Reißzahn, die andern beyden sind Höckerzähne; unten vier falsche Backenzähne, ein Reißzahn und ein Höckerzahn.

Der Körper verlängert und schlank. Die Nase sehr lang und beweglich, eine Art von Rüssel bildend. Die Schnautze schief abgeschnitten, der obere Rand überragend. Die Zunge platt. Die Ohren klein und eyförmig. Die Füße fünfzehig, die Zehen halb verbunden, mit sehr starken Nägeln bewaffnet. Der Schwanz sehr lang, behaart, nicht greifend. Am Bauche sechs Säugewarzen. Kein Blinddarm.

Die Coatis sind muntere, lebhafte Thiere; sie klettern leicht auf Bäume und suchen die Vögel in den Nestern auf; wühlen mit der Nase in der Erde, um die Würmer aufzufinden, welche sie sehr lieben; genießen aber auch Früchte.

Sie leben in Südamerika.

Taf. 67. Der einsame Coati. Nasua solitaris.
Coati roux.

Alle Theile des Körpers, mit Ausnahme der Schnautze, der Ohren, der Vorderfüße und der Schwanzringe, sind lebhaft rothbraun und glänzend, etwas dünkler auf dem Rücken, wo die Haare in der Mitte schwarz sind. Die Schnautze ist schwarzgraulich, an den Seiten graulich. Ob und unter dem Auge und an der Außenseite jedes Auges steht ein weißer Fleck. Die Ohren und der untere Theil der Vorderschenkel schwarz. Am Schwanze stehen acht bis zehn dunkelkastanienbraune Halbbinden, der untere Theil desselben ist heller, ohne Binden. Die Unterkinnlade und der Rand der Oberkinnlade weiß.

Der Pelz ist dicht, die Haare rauch; die Wollhaare sind dünne und grau. Das Auge klein, schwarz, die Pupille quer ablang; die Ohren klein, abgerundet. Die Nase, welche weit vorsteht, endet mit einem drüsigen Rüssel; die eyförmigen Nasenlöcher stehen vorn, und verlängern sich seitwärts in eine Spalte. Die Zunge ist sehr

sanft und dehnbar. An allen Füßen sind fünf Zehen mit starken zum Graben eingerichteten Klauen. Die Sohle an allen ist nackt und mit einer sehr weichen Haut bekleidet. Das Thier geht zwar auf den ganzen Sohlen, setzt aber nicht die ganze Sohle der Vorderfüße auf die Erde. Am After findet man weder Tasche noch Drüsen. Der Schwanz ist lang, an der Wurzel dick, und meist trägt ihn das Thier aufgerichtet.

Der Sinn, welcher bey diesem Thiere am meisten entwickelt scheint, ist derjenige des Geruchs. Die Nase ist in beständiger Bewegung, und es berührt oder betastet damit gleichsam alle Gegenstände; es braucht sie zum Wühlen und zur Verfolgung der Würmer, welche es sehr liebt. Bey diesem Geschäft bedient es sich auch der Vorderfüße zum Nachgraben. Gesicht, Gehör und Geschmack scheinen nicht vorzüglich. Es verbreitet einen höchst unangenehmen Geruch.

Länge 1½ Fuß; des Schwanzes 1 Fuß 4 Linien; Höhe vorn 9 Zoll 9 Linien, hinten 10 Zoll.

Seine Nahrung ergreift es bald mit den Kinnladen, bald aber und häufiger bedient es sich dazu seiner Vorderbeine, nicht als Hand, sondern indem es die Klauen darein schlägt. Ueberhaupt bedienen sie sich sehr geschickt ihrer Beine; sie klettern sehr leicht und beim Heruntersteigen geschieht es nicht rücklings, wie bey den meisten Thieren, sondern den Kopf nach unten gerichtet, wobey sie sich mit den Hinterfüßen festhalten, welche sie leicht biegen können.

Die Stimme ist ein sanftes Zischen, wenn sie zufrieden sind, und ein durchdringendes Geschrey, wenn sie in Zorn gerathen.

Diese Art lebt einsam und zurückgezogen in den großen Waldungen, nur selten sieht man mehr als drey oder vier beysammen. Mäuse, Ratten, andere kleine Säugethiere, Vögel und ihre Eyer, Schnecken, Regenwürmer und Baumfrüchte machen ihre Nahrung aus. Auch Ameisen und andere Insecten verschmähen sie nicht.

Ueber ihre Fortpflanzung ist wenig bekannt. Ihrer Größe und der Zahl ihrer Säugewarzen nach zu urtheilen, werfen sie wahrscheinlich drey bis fünf Junge.

Das Thier ist leicht zu zähmen. Ein solches in der Pariser-Menagerie wurde oft frey gelassen, allein es gieng nicht eher aus seinem Behälter heraus, bis es durch seinen scharfen Geruch alles, was um denselben herum war, kennen gelernt hatte, dann erst wagte es sich hervor, lief im Zimmer herum und schnupperte in alle Winkel, kehrte auch alle Gegenstände, welche im Wege lagen, mit den Füßen um. Berühren ließ es sich nicht, und drohte sogleich zu beißen, wenn man sich mit der Hand näherte. Gab man ihm aber zu fressen, so verlor es sogleich alle Furcht, ließ sich streicheln, und erwiederte diese Liebkosungen, indem es seine lange Nase in den Ermel oder unter die Weste der Person steckte, und dabey ein sehr sanftes Geschrey hören ließ. Es hatte mit einem kleinen Hunde Freundschaft geschlossen, und schlief mit ihm in demselben Behälter, litt aber nicht, daß ein anderer Hund sich näherte. Oft wenn es sich kratzte, that es dies mit den beyden Vorderfüßen zugleich, und hatte die sonderbare Gewohnheit, sich damit an der Schwanzwurzel nicht sowohl zu kratzen als zu reiben. Man nährte es mit Brod und Fleisch; letzteres zerriß es mit seinen Klauen, nicht mit den Zähnen, in kleine Stücke.

Ehe es in die Menagerie kam, genoß es vollkommene Freyheit, es durchlief Ställe und Speicher und fieng mit großer Geschicklichkeit Ratten und Mäuse. Auch gieng es in die Gärten, um Würmer und Schnecken zu suchen.

Nach Azaras Beobachtungen wird der Coati in Paraguay häufig zahm gehalten, aber man ist genöthigt, ihn anzubinden, weil er allenthalben hinaufklettert, besser als die Katzen, und jeden Körper, der ihm nicht zu schwer ist, umkehrt, und alles in Unordnung bringt. Er ist in der Hausgenossenschaft ein Thier, welches fast alles genießt. Brod, rohes und gekochtes Fleisch, Früchte. Besonders liebt er die Mäuse; allein er greift auch zuweilen Hühner und anderes Geflügel an. Wenn ein Mensch oder Hund sich ihm während der Mahlzeit nähert, so lauft er mit dem ersten besten Stück im Munde davon. Wenn er trinken will, so biegt er seinen Rüssel sehr stark zurück, um damit nicht unter Wasser zu kommen. Er sauft lappend, aber kann mehr Getränk auf einmal mit der Zunge fassen als der Hund. Der Coati ist sehr ungelehrig und läßt sich weder durch Schläge noch durch Güte zwingen, und wird zwar sehr zahm, aber an keine Person besonders anhänglich. Er schläft die ganze Nacht, dagegen selten

am Tage. Beim Schlafen rollt er sich in eine Kugel zusammen, und bedeckt den Kopf mit dem Schwanze. Im Laufe ist er ungeschickt und leicht einzuholen.

In Gujana, Brasilien und andern Theilen Südamerikas. (Abbildung nach Cüvier.)

Die zweyte Art dieser Gattung ist: Der gesellige Coati. Nasua sociabilis. Lebt in Paraguay in kleinen Truppen, sonst in der Lebensart nicht verschieden.

7te Gatt. Kinkajou. Cercoleptes. Kinkajou.

Vorderzähne $\frac{6}{6}$, der zweyte untere auf jeder Seite steht etwas außer der Linie. Die untern Ecke sind länger als die obern. Backenzähne $\frac{5-5}{5-5}$, die zwey vordern sind klein und konisch; die drey hintern mit höckeriger Krone.

Der Körper ist schlank. Der Kopf abgerundet; die Schnauze kurz. Die Zunge weich, ausdehnbar. Die Ohren eyförmig, groß, häutig.

Die Füße fünfzehig; die Zehen getrennt, mit starken zusammengedrückten, krummen Nägeln versehen. Der Schwanz lang und greifend, aber ganz behaart. Das Haar wollig.

Am Scelet vollkommene Schlüsselbeine.

Taf. 67. Wickelschwanz-Kinkajou oder Potto. Cerc. caudivolvulus.

Le Potto.

Größe einer Katze, aber der Körper viel schlanker und länger; Schnauze konisch; Hinterhaupt abgerundet; Ohren länger als breit, an der Spitze abgerundet, nur mit kurzem Haar bedeckt; Zunge schmal, sanft; das Thier streckt sie oft nach Willkühr bis drey oder vier Zoll vor. Der Hinterkörper steht höher als der vordere. Die Sohle der Vorderfüße ganz nackt, die der Hinterfüße großentheils, nur die Ferse behaart. Die Zehen sehr getrennt; die krummen Nägel haben unten eine Rinne. Der Schwanz an der Wurzel dick, und wenigstens so lang als der Körper. Das Haar kurz, dick, etwas wollig, graulich gelb, an Brust, Bauch und Backen ins Goldfarbe spielend. Am Kinn und der Oberlippe stehen einzelne lange, schwärzliche Haare zerstreut. Regenbogenhaut des Auges rostbraun. Die nackte Haut an den Füßen lackroth; Nägel weiß; Ohren und Schnauze hell violett.

Ganze Länge bis zum Schwanz 1 Fuß 4 Zoll; des Schwanzes 1 Fuß 4 Zoll.

Der Potto lebt mehr von vegetabilischen als thierischen Substanzen, wenn man wenigstens von gezähmten urtheilen darf, welche Früchte und Brod dem Fleische vorzogen, welches sie zwar auch nicht verachteten. In der Freyheit macht der Potto auf Vögel, ihre Eyer, kleine Säugethiere und Insecten Jagd. Die Vögel ergreift er bey den Flügeln, saugt ihnen das Blut aus, ohne sie zu zerreißen. Er besteigt Bäume mit Leichtigkeit, und kann daher auch leicht ihre Früchte pflücken. Beim klettern hält er sich besonders mit den Hinterfüßen, mit welchen er die Aeste umklammert, wenn er heruntersteigt, welches er, wie die Coatis, mit dem Kopfe vorwärts thut. Dabey aber bedient er sich geschickt seines Wickelschwanzes, um sich festzuhalten, und selbst kleine Gegenstände, welche er mit den Vorderpfoten nicht erlangen kann, zu ergreifen.

Seine Nahrung ergreift er zuweilen mit dem Munde, viel häufiger aber bedient er sich dazu seiner Vorderpfoten.

Er ist ein vollkommen nächtliches Thier, welches den ganzen Tag durch schläft. Dies thut er auf der Seite liegend, den Kopf auf der Brust ruhend, den er mit den Händen bedeckt. Erweckt man ihn, so scheint er vom Lichte zu leiden, und sucht die Augen vor demselben zu schützen; durch Liebkosungen kann man ihn zwar selbst zum Spielen bringen, aber bald siegt das Bedürfniß des Schlafes und der Dunkelheit, und er schläft wieder ein. So wie dagegen die Dämmerung eintritt, erwacht er nach und nach, tappt anfangs ungewissen Schrittes herum, und

streckt seine ungemein lange Zunge lechzend heraus. Er sucht dann Wasser und trinkt lappend, und nun erst wird er lebhaft und vollkommen munter.

Seine Stimme ist ein sanftes Pfeifen, wenn er ruhig ist; im Affecte aber bellt er fast wie ein junger Hund. Nach Humboldt soll er außerordentlich begierig nach Honig seyn, und seiner langen Zunge sich bedienen, dasselbe zu lecken. Er zerstört daher sehr häufig die wilden Bienennester, und die Missionaire nennen ihn Honigbär. Er ist leicht zu zähmen, und läßt sich gerne schmeicheln; die Bewohner von Neu-Granada machten ihn daher früher wirklich zum Hausthier. In seinem Betragen und in seinem Aeußern hat er viel mit den Makis gemein. Er bewohnt einsame gebirgigte Gegenden, und ist häufig in Neu-Granada, bey Muzo und Mesa de Guandiaz; die Einwohner nennen ihn Cuchumki. Auch in den Wäldern von Fernambuc und an den Ufern des Rio-negro. Dagegen fehlt er in den Provinzen Cumana und Caracas. Sehr unwahrscheinlich ist es, daß er in Luisiana und Florida sich finde. Pennant sagt, er finde sich auch auf Famaica, aber sehr selten.

Von seiner Fortpflanzung weißt man noch nichts bestimmtes. (Abbildung nach Cüvier.)

8te Gatt. Bärenmarder. Ictis. Bentourong.

Vorderzähne $\frac{6}{6}$; Eckzähne $\frac{1-1}{1-1}$; Backenzähne $\frac{5-5}{5-5}$; in der obern Kinnlade sind vier falsche Backenzähne und sechs wahre; in der untern sechs falsche und vier wahre.

Der Körper stark; der Gang auf den Sohlen; der Schwanz stark und greifend; das Haar hart, lang und dicht. Die Füße fünfzehig; die Nägel nicht zurückziehbar.

Diese Gattung gränzt auf der einen Seite an die Waschbären, auf der andern an die Zibetthiere. Sie haben den Sohlengang der erstern, und die spitzige Schnauze der zweyten. Allein ihr Wickelschwanz unterscheidet sie von den beyden Gattungen, und ebenso ihr Zahnbau, der gleichfalls das Mittel zwischen diesen Gattungen zeigt. Sie haben, wie die Zibetthiere, in der untern Kinnlade einen Höckerzahn, und zwey in der obern; aber diese Zähne, so wie alle wahren Backenzähne, gleichen in der Dicke mehr denen, der Waschbären. Die scharfen zusammengedrückten Nägel scheinen zum Klettern geschickt. Der Schwanz ist unförmlich dick an seiner Wurzel, und greifend an seiner Spitze, doch ohne eine nackte Haut. Das Auge ist katzenartig, die Pupille vertikal verlängert. Die Bärenmarder sind also nächtliche Thiere. Die Ohren kurz und abgerundet; die Nasenlöcher stehen am Ende eines durch eine tiefe Furche getheilten Rüssels. Die Schnurrbarthaare an den Lippen, über den Augen und an den Backen sind sehr stark. An den Ohrspitzen steht ein Büschel langer und zahlreicher Haare. Die Stimme ist ein Mittelding zwischen Katzengeschrey und Hundegewinsel.

Taf. 69. Weißstirniger Bärenmarder. Ictis albifrons.

Le Bentourong.

Der Pelz ist grau, indem die langen Haare, mit welchen der Körper bedeckt ist, an der Wurzel schwarz, am obern Drittheil aber weiß sind. Die Seiten der Schnauze und der Schwanz sind schwarz; ebenso die Ohrbüschel; die Ohren weiß gerandet. Der obere Theil der Schnauze und die Stirne sind weiß. Die Iris ist goldgelb. Der Bauch grau, die Haare an diesem Theil sind kürzer als die an den andern Theilen. Bey einem andern Exemplar war auch der Schwanz, die Spitze ausgenommen, halb grau.

Größe einer sehr großen Hauskatze.

Dieses Thier findet sich in der Provinz Bouton in Java. Von seinen Sitten ist nichts bekannt. Seine Nahrung besteht wahrscheinlich in kleinen Thieren und Früchten. Sie lassen sich leicht zähmen und werden in kurzer Zeit wahre Hausthiere. (Abbildung nach Cüvier.)

Die zweyte bekannte Art dieser Gattung, der schwarze Bärenmarder, Ictis niger, ist so groß wie ein starker Hund und in Malacca zu Hause.

9te Gatt. Katzenbär. Ailurus (Cuv. et Geoff.) Panda.

Vorderzähne $\frac{6}{6}$, wahrscheinlich sind diese in der Jugend gelappt. Eckzähne $\frac{1-1}{1-1}$, die obern sind nicht gebogen wie bey den Katzen, Wieseln und Hunden, sondern fast gerade, wie bey den Waschbären. Sie sind hinten schneidend, zu beyden Seiten aber mit einer doppelten Längsfurche bezeichnet. Backenzähne wahrscheinlich 8 in jeder Kinnlade; der erste oben steht sehr nahe am Eckzahn, und ist ein falscher Backenzahn, mit drey Höckern an der Außenseite, und zwey am innern Theile; der dritte ist dem zweyten sehr ähnlich, nur größer, und der vierte endlich scheint der größte zu seyn. (Das einzig bekannte Thier dieser Art war verstümmelt.) Die Backenzähne der untern Kinnlade gleichen den obern.

Die Schnautze ist kurz und dick, der Körper stark, der Schwanz mittelmäßig, stark behaart, nicht greifend. An jedem Fuß befinden sich fünf Zehen, mit halb zurückziehbaren Nägeln. Das Thier geht auf der ganzen Sohle, welche allenthalben behaart ist. Die Beine sind kurz.

Taf. 69. Glänzender Katzenbär. Ailurus fulgens.

Le Panda.

Der Pelz ist sehr dicht behaart. Der Kopf ist weiß, die Schnauze schwarz, die Stirn etwas gelblich; auf den Backen findet sich ein brauner Fleck. Die Unterkinnlade ist schwarz; die Ohren weiß. Hinterkopf, Hals und Schultern glänzend rostbraun; der übrige Theil des Körpers bis zur Schwanzwurzel ist falb, in der Kreuzgegend ins Braune übergehend. Der Schwanz dicht behaart, fast gleich dick, ein Drittheil des Körpers lang, rostbraun, mit sechs falben Ringen und rostbrauner Spitze, Hals, Bauch, alle untern Theile und die Schenkel schwarz, an den vordern Unterschenkeln steht ein rostfarbner Fleck, und die Haare zwischen den Zehen sind rostfarb.

Dieses Thier, von dessen Lebensart durchaus nichts bekannt ist, lebt wahrscheinlich von kleinen Thieren und von Vegetabilien. Es hat die Größe einer starken Hauskatze, trägt den Schwanz gerade. Es gleicht in etwas den Katzen, im Gebiß aber steht er zwischen den Waschbären, Mardern und Zibetthieren.

Vaterland Ostindien, in welchem Theil ist unbekannt. (Abbildung nach Cüvier.)

Zehengänger. Digitigrada.

Die Thiere dieser Abtheilung gehen auf der Spitze der Zehen. Sie bilden selbst wieder mehrere Gattungen, welche durch den Bau ihrer Zähne und anderer Eigenschaften sich auszeichnen. Sie sind im allgemeinen weit mehr fleischfressend, als die Sohlengänger, und einige Gattungen genießen in der Freyheit fast gar nichts aus dem Pflanzenreich.

10te Gatt. Wiesel. Mustela. Martre.

Vorderzähne $\frac{6}{6}$, der zweyte untere auf jeder Seite steht ein wenig vorwärts. Die Eckzähne stark. Backenzähne $\frac{4-4}{5-5}$ oder $\frac{5-5}{6-6}$, sie sind schneidend; die vordern oder falschen sind konisch, zusammengedrückt, bald zwey oben und drey unten, bald oben drey und unten vier. Die Reißzähne oder großen Backenzähne dreyzackig, bey einigen Arten mit einem kleinen innern Höcker; hinter dem Reißzahn steht bald oben bald unten der Höckerzahn mit stumpfer Krone.

Der Körper sehr lang und schlank, fast wurmförmig, und der Rücken gekrümmt. Der Kopf klein, eyförmig, oben abgeplattet, die Kinnladen kurz. Die außern Ohren kurz und abgerundet. Die Zunge weich. Die Füße kurz, fünfzehig; die Zehen mit scharfen krummen Nägeln bewaffnet. Schwanz mittelmäßig lang. Am After keine Drüsensäcke, wohl aber kleine Drüsen, welche einen sehr stark und übelriechenden Saft absondern. Die Haare fein, weich, die längern glänzend und sehr biegsam. Kein Blinddarm. Die Säugewarzen am Bauche.

Es sind grausame, blutdürstige und listige Thiere, welche kleine Säugethiere und Vögel angreifen und von ihrem Blute leben. Sie klettern leicht. Sie leben meist in den gemäßigten und nördlichen Zonen.

Taf. 70. Das große Wiesel oder Hermelin. Mustela erminea.

Martre hermine. Le roselet.

Das große Wiesel ändert jährlich seine Farbe. Im Sommer sind alle obern Theile des Körpers sehr blaß kastanienbraun; die untern Theile weiß, gelblich überlaufen. Die Zehen an allen vier Füßen und der Rand der Ohren rein weiß; der Schwanz hat am Ende einen schwarzen Haarbüschel. Im Winter wird der ganze Körper, ausgenommen die Schwanzspitze, welche schwarz bleibt, rein weiß, zuweilen jedoch mit schwachem gelbem Schimmer. Im Herbst und im Merz, wo der Uebergang der Farben statt hat, findet man dies Thier gefleckt.

Länge von der Schnauze bis zum After 9½ Zoll, des Schwanzes 3 Zoll 10 Linien. Höhe von vorn 2 Zoll 8 Linien, in der Kreuzgegend 3 Zoll 11 Linien.

An Schlankheit des Körpers übertrifft das Wiesel fast alle andern Säugethiere, und der ganze Körper ist vom Anfang bis zum Ende gleich dick, selbst Kopf und Hals sind sehr wenig unterschieden.

In einigen Gegenden soll dieses Thierchen seine Farbe nicht ändern, sondern das ganze Jahr gleich bleiben, bald weiß, bald braun. Allein dies ist wenigstens in der Schweiz nicht der Fall, es müßte dann einzelne Ausnahmen geben, wo außerordentliche Ursachen die Färbung verhindern.

Die Nase ist stumpf und gefurcht, der Mund weiß; das Gebiß scharf. Am Munde ist ein starker Knebelbart. Die Augen klein und schwarz. Die Ohren kurz und abgerundet. Je weiter nach Norden das Thier lebt, desto weißer und dichter wird der Pelz im Winter.

Das große Wiesel ist über das ganze gemäßigte und kalte Europa verbreitet, häufig im nördlichen Rußland, Sibirien, Lappland, Kamtschatka und in Nordamerika. Man findet es in Ebenen und Gebirgen und sehr hoch auf den Alpen, selbst nahe an den Gletschern. Sie leben gewöhnlich an den Ufern der Bäche unter Baumwurzeln, in hohlen Bäumen, in Fels-, Stein- und Erdklüften, auch in Maulwurfslöchern und in zerklüfteten Mauern und in Steinhaufen oder unter Hecken. Im Winter kommen sie auch wohl in die Scheunen, Ställe und Keller der Wohnungen. Ihr Lagerplatz ist oft mit Moos oder Gras ausgefüttert.

Nicht leicht übertrifft irgend ein Thier das Wiesel an Schnelligkeit und Behendigkeit. Mit unbegreiflicher Sicherheit schlüpfen sie durch die engsten Löcher, und sind bey jeder Gefahr sogleich verschwunden. Sie laufen springend und klettern mit außerordentlicher Leichtigkeit auf Bäume, und schwimmen vortrefflich über Bäche und Flüsse.

Obschon sie nächtliche Thiere sind, so sieht man sie doch häufig am Tage, und oft in der Nähe der Menschen, welche sie weniger scheuen, als andere Thiere dieser Gattung. Beim Mondenschein und stillen Nächten sieht man sie oft auf Wiesen oder in Gärten mit einander spielen.

So klein das Thier ist, so groß ist doch seine Raubbegierde und sein Muth, und es wagt sich an viel größere Thiere, als es selbst ist. Das Wiesel ist ein fürchterlicher Feind der Haus- und Wanderratten und der verschiedenen Mäusearten; die Maulwürfe sucht es in ihren Löchern auf, und ebenso die jungen Kaninchen. Die jungen Hasen, sogar alte überfällt es im Schlafe, und Bechstein erzählt sogar einen Fall, wo ein Wiesel ein junges Reh angriff, und sich in seinem Genicke einbiß. Selbst der starke Auerhahn ist vor ihm nicht sicher, und als großer

Liebhaber von Eyern ist es den auf der Erde brütenden Vögeln sehr gefährlich, und zerstört die Nester der Auer-, Birk-, Hasel- und Schneehühner, der Rebhühner, Wachteln, Lerchen u. s. w. Den größern Thieren springt es aufs Genick und beißt die Halsflechsen entzwey. Mit den kleinern Thieren spielt es wie die Katzen mit den Mäusen, läßt sie los und fängt sie wieder, bis sie unter seinen Bissen sterben. Sie pfeifen fast wie die Spitzmäuse, haben aber ein schwaches und kurzes Leben, welches sich kaum auf sechs Jahre erstrecken soll.

Sie leben paarweise beysammen, und scheinen in einem gewissen Bezirke andere nicht zu leiden. Die Fortpflanzung fällt in den Merz, da sieht man sie oft einander jagen und mit einander spielen. Die Mutter trägt ungefähr fünf Wochen, und bringt im April oder Anfangs May drey bis acht Junge zur Welt. Dies geschieht entweder in einem hohlen Baume, oder unter einem Steinhaufen oder in einer Maulwurfswohnung, auf Moos oder Gras. Die Jungen sind neun Tage blind und bleiben etwa vier Monate bey der Mutter. Sie werden, wie die jungen Katzen, von den Alten zum Fangen und Rauben anderer Thiere angeführt.

Sehr jung eingefangen werden die Wiesel sehr zahm, und man kann kaum niedlichere und posirlichere Thierchen sehen. So bald sie aber etwas älter eingefangen werden, bleiben sie beißig und böse.

Der Nutzen der Wiesel durch Vertilgung von Mäusen, Ratten, Hamstern u. s. w. ist viel größer als ihr Schaden, vor welchem wir uns meistentheils verwahren können, wenn wir unser Hausgeflügel gut versorgen. Sollte aber das Auffressen einiger kleinen Vögel und ihrer Eyer ihnen als schädliche Eigenschaft angerechnet werden können, wenn der Mensch ohne Bedenken ganze Heerden seinem lüsternen Gaumen aufopfert?

Der Balg unserer inländischen Wiesel hat wenig Werth; dagegen das nordische weiße Hermelin als ein geschätztes Pelzwerk angesehen wird.

Man hat bey uns allgemein das Vorurtheil, wenn man im Frühjahr weiße Wieseln sehe, werde es noch kalt. Allein das Wiesel ist weiß, weil die Jahrszeit ihm noch kein Sommerkleid anzog, welches nur zu bestimmter Zeit, bald etwas früher, bald etwas später, zu geschehen pflegt, aber die weiße Farbe hat durchaus keinen Bezug auf zukünftige Witterung. Keiner Wiederlegung werth ist der dumme Glaube, das Anhauchen eines Wiesels bringe bey Menschen und Vieh Geschwülste hervor. Das Wiesel müßte einen sonderbaren Hauch haben, um aus der Ferne zu wirken. (Abbildung nach der Natur.)

Taf. 69. Das kleine Wiesel. Mustela vulgaris.

La Belette.

Oben röthlich braun, unten weiß. Der Schwanz wie der Körper, kurz, ohne Haarbüschel. Es verändert seine Farbe im Winter nicht, nur wird es etwas dunkler und mehr graulichbraun. Der Kopf groß; der Hals dick. Die Ohren kürzer als beym großen Wiesel, ohne weißen Rand. Vorderhals und ganzer Unterleib weiß.

Länge von der Schnauze bis zum After 6½ Zoll; des Schwanzes 1¼ Zoll. Höhe vorn 1 Zoll 5 Linien, hinten 1½ Zoll. Wohl das kleinste Raubthier.

Das Vaterland dieses Thiers verbreitet sich über die gemäßigten und nördlichen Gegenden der alten Welt und über einen Theil von Nordamerika, jedoch geht es nicht über den Polarkreis hinaus. In Rußland, Schweden und Sibirien soll eine weiße Varietät häufig seyn, welche man als eigene Art angesehen hat.

Dieses Wiesel lebt weit häufiger in Häusern und Scheunen, oder, nahe dabey, in Steinhäufen, als in Feldern, und zieht sich besonders im Winter in die Wohnungen.

So klein es ist, ist es doch eben so räuberisch und keck, als das große, und wohl im Verhältniß seiner Größe eines der beherztesten Thiere. Es greift alte und junge Tauben, Hühner und ihre Eier, die größten Wanderratten, Hausratten und Hamster an, alles Thiere, welche viel größer sind, als es selbst; auch Haus-, Wald- und Feldmäuse unterliegen seiner Schnelligkeit. Ebenso soll es sich an junge Hasen und Kaninchen wagen. Es klettert sehr geschickt, und kann durch die engsten Löcher sich durchdrängen. Es soll auch Blindschleichen, Eidexen und Fische fangen, und dem Honig nachgehen. Daß es aber auch den Kühen die Milch aus den Eutern sauge, beruht wohl kaum auf einer gegründeten Thatsache.

Es ist ein nächtliches Thier, welches man nur dann am Tage sieht, wenn es aufgestört wird; es giebt keinen Laut von sich, als wenn es gefangen wird. Dann ist es ein heiserer, quickender Ton.

Beyde Arten Wiesel stinken ganz abscheulich, da ihre Afterdrüsen einen äußerst heftig riechende Schmiere absondern.

Die Begattnng geschieht in der letzten Hälfte des Merz. Die Mutter trägt fünf Wochen, und wirft meist fünf blinde Junge in einem Maulwurfsloche, oder einer Mauerhöhlung, oder unter einem Steinhaufen. Ein zweyter Wurf hat oft im August statt Die Mutter ist sehr für die Jungen besorgt, und trägt sie bey Gefahren im Munde weiter.

Es ist ein sehr nützliches Thier, und ein Paar, welche in einem Hause wohnen, fangen die Mäuse und Ratten weit besser weg, als eine Katze; nur muß man Hühnerstall und Taubenschlag vor ihnen wohl verwahren. Die Sperlingsnester unter den Dächern nehmen sie oft aus. Nur am Honig schaden sie zuweilen.

Der Balg ist zu klein, um benutzt werden zu können. (Abbildung nach der Natur.)

Marder.

Am untern Reißzahn ist ein Höckerchen; oben und unten ist ein falscher Backenzahn mehr als bey den Iltisen. Die Schnautze spitzig. Nägel scharf.

Taf. 70. Edelmarder (Baummarder). Mustela martes.

Martre comune.

Farbe braun; an der Kehle ein dottergelber Fleck. Der Pelz hat zweyerley Haare, nämlich lange starke, an der Wurzel graue, dann rothgelbe und an der Spitze braune Haare; dann aber sehr dicht stehende feine Wollhaare, von grauer leicht gelblicher Farbe, welche durch die ersten nicht vollkommen bedeckt werden. Schnauze, Brust, alle vier Beine und Schwanz braunschwarz. Gurgel, Unterhals und der vordere und obere Theil der Brust dottergelb; Unterbauch rostbraun. Ohrenrand und Inneres der Ohren weißlich gelb.

Länge von der Schnauze bis zum After 1 Fuß 6½ Zoll; des Schwanzes 9¾ Zoll. Höhe vorn 8 Zoll; hinten 10 Zoll.

Diese Art ist über das gemäßigte und nördliche Europa verbreitet, und soll auch in Nordamerika vorkommen, und dort bis zur Hutsonsbai gehen. Der Aufenthalt dieses Thiers ist in größern oder kleinern Tannenwäldern, auch in Eichen- und Buchwäldern. Bald wohnt er da in Felsenritzen, bald in hohlen Bäumen, bald in Eichhörnchen- und wilden Taubennestern. Nie findet man dieses Thier in Städten und Dörfern, wie den Hausmarder.

Er lebt fast mehr auf Bäumen als auf der Erde, klettert noch leichter als ein Eichhorn, welches er wie im Fluge von einem Baume zum andern jagd, und meist ermüdet. Er scheut das Tageslicht nicht so wie der Hausmarder, und geht, da wo er sicher ist, oft am hellen Mittage seiner Nahrung nach. Gewöhnlich aber liegt er den Tag über in seinem Neste, und geht früh Morgens oder Abends auf Raub aus. Wird er von Hunden verfolgt, und ist er auf der Erde, so gallopirt er in großen Sätzen, und sucht einen Baum zu erreichen, von welchem er nicht mehr heruntergeht, bis alle Gefahr vorbey ist. Die Hunde verlieren dann bald seine Spur.

Seine gewöhnliche Nahrung besteht in Erd- und Feldmäusen. Er belauscht die Vögel auf den Nestern, und frißt Alte, Junge und Eyer. Auerhühner, Birkhühner, Haselhühner, Rebhühner, Fasanen sind nicht sicher vor ihm. Den Hasen überrascht er im Schlaf. Er geht den Vogelschneiden nach, und frißt die gefangenen Vögel. Er sucht die Hummelnester auf und gräbt nach Honig. Von Früchten liebt er besonders die Vogelbeeren. In harten Wintern nähert er sich nicht selten auch bewohnten Oertern, aber nie für lange.

Es ist ein überaus listiges, schnelles, blutdürstiges und grausames Thier. Sehr jung gefangen, läßt es sich aber sehr zahm machen, sogar, daß man ihn im Hause herumlaufen lassen kann, wo er sich mit kleinen Hunden sehr gut verträgt, und mit ihnen sich nicht satt spielen kann. Selten wird ein solcher Marder böse, ausgenommen wenn man ihn im Schlafe oder beym Fressen stört. Hat er genug zu fressen, so greift er das Geflügel nicht an; hat er aber einmal zu würgen angefangen, so kehrt seine angeborne Wildheit zurück. Sie werden alle Speisen gewohnt, und spielen mit jedermann. Ein älterer Marder läßt sich dagegen nicht mehr zahm machen, beißt sehr heftig und behält immer seine Wildheit. Nähert man sich ihm, so knurrt er, und springt auch wohl gegen einen Menschen.

Die Fortpflanzungszeit ist Ende Januars. Nach neun Wochen wirft die Mutter in einem Eichhörnchen- oder wilden Taubennester drey bis vier Junge. Sie soll selten in der Nähe ihres Nestes rauben, um nicht entdeckt zu werden.

Man fängt ihn besonders im Januar, wo man seiner Fährte im Schnee nachgeht, und ihn so in seinen Schlupfwinkeln auffindet; sein Balg ist in dieser Zeit am besten. Zuweilen wird er auch von Jagdhunden aufgejagt, und vom Baume herunter geschossen.

Sein Balg ist kostbarer als der des Hausmarders, daher ist er vielen Verfolgungen ausgesetzt. Sein Schaden darf, da er sehr viele Mäuse verzehrt, nicht zu hoch angeschlagen werden, wenn er auch schon daneben etwa ein nützliches Thier tödet. (Abbildung nach der Natur.)

Taf. 70. Der Hausmarder. Mustella foina.

Martre fouine.

Kleiner und niedriger als der Edelmarder. Der Kopf platter, fast dreyeckig. Schnauze spitzig. Augen vorspringend und weit von einander entfernt. Ohren kurz und abgerundet. Hals kurz, und fast so dick als der Kopf. Körper sehr schlank; Schwanz lang und buschig. Die Wollhaare sind weißlich grau, fein und sanft; die längeren Stachelhaare braun. Am Halse ein weißer Fleck, welcher von der untern Kinnlade an über die Oberbrust weggeht, und sich gegen beide Vorderschenkel wendet. Füße und Schwanz dunkelbraun. Die Farbe ist überhaupt dünkler als beym Edelmarder, wo sie mehr in's Kastanienbraun übergeht.

Länge 1 Fuß 4½ Zoll; des Schwanzes 8 Zoll. Höhe vorn 7 Zoll, hinten 7½ Zoll.

Dieser Marder wohnt mitten unter den Menschen in Städten und Dörfern, in Scheunen, Kirchen, Stadtmauern, Kornböden u. s. w. Die Art ist über ganz Europa und Nordasien verbreitet, doch nicht über den arctischen Kreis hinaus.

Es ist ein lebhaftes, listiges, durchaus nächtliches Thier, welches man am Tage nie sehen wird, es müßte denn aus seinem Schlupfwinkel aufgestört werden. Mit gekrümmtem Rücken ist sein Gang ein stetes Galloviren. Er klettert sehr geschickt auf Mauern, Bäume, Dächer, und fällt ohne Schaden von diesen herunter. Er schwimmt leicht, und kriecht durch enge Löcher hindurch. Geruch und Gesicht sind vortrefflich.

Alles was Leben hat und er bezwingen kann, das frißt der Marder; Hühner, Tauben, Enten, Gänse, Kaninchen, Mäuse, Ratten, Frösche. Dann liebt er auch das Obst, besonders Kirschen, Pflaumen und Weintrauben, Eier und Honig. Er würgt so lange etwas zu würgen ist, und leert so ganze Hühnerschläge und Taubenschläge in kurzer Zeit. Den Thieren saugt er das Blut aus, und beißt ihnen die Köpfe ab; im Winter schleppt er sie zu seinem Neste.

Seine Fortpflanzung fällt in den Februar. Zu dieser Zeit hört man das durchdringende und höchst wiederliche Geschrey der Männchen, welche sich auf den Dächern herumbeißen und jagen. Nach 9 Wochen wirft das Weibchen drey bis fünf blinde Junge, welche vierzehn Tage blind bleiben, und von der Mutter etwa drey Monate besorgt werden. Das Nest ist meist auf einem Heuboden, und wird mit Heu und Haaren ausgefüttert. Man kann die Jungen eben so zahm machen, wie diejenigen des Edelmarders. Sie sind reinlich, lebhaft, possirlich, sehr anhänglich an ihren Fütterer, dessen Stimme und Gang sie bald kennen lernen. Am Tage schlafen sie zwar oft, sind aber

auch oft munter, nur kriechen sie in alle Löcher, und lieben mehr das Dunkle als das Helle. Gewöhnlich wirft die Mutter noch einmal im Sommer.

Der große Schaden, welcher dieses Thier am Hausgeflügel und Obst den Menschen thut, hat ihm natürlich viele Feinde zugezogen, denen er aber durch seine List und vortrefflichen Geruch sehr oft entgeht, daher ist er immer häufig genug. Auch die Hunde verfolgen ihn, und von Flöhen wird er so geplagt, daß die Jungen zuweilen davon sterben.

Sein Winterbalg giebt ein treffliches Pelzwerk; doch wird es weniger theuer bezahlt, als das des Edelmarders. (Abbildung nach der Natur).

Die übrigen Thiere dieser Gattung sind: das Frett. Mustela furo, eigentlich aus Afrika stammend, aber in Europa zur Kaninchenjagd gezähmt. Der Tigeriltis. Mustela sarmatica, im südlichen Rußland und Kleinasien. Das sibirische Wiesel. Mustela sibirica, in Sibirien. Der Zorill. Mustela zorilla, im südlichen Afrika. Der Mink oder Nörz. Mustela lutreola et Vison, Nordeuropa und Amerika. Der Zobel. Mustela Zibelina, Nordasien. (berühmt wegen seines sehr schönen und kostbaren Pelzes.) Der Pekan. Mustela canadensis, in Nordamerika. Der rostfarbe Marder. Mustela rufa, Vaterland unbekannt. Der Zorra. Mustela sinuensis, in Südamerika. Das afrikanische Wiesel. Mustela africana, Afrika. Das Pennantische Wiesel. Mustela Pennanti, in Nordamerika. Der goldkehlige Marder. Mustela flavigula, wahrscheinlich Afrika. Das javanische Wiesel. Mustela nudipes, Java.

11te Gatt. Otter. Lutra. Loutre.

Vorderzähne $\frac{6}{6}$, der zweyte untere bey einigen Arten etwas einwärts stehend. Die Eckzähne mittelmäßig und gekrümmt. Backenzähne $\frac{5-5}{5-5}$ oder $\frac{5-5}{6-6}$. Der erste obere klein, stumpf, fällt öfters bald aus; der zweyte ist schneidend; der dritte dicker; der Reißzahn mittelmäßig groß, mit zwey innern Spitzen und einem starken innern Vorsprung, und stumpfem Höcker. Die untern gleichen den obern.

Der Kopf breit und platt. Die Zunge leicht warzig. Die Ohren kurz und abgerundet. Der Körper stark; niedrig auf den Beinen. Die fünf Zehen mit gebogenen nicht zurückziehbaren Nägeln bewahret, und mit einer Schwimmhaut verbunden. Der Schwanz weniger lang als der Körper, stark, an der Basis etwas platt. Der Körper mit zweyerley Haaren bedeckt, das kurze Wollhaar sehr weich und fein, das längere glänzend. Am After zwey kleine Drüsen, welche einen stinkenden Saft absondern. Kein Blinddarm.

Die Otter sind durchaus fleischfressend, leben aber fast nur von Fischen. Entfernen sich selten vom Wasser, und bewohnen die Höhlen am Ufer der Flüsse, Seen und Meere. Sie unterscheiden sich leicht durch ihren Instinkt im Wasser zu leben, ihre niedrigen Beine, ihren breiten und platten Kopf, und ihren starken und dicken Körper.

Taf. 71. Die europäischen Otter. Lutra vulgaris. Loutre d'Europe.

Scheitel, Hals, der ganze Rücken, Schwanz und Schenkel braun, grauröthlich überlaufen. Seiten des Kopfs, Unterkinnlade, Gurgel, Unterhals, Bauch und Inneres der Beine weißlichgrau glänzend; Scheitel und Schwanzspitze dunkelbraun, fast schwärzlich. Die Schwimmhaut an den Hinterfüßen größer als an den Vorderfüßen. Das Weibchen ist schlanker und heller von Farbe, als das Männchen. Der Kopf ist platt; die Schnauze aber sehr breit; dte Oberlippe dick, und bedeckt die untere. Die Schnurrbarthaare sind stark; die Augen schwarz, mit stark gewölbter Hornhaut.

Man findet zuweilen weiß gefleckte und ganz weiße Ottern, aber sehr selten.

Länge 2 Fuß 1 Zoll; des Schwanzes 1 Fuß $1\frac{3}{4}$ Zoll.

Der Otter ist über ganz Europa verbreitet, und findet sich in Nordasien und Nordamerika. Er lebt an den Ufern der Seen, Flüsse, Teiche und Meere, welche er niemals weit verläßt. Zwischen Baumwurzeln, in vom Wasser ausgehöhlten Höhlen, und sogar oft in den Wuhrungen der Mühlen schlägt er seine Wohnungen auf, und belegt sein Lager mit dürrem Grase. Sehr oft wählen sie verlassene Fuchs- und Dachsbaue zu ihrem Aufenthalt, wenn sie auch mehrere hundert Schritte vom Ufer entfernt sind.

Der Otter ist ein nächtliches Thier, und nur höchst selten findet man ihn an stillen Orten auch am Tage munter, ausgenommen wenn er verjagt wird. Außer seinem trockenen Lager ist sein Aufenthalt fast immer im Wasser, worin er vortrefflich schwimmt und taucht. Dennoch aber kann er nicht lange unter Wasser aushalten, ohne Luft zu schöpfen; dazu braucht er aber nicht mit seinem ganzen Kopf außer das Wasser zu gehen, sondern nur die Nase hervor zu strecken. Zuweilen verlockt sie ihre Begierde nach Fischen in die Fischreusen, wo sie aber, wenn sie sich etwa selbst verstricken, ihren Tod finden und ertrinken. So lange der Otter lebt, wird sein Haar nicht naß, da es immer fettig ist. Er ist sehr menschenscheu und äußerst vorsichtig, obschon er oft einige Zeit nahe bey Wohnungen sich aufhält, und in den Wohnungen sich verbirgt. Er ist sehr gefräßig, und richtet unter den Fischen große Niederlagen an. Einen Bach oder einen Teich fischen sie oft in kurzer Zeit fast ganz aus. Obschon sie nicht schnell laufen können, und ein Mensch sie leicht einholt, so machen sie während der Nacht nicht selten große Reisen von einem Bach oder See zum andern.

Wird ein Otter verfolgt, so sucht er in seine Höhle zu entkommen, oder sich mit Schwimmen und Tauchen zu retten. Greifen ihn aber die Hunde auf dem Lande an, so wehrt er sich mit seinen Zähnen ganz verzweifelt. Er ist sehr electrisch, und man kann seinen Balg für die Electricität noch besser anwenden, als einen Fuchsbalg oder Katzenbalg. Beym Schwimmen soll des Nachts sein Körper wie ein heller Streif im Wasser erscheinen.

So wild der Otter ist, so kann er leicht gezähmt werden, wenn man ihn ganz jung fängt; er wird bey gehöriger Behandlung dann so zahm, daß er den Leuten im Hause wie ein Hund nachlauft, und so abgerichtet werden kann, daß er die Fische in die Küche bringt, welche er gefangen hat. Man richtet ihn in Schweden oft dazu ab.

Die Hauptnahrung des Otters sind Fische, welche er mit großer Geschicklichkeit und Gewandtheit fängt. Sie fischen in Flüssen und Bächen immer Strom aufwärts, treiben die Fische in die Buchten und Löcher zusammen, wo sie ihnen dann zur leichten Beute werden. Sie schwimmen an stillen Gewässern oft auf der Oberfläche ruhig herum, und lauern auf die Fische in der Tiefe, nach welchen sie dann blitzschnell untertauchen. Die kleinen Fische verzehren sie schwimmend, mit aus dem Wasser gestrecktem Kopfe. Die großen tragen sie an das Land, und lassen Kopf und Gräthen liegen. Im Winter gehen sie durch die Löcher im Eise unter Wasser, und wissen diese Löcher wieder zu finden. Krebse fressen sie auch gerne, und kehren deswegen auch die Steine am Boden um; auch Frösche fressen sie wahrscheinlich. Ihren Koth sollen sie nie im Wasser von sich geben, weil die Fische davon fliehen, wohl aber setzen sie ihn auf die Steine am Ufer, oder auf solche, welche etwas aus dem Wasser vorragen. Man sagt, sie sollen Baumrinde abnagen, und junges Gras fressen, allein dieß ist höchst unwahrscheinlich.

Die Begattungszeit fällt in den Februar. Die Mutter trägt neun Wochen, und wirft Anfangs May zwey bis vier Junge in einem Loche unter Wurzeln am Ufer, oder in einem Fuchs- oder Dachsbaue. Die Jungen sind neun Tage blind, und werden nach einigen Monaten zum Fischfange geübt. Die Jungen sind fast schwarz. Sie sind schwer aufzubringen; anfangs giebt man ihnen Milch und Brot, dann später Fische. Sie gewöhnen sich aber auch leicht an andere, sogar vegetabilische Kost.

Während der Begattungszeit, oder wenn die Mutter ihre Jungen, welche mehrere Monate in ihrer Gesellschaft bleiben, ruft, lassen sie ein lautes Pfeifen hören, wie das Pfeifen eines Menschen. Oft pfeifen sie nur, die Nase aus dem Wasser hervorstreckend, so, daß man sie nicht sieht, und nicht weiß, wo das Pfeifen herkommt.

Ihr kostbarer Balg ist das ganze Jahr durch gut: man verfolgt daher den Otter, welcher überdem an Fischen so großen Schaden thut, immer. Man lauert denselben an stillen Orten auf, oder spürt im Winter seiner Fährte im Schnee nach, oder schießt sie an den Eislöchern. Ihre Haut ist sehr dick, und bedarf eines guten Schusses. Doch tödete einst ein Jäger an der Limmat drey Ottern mit einem Schusse.

Nach der Naturgeschichte der Cartheuſermönche, welche nur Fiſche eſſen dürfen, iſt der Otter ein Fiſch, ihr zähes und unſchmackhaftes oder thraniges Fleiſch wird daher von ihnen, und überhaupt von den Catholiken während der Faſtenzeit gegeſſen, und oft theuer bezahlt.

Der Gewinn durch Erlegung eines Otters iſt daher nicht gering, und kann leicht auf einen Louisd'or ſteigen. Dennoch ſind die Ottern an allen Flüſſen nicht ſelten.

Merkwürdig iſt es, daß die ſehr ſtinkende Materie ſeiner Afterdrüſen durch Aufbewahren einen angenehmen Biſamgeruch annimmt. (Abbildung nach der Natur).

Der Meerotter. Loutra lutris.

Loutre marine.

Der Körper ſehr verlängert; der Schwanz iſt ein Drittheil des Körpers lang; Hinterfüße ſehr kurz. Der Kopf klein und rund. Die Ohren gerade, koniſch und ſtark behaart. Die Augen ſehr groß, mit einer Nickhaut am innern Augenwinkel, welche als ein drittes Augenlied die Hälfte des Augapfels bedecken kann. Die Naſenlöcher ſchwarz und gefurcht. Die Lippen ſehr dick. In der Oberkinnlade ſind nur vier Vorderzähne, welche aber ſehr ſcharf ſind; die Eckzähne ſind lang; die Backenzähne breit und dick, der erſte ſchneidend, die übrigen mit ſtumpfen Höckern. In der Unterkinnlade auch nur vier Vorderzähne und fünf Backenzähne. Das Obere des Halſes, der Schultern Rücken und Seiten des Körpers, Kreuzgegend und Schenkel ſind mit einem dicken Pelz bedeckt, deſſen Wollhaare äußerſt fein und weich ſind; die längern, glänzenden Haare ſind in geringer Menge an dieſen Theilen vorhanden. Kopf, Unterſchenkel, der untere Theil des Halſes dagegen, ſind ſo dicht mit dieſen längern Haaren beſetzt, daß die Wollhaare dadurch ganz verdeckt werden. Hinterhals, Schultern, Rücken und Seiten, Kreuzgegend, Schenkel und Schwanz tief kaſtanienbraun, wie der ſchönſte Sammet glänzend. Kopf, Gurgel, alle untern Theile des Körpers und die Vorderfüße ſind ſilbergrau, an der Schnauze etwas röthlich. Die langen Haare dieſer Theile ſind glänzend weiß, die Wollhaare dagegen dunkelbraun. Die ſtarken Schnurrbarthaare weiß. Der Schwanz iſt dicht behaart und dick.

Länge 3 Fuß 3 Zoll, des Schwanzes 1 Fuß 3 Zoll.

Die Verbreitung dieſes merkwürdigen und koſtbaren Thieres erſtreckt ſich über den Norden von Nordamerika, vorzüglich über die Nordweſtküſte dieſes Landes; über die Südküſte von Kamtſchatka und die benachbarten Inſeln, die Beringsinſel, die Kurilen und Aleauten zwiſchen dem 54 bis 60 Grade nördlicher Breite.

Im Winter lebt dieſer Otter bald am Rande des Eiſes, bald am Ufer. Im Sommer beſucht er die Flüſſe und ſteigt nicht ſelten aufwärts bis in die Seen.

Der Meerotter lebt paarweiſe beyſammen, und beyde Gatten ſind einander ſehr treu und zärtlich ergeben, und trennen ſich zu Waſſer und zu Land nicht. Sie laufen geſchwind, ſchwimmen bald auf dem Bauche, bald auf der Seite, und ſogar auf dem Rücken, tauchen oft, aber nicht lange. Sie ſchlafen am Lande. Ihr Geſicht iſt ſchlecht, Geruch und Gehör aber gut. Ihr Geſchrey gleicht dem Weinen kleiner Kinder.

Sie ſuchen ſich blos durch die Flucht zu retten, wenn ſie angefallen werden, und ſetzen ſich nicht zur Wehre. Sind ſie dem erſten Angriff entronnen, ſo ſehen ſie ſich in einiger Entfernung um, um die Gefahr zu ermeſſen, in welcher ſie ſich befinden. Sie ſind ſehr munter und ſpielen häufig unter ſich und mit ihren Jungen, welche ſie ſehr ſorgfältig bewachen.

Ihre Nahrung beſteht hauptſächlich aus Schalthieren, kleinen Fiſchen, Krebſen, welche ſie mit ihren platten Zähnen zermalmen.

Sie werfen nur ein oder zwey Junge, welche ſo lange bey der Mutter bleiben, bis ſie ſich ſelbſt fortpflanzen. Die Mütter tragen ſie in Gefahr im Munde mit fort, wenn ſie noch jung ſind. Sie ſollen acht bis neun Monate trächtig ſeyn, und auf dem Lande werfen.

Die ungemeine Koſtbarkeit ihres Felles hat dieſen Ottern große Verfolgungen zugezogen und ihre Art ſehr vermindert. Sie machen neben dem Zobel einen der vorzüglichſten Zweige des rußiſchen Pelzhandels aus. Die

russischen Niederlassungen in Nordwestamerika haben hauptsächlich ihre Jagd zum Zweck, und große Reisen sind von den Rußen unternommen worden, um neue Wohnplätze sowohl des Zobels als dieses Thiers aufzusuchen. Nach Europa werden wenige gebracht, dagegen aber eine große Menge zu ungeheuren Preisen an die Chineser verkauft, welche das Stück mit vierzehn bis fünf und zwanzig Pfund Sterling (mehr als 200 Gulden unsers Geldes) bezahlen.

Sie finden sich gewöhnlich in den Gegenden des Meeres, wo viel Seegras wächst. Diese Stellen sucht man zu umgarnen. Man tödtet sie mit Keulen und Spießen, wenn sie auf den Klippen schlafen, oder auf der See herumschwimmen, wo man sie durch Boote verfolgt und ermüdet. Auch mit Hunden werden sie aufgespürt und erschlagen.

Die Eingebornen essen das Fleisch sehr gerne. Es soll aber zähe und unschmackhaft seyn.

(Abbildung nach Schreber.)

Die übrigen Arten der Gattung Otter sind: Der canadische Otter. Lutra canadensis, in Canada. Der guianische Otter. Lutra enudris, in Guiana. Der carolinische Otter. Lutra lataxina, in Süd-Carolina. Der Inselotter. Lutra insularis, auf Trinidad. Der brasilische Otter. Lutra brasiliensis, in Brasilien. Der Barangotter. Lutra barang, in Java. Der Nair. Lutra nair, in Pondichery. Der capische Otter. Lutra inunguis, in Südafrika.

12te Gatt. Stinkthier. Mephitis. Moufette. Viverra (Linn)

Vorderzähne $\frac{6}{6}$, der zweyte untere steht außer der Reihe, einwärts gedrückt. Die Eckzähne ziemlich stark und von konischer Form. Backenzähne $\frac{4-4}{5-5}$; oben zwey und unten drey falsche Backenzähne. Die obern Höckerzähne sehr groß, eben so lang als breit; die untern mit zwey Höckern an der innern Seite.

Der Kopf kurz; die Nase wenig vorstehend; die Schnauze stumpf. Zunge platt. Füße fünfzehig; Sohle haarig. Klauen der Vorderfüße stark, gebogen, zum Graben geschickt; die Sohle der Hinterfüße im Gehen wenig von der Erde abstehend. Der Schwanz mittelmäßig oder sehr kurz, aber lang behaart. Die Haare des Körpers besonders hinten meist lang.

Kein Blinddarm. Die Afterdrüsen sondern einen äußerst stinkenden Saft ab.

Sie leben in Höhlen, welche sie sich selbst graben, und nähren sich, wie die Wiesel, von kleinen Säugethieren und Vögeln.

Taf. 71. Der Chinche. Mephitis chinche.

Le chinche.

Der Pelz ist sehr dicht und lang behaart, besonders an den hintern Theilen, und besteht aus einer großen Menge von Wollhaaren, und aus langen gröbern Seidenhaaren. Am Kopf und den Gliedern sind sie in geringer Menge, allein nach hinten vermehren sie sich so, daß sie auf dem Rücken und an den Seiten eine Länge von zwey Zoll und am Schwanze von fünf bis sechs Zoll erreichen. Die Farben dieses Thiers sind braun, schwarz und weiß. Kopf, Schultern, Seiten des Körpers und die Glieder, ferner eine Linie, welche zwischen den Schultern anfängt und gegen den Schwanz breiter wird, sind schwarz. Die weiße Farbe fängt zwischen den Augen an, verbreitet sich über den Scheitel, über den ganzen Rücken und vereinigt sich am Schwanze, wo sie mit vielen schwarzen Haaren sich mischt. An jeder Seite nahe an den Hinterschenkeln, und am Ellenbogen der Vorderschenkel findet sich ebenfalls ein weißer Fleck. Der Bauch ist schwarz mit einigen weißen Haaren.

Die Größe ungefähr eines Marders.

Das Thier, welches hier abgebildet ist, kam aus Louisiana. Es stuhnd gewöhnlich fest auf seinen vier Füßen, den Schwanz in die Höhe gerichtet, wie die Eichhörnchen, oder auch denselben ganz am Rücken anliegend. Man mochte es noch so sehr reitzen, so verbreitete es doch keinen übeln Geruch. Allein es war sehr zahm, und an den Kefig gewöhnt, in welchem es lebte, weßnahen es wahrscheinlich die Reckungen nicht mehr achtete, und vielleicht den Naturtrieb vergessen hatte, nach welchem es in der Freyheit bey Reitzungen die stinkende Materie von sich giebt, welche so ungemein heftig riechen soll, daß eine ganze Gegend dadurch verpestet wird. Der Pater Feuille und Azara schreiben diesen Geruch dem Urin des Thiers zu, mit welchem es den Schwanz beschmutze und so den abscheulichen Gestank verbreite, von welchem die ganze Gattung den Namen hat. Azara sagt, die stinkende Feuchtigkeit, welche in den Afterbläschen sich absöndert, mische sich dem Urin des Thiers bey, und diesen Urin spritze das Thier auf 5 Fuß weit von sich, und treffe damit mit Sicherheit den Gegenstand, welchen es treffen will. Komme davon etwas auf ein Kleidungsstück, so könne man dasselbe von dem Geruch nicht mehr reinigen, das ganze Haus werde davon durchdrungen. Ein Hund, den ein Stinkthier acht Tage vorher angepißt hatte, und den man mit Sand gerieben und mehr als zwanzigmal gewaschen hatte, verpestete die ganze Hütte. Pennant erzählt, der Professor Kalm sey fast vor Gestank umgekommen, weil ein solches Thier in das Haus, worin er sich befand, verfolgt worden sey; und eine Dienstmagd, welche eins dieser Thiere in einer Speisekammer antraf und erschlug, sey von dem Geruch so angegriffen worden, daß sie mehrere Tage hindurch krank blieb, und die Speisen mußten weggeworfen werden. Reisende sollen sich mitten in den Wäldern oft genöthigt sehen, die Nase zu verhalten, um den Würkungen dieses Gestanks vorzubeugen. Die stinkende Materie ist ölartig, und ein eigener Muskel soll durch seine Zusammenziehung die Fortspritzung bewirken.

Dieses Gestanks ungeachtet wird nach Pennant das Fleisch dieser Thiere dennoch gegessen; es soll wie Ferkelfleisch schmecken, aber dazu werden die Drüsen sogleich nach dem Tode ausgeschnitten und das Fell abgezogen.

Man zähmt das Thier oft, und es soll den Gestank nur dann von sich geben, wenn es erschreckt wird, und muß daher mit Vorsicht behandelt werden.

Der Gang des Thiers ist langsam, und wenn es auch zuweilen gallopirt, so geschieht es doch nicht so schnell, daß es ein Mensch nicht leicht einholen könnte.

Die Europäer achten das Fell nicht, allein die Indianer machen daraus Tabaksbeutel und Verbrämungen.

Die Nahrung des Thiers besteht aus Früchten, Insecten, kleinen Vögeln und Eyern. Es tödtet Hühner und Dauben, und soll auch Reptilien fressen.

Es klettert leicht, gräbt sich Höhlen wie die Kaninchen, und soll in diesen, wie auch in hohlen Bäumen seine Jungen werfen, deren Zahl unbekannt ist. (Abbildung nach Cüvier.)

Die Farbe dieser Thiere scheint sehr zu variren, und die Zahl und Gestalt der weißen Streifen sehr abwechselnd zu seyn. Diese Gattung ist daher unbestimmt in ihren Arten, und man weiß nicht, ob nicht gar alle amerikanischen Thiere einer Art angehören. Als solche nennt man: Das Stinkthier von Chili. Mephitis chilensis. Das Stinkthier Chinche des Pater Feuille, in Brasilien und Buenos-ayres. Das Stinkthier Jaguare des Azara. Der Skunk der Nordamerikaner. Das Stinkthier Zorille des Gemelli-Careri. Der Mapurito des Gumilla, vom Oronoko. Der Stinker des Düpraz, aus Louisiana. Die Orthula des Fernandes, aus Mexiko. Das Stinkthier mit unterbrochenen Streifen. Mephitis interrupta, in Louisiana. Ob alles dieses Varitäten oder wirkliche Arten seyen, ist noch zu entscheiden. Bestimmt ist dagegen das Stinkthier von Java, Mephitis javanensis, mit sehr kurzem Schwanz, eine eigene neue Art.

13te Gatt. Hund. Canis. Chien.

Die sechs Vorderzähne stehen in einer Reihe, und sind, wenn sie noch ungebraucht sind, dreylappig. Die Eckzähne konisch, spitzig und platt. Backenzähne $\frac{6-6}{7-7}$; die drey ersten in der obern Kinnlade sind einspitzig und schneidend; der Reißzahn hat zwey Spitzen und hinter ihm stehen zwey

Höckerzähne. Unten finden sich vier falsche Backenzähne, ein Reißzahn, dessen hintere Spitze stumpf ist, und zwey Höckerzähne.

Die Kinnladen sind lang; die Jochbogen mäßig gewölbt. Die Schnauze spitzig; die Nase vorstehend und abgerundet. Die Zunge sanft. Die Ohren mittelmäßig, gerade und zugespitzt. Die Vorderfüße fünfzehig, die hintern vierzehig, mit langen, stumpfen, nicht zurückziehbaren Zehen versehen. Der Schwanz mittelmäßig lang. Am After und den Geschlechtstheilen keine Drüsen oder Säcke. Die Säugewarzen auf der Brust und am Bauche.

Die Gattung ist zahlreich. Die Hunde genießen Pflanzen- und thierische Nahrung, doch ziehen sie die letztere vor, und einige leben davon fast ausschließlich. Viele Arten gehen gesellschaftlich in Truppen auf die Jagd der Thiere. Der Geruch ist ihr entwickeltester Sinn, aber auch Gesicht und Gehör vortrefflich. Die intellectuellen Fähigkeiten sehr entwickelt. Die Weibchen werfen drey bis fünf Junge, welche sie zärtlich lieben und vertheidigen. Einige Arten graben in die Erde und wohnen in Höhlen.

Die Gattung ist über die ganze Erde verbreitet.

Haushund. Canis domesticus.

Chien domestique.

Der Character des Haushundes ist der in die Höhe bogenförmig nach vorn gerichtete Schwanz; ein Kennzeichen, welches alle Hunde haben, wenn nicht durch Verstümmelung, welche jedoch zuweilen sich forterbt, der Schwanz verkürzt ist. Die Schnauze ist bald spitziger, bald sehr verkürzt. Die fünfte Zehe am Hinterfuß fehlt nicht immer. Außer diesem ist es schwer, ein allgemeines Kennzeichen einer Art aufzustellen, deren unendliche Varietäten uns die Erkennung ihres Ursprungs unmöglich macht. Einige gleichen dem Wolfe, andere nähern sich dem Fuchse, dem Jakal und sogar der Hyäne, und es ist wahrscheinlich, ja gewiß, daß Vermischungen dieser Thiere mit dem Hunde statt hatten, und daß vielleicht einige Hunderassen dadurch gebildet wurden. Alle Hunderassen aber verbinden sich unter einander, und daher entstehen die zahlreichen in einander übergehenden Zwischenrassen.

Ehe wir zur Naturgeschichte dieses Thieres übergehen, wird es nöthig seyn, diese verschiedenen Rassen etwas näher zu bezeichnen, sie alle abzubilden, wäre unnöthig, und liegt außer dem Plane dieses Werks.

Man kann sie schicklich nach einigen allgemeinen Kennzeichen in folgende Abtheilungen bringen:

A. Fleischerhunde. Matins.

Der Kopf mehr oder weniger lang, die Scheitelbeine nähern sich unmerklich. Die Gelenke der untern Kinnlade stehen auf derselben Linie mit den obern Backenzähnen.

Dahin gehören folgende Rassen:

a. Taf. 72. Der Hund von Neufundland. Canis terrae novae.

Der Kopf ist breit und die Schnauze dick, die Ohren sind hängend. Das Haar am ganzen Körper lang, sehr weich und seidenartig. Der Schwanz steht in die Höhe und ist mit sehr langen Haaren besetzt. Zwischen den Zehen hat er eine Art von Schwimmhaut, welche dieselben verbindet. Die Farbe dieser Rasse ist gewöhnlich schwarz, oder schwarz und weiß. Auf den Schulterblättern, am Halse und an den Ohren sind die Haare am längsten und dichtesten.

Dieser Hund erreicht eine sehr ansehnliche Größe, und zeichnet sich durch die Vorzüglichkeit seiner intellectuellen Fähigkeiten und durch seine Gelehrigkeit hauptsächlich aus. Er ist ein wahres Wasserthier und schwimmt mit außerordentlicher Leichtigkeit und ohne daß es ihm die geringste Mühe macht. Ja er taucht sogar. Zur Wasserjagd ist er daher vorzüglich zu gebrauchen, und verdient vor allen Rassen, selbst vor dem Pudel, den Vorzug. Er soll sogar leicht einen Menschen ob dem Wasser halten, und ihn retten können; daher sie am Ufer des Meeres und anderer Gewässer zur Menschenrettung gehalten werden könnten. Den Wolf fürchten sie nicht, und sind daher auch zur Bewachung der Heerden sehr tauglich.

b. Der Fleischerhund. Canis laniarius.

Le Matin.

Kopf verlängert, Stirne platt; die Ohren an der Basis gerade, dann halb hängend. Der Körper lang und stark; die Füße lang und muskulos; der Schwanz in die Höhe gerichtet, gebogen. Das Haar oben ziemlich kurz, unten länger. Die Farbe meist gelblich rostfarb, schwarz überlaufen, oft aber auch weiß, grau, braun oder schwarz, selten gefleckt.

Es sind starke und muthige Hunde, welche sich mit dem Wolfe messen. Sie sind sehr verständig und ihren Herrn ergeben. Man bedient sich ihrer zuweilen zur Jagd des wilden Schweines und Wolfs, und zuweilen auch als Wächter für Haus und Heerden.

Büffon glaubt, dieser Hund gehöre den gemäßigten Ländern an, und sey im Norden in den großen dänischen Hund, in wärmern Climaten in den Windhund ausgeartet. Durch die Begattung mit der Dogge sey die große Dogge entstanden.

c. Der dänische Hund. Canis danicus.

Le grand danois.

Der Kopf des Fleischerhundes; Körper und Glieder dicker als bey diesem. Die Farbe meist weiß, mit zahlreichen schwarzen, grauen oder braunen rundlichen Flecken. Der Schwanz ziemlich dünne; die Augen oft grünlich.

Diese Varietät ist größer als die vorige. In seinen Sitten gleicht er dem Fleischerhund. Man richtet ihn ab, vor Kutschen herzulaufen oder das Haus zu bewachen.

d. Taf. 73. Windhund. Canis grajus seu leporarius.

Le Levrier.

Die Schnauze mehr verlängert, als bey irgend einer Rasse; die Stirne sehr flach, da die Stirnhöhlen ganz fehlen; Lippen kurz; Beine dünne und lang; die Muskeln sehr mager; der Bauch eingezogen; der Pelz mit weichen kurzen Haaren bedeckt; zuweilen mangelt die fünfte Zehe am Hinterfuß, welche bey andern Rassen entwickelt ist; der Schwanz ist wenig fleischig; die Zeugungstheile klein.

Es sind große Hunde von wenig intellectuellen Fähigkeiten, der Erziehung unfähig. Sie lassen sich gerne selbst von Personen Schmeicheleyen gefallen, welche sie niemals gesehen haben; zeigen wenig Treue für ihren Herrn. Das Gesicht ist vortrefflich, das Gehör sehr fein; der Lauf äußerst schnell. Größere Hunde werden zum Fang der Hasen und Kaninchen abgerichtet.

Unterarten sind:

Der irländische Windhund. Er erreicht eine Höhe von drey, selbst von vier Fuß; die Farbe ist meist weiß und zimmtfarb.

Der schottische Windhund. Eine Zwischenrasse mit langen groben, meist röthlichen, weiß gemischten Haaren, welche die Augen halb bedecken. Die Ohren hängend. Der Körper groß. Diese beyden Arten werden zuweilen als Hofhunde gehalten.

Der rußische Windhund. Zwey und einen halben Fuß hoch; der Körper sehr schlank, mit langen groben Haaren bedeckt; Schwanz sehr lang, spiralförmig gebogen.

Der italienische Hund. (Canis italicus. Linn.) Er gleicht dem kurzhärigen Windhund, ist aber sehr klein und noch viel schlanker; die Farbe ist weiß oder hell isabell, zuweilen von beyden Farben gefleckt. Die intellectuellen Fähigkeiten sind sehr geringe, das Naturel furchtsam; er zeigt wenig Anhänglichkeit; leidet vom Winterfrost unserer Gegend und zittert immer. Er soll aus Italien stammen.

Der türkische Windhund. Eine Zwischenrasse; er hat die Gestalt des Windhundes und die nackte Haut des türkischen Hundes, und zittert beständig bey der Kälte wie der vorige.

Büffon hält die Rasse des Windhundes für europäisch, und aus den wärmern Theilen unsers Welttheils vom Fleischerhund abstammend.

B. Spanische Hunde. Espagneuls.

e. Der spanische Wachtelhund. Canis extrarius, Linn.

Kopf mittelmäßig lang; die Scheitelbeine gehen auseinander, und sind so erhaben, daß dadurch die Hirnhöhle und die Stirnhöhlen erweitert werden; die Ohren breit und hängend; die Beine mager und kurz; der Körper dünne; der Schwanz erhaben; das Haar an den verschiedenen Theilen des Körpers von ungleicher Länge; an den Ohren, dem Hals, den hintern Theilen der Schenkel, und am Schwanze länger, an den übrigen Theilen kurz. Die Farbe meist weiß, mit braunen oder schwarzen Flecken, besonders am Kopf; bei denjenigen, welche einen schwarzen Kopf haben, steht über jedem Auge ein rostfarber Fleck. Er heißt auch langbeiniger Bologneser, Seidenhund, Seidenpudel.

Der große spanische Wachtelhund hat eine platte Stirne; die Nase ist zuweilen gespalten; der Schwanz mittelmäßig behaart. Die Länge des Körpers etwa 2 Fuß 4 Zoll, die Höhe vorn 1 Fuß 5 bis 6 Zoll.

Untervarietäten sind:

Der kleine spanische Hund. (Buff T. V. pl. 38. fol. 1.) Der Kopf klein und rundlich; Ohren und Schwanz sehr lang behaart. Die Länge des Körpers etwa 11 Zoll.

Der kurzhaarige Bologneser. C. brevipilis, Linn. (Le gredin Buff. T. V. pl. 39. f. 1.) Dem Vorigen in der Größe, der Körper- und Kopfform ganz gleich, aber das Haar wellenförmig kurz; die Farbe schwarz oder gefleckt; der Schwanz mittelmäßig behaart.

Der Pyrame. (Buff. T. V. pl. 39. f. 2.) Gleicht dem kleinen spanischen Hund; aber das Haar ist schwarz, und über den Augen, an der Schnauze, an der Gurgel und den Beinen lebhaft rothgelb.

Das Bologneser oder Maltheser Hündchen. Canis melitaeus, Linn. (Le Bichon Buff. T. V. pl. 38. f 2.) Die Schnauze kurz; der Kopf rund, wie beim kleinen Pudel. Das Haar am ganzen Körper sehr lang und seidenartig, gewöhnlich weiß; Körper sehr klein. Büffon glaubt, diese Rasse stamme vom kleinen Pudel und dem kleinen spanischen Hunde. Man hat ihn oft wenig größer als ein Eichhörnchen.

Das eigentliche Löwenhündchen. Canis leoninus, Linn. (Chien lion Buff. T. V. pl. 40. f. 2.) Es unterscheidet sich vom Vorigen nur darin, daß der Hintertheil des Körpers außer der zottigen Schwanzspitze, dünn oder kurz behaart ist; am Kopf, Hals und Schultern, an den Beinen und am Schwanzende aber, ist er langhaarig.

Der kalabrische Hund. Sehr groß, und verbindet die Eigenschaften des dänischen Hundes mit dem spanischen. Diese Hunderasse ist mit vielem Verstande begabt und ihren Herren sehr zugethan. Der große spanische und der kalabrische Hund haben einen vorzüglich guten Geruch, weit mehr als die kleinen Varietäten. Man hat sie daher zur Jagd abgerichtet, den spanischen als Stellhund, den kalabrischen zur Wolfsjagd. Die kleinen Varietäten werden dagegen bloß zum Vergnügen gehalten, und man hat es dahin gebracht, durch verschiedene Verfahrungsarten sie sehr klein zu erhalten. Sie stammen aus dem warmen Europa, besonders aus Spanien.

f. Der Pudel. Canis aquaticus Linn. Grand barbet.

Der Kopf dick und rundlich; die Schedelhöhle größer als bei andern Varietäten; die Stirnhöhlen sehr groß und entwickelt; die Ohren breit und hängend; die Füße kurz; der Körper kurz und dick; das Haar am ganzen Körper lang, dick und kraus. Die Farbe schwarz, oder weiß und schwarz gefleckt, oder ganz weiß, zuweilen rothbraun.

Untervarietäten sind:

Der kleine Pudel. Canis minor. Linn. Er gleicht dem Vorigen in Hinsicht der Gestalt und der Beschaffenheit des Haares; die Schnauze ist verhältnißmäßig weniger dick; das Haar auf dem Kopf, an den Ohren und dem Schwanzende weicher, fast wie beim spanischen Hund. Er soll vom großen Pudel und dem kleinen spanischen Hund herstammen.

Der Griffon. Gestalt des Pudels; die Ohren etwas rückwärts gebogen; die Haare lang aber nicht kraus, und hängen in langen geraden Locken herunter; die Farbe ist meist schwarz, über den Augen und an Füßen rothfalb; die Schnauze langhaarig; Körpergröße mittelmäßig oder klein. Er scheint vom Pudel und Hirtenhund abzustammen.

Unter allen Hunden ist der Pudel der verständigste; kann am besten zu allen Künsten abgerichtet werden. Keiner ist mehr seinem Herrn zugethan. Der Pudel liebt das Wasser und schwimmt vortrefflich; man richtet ihn daher zur Jagd auf Wasservögel mit Nutzen ab.

g. Der Jagdhund. Canis gallicus. Chien courant. (Buff. T. V. pl. 32.)

Schnauze eben so lang und dicker als diejenige des Fleischerhundes; der Kopf dick und rund; die Ohren sehr lang und hängend; die Beine lang und fleischig; der Körper lang und dick; der Schwanz aufgerichtet; das Haar kurz, am ganzen Körper fast gleich lang, entweder einfarbig weiß, oder noch häufiger mit großen unregelmäßigen schwarzen, braunen oder falben Flecken, welche über den ganzen Körper zerstreut sind.

Diese Rasse ist zur Jagd vorzüglich geschickt, hat den vortrefflichsten Geruch; die großen Arten werden zu Porforce-Jagd auf Rothwild gebraucht. Sie hat viel Verstand.

h. Der Hühnerhund. Canis avicularius. Le braque.

Er unterscheidet sich vom Jagdhund durch eine kürzere, aber spitzigere Schnauze; der Kopf ist dicker; die Ohren kürzer, schmäler, zum Theil gerade, zum Theil hängend; die Beine sind länger; der Schwanz dicker und kürzer. Die Farbe rein weiß, oder weiß mit schwarzen, braunen oder gelben Flecken; die Nase zuweilen gespalten.

Eine Unterart ist:

Der bengalische Hühnerhund. (Buff. V. pl. 34.) Er gleicht dem Vorigen in der Gestalt, aber die Farben sind schöner; er ist auf weißem Grund mit kleinen schwarzen und gelben Flecken bestreut. Es sind Hunde, welche sehr viel Verstand haben, sich vortrefflich abrichten lassen, und sehr viele Anhänglichkeit an ihren Meister zeigen. Ihr Geruch steht zwar dem des Jagdhundes nach, aber doch ist er sehr fein. Man braucht ihn zur Jagd auf Hasen, Schnepfen, Rebhühner und Fasanen. Er wird oft mit einem abgestutzten Schwanz geboren, und dieser stirbt oft fast bis an die Wurzel ab. Er hat kurze Haare.

i. Der Dachshund. Canis vertagus. Le basset. (Buff. T. V. pl. 35 f. 1.)

Der Kopf gleicht dem Kopf des Wachtelhundes oder Jagdhundes; die Ohren sind lang und hängend; die Nase zuweilen gespalten; der Schwanz lang; die Beine kurz, gerade und dick; der Pelz kurzhaarig, mit schwarzen oder braunen Flecken auf weißem Grunde, welche mehr oder weniger zahlreich sind; zuweilen ist er schwarz mit hochgelben Flecken.

Die Länge des Körpers über 2 Fuß; die Höhe vorn 11 Zoll.

Unterarten sind:

Der krummbeinige Dachshund. (Buff. T. V. pl. 35. f. 2.) Die vordern Beine sind nach außen gekrümmt und sehr niedrig.

Der Hund von Burgos. Der Körper lang; die Beine kurz; das Haar lang und seidenartig. Er stammt vom spanischen Wachtelhund und Dachshund.

Die Dachshunde gleichen in ihrem Betragen und Geschicklichkeit den Jagdhunden. Es sind eifrige Jäger; man bedient sich ihrer vorzüglich zur Jagd auf Dächse und Füchse, welche sie in ihrem Bau aufsuchen. Sie sind wahrscheinlich im warmen und gemäßigten Europa zu Hause.

k. Der Haus- oder Hirtenhund. Canis domesticus. Le berger. (Buff. T. V. pl. 28)

Der Kopf nähert sich dem des Fleischerhundes; die Schnauze ist dicker als am gemeinen Windhund, aber spitziger als am großen Windspiel. Die Ohren kurz und gerade. Der Schwanz steht ausgestreckt nach hinten, oder ist aufwärts gebogen, oder hängend. Das Haar am ganzen Körper lang, mit Ausnahme der Schnauze und der

äußern Seite der Beine, und selbst am hintern Theil der Hinterbeine. Die Hauptfarbe ist schwarz; oft an Gurgel, Brust und Bauch grau; zuweilen über den Augen hochgelbe Flecken, und eben solche Haare an Beinen und Schwanz. Die Länge des Körpers beträgt 3 Fuß; die Höhe vorn 1 Fuß 8½ Zoll.

Ein sehr verständiger Hund, welcher mit dem grösten Vortheil zur Bewachung von Haus und Heerden gebraucht wird. Er stammt aus dem gemäßigten und kältern Theil von Europa.

l. Der Wolfshund, Spitz oder Pommer. Canis pomeranus. Le chien loup. (Buff. T. V. pl. 30.)

Ohren gerade und spitzig; Kopf lang; Schnauze lang und gestreckt; Körper und Beine wohl proportionirt; der Schwanz lang, hoch aufwärts stehend und nach vorn gerollt. Das Haar auf dem Kopfe, den Ohren und an den Beinen kurz, am übrigen Theil des Körpers lang und seidenartig, besonders am Schwanze. Die Farbe weiß, oder schwarz, oder braun, selten gefleckt.. An Größe übertrifft er den Fuchs.

Dahin gehören als Unterarten:

Der kurzharige Spitz. Mit etwas wolligem Schwanze und weißer Kehle, sonst meist fuchsroth von Farbe.

Der Fuchsspitz. Mit rundem Kopf, hoher Stirne, sehr spitziger Schnauze und lebhaften Augen. Das Gesicht ist schwärzlich; der übrige Körper meist fuchsroth, sehr wollig mit einzelnen Stachelhaaren besetzt. Der Schwanz ist ein eigentlicher Fuchsschwanz, doch trägt er ihn gekrümmt, wie ein Spitz. Er soll vom Fuchs und dem steifhaarigen Spitz abstammen. Seine Art ist selten, und der Charakter falsch. Er übertrifft kaum den Fuchs an Größe.

Die Spitze sind gelehrige, kluge, lebhafte und geschickte Hunde, aber meist etwas heftig, und beißen gerne. Sie sind als Haushunde die wachsamsten.

m. Der Sibirische Hund. Canis sibiricus, Linn. (Encycl. 99. f. 3.)

Allenthalben mit langen Haaren besetzt, selbst an Kopf und Beinen; außerdem in der ganzen Gestalt dem Wolfshunde ähnlich. In Sibirien.

n. Nordischer Hund. Canis borealis. Chien des Eskimaux.

Der Kopf gleicht dem des Wolfshundes; der Schwanz buschig, kreisförmig gebogen; Ohren gerade; seidenartige zerstreute Stachelhaare ragen aus kürzeren wolligen sehr dicht stehenden vor, diese sind sehr fein und gewellt, und fallen in der Mauser fleckenartig aus. Der Pelz hat gestreifte unregelmäßige schwarze oder graue Flecken auf weißem Grund; der After ist schwarz; auf jeder Backe stehen drei schwarze Punkte, und auf diesen harte Borsten. Der Körper erreicht eine Länge von 2 Fuß 8 Zoll bis zur Spitze der Schnauze, der Schwanz 11 Zoll; die Höhe vorn ist 1 Fuß 10 Zoll. Diese Hunde sind dem Menschen sehr ergeben, kennen aber ihren Herren nicht, und fürchten sich nicht vor Schlägen. Sie sind fast unersättlich, können aber auch lange hungern. Sie leben im hohen Norden, vorzüglich in der Baffinsbay, in Grönland und Kamtschatka, wo sie von den Eskimaux als Zugthiere gebraucht, und vor ihre Schlitten gespannt werden.

o. Der Hund Techichi. Canis americanus.

Größe des Bologneserhundes; Kopf sehr klein; Körper sehr fett; Rücken gebogen; Schwanz kurz hängend; das Haar auf dem Rücken lang und gelb, am Schwanz weißlich. Dieser Hund ist das Yzcuintli-pozoli des Herrn Humboldt; man hat nur eine schlechte Abbildung desselben in dem Werke von Fernandez (Animal. Nov. Hispaniae). Er scheint eine Varietät des Schäferhundes. In Mexico.

C. Doggenhunde. Les Dogues.

Die Schnauze mehr oder minder kurz; der Schedel sehr erhaben; die Stirnhöhlen groß; die Kronfortsätze der Unterkinnlade über der Linie der obern Backenzähne eingelenkt.

p. Die Dogge. Canis molossus. Chien dogue. (Buff. T. V. pl. 43.)

Die Schnauze dick, kurz, platt. Nase umgestülpt; Lippen dick und hängend; Kopf dick und breit; Stirne platt, wegen der Entwickelung der Stirnhöhlen, welche die Stirnbeine über die Nase erheben, dagegen ist die Schedelhöhle sehr beengt. Die Ohren an der Spitze hängend. Der Hals dick und kurz; die Beine stark und fleischig; der Körper lang und stark; der Schwanz erhaben und nach vorn umgebogen. Das Haar am Körper kurz, etwas länger an der Hinterseite der Schenkel; Lippen, Schnauze und Ohrenrand schwarz, der ganze übrige Körper blaß falb; die Nasenlöcher oft tief gespalten. Der Körper mehr als 2½ Fuß lang; die vordere Körperhöhe 1 Fuß 8 Zoll. Heißt auch Bullenbeißer, Bärenhund.

Unterart:

Die Thibetische Dogge. Die Schnauze sehr kurz; die Haut sehr gefaltet und locker anliegend; die Farbe schwarz. In Thibet.

Die Doggen sind Hunde von wenig Verstand, aber ihren Herrn sehr zugethan. Man hält sie zur Bewachung der Häuser, und richtet sie zum Angriff wilder Thiere ab. Sie haben Kräfte genug, Hirschen und wilde Schweine an den Ohren fest zu halten. Auch zum Stiergefechte werden sie gebraucht.

q. Taf. 72. Die englische Dogge. Canis molossus anglicus.

Dogue de forte raçe.

Der Kopf sehr verkürzt und dem des Bullenbeißers sehr ähnlich; die Ohren ganz hängend, und sich nie erhebend; Lippen hängend, die untere Kinnlade ganz überdeckend; die Schwanzspitze erhaben. An den Hinterfüßen findet sich oft eine mehr oder minder entwickelte fünfte Zehe. Die Nasenlöcher sind durch eine tiefe Furche von einander getrennt. Die Haare meist kurz, zuweilen auch lang. Dieses ist der größte und stärkste Hund. Er soll aus der Vermischung des Bullenbeißers und des Fleischerhundes stammen. Die Farbe ist bald falb gestreift, bald hat er auf weißem Grunde schwarze oder braune Flecken.

Er hat wenig Verstand und ist schwerfällig. Doch hat er Anhänglichkeit an seinen Meister, und ist gut zur Hauswache, auch zum Ziehen kleiner Wagen; ist treu und leitsam. Die Rasse pflanzt sich nicht häufig fort, die Männchen haben wenig Temparament, und die Weibchen mißwerfen oft. Er hat ein kurzes Leben, und seine Entwickelung ist langsam, da er 18 Monate wächst, und schon im sechsten Jahr abgelebt ist.

r. Der Mops. Canis fricator. Le doquin. (Buff. T. V. pl. 44.)

Er unterscheidet sich vom Bullenbeißer blos durch die Größe; seine Lippen sind dünner und kürzer. Die Schnauze weniger breit und weniger abgestutzt. Der Schwanz mehr spiralförmig gebogen. Die Farbe ist meist heller oder dünkler falb. Das Haar kurz.

Es ist dies der dümmste von allen Hunden und kann eigentlich zu nichts abgerichtet werden.

s. Der isländische Hund. Canis islandicus, Linn. (Buff. T. V. pl. 31.)

Der Kopf rund, die Augen groß, die Schnauze dünne; die Ohren halb gerade, halb hängend, wie beim kleinen dänischen Hund; das Haar glatt und lang, besonders am Rand der Vorderbeine und am Schwanze. Er wird über 1½ Fuß lang und 1 Fuß 2 Zoll hoch.

Daubenton hat einzig diesen Hund nach einer Abbildung beschrieben, welche Maupertuis aus Island sandte.

t. Der kleine dänische Hund. Canis variegatus, Linn. Le petit danois.

(Encyclop. 100 fol. 6. Buff. T. V. pl. 41 f. 1.)

Die Stirn gewölbt; die Schnauze ziemlich dünne und spitzig; die Augen sehr groß; die Ohren halb hängend; Beine mager; Schwanz aufstehend. Haare kurz, meist weiß und schwarz gefleckt. Er hat wenig Aehnlichkeit mit dem großen dänischen Hund.

u. Der Roquet. Canis hybridus, Linn. (Encyc. 201 f. 1. Buff. T. V. pl. 41 f. 1.)

Er hat, wie der vorige, einen runden Kopf, große Augen, kleine halb gerade, halb hängende Ohren; dünne Beine; aufstehenden, vorwärts gerichteten Schwanz; Schnauze dick, kurz, etwas umgestülpt, wie beim Mops; Haare und Farbe wie beim vorigen.

v. Der englische Hund. Canis britannicus.

Er scheint vom Pyrame und dem kleinen dänischen Hunde abzustammen. Die Augen vorspringend; Schnauze ziemlich spitzig; der Schwanz dünne und horizontal; das Haar allenthalben kurz; Ohren halb hängend; Farbe tief schwarz mit falben Augenflecken, eben solcher Schnauze, Gurgel und Beinen.

w. Der Hund von Artois. Canis fricator var, Linn.

Die Schnauze sehr kurz und sehr platt. Diese Rasse ist doppelt bastard, und stammt vom Roquet und dem Mops.

Diese Rasse scheint ausgegangen.

x. Der andalusische Hund. Canis Andalusiae, Desmarest.

Er wird auch zuweilen cayennischer Hund genannt. Die Schnauze ist kurz, wie beim Mops; das Haar lang wie beim spanischen Hund. Er stammt daher wahrscheinlich von beiden Rassen ab.

y. Der türkische Hund. Canis aegyptius, Linn. Chien turc.

(Buff. T. V. pl. 103 f. 1.)

Man heißt diese Art auch den barbarischen Hund. Der Kopf ist dick und rund, die Schnauze ziemlich spitzig; die Ohren an der Basis gerade, breit, sehr beweglich und liegen horizontal. Der Bauch eingezogen; die Beine dünn; Schwanz mittelmäßig; die Haut fast ganz nackt, wie geölt, schwarz oder dunkel fleischfarb, mit großen braunen Flecken.

Eine Unterart ist:

Der türkische Hund mit der Mähne. Chien turc à crinière. (Buff. T. V. pl. 42 f. 2.) Hinter dem Kopf bilden lange steife Haare eine Mähne; die Nase ist mehr oder minder lang. Die Rasse stammt vom türkischen Hund und dem kleinen Windhund.

Diese Art hat wenig Verstand, ist dem Menschen ergeben, und leidet ihrer nackten Haut wegen unaufhörlich von der Kälte unsers Climas, zittert immer, wenn er nicht im warmen Zimmer ist. Stammt aus Afrika.

Außer diesen Rassen werden noch angeführt:

Der Saufinder oder Saubeller; eine Abart des Fleischerhundes mit langem rauhem Haar, gewöhnlich schwarz von Farbe. Man bedient sich seiner zur Aufsuchung der wilden Schweine.

Der Saurüden hat einen flachen Kopf mit ziemlich flacher Stirn; die Schnauze ist hinten dick und vorn spitzig; die Beine hoch, der Bauch hinten dünne. Er ist am ganzen Leib lang- und rauhaarig und von brauner oder schwarzer Farbe, und wird zur Jagd des wilden Schweins gebraucht, dem er sich an die Ohren hängt. Er gehört zum Fleischerhund.

Der Spürhund. Canis sagax. (Linn.) Der Kopf ist rund, stark, breit, der Hinterkopf hat eine deutliche Erhöhung. Die Schnauze ist eben so lang aber stärker als am Bauernhunde. Die Ohren dick, breit, hängend. Der Leib lang gestreckt und mäßig stark. Die Beine sind fleischig, die Afterzehen haben Klauen. Der Schwanz ist an der Wurzel dick, und lauft dünne aus, ist aufgerichtet, vorwärts gebogen. Das Haar bald schlicht, bald zottig, und die Farben verschieden. Diese Hunde sind stark, schnell, haben einen sehr feinen Geruch, und sind zum Spüren, Aufsuchen, Aufjagen und Verfolgen des Wildes gut. Der angeführte Laufhund, Canis venatorius, gehört zu dieser Rasse, zu welcher man noch den Leithund, den Schweißhund und den Stöberhund zählt.

Der Alpenhund oder die Rasse, welche man auf dem St. Bernhardsberg zum Aufsuchen Verunglückter zieht, scheint eine Bastardart vom englischen Hund und großen spanischen Wachtelhund.

Das Vaterland des Hundes verbreitet sich so weit als der Mensch sich verbreitet, das will sagen, über die ganze Erde. Er ist neben dem Menschen das einzige Thier, welches alle Climate zu ertragen vermag. Aber nicht alle Arten sind überall verbreitet, und jedes Clima hat seine vorzüglichen Rassen.

Woher stammt der Hund? Gab es in den ersten Zeiten nur eine Art, oder gab es mehrere ursprüngliche Rassen? Welche sind diese? oder sind die verschiedenen Rassen durch Vermischung mit andern verwandten Thieren entstanden? Das sind alles Fragen, welche noch zu beantworten sind.

Einige nahmen den Jakal, eine Hundeart welche in Asien und Afrika lebt, andere den Wolf oder Fuchs, und einige sogar die Hyäne als Stammrasse an. Allein diese Annahmen scheinen falsch zu seyn, und keine hat wahrscheinliche Gründe, obschon, wie schon ist angeführt worden, sich alle diese Thiere in seltenen Fällen mit einander vermischen. Den Hund findet man nirgends wild, sondern nur in gezähmtem Zustand. In Amerika und in Neuholland fand man Hunde, und es scheint in beyden Ländern sey derselbe schon sehr lange Hausthier gewesen. Nach Herrn Moreau de Jones scheint es wahrscheinlich, daß Amerika bey seiner Entdeckung eine eigene Hunderasse hatte. Columbus fand auf den lucajischen Inseln im Jahr 1482 ganz nackte haarlose Hunde, welche nicht bellten. Eben solche fand er im Jahr 1494 auf Cuba, wo sie gegessen wurden. Auf Martinique, Guadaloupe, in Mexiko, Peru, Brasilien und in ganz Nordamerika soll man ähnliche nicht bellende Hunde gefunden haben. Selbst jetzt noch soll die Urrasse nicht ganz untergegangen seyn, und sich noch hin und wieder unter verschiedenen Namen, freilich nicht ungemischt mit andern Rassen, finden.

Alle Hunde, so sehr sie auch in der Bildung nach den verschiedenen Rassen von einander abweichen, kommen in der ihnen von Natur eigenen Neigung zu den Menschen überein, und selbst der neuholländische Hund, welcher in mancher Hinsicht von den andern Rassen abweicht und als eigene Art sich darstellt, hat Neigung zum Menschen. In Südamerika giebt es viele verwilderte Hunde, welche vielleicht schon seit mehr als 200 Jahren im Stande einer vollkommenen Wildheit leben. Sie stammen von europäischen Hunden, die zufällig dort von den Menschen abgekommen sind und sich so vermehrt haben, daß sie schaarenweise umher schwärmen, und wie andere Raubthiere in bewohnte Gegenden einfallen und Thiere und Menschen angreifen. In einem fast eben so wilden Zustand leben viele Hunde in den türkischen Ländern, besonders in Egypten. Aber an beyden Orten lassen sich diese Hunde, wenn sie eingefangen und mit Freundlichkeit und Ernst behandelt werden, sehr bald zahm machen, und werden eben so zutraulich, folgsam und anhänglich an den Menschen, wie andere Hunde. Daraus läßt sich muthmaßen, daß die Art des Haushundes nicht lange nach ihrer Erschaffung und schon von den ersten Menschen gezähmt worden sey, welchen er vielleicht mit Zutraulichkeit entgegen kam, und so bald Hausthier wurde. Auszumachen ist es wohl nicht mehr, ob mehrere oder wie viele Urrassen vorhanden waren, und ob diese durch Vermischung mit verwandten Thieren Mittelrassen bildeten, welche ihrerseits wieder Stammrassen wurden. Es ist wahr, auch der asiatische Jakal, und selbst der Fuchs, lassen sich mit leichter Mühe zahm machen, besonders der erstere, und da dürfte wohl Vermischung statt gehabt haben, welche neue Rassen hervorbrachten. Die Hausgenossenschaft, welche so leicht Varietäten erzeugt, wie wir bey Thieren und Pflanzen sehen, und die Verpflanzung der Hunde in die verschiedensten Climate thaten das ihrige um die verschiedenen Rassen nach und nach hervorzubringen, wie sie jetzt sich finden.

Alle andern Säugethiere, selbst den Orang-Utang und den Elephanten kaum ausgenommen, übertrifft der Hund an Verstand und intellectuellen Fähigkeiten, und er ist einer höhern Ausbildung derselben in höherm Grade fähig als irgend ein Thier, und eine ausführliche Naturgeschichte dieses merkwürdigen Thieres würde allein einen ganzen Band ausfüllen. Unser Zweck erlaubt aber nur in allgemeinen Zügen den Charakter und die Lebensart desselben anzugeben.

Seine Lebensart und Aufenthalt ist je nach dem Wohnorte und der Rasse verschieden. Anders lebt der Spitz im Stalle bey den Pferden, oder bey den Frachtwagen. Anders der Schäferhund im freyen Felde, bey der Heerde. Anders der Hofhund an der Kette, oder der Wachtel- und Jagdhund oder der eigentliche Haus- und Stubenhund.

Eigentlich Raubthier, liebt er Fleisch vor allem, aber er gewöhnt sich eben so gut an Pflanzenkost, und wird dabey eben so fett, als vom Fleisch. Er ist gefräßig, daher kein Kostverächter, kann aber auch lange hungern. Man hat Beispiele, daß Hunde, welche durch Zufall eingesperrt wurden, bis 40 Tage ohne alle Nahrung ausgehalten haben, und sich bald wieder ganz erholten, wenn sie solche wieder erhielten. Wie der Wolf, liebt er halb faules Fleisch noch mehr als frisches, und mit seinen herrlichen Zähnen zerbeißt ein großer Hund mit leichter Mühe die härtesten Knochen, welche in seinem Magen größtentheils verdaut werden, und ihn sehr fett machen. Damit die scharfen Knochenreste ihm nichts schaden, frißt er Gras, wodurch dieselben eingewickelt werden und ohne Schaden abgehen. Sehr selten fressen Hunde zahmes oder wildes Geflügel, oder Fische. Ersteres nur die Wachtelhunde, letzteres die nordischen Schlittenhunde. Brot und mehlige Speisen liebt er aus dem Pflanzenreiche vorzüglich, einige Hunde fressen auch Obst.

Unter den Sinnen des Hundes ist der ausgebildetste der Geruch, und kaum wird ein Thier ihm hierin ganz gleich kommen. Dieser Sinn leitet gleichsam alle seine Handlungen, er macht ihn fähig zur Jagd, damit findet und erkennt er das Wild, dessen für uns unmerkbare Ausdünstung er in unglaublicher Ferne riecht, und genau den Weg verfolgen kann, welchen das Thier genommen hat. Durch den Geruch erkennt er unter Tausenden seinen Herren, und verfolgt seine Spur Meilen weit. Jedes seiner Kleidungsstücke, selbst wenn sie gewaschen sind, erkennt er, und weiß sie aus andern herauszufinden. Der Geruch leitet ihn, den Weg den er einmal gegangen ist, und wäre er auch Meilen weit, wieder zurück zu finden; wahrscheinlich kennt er den Geruch seines Urines, den er deßwegen alle Augenblicke läßt. Ein gejagtes Wild erkennt er durch den Geruch vor jedem andern, und läßt sich durch keine fremde Spur irre machen. Kurz es ist sein vollkommenster Sinn, der ihm die wenige Schärfe der andern vollkommen ersetzt. Zwar ist sein Gehör fein, aber sein Gesicht scheint es nicht besonders zu seyn. Der Bau seiner Nase giebt ihm diese vorzügliche Fähigkeit des Geruchs, sie ist sehr nervenreich, und die Riechhaut außerordentlich gefaltet.

Der Hund lauft schnell und kann es sehr lange aushalten. Er schwitzt auch bey der grösten Hitze nicht, läßt aber, wenn er dürstet, die Zunge aus dem Munde hängen. Er schläft sehr leise und träumt öfters. Beim Erwachen gähnt er.

Kein Thier ist so sehr an den Menschen anhänglich als der Hund. Er lernt die Sprache seines Herrn bald kennen, giebt auf seine Mienen acht, und unterscheidet leicht, ob er freundlich oder zornig ist. Er schmeichelt ihm, und vertheidigt ihn gegen seine Feinde. Kein Thier hat eine so ausdrucksvolle Gebärdensprache wie der Hund. Ganz anders ist sein Bellen, wenn ein Fremder sich dem Hause nähert, oder wenn er ein Wild verfolgt, oder wenn er zornig ist, als wenn er seine Freude äußert, wenn sein Herr zurückkommt, oder er Erlaubniß erhält, mit ihm gehen zu dürfen. Hat er etwas begangen, wofür er Strafe zu bekommen glaubt, so horcht er ängstlich auf die Worte seines Herren, und sucht unbemerkt davon zu schleichen oder sich zu verbergen, um derselben zu entgehen. Er unterscheidet leicht die Menschen an der Kleidung, bellt oft nur den Bettler an, während er den gutgekleideten ruhig gehen läßt. Die Leute im Hause und die Freunde seines Herrn lernt er schnell kennen und schmeichelt ihnen. Er hat ein vortreffliches Gedächtniß für Wohlthaten und Beleidigungen; läßt sich zu allerley Künsten abrichten. Er sucht verlorne Sachen seines Herrn oder seines Hauses; beschützt die Heerden vor fremden Raubthieren, treibt und hält sie zusammen. Bewacht das Haus vor Dieben. Sucht das Wildpret auf, und trägt dem Jäger das erlegte zu, und hohlt es sogar aus dem Wasser. In Frankreich dreht er den Bratspieß, oder treibt in den Schmieden die Blasebälge, indem er in einem Trettrade geht. In Sibirien und Grönland zieht er den Schlitten.

In Afrika fällt er in Gesellschaft sogar den Löwen an, und bezwingt ihn. Bey Tische bettelt er durch Schmeicheleyen und allerley Künste. Beim Fressen ist er gegen andere Hunde neidisch. Durch sein Lecken heilt er Wunden. Bey der Musik heult er. Bey Veränderung des Wetters wird er launig und giebt einen unangenehmen Geruch von sich.

Jede Rasse hat ihre Eigenheiten, welche andern ganz fehlen. Die gelehrigsten Hunde sind der Wachtelhund und der Pudel, und zugleich neben dem Spitz die treuesten. Am wenigsten Fähigkeiten haben Doggen, Mopse und Bologneser. An Schnelligkeit im Laufe kommt dem Windhund fast kein Thier gleich.

Die Fortpflanzung des Hundes geschieht zweymal im Jahre, im Sommer und im Winter. Die Hündin trägt 60 bis 64 Tage, und wirft dann drey bis zwölf Junge, welche blind geboren werden, und zehn bis zwölf Tage blind bleiben. Diese Blindheit, welcher sehr viele Säugethiere unterworfen sind, rührt von einer Haut her, welche über die Augen weggezogen ist, dann aber zerreist und verschwindet. Der Hund erreicht ein Alter von vierzehn bis fünfzehn Jahren. Er ist als Hausthier vielen Krankheiten unterworfen, von welchen wir einzig die Tollheit oder Wasserscheue anführen, da diese Krankheit auch für den Menschen so äußerst gefährlich ist. Sie heißt so, weil in ihrem höhern Grad der Hund Scheue vor dem Wasser hat, und beym Anblick desselben zittert und Krämpfe bekommt. Zugleich lauft er immer umher, und kennt seinen Meister nicht mehr, läßt den Schwanz hängen, und beißt in alles was ihm vorkommt, selbst in Holz, Steine und andere Dinge; besonders beißt er andere Hunde, Thiere und Menschen. Solche Gebissene, wenn der Speichel des Hundes in die Wunde eindringt, bekommen dieselbe Krankheit, und sterben daran unter fürchterlichen Krämpfen, wobey die Scheu vor dem Wasser, und die Wuth in alles zu beißen ebenfalls, selbst beym Menschen sich zeigt, und immer mehr überhand nimmt, bis nach zwey oder drey Tagen der Tod dieser Scene eine Ende macht. Glücklicher Weise gibt es Mittel diese Krankheit zu vermeiden, wenn der Gebissene sich sogleich an einen vernünftigen Arzt wendet, und die Wunde auf der Stelle rein ausgeschnitten wird; dieß ist das einzige sichere Mittel, und kann, zu rechter Zeit angebracht, den Ausbruch der Wasserscheu ganz verhüten und jede Gefahr entfernen. Ist dieselbe aber ausgebrochen, so kennt die Kunst noch kein Mittel dagegen. Daher sey man ja vorsichtig mit Hunden, beobachte sie genau, besonders wenn sie gebissen haben, oder sehr bissig werden, und vernachlässige schleunige Untersuchung ja nicht. Man hat den Hund vor der Tollheit bewahren zu können geglaubt, wenn man ihm eine wurmförmige Sehne unter der Zunge, welche man den Tollwurm nannte, ausschneide, allein das ist ein Aberglaube, und die Operation dem Thiere schädlich. Die Ursachen der Tollheit kennt man noch nicht gehörig; daher kann einzig genaue Aufmerksamkeit auf die Gesundheit der Hunde vor der Gefahr schützen.

Man hat ehemals mehrere Theile des Hundes als Arzney gebraucht, namentlich auch den harten weißlichen Koth desselben, unter dem sonderbaren Namen album graecum; aber dieses garstige Mittel ist mit Recht schon lange außer Gebrauch.

Aus der großen Menge von Geschichten und Thatsachen, welche von der Klugheit, Treue, dem Muthe und der Stärke des Hundes zeugen, heben wir nur einige der merkwürdigsten und bezeichnendsten aus, da wir sonst ein ganzes Buch zu schreiben hätten.

Im Jahr 1760 schlief ein Mann bey Hammersmith in seinem Boote und hatte seinen Hund bey sich. Das Boot riß vom Anker los und wurde von der Fluth unter ein großes Fahrzeug getrieben. Sogleich packte der Hund seinen Herrn beim Halskragen und weckte ihn so noch zu rechter Zeit, um sich zu retten. Im Jahr 1803 scheiterte im Canal vor Constantinopel ein Schiff: der Schiffer hatte einen großen Hund bei sich, welcher sich schon gerettet hatte, und ängstlich seinem nachschwimmenden Herrn zusah, eben wollten diesem die Kräfte ausgehen, und er fieng an zu sinken; sobald der Hund dieß bemerkte, sprang er wieder ins Wasser, packte den Herrn beim Kragen, zog ihn mit vieler Mühe ans Ufer und rettete ihn glücklich.

Nicht nur gegen den Menschen, sondern gegen ihre eigenen Artsverwandten zeigen die Hunde oft treue Anhänglichkeit. Der Chirurg Morand in Paris hatte einen Freund, dessen Hund das Bein gebrochen hatte, aus Gefälligkeit nahm er denselben zu sich und kurirte ihn. Einige Zeit nach der Heilung krazte ein Hund an der Thüre des Zimmers, in dem Morand arbeitete, er gieng hin und öffnete, und der geheilte Hund trat mit einem andern Hund ein, dem das nämliche Unglück begegnet war, und der sich mit vieler Mühe seinem Führer nachschleppte. Der erste gab durch Schmeicheleyen Herrn Morand gleichsam zu verstehen, was er wünsche, und dieser kurirte nun aus Bewunderung für die Klugheit desselben, auch seinen Kameraden.

Göze erzählt eine ähnliche Geschichte. Ein Jäger vermißte eines Abends seine beiden Hunde, einen kleinen Pudel und einen Dachshund. Spät gegen die Nacht kam der Pudel wieder, war sehr unruhig, lief immer nach der Thür, und gleich am andern Tage nach dem Stadtwege. Hier begegnet ihm der Kutscher eines Herrn mit einem großen Pudel, dem Vater des kleinen. Dieser springt dem Vater fröhlich entgegen, und giebt ihm viele

Zeichen, daß er ihm folgen solle, welches endlich auch geschieht. Er lauft voran gegen einen Berg, nach einem Kaninchenbau, wo der kleine hineinkriecht und krazt, der große aber ihm hilft. Des folgenden Morgens erst kamen alle drey Hunde, die beiden Pudel und der Vermißte mit großem Gelärm beim Jägerhause an. Der Dachshund war in dem Kaninchenbau verschüttet; der kleine Pudel wollte ihn retten, fand sich aber zu schwach dazu, und holt den andern zur Hülfe. In einem andern ganz ähnlichen Fall wurde der Herr von dem Hunde durch Winseln und Heulen zur Hülfe des verschütteten Kameraden gerufen.

Im Jahr 1789 scheiterte ein Schiff bey Yarmouth, und nur ein großer Hund rettet sich, und hat das Taschenbuch des Capitäns im Munde, welches er aber niemanden ablassen wollte, bis endlich ein wohlgekleideter Mann seine Aufmerksamkeit auf sich zog, er sprang an diesen hinauf und überlieferte ihm dasselbe, kehrte dann zum Ufer zurück, und suchte alles anzufassen, was von dem gescheiterten Schiff gegen das Land getrieben wurde.

Von dem außerordentlichen Gedächtniß des Hundes, wobey freilich der Geruch gar sehr mithilft, erzählt d'Obsonville wohl das auffallendste Beyspiel: Er reiste von Pondichery in Ostindien nach Benglur, welche beyden Orte wohl dreyhundert Stunden von einander entfernt, und durch Berge und Flüsse getrennt sind. Hier verlor er seinen selbst erzogenen Hund, und dieser lief geraden Weges nach Pondichery zurück, zu einem Freunde seines Herrn, bey welchem er oft gewesen war.

In der Vorstadt St. Germain in Paris wollte im Jahr 1782 ein gewisser Pächter einen schönen Platz des Jahrmarktes besuchen, und hatte seinen Hund bey sich; da die Schildwache ihm anzeigte, er dürfe den Hund nicht mitnehmen, so gab er denselben ihr in Verwahrung. Bey seiner Rückkehr bemerkte der Pächter, daß er seine Uhr verloren habe und bat die Wache, ihm zu erlauben seinen Hund mitzunehmen, er werde dann den Dieben, wenn er noch auf dem Markt sey, gewiß auffinden. Es geschah, der Pächter bemerkte dem Hund, daß er etwas verloren habe, und befahl es zu suchen. Nicht lange war der Hund herumgelaufen, so war er zurück und zog seinen Herrn beim Rock, dieser folgte ihm, und sah ihn bey einem sehr wohlbekleideten Herrn stille stehen, der in allen Buden sich umsah. Diesen Herrn verließ er nicht mehr; der Pachter meldete seinen Verdacht einem Polizeybedienten, der vermeinte Herr wurde arretirt, und man fand bey ihm acht Uhren und zwölf Dosen, welche alle gestohlen waren. Die Uhr des Pachters erkannte der Hund aber sogleich. Ein anderer Hund brachte seinem Herrn sogar die Beinkleider eines andern, in welchen neben anderm Gelde auch ein Thaler steckte, den sein Herr bezeichnet und mit Fleiß weggeworfen hatte, weil es eine Wette galt, daß der Hund ihn wieder finden werde. Der Eigenthümer der Beinkleider hatte ihn gefunden, der Hund war ihm gefolgt, hatte sich bey ihm eingeschmeichelt, des Nachts in der Kammer desselben geschlafen, und war am Morgen bey aufgehender Thüre mit den Beinkleidern entsprungen.

Die englischen Diebe pflegen sogar Hunde zum Geldstehlen abzurichten, wovon folgendes Beyspiel zeugt. Ein englischer Schiffer kam mit einem sehr schönen Hunde, den er von einem Manne, welcher ihn wahrscheinlich auch gestohlen, gekauft hatte, nach Norwegen; diesen Hund schenkte er einem dortigen Freunde, und er gewöhnte sich bald an seinen neuen Herrn. Einst kommt der Hund aus der Stadt zurück, auf das Comtoir seines Herrn, legt ihm die Vorderbeine auf den Schooß, und ließ aus dem Munde eine Rolle Geld fallen. Da dieß öfter wiederholt wurde, so legte der Kaufmann das Geld jedesmal bey Seite und vermuthete, der Hund habe es einem seiner Freunde genommen, den er öfters besuchte. Dieser erzählte ihm wirklich zufällig, es fehle ihm seit einiger Zeit immer Geld, ohne daß er begreifen könne, wo es hinkomme, da Niemand als der Hund auf sein Zimmer komme. Man beobachtete nun den Hund genauer. Er kam wieder, legte sich unter den Ofen; der Kaufmann nahm einige Rollen Geld, legte sie auf den Tisch, und setzte sich an sein Pult, wo er den Hund bemerken konnte. Dieser schlich sich, da er sich unbeachtet glaubte, nach einer Weile an den Tisch, nahm eine Rolle, legte sich wieder an seinen vorigen Ort, und kam dann später unter dem Ofen hervor und begehrte hinausgelassen zu werden, was auch geschah, und nun brachte er das Geld seinem Herrn, und der Kassenmangel stimmte genau mit der Summe überein, die er seinem Herrn von Zeit zu Zeit gebracht hatte.

Dem Grönländer, dem Kamtschadalen und andern Bewohnern des Eismeeres, ist der Hund als Zugthier sehr wichtig. Man trifft daher eine große Menge Hunde unter diesen Nationen an. Es ist dieß eine Art sehr großer

Spitze, mit grobem Haar, und mancherley, doch meist weißer oder gelblichter Farbe. Die spärliche Nahrung dieser Hunde im Winter besteht aus einer Mischung verfaulter Fische und Birkenrinde, und doch erreichen sie eine gewaltige Stärke. Vier Hunde vor einen Schlitten gespannt, ziehen drey erwachsene Menschen und 60 bis 70 Pfund ohne Mühe fort, und ein einzelner Mann kann mit diesen Hunden bey guter Bahn und Wetter 20 Stunden in einem Tage zurücklegen. Im Sommer erhalten dann diese Hunde ihre völlige Freyheit, und werden wahre Raubthiere, welche alle andere Thiere anfallen, und selbst auf Fische lauern, welche sie begierig fressen. Im Winter kehren sie zu den Wohnungen zurück, und werden durch Hunger mager gemacht, damit sie desto besser laufen können. Gewöhnlich spannt man zwey und zwey neben einander, und einen fünften als Leithund voraus. Das Geschirr ist von Leder, liegt unter dem Halse oder vor der Brust, und wird mit Strängen am Schlitten befestigt. Das Halsband, womit man sie zusammenkuppelt, ist mit Bärenfell besetzt. Die Schlitten sind sehr leicht, hoch, und fallen daher gerne um. Sind die Hunde gut abgerichtet, so darf der Führer kein Wort sprechen, sondern giebt seinen Willen bloß durch Bewegungen zu erkennen.

In der gefahrvollen Unternehmung, welche der Baron von Wrangel für nähere Kenntniß der Küsten Sibiriens im Jahr 1823 unternahm, haben gerade diese Hunde außerordentliche Gewandtheit gezeigt. Mit dem Beystand dieser Thiere haben die russischen Reisenden sechs und sechszig Tage lang auf dem Eise des Polarmeeres in einer ungeheuern Entfernung von den Küsten zubringen können. Wenn die Dicke des Eises keine Gefahr besorgen ließ, so liefen sie mit erstaunlicher Schnelle, bellten und bissen sich unter einander, wie wilde schwer zu zähmende Pferde; aber sobald der Weg gefährlich wurde, waren sie ganz ruhig, vorsichtig, und leicht zu lenken. Sie liefen mit größerer Behutsamkeit, und wagten sich nur dann auf die dünnen Eiskrusten, die oft kaum einen Zoll dick waren, wenn sie dazu gezwungen wurden. Ihrer zwölf oder dreyzehn waren vor einen Schlitten angespannt, sie drängten sich dicht zusammen, um sich gegen Wölfe, schwarze und weiße Bären zu vertheidigen, ohne sonst große Furcht zu äußern, und thaten dieß mit eben so viel Muth als Geschicklichkeit. Ihr Instinkt war ihnen von großem Nutzen, und zeigte sich oft so überraschend, daß man davon nicht wenig betroffen wurde. Ungeachtet sie eine große Menge von Umschweifen und Kreuzläufen auf dem Eise des Polarmeeres gemacht hatten, fanden sie, als man sich zur Rückkehr entschlossen hatte, doch den kürzesten und bequemsten Weg ohne alle Leitung, den kein Mensch besser hätte finden können.

Die Hunde der afrikanischen Colonisten am Cap sind vielleicht die kühnsten und muthigsten, und diese Eigenschaft verdanken sie allein den häufigen gefahrvollen Kämpfen, welche sie mit Hyänen, Panthern, und selbst mit Löwen zu kämpfen haben. Auf den Wohnplätzen der Schafzucht treibenden Colonisten trifft man, nach Lichtensteins Nachrichten, nicht selten zehn bis fünfzehn große Hunde an, welche gewöhnlich so böse sind, daß man sich weder bey Tage noch bey Nacht dem Hause zu Fuß nähern darf. Sie werden gewöhnlich mit dem Abfall von geschlachteten Schafen genährt, sind aber meist so mager und räudig, daß es ein Jammer anzusehen ist. Die gewöhnliche Rasse ist eine große Art von Windhunden, der sehr ähnlich, welche man dänische Hunde nennt. Man hält sie unter allen für die brauchbarsten, und drey von ihnen sind im Stande, den größten Parder todt zu beißen. Sie werden frühe darauf abgerichtet, und sind deßhalb sehr nützlich, weil sie eine Menge Pulver und Blei ersparen, welches in jenen Gegenden theure Waare ist. Auf manchen Pächtereyen sieht man drey bis vier Hunde auf die Jagd gehen, um ihren Herrn einen Braten zu fangen. In etwas wildreichen Gegenden fehlt es selten, daß sie nicht irgend eine Antilope erlegen sollten. In diesem Falle kommt einer von ihnen allein nach Hause, und ruht nicht eher, als bis jemand mit ihm geht, um die Beute nach Hause zu holen. Die übrigen bleiben so lange ruhig bey dem Wilde, um es gegen andere Raubthiere zu bewahren. Herr Lichtenstein hat dieß mit eigenen Augen gesehen. Die Hunde hatten einer Antilope die Gurgel abgebissen, und begnügten sich das herabfließende Blut zu lecken. Man weidete die Antilope aus, und gab ihnen das sämmtliche Eingeweide zur Belohnung.

Es sey nicht zu viel gesagt, behauptet Lichtenstein, wenn man annehme, ohne solche Hunde wären diese Gegenden unbewohnbar. Durch sie wird der Buschmann, wie der Parder und der Jakal abgewehrt, und selbst den Löwen schreckt das Bellen der muthigen Schaar, dem an Wachsamkeit und Genügsamkeit keine Dienerschaft gleichkommt. Andere schönere Hunde, welche besonders die Engländer einführen wollten, entsprachen diesem Zweck

bey weitem nicht so, wie diese zwar häßliche, aber nützliche und starke Rasse. Von der Wuth hat man in der ganzen Colonie kein Beyspiel. Bey solchen Kämpfen mit Hyänen, Löwen und Panthern unterliegen oft einige Hunde, aber die übrigen lassen sich dadurch nicht abschrecken, und besiegen öfters ihren Feind. Die erhaltenen Wunden aber, heilen sie durch Lecken bald.

Zum Beschlusse der Charakteristik des Hundes mag die kurze Lebensbeschreibung des letzten Sprößlings der ächten Rasse der berühmten Hunde vom St. Bernhardsberge, dessen Hülle im Museum der Naturgeschichte zu Bern steht, wohl nicht unschicklich seyn. Sie ist aus dem beliebten Almanach, die Alpenrosen, genommen. Ueber den großen St. Bernhard führt ein sehr betriebener, aber uralter Bergpaß aus Wallis nach Italien. In dem öden hohen Felsenthale, von mit ewigem Schnee bedeckten Felsen-Enge umschlossen, steht die höchste menschliche Wohnung in der alten Welt, das Kloster des heiligen Bernhards, 7548 Fuß übers Meer. Hier wohnen 10 bis 12 fromme Mönche, deren einziges Geschäft es ist, die Reisenden unentgeldlich zu bewirthen, und ihnen alle Hülfe angedeihen zu lassen. In den acht oder neun Monaten des Jahres, wo Schnee, Nebel, Ungewitter und Schneelauwinen den Weg sehr gefährlich machen, streifen diese Geistlichen oder ihre Diener täglich umher, um Verirrte aufzusuchen, oder Versunkene zu retten. Schon viele Jahre her bedienen sie sich zur Rettung der Verunglückten auch besonders abgerichteter Hunde. Es ist wahrscheinlich eine Mittelrasse von dem englischen Dogge und dem spanischen großen Wachtelhund, welche ein neapolitanischer Graf Mazzini, von einer nordischen Reise mitgebracht, und dem Kloster geschenkt haben soll, und die sich in der Folge mit Wallisischen Schäferhunden vermischten. Diese Hunde gehen entweder allein aus, oder werden von den Mönchen mitgenommen. Sobald der Hund einen solchen Unglücklichen ausgewittert hat, kehrt er in pfeilschnellem Laufe zu seinem Herrn zurück, und giebt durch Bellen, Wedeln und unruhige Sprünge seine gemachte Entdeckung kund. Dann wendet er um, immer znrücksehend, ob man ihm auch nachfolge, und führt seinen Herrn nach der Stelle hin, wo der Verunglückte liegt. Oft hängt man diesen Hunden ein Fläschchen mit Branntwein oder andern stärkenden Getränken, und ein Körbchen mit Brod um den Hals, um es einem schwachen, ermüdeten Wanderer, der nicht mehr weiter konnte, zur Erquickung und Stärkung darzubieten. Ein solcher Hund war Barry, dessen Abbildung nach der Natur Taf. 73. zu sehen ist. Zwölf Jahre lang war er unermüdet, thätig und treu im Dienst der Menschheit, und er allein hat in seinem Leben mehr als vierzig Menschen gerettet. Der Eifer, den er hierbey bewies, war außerordentlich. Nie ließ er sich an seinen Dienst mahnen. Sobald der Himmel sich bedeckte, Nebel sich einstellten, oder die gefährlichen Schneegestöber sich von Weitem zeigten, so hielt ihn nichts mehr im Kloster zurück; nun strich er rastlos und bellend umher, und ermüdetete nicht, immer und immer wieder nach den gefährlichen Stellen zurückzukehren, und zu sehen, ob er nicht einen Sinkenden halten, oder einen Vergrabenen hervorscharren könne, und konnte er nicht helfen, so setzte er in ungeheuren Sprüngen nach dem Kloster hin, und holte Hülfe herbey. Als er kraftlos und alt war, sandte ihn der würdige Prior nach Bern, wo er starb, und in das Museum aufgestellt wurde. Seine treuen Dienste, welche das Leben so vieler Menschen retteten, verdienen geschichtlicher Erwähnung, und daß er nicht so bald vergessen werde.

Taf. 74. Der Hund von Neuholland. Canis Dingo.

Chien de la nouvelle Hollande.

Größe und Gestalt des Hirtenhundes. Der Kopf aber nähert ihn den Fleischerhunden. Der Pelz ist sehr dicht; der Schwanz stark behaart. Die Haare am Körper sind, wie bey Thieren, welche in kältern Klimaten leben, von doppelter Art: die einen kurz, fein, wollig und von grauer Farbe; diese bedecken unmittelbar die Haut. Die andern sind länger, gröber, glatt, bedecken die andern, und geben so dem Pelz seine Farbe. Die obern Theile, Kopf, Hals, Rücken und Schwanz sind dunkelfalb; Seiten, Unterhals und Brust etwas blasser; alle untern Theile des Körpers, das Innere der Schenkel und die Schnauze sind weißlich. Der Schwanz hat achtzehn Wirbel.

Länge von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 2 Fuß 5 Zoll.

Seine Augen haben runde Pupillen; er gehört daher zu den Taghunden.

Die Bewegungen dieses Hundes sind sehr lebhaft, und seine Thätigkeit ist sehr groß, wenn er frey ist. Dagegen schläft er wieder sehr viel.

Seine Muskelstärke übertrifft um vieles diejenige unserer Haushunde von derselben Größe. Bey seinen Bewegungen trägt er den Schwanz horizontal erhoben, ist er aber aufmerksam, so hält er ihn niedrig. Im Laufe trägt er den Kopf hoch, die Ohren gerade vorwärts gerichtet. Seine Sinne scheinen sehr fein zu seyn; aber was in Erstaunen setzen muß, ist, daß er nicht schwimmen kann, und daß er, wenn er ins Wasser geworfen wird, sich zwar maschinenmäßig wehrt, aber keine gehörigen Bewegungen macht, sich oben auf dem Wasser zu erhalten, obgleich er vollkommen zum Schwimmen, wie andere Hunde, gebildet ist.

Durch keine Strafe kann man seine Begierde nach Fleisch bändigen, oder seinen Hang zum Stählen aufheben. Mit Unbekannten ist er nicht gesellig. Ein in Paris lebendig gehaltener war so kühn, daß er, ohne sich im Mindesten zu besinnen, die größten Hunde angriff, und brummend sich auf die Behälter stürzte, worin Löwen, Jaguars oder Bären aufbewahrt wurden. Ein anderer, welcher in England war, fiel alle Thiere an, und hätte einen Esel getödtet, wenn man diesem nicht zu Hilfe gekommen wäre. Die Gegenwart der Menschen legt seinen Leidenschaften keinen Zaum an, er fällt jede Person an, welche ihm mißfällt, besonders Kinder, ohne irgend einen scheinbaren Grund. Es scheint daher wirklich wahr zu seyn, daß er bey der Landung der Engländer in Port-Jackson einen großen Haß gegen sie äußerte. Durch seinen Ernährer und Besorger läßt er sich zwar führen, aber er gehorcht ihm nicht, er hört durchaus nicht auf seinen Ruf, und Schläge bringen ihn auf. Derjenige in Paris zeigte besondere Vorliebe für denjenigen, der ihm am öftersten die Freyheit gab; er erkannte ihn von Weitem, und bezeugte seine Freude durch Sprünge, und rief ihn durch eine Art von Gewinsel, wie andere Hunde es thun. War er frey, so sprang er schnell fünf bis sechsmal um sein Gefängniß, und kam dann zu seinem Herrn zurück, dem er einige Zeichen seiner Anhänglichkeit gab, indem er lebhaft an ihn aufsprang und die Hand leckte. Er schien sich besonders an einzelne Personen zu gewöhnen, daher scheint es auch sehr wahr, daß sie an ihren Herrn sehr treu hängen. Wenn aber auch dies Thier schmeichelt, so geschieht es nicht, wie bey unsern Hunden, um wieder geschmeichelt zu werden, es leidet es zwar, sucht aber diese Schmeicheleyen nicht. Sein Blick ist ohne alle Fröhlichkeit; seinen Zorn bezeichnet er durch drey oder viermaliges undeutliches Bellen; dies ausgenommen, ist er sehr stille. Er hat keinen Sinn für das Eigenthum seines Herrn, wie der Haushund, und bemächtigt sich alles dessen, was er erhaschen kann. Auf Geflügel wirft er sich mit Wuth, und verläßt sich nur auf seine Kraft, um sich Nahrung zu verschaffen.

Die armen nackten Wilden Neu-Hollands, welche unter allen Völkern der Erde am wenigsten Cultur hatten, und sich bis jetzt noch nicht weiter civilisiren liessen, wählten sich dennoch dieses Thier zum Gesellschafter, und theilen mit ihm seine Beute. Nirgends fand man ihn wild in Neu-Holland. Rohes und frisches Fleisch ist seine Lieblingsnahrung. Fische verschmäht er, selbst im Hunger; dagegen frißt er Brod und liebt Süßigkeiten.

Die Begattungszeit trat in Europa im Sommer ein, und zwar nur einmal jährlich. Da nun unser Sommer mit dem Winter Neu-Hollands zusammen trifft, so trifft die Begattungszeit mit derjenigen unserer Hunde in der Jahrszeit überein.

Die Hündin, welche in Paris lebte, begattete sich mit einem europäischen Hunde, wurde aber nicht trächtig.

Die Naturgeschichte dieses Thiers, so weit wir sie kennen, beweist genügend, daß der Dingo nicht blos eine eigene Hunderasse, sondern wirklich eine eigene Art sey, welche einzig in Neu-Holland lebte, und diesem Lande eingeboren ist. Seine moralischen Eigenschaften entfernen ihn eben so sehr von unsern Haushunden, als der Bewohner von Neu-Holland von dem Zustand der höhern Civilisation des Europäers entfernt ist, und entfernt zu bleiben scheint. Kaum möchte es gelingen diesen Hund lenkbarer zu machen. Sein Character ist zu verschieden von dem unsers Hundes, und seine Hirnorganisation scheint ein unübersteigliches Hinderniß größerer Entwickelung zu seyn. Sollte man aber glauben, er könne systematisch nicht von den übrigen Rassen der Haushunde getrennt werden, so gehört er ohne Zweifel unter die erste Abtheilung, welche die Fleischerhunde enthält.

(Abbildung nach White.)

Taf. 74.

Der Wolf. Canis Lupus.

Le Loup.

Schwanz gerade, Pelz graugelb, an den Vorderbeinen der Alten ein schwarzer Streif. Der Kopf dick und ablang, mit spitziger Schnauze endigend. An Größe und Gestalt gleicht er dem Fleischerhunde mehr als irgend eine andere Rasse, aber der Körper ist dicker, die Beine kürzer, der Schedel breiter, die Stirne niedriger, die Schnauze kürzer, die Augen weiter von einander entfernt, die Oeffnung der Augenlieder schiefer, die Ohren kürzer und gerader, der Schwanz dicht behaart, lang und geradeaus stehend oder hängend. Die Haare des Pelzes sind an der Wurzel weiß, dann schwarz, dann wieder weiß und rostfarb, und an der Spitze schwarz. Die Haare um die Ohren, am Hals, den Hinterbacken und am Schwanze sind länger als die andern. Alle diese Haare sind stark und hart, und bedecken kürzere, wollige, weichere Haare von grauer Farbe. Die Schnauze ist schwarz. Bey den alten Wölfen wird das Haar bedeutend heller.

Länge von der Schnauze bis zum Schwanz 3 Fuß 7 Zoll; des Schwanzes 1 Fuß 5 Zoll; Schulterhöhe 2 Fuß 5 Zoll, Kreuzhöhe 2 Fuß 3 Zoll. Gewicht 70—80 Pfund.

Der Wolf ist von Egypten an über ganz Europa bis nach Lappland und in Nordamerika und Nordasien verbreitet, und ist in Grönland selbst im Winter bis zum 70 Grade anzutreffen. In England und Irrland ist er gänzlich vertilgt.

In Europa ist er allenthalben anzutreffen, wo es noch große Wälder giebt. Er lebt einsam, und geht nur des Nachts aus den Waldungen, um zu rauben. Er ist das furchtbarste und gefräßigste Raubthier von Europa, und gehört zu den Thieren, welche selbst die kalten und unfruchtbaren Polarländer bewohnen. Er geht wahrscheinlich eben so weit nördlich als der Polarbär, und kann die furchtbarste Kälte aushalten. Fischer, Reisegefährte des Capitains Parry, bemerkte Wölfe in den kältesten und dunkelsten Nächten der Polargegenden. Sie waren immer thätig, und solche Nächte schienen am besten zu ihren Raubzügen zu passen. Sie näherten sich den eingefrornen Schiffen so sehr, daß sie, ungeachtet der Finsterniß, gesehen werden konnten. Selbst der strengste Winter zwingt sie nicht die Polargegenden zu verlassen, und nicht weniger als dreyzehn blieben in der Gegend des Schiffs, bis auch der letzte von ihnen getödtet worden war. Freilich können sie nur in der Nähe menschlicher Wohnungen in dieser Jahrszeit, wo die andern Thiere fast alle verschwunden sind, noch einige Nahrung finden. Sie rauben daher Kinder und Hunde der Esquimaux.

Die Sinnen des Wolfes sind vortrefflich, vorzüglich der Geruch, der demjenigen des Hundes in nichts nachsteht. Wie der Hund verfolgt er das Wild laufend und ermüdet es, wo es ihm dann leicht zur Beute wird. Er ist übrigens tölpisch, furchtsam, bedächtlich, listig und mißtrauisch, doch weniger listig als der Fuchs. Nur der Hunger macht ihn dreist und fürchterlich. Einzeln greift er selten Menschen an, und dann eher Weiber und Kinder als erwachsene Männer. Ist der Hunger aber groß, so wird er sehr kühn, er wagt sich selbst in die Dörfer, und trotzt allen Gefahren, da er sonst für sein Leben sehr besorgt ist. Zur Begattungszeit, und auch zuweilen außer derselben, sieht man ein Paar Wölfe, Männchen und Weibchen, zusammen auf Raub ausgehen. Dann stellt sich der eine an den Ort, wo wahrscheinlich das Wild vorbeykommen muß, der andere hingegen treibt ihm dasselbe zu. Man will mehrmal bemerkt haben, daß sich ein Wolf einer Schaafheerde näherte, und den Schäferhund reizte, ihm nachzulaufen, indem er sogleich die Flucht ergriff; während nun der Hund auf der Verfolgung war, fiel ein anderer in die Heerde, und eilte mit einem Hammel davon, den er nachher mit seinem Gefährten, der ihn bald auffand, theilte. Erfahrne Schäfer lassen daher ihre Hunde den Wolf nicht verfolgen.

Wider die Natur anderer Raubthiere versammeln sich die Wölfe in ganzen Truppen, und greifen vereinigt Menschen und Thiere an. In Polen, Rußland und in den kalten Ländern, wo es noch viele Wölfe giebt, ist es ihrentwegen im Winter oft gefährlich zu reisen, und man hat viele Beyspiele, daß Pferde vor Schlitten und Wagen von Wölfen angefallen, und selbst die Reisenden, ungeachtet ihrer Gegenwehr unterlagen, und aufgefressen wurden. Pferdefleisch liebt der Wolf sehr, und eines einzelnen Pferdes bemeistert er sich oft ziemlich leicht. Nie greift er ein solches von hinten an, weil er das Ausschlagen fürchtet, sondern im Nacken. Sind aber mehrere Pferde

beysammen, und frey, so vertheidigen sie sich gemeinschaftlich, und weisen, indem sie die Köpfe zusammenstellen, dem Wolfe allenthalben den Hintern, so daß er nicht anzugreifen wagt. Die Ochsen vertheidigen sich im Gegentheil gegen ihn mit den Hörnern, indem sie ebenso in einen Kreis sich stellen. Rehe, Hirschen, Elenne, Rennthiere, wilde Schweine, Hasen, vorzüglich aber Schafe machen seine Hauptbeute aus. Rennthiere und Elenne vertheidigen sich mit den Vorder- und Hinterfüßen, und letztere sind mit ihren starken Hufen im Stande, einen Wolf auf der Stelle todt zu schlagen, und das wilde Schwein kann mit seinen Hauern den Wolf gefährlich verwunden. In seinen Nackenmuskeln hat er seine gröste Kraft, und mit einem Hammel im Munde läuft er leicht und in schnellem Galopp davon. Das Aas verachtet er auch nicht, wenn es noch so stinkend ist; sein Geruch und sein Appetit wird dadurch nicht beleidigt, und sein Magen verdauet auch ganz faules Fleisch. Er ist sehr gefräßig, und mit seinen harten und schönen Zähnen zermalmt er leicht die härtsten und stärksten Knochen, welche er größtentheils, so wie der Hund verdauet. In der Noth soll er auch Frösche und Eidexen fressen. Fischer fand im Magen der in Grönland im Winter getödeten Wölfe sogar Stücke von Kleidern und Garn, welches sie wahrscheinlich im Kehrigt gefunden hatten, der aus dem Schiffe geworfen worden, und den sie nächtlich durchsuchten. Ja, in der Noth sollen sie sich unter einander selbst anfallen und auffressen, was aber wenigstens in Grönland nicht bemerkt wurde. Wohl mögen sie einen todten oder verwundeten Kameraden anbeißen und aufzehren.

Der Wolf stinkt sehr, und verbreitet einen höchst unangenehmen Geruch um sich, besonders wenn er Aas gefressen hat. Ein junger Hund, der noch keinen Wolf gesehen hat, schauert beim ersten Anblick desselben, und der Geruch ist ihm so zuwieder, daß er zitternd zwischen die Füße seines Herrn kriecht. Der Hirten- und Schäferhund hingegen sträubt das Haar wenn er den Wolf sieht, und geht mit unglaublicher Wuth auf ihn los. Siegt der Wolf, so verzehrt er den Hund, siegt aber der Hund, so läßt er den Wolf unberührt. So nahe auch beyde Thiere verwandt scheinen, so groß ist die Feindschaft zwischen Hund und Wolf, und nur in sehr seltenen Fällen besiegt der Geschlechtstrieb diese Feindschaft für kurze Zeit. Außerdem kämpfen beyde Thierarten jedesmal aufs erbitterste mit einander, und nur der Tod, oder die schleunige Flucht des einen, kann den Kampf beendigen.

Der Wolf heult nur, und bellt nicht, und sein Geheul ist durchdringender und fürchterlicher, als das Geheul der Hunde.

Die Brunstzeit des Wolfes fällt in den Christmonat, und dauert etwa 14 Tage. Die Wölfin ist hundert Tage trächtig, und wirft dann drey bis neun Junge im Dickigt, in einem unter Baumwurzeln selbst gescharrten Loche. Die Jungen bleiben zehn Tage blind. Die Mutter ist für sie sehr sorgsam, säugt sie fünf bis sechs Wochen, und soll sie vor dem Vater verbergen, der sie sonst auffressen würde. Der junge Wolf läßt sich leicht zahm machen, und bleibt es, so lange er jung ist; wird er aber alt, so wird er böse und gefährlich. Doch sah man schon Wölfe friedlich neben Schafen eingesperrt. Die Jungen sind weißröthlich, und in zwey Jahren aufgewachsen.

Bastarde von Hunden und Wölfen kommen zwar vor, sind aber doch sehr selten. Solche Wolfshunde sind immer sehr gierig und gefräßig, und fallen Schafe an. Sie heulen nur, ohne zu bellen; sind am Tage mehr schläfrig als des Nachts, und stehen überhaupt an Fähigkeiten dem Hunde nach.

Nur am Menschen und am Hunde hat der Wolf gefährliche Feinde; andere Thiere fürchten sich vor ihm, und unterliegen meist seinen Angriffen, wenn nicht ihre Schnelligkeit sie rettet. Der Mensch lebt immer im Kriege mit diesem gefährlichen Raubthiere, welches seiner Oekonomie so großen Schaden thut. Die Art hat sich aber in bewohnten Gegenden sehr vermindert, und ist an einigen ganz ausgerottet, wie in England. Auch soll der Wolf vielen Krankheiten unterworfen seyn, welche ihm das Leben rauben. Die vorzüglichste und gefährlichste dieser Krankheiten ist die Tollheit oder Wasserscheu, welche derselbe mit dem Hunde und andern Thieren der Gattung gemein hat. Da seine Bisse weit tiefer greifen als die des Hundes, so ist die Gefahr, welche aus dem Biß eines tollen Wolfes entsteht, weit größer als beim Hunde, und nur selten werden solche Gebissene gerettet.

Was die Alten vom medizinischen Gebrauch und Nutzen verschiedener Theile des Wolfes hielten, daran wird jetzt nicht mehr geglaubt; doch haben die Wolfszähne als Mittel gegen das beschwerliche Zahnen der Kinder, noch immer einige Anhänger gefunden. Sie werden eingefaßt, und man läßt die Kinder darauf beißen. Jeder harte Knochen thut aber gleiche Dienste.

Der Balg giebt ein treffliches und warmes Pelzwerk, um so besser, je mehr der Wolf in nordischen Gegenden lebt, und im Winter getödet worden ist.

Man fängt sie in Gruben und mit Garnen, oder erlegt sie mit dem Feuergewehr auf ordentlichen Jagden mit großen Hunden. (Abbildung nach Ridinger.)

Taf. 75. Der Jakal vom Senegal. Canis anthus.

Le chacal du Sénégal.

Der Pelz ist grau, auf dem Rücken mit einigen dunklern Flecken bestreut, unten gelblich überloffen. Der Schwanz reicht hängend bis zur Ferse, und ist rothgelb, mit einer schwarzen Längslinie an der Wurzel, und schwarzer Spitze.

Die Gestalt ist schlank und angenehm. Die Seiten und der Rücken sind schmutzig dunkelgrau, gelblich überlaufen, da die Haare schwarz und weiß geringelt und mit gelblichen untermischt sind; Hals graulich falb; Kopf und Backen rein grau; die Beine, die Schnauze, die Gegend hinter den Ohren und Schwanz falb. Das Haar auf dem Rücken und am Schwanz sehr lang, an Seiten und Hals kürzer, und sehr kurz an Kopf und Beinen.

Längs von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 1 Fuß 9 Zoll; des Schwanzes 10 Zoll. Mittlere Höhe des Rückens 1 Fuß 3 Zoll.

Man findet diesen Jakal, welcher sich von dem indischen Jakal und dem kapischen bestimmt unterscheidet, am Senegal, und vermuthlich in allen dem Senegal nahe liegenden Theilen Afrika's. Wie weit er sich aber verbreitet ist unbekannt, da er bis jetzt mit dem kapischen Jakal verwechselt worden ist.

Aus eben dieser Ursache der Verwechselung mit den verwandten Arten kennt man auch von seinen Sitten sehr wenig. Das ganze Betragen dieses Thiers ist dem des Hundes sehr ähnlich, besonders auch der Gang. Den Schwanz trägt er halb hängend; in Furcht gesetzt aber nimmt er ihn zwischen die Beine, wie der Hund, und weist die Zähne. Dieß zeigt indessen keinen Zorn an, wie man bey einem zahmen bemerkte. Sobald man ihm rief, näherte er sich, und leckte die Hand. Seine Stimme ist ziemlich sanft, und besteht in einem langen Ton, und nicht in einem Gebelle, wie beim indischen Jakal. Wenn er etwas zu haben wünscht, so ist seine Stimme ein sanftes Winseln, wie beim jungen Hund, und wenn er andere Thiere schreyen hört, so schreyt er selbst. Er verbreitet einen ziemlich starken Geruch, aber bey weitem nicht so stark, wie der indische Jakal. Ob er auch in Truppen geht, wie der Jakal, weiß man nicht genau.

Die spitzige Schnauze, die schlanken Beine, und die meist aufgerichteten Ohren, geben ihm ein munteres und angenehmes Ansehen, und er kommt dem Windhund etwas nahe.

Man hat den Jakal für eine der Stammrassen unserer Haushunde gehalten, man könnte wohl diese Art auch darunter zählen. Die leichte Zähmbarkeit macht es gar nicht unwahrscheinlich.

Wahrscheinlich lebt dieses Thier in der Freyheit von Geflügel und kleinern Säugethieren, mag indeß auch wohl Schafe und Antilopen angreifen. Ob es auch Pflanzenkost genießt, ist unbekannt.

(Abbildung nach Cüvier.)

Es giebt noch zwey Arten Jakals, welche wir hier nur kurz anführen wollen, damit man sie nicht mit dem Abgebildeten verwechselt.

Der indische Jakal. Canis aureus.

Le chacal de l'Inde.

Der Pelz oben graugelblich, unten weißlich; der Schwanz kurz, an der Spitze schwarz, buschig wie beim Fuchs. Die obern Theile, Kopf und Hals, Seiten des Bauchs, Schenkel und Aeußeres der Beine und Ohren schmutzig rothgelb; untere Theile und Seiten der Unterkinnlade, Spitze der Oberlippe, Bauch, Inneres der

Schenkel, Rücken und Seiten des Körpers bis aufs Kreuz graugelblich, scharf geschieden von den umgebenden Theilen. Schwanz falb und schwärzlich, besonders letzteres an der Spitze.

Die Länge von der Schnauze bis zum After 2 Fuß 7 Zoll, des Schwanzes 7 Zoll. Die Höhe des Rückens 1 Fuß.

Dieser Jakal bewohnt die warmen Gegenden der alten Welt, in Afrika, vom Kap an bis in die Barbarey. In Asien, Syrien, Persien und den ganzen mittäglichen Theil dieses Welttheils.

Dieser Jakal ist ein sehr geselliges Thier, und geht wieder die Art anderer Raubthiere in Schaaren. Er hat eine große Aehnlichkeit mit dem Fuchse, aber der Kopf ist kürzer, die Schnauze stumpfer, die Beine länger.

Alle Reisende in den Gegenden seines weitverbreiteten Vaterlandes sprechen von seiner Gefräßigkeit, von seinen Räubereyen, und von dem unerträglichen Lärm und Geheul, welches er des Nachts hören läßt, und dem Menschen alle Ruhe raubt. Sie bewohnen unterirdische Baue, wie der Fuchs, welche sie sich selbst graben. Neben dem Geheul bellen sie auch. Man findet sie in trockenen und nassen Gegenden, am Rande der Wüsten und in Wäldern, aber nur wo es warm ist. Sie sind listig und kühn, fallen Lämmer und Geflügel an, und thun bey den Wohnungen und in Dörfern vielen Schaden. Noch lieber als von frischen Thieren leben sie von Aas, und streiten sich mit den Hunden und Geyern um die todten Thiere, welche die Luft verpesten. Sie scharren die Leichen aus und fressen sie, auch wenn sie halb verfault sind, doch begierig. Man findet sie oft in der Nähe der Löwen und Tiger, welche ihnen wenig zu leide thun, dagegen ihnen oft einen Theil ihrer Beute überlassen. Sie folgen den Karavannen und Armeen nach, um sich an den Leichen zu sättigen.

Der Jakal läßt sich sehr leicht zahm machen, und folgt wie ein Hund seinem Herren, lernt auch seine Worte verstehen; doch bleibt er oft gegen Unbekannte furchtsam, läßt sich jedoch streicheln ohne zu beißen. Man hat dieses Thier für eine der Stammrassen unserer Hunde gehalten, sie begatten sich auch in der Gefangenschaft mit ihnen, sind wie sie der Wuth unterworfen, leben wie die verwilderten Hunde in Schaaren, und verfolgen ihre Beute gemeinsam; allein sie verbreiten einen unausstehlichen Geruch, welcher sie als Begleiter des Menschen sehr unangenehm machen würde. Es läßt sich daher nicht begreifen, daß diese Eigenschaft, welche sie mit dem Wolf und Fuchs gemein haben, sich durch Fortpflanzung und Versetzung in andere Klimate verloren hätte. Dieses macht daher jene Meinung höchst unwahrscheinlich, um so mehr als diese Thiere warme Klimate vorzüglich nöthig zu haben scheinen. Die Füchse, welche Simson nach der Erzählung der Bibel gefangen haben soll, um damit das Getreide der Philister anzuzünden, indem er ihnen Feuerbrände an die Schwänze hieng, sind solche Jakals gewesen.

So bekannt auch der Jakal in gewisser Hinsicht ist, so ist doch noch viel von seinen Sitten im wilden Zustand unbekannt, und namentlich auch die Art der Fortpflanzung und die Zahl der Jungen, welche indeß sich wahrscheinlich auf drey bis vier beläuft.

Der Jakal vom Cap. Canis mesomelas bildet eine dritte Art, welche sich dadurch auszeichnet, daß von den Schultern an, über den Rücken bis zur Schwanzwurzel ein grauschwarzer dreyeckiger Fleck sich bildet. Die Seiten sind rostroth, Brust und Bauch weiß, und der Schwanz reicht bis an die Erde. Man findet diesen Jakal am Vorgebirge der guten Hoffnung. In seinem Betragen gleicht er den andern beyden Arten.

Der Fuchs. Canis Vulpes.

Le renard commun.

Pelz oben rothgelb, unten weiß; die Gegend hinter den Ohren schwarz; der Schwanz sehr dicht behaart, mit weißlicher Spitze.

Die Schnauze spitzig, außerdem der Kopf ziemlich dick; Stirn glatt; Ohren gerade, spitz. Der Schwanz lang, berührt im Gehen die Erde; seine Farbe mehr oder minder dunkelfalb; die Füße vorn dunkelbraun.

Am Obertheil des Schwanzes, ungefähr anderthalb Zoll von der Wurzel sitzt eine Drüse, welche die Jäger Viole nennen, indem sie eine geronnene Fettigkeit enthält, welche sehr stark veilchenartig riecht, und die umstehenden borstenartigen Haare hochgelb färbt. Daneben stinkt der Fuchs unerträglich.

Länge von der Spitze der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 2 Fuß 3½ Zoll, des Schwanzes 1 Fuß 4 Zoll.

Als Spielarten des Fuchses sind anzusehen:

Der Brandfuchs oder Rothfuchs. Er ist etwas kleiner, die Haare dünkler, gleichsam brennend roth; die Schwanzspitze schwarz; Füße schwarz.

Der Creuzfuchs (Canis alopex) mit weißgelblichen Haaren, gemischt mit vielen schwarzen Haaren, besonders auf dem Rücken und den Schultern, wo sie ein schwarzes Creuz bilden.

Die Verbreitung des Fuchses geht über ganz Europa, und das nördliche Asien. In Nordamerika wird er durch den rothen Fuchs ersetzt.

Der Fuchs bewohnt die Waldungen, welche in der Nähe menschlicher Wohnungen liegen, und legt hier seinen Bau an. Dieser ist gewöhnlich in dem Vorholze eines Waldes, oder in einem Gebüsche auf dem Felde, oder unter dem Abhange eines Berges, meist nicht weit von einem Bauernhofe. Gewöhnlich sucht er einen Baum auf, dessen Wurzeln ziemlich blos stehen. Unter diesen Wurzeln gräbt er sich ein. Er hat dabey den doppelten Vortheil; einmal daß der Bau nicht leicht nachfällt, weil er von den Wurzeln gehalten wird; und zweytens, daß er dadurch das Nachgraben der Menschen sehr erschwert. Ein solcher Bau hat oft 50 Fuß im Umfang und eine Tiefe von 6 Fuß. Die äußern Oeffnungen führen in ziemlich lange sich kreuzende Gänge, welche alle mit einander Gemeinschaft haben. In der Tiefe liegen die eigentlichen Wohnkammern oder der Kessel. Ein Ausgang geht gewöhnlich gerade in die Höhe, und endigt in einem dicken Busche. In diesen stürzt er sich bey Gefahr. Junge Füchse bauen auch wohl in ebenen freyen Kornfeldern; man nennt solche Bau-Nothbaue.

Oft bemüht sich der Fuchs nicht so weit, einen eigenen Bau zu graben, sondern er vertreibt einen Dachs aus dem seinigen, und richtet ihn nach seinem Bedürfnisse ein. Den Dachs vertreibt er dadurch, daß er seinen stinkenden Urin und Koth in den Dachsbau läßt; so wird der Bewohner durch den Gestank gezwungen, seine Wohnung zu verlassen.

Die Nahrung sucht der Fuchs aus dem Thier- und Pflanzenreich. Er frißt Eyer, Milch, Käse, Obst, Honig, besonders aber gern Weintrauben, wovon er sehr fett werden soll. Aus dem Thierreich frißt er alles was er bezwingen kann. Zahmes und wildes Geflügel, Gänse, Enten, Auer-, Birk-, Hasel- und Haushühner, Wachteln, Lerchen. Aber auch junge Lämmer, Hasen, Kaninchen, Hamster, Mäuse. Selbst der stachelige Igel ist nicht vor ihm sicher, er bepißt ihn so lange, bis er sich öffnet und er ihn fassen kann. Kurz es ist kein Thier auf dem Felde, kein auf der Erde brütender Vogel vor ihm sicher. Schlangen und Eidexen verschmäht er nicht einmal, und kann er Fische erhalten, so sind sie ihm eben so lieb als Frösche und Krebse. Auch Heuschrecken, Käfer, Schnecken und Regenwürmer genießt er in der Noth. Im Winter geht er dem Aas nach und wird dabey oft geschossen.

An intellectuellen Fähigkeiten steht er keinem Säugethier nach. Seine Schlauheit und List sind zum Sprichwort geworden. Wenn man auch das abrechnet, was die Jäger durch übertriebene Sagen vergrößert haben, so bleibt er immer noch eines der listigsten Thiere. In der Nähe seines Baues raubt er niemals, dagegen schleicht er im Getreide nahe an den Höfen umher, um die sich etwa nähernden Hühner zu überraschen. Ein Fuchs, der einmal im Eisen gewesen ist, oder den das zuschlagende Eisen nicht gefaßt hat, wird sich wohl hüten, demselben nahe zu kommen. Hat sich aber ein Kaninchen oder ein anderes Thier darin gefangen, so greift er ohne Furcht zu, und löst es aus. Wenn man alle Ausgänge eines Fuchsbaues mit Fallen besetzt, so wittert es der Fuchs bald, und leidet lieber den grausamsten Hunger, ehe er herausgeht. Man hat Beyspiele, daß es einige in ihrem Bau 14 Tage ausgehalten haben, bis sie der übermäßige Hunger trieb, sich wüthend in die Fallen zu stürzen.

Sein Geruch ist vortrefflich und er wittert das Wild sehr weit, aber auch den Menschen, daher er dem Jäger nicht zu nahe kommt. Bey einem Treibjagen schleicht er durch die Gebüsche, und hält den Kopf immer schief seitwärts nach der Gegend hin, wo die Treiber rauschen. Er hebt die Füße hoch, und tritt leise auf. Zieht sich das Geräusch tiefer ins Holz, so steht er still, horcht, und kehrt auch wohl wieder um. Nie lauft er nach seinem Baue wenn er gejagt wird, um solchen nicht zu entdecken. Oft aber vergißt er auch die Witterung auf der den Treibern entgegengesetzten Seite zu nehmen, und kommt den Jägern auf dem Anstand zum Schuß.

Er horcht auf das Krähen der Hähne und auf das Gegacker der Hühner, er wittert sie in großen Entfernungen aus, und wählt die Zeit zum Raube mit großer Beurtheilungskraft. Behutsam schleicht er vorwärts, und verbirgt seine Fährte. Kann er über eine Mauer springen, oder unter einem Zaune wegkommen, so richtet er auf dem Hofe große Verheerungen an, tödtet alles Federvieh und schleppt davon weg so viel er kann. Alles dies thut er des Nachts, und ist schon vor Tage wieder in seinem Bau. Im Herbst nimmt er die Vogelschneüßen aus, und beraubt sie der gefangenen Vögel.

Im Winter benutzt man seine Begierde nach Aas, und schleppt entweder eine Katze oder ein anderes todtes Thier, oder Theile desselben z. B. von Pferden, an einen gelegenen Ort im Walde, besonders bey hellen Mondscheinnächten. Auf einem benachbarten Baume wird ein hölzernes Häuschen angebracht, in welchem der Jäger lauert. Der Fuchs kann die Witterung des Jägers nicht haben, weil solche über ihm durchgeht. Man nennt dies die Jägerkanzel. Der Fuchs wittert das Aas, und kommt nun leise und behutsam angeschlichen, geht in weitem Kreise um den todten Körper herum, und wittert mit der Nase zugleich nach allen Seiten. Oft geht er wieder zurück, kommt aber wieder, und springt bald rechts, bald links, bis er versichert ist, daß das Thier wirklich todt ist, und keine Gefahr vorhanden sey. Er stellt seine Geduld auf die stärkste Probe, ehe er anbeißt, aber auch diejenige des Jägers muß nicht ermüden, denn dieser muß oft tüchtig frieren, ehe er seinen Schuß anbringen kann.

Die höchste Probe von der List des Fuchses ist wohl die: Ein Arzt hatte einen Fuchs, der so zahm war, daß er den ganzen Tag frey herumlief und keinem Thier was zu leide that; er gieng auch in den Wald und kam wieder. Des Nachts wurde er an eine Kette gelegt. Einmal war sein Halsband zu weit, er streifte es ab, und gieng in die Nachbarschaft, um Hühner zu stehlen, kam aber vor Tag wieder zurück und kroch in sein Halsband. Dies trieb er mehrere Nächte, und da man ihn jeden Morgen an der Kette fand, so gieng er lange ungestraft aus, bis man endlich aufpaßte und seine List entdeckte.

Man hat indeß auch zuviel von seiner List erzählt, und eine Fabel mag es wohl seyn, welche Pontoppidan erzählt, daß er, um die Flöhe zu vertreiben, langsam ins Wasser gehe, indem er einen Wisch Heu oder trockenes Moos in den Mund nehme, und so die Flöhe nach und nach gegen den Kopf hin treibe, bis sie endlich, wenn er nur noch die Nase aus dem Wasser strecke, auf das Moos sich flüchten, welches er dann den Wellen übergebe.

Die Stimme besteht in einem hellen Gekläffe, welches man auch Bellen nennt. Dieses läßt er besonders bey kalter Witterung und bey Witterungsveränderungen hören, oft artet dieses Gekläffe in ein lautes Geschrey aus.

Ganz jung eingefangen kann man den Fuchs zuweilen so zahm machen, daß er seinem Herrn aufs Wort folgt, gegen ihn mit dem Schwanz wädelt, und überhaupt ganz vertraut wird wie ein Hund. Allein meist bleibt er gegen Fremde furchtsam und mißtrauisch, doch hat man Beyspiele, daß Füchse ihren Herrn wie Hunde allenthalben hin nachfolgten, sogar mit auf die Jagd giengen.

Beyde Geschlechter bleiben oft das ganze Jahr durch beysammen. Die Begattungszeit aber fällt in das Ende des Januars und den Anfang des Februars. Dann hört man jenes Kläffen häufig und macht oft den falschen Schluß auf Witterungsveränderung. Oft kommen mehrere Füchse zusammen, ohne sich jedoch dabey, wie die Hunde, zu balgen.

Während der Paarzeit hält sich die Füchsin sehr eingezogen in ihrem Bau. Sie ist 60 Tage oder 9 Wochen trächtig, und wirft gewöhnlich Ende Aprils oder Anfang Mays drey bis neun Junge, niemals unter drey. Vorher wird ein neuer Bau gegraben, welcher tiefer ist als gewöhnlich, und der Lagerplatz wird mit dem weichsten Moos und mit Haaren der Mutter, welche sie sich unter dem Bauche ausreißt, belegt.

Die Jungen bleiben vierzehn Tage blind. Nach vier Wochen führt die Mutter sie schon vor den Bau, und säugt sie an der Sonne. Beyde Eltern tragen ihnen bald lebendes Wild oder Vögel zu, womit sie spielen. Die Eltern selbst spielen mit und machen wie die Jungen die posierlichsten Sprünge. Die Mutter ist sehr treu gegen die Jungen, und trägt sie bey Gefahr schnell in einen andern Bau. In achtzehn Monaten ist der Fuchs erwachsen.

Man hat mehrere doch sehr seltene Beyspiele, daß Füchse sich mit Hunden gepaart haben; dies geschah hauptsächlich bey gezähmten und mit Hunden vertrauter lebenden Füchsen. Diese Verbastardung ist aber auf jeden Fall

viel seltener als die des Hundes mit dem Wolf. Doch bemerkt man, daß jagende Hunde besonders zur Brunstzeit einer Füchsinn nichts thun.

Der allzugroßen Vermehrung der Füchse, welche der Wildbahn sehr schädlich sind, hat die Natur Schranken gesetzt, indem viele an der Räude sterben, welche oft epidemisch an einem Ort herrscht, so daß die meisten Füchse dieser Gegend zu Grunde gehen. Auch die wahre Hundswuth ist bey den Füchsen nicht selten, und besonders seit einigen Jahren, wo in einem großen Theil von Deutschland und der Schweiz eine Krankheit unter den Füchsen herrscht, wobey sie wie dumm in die Dörfer kommen, mit den Hunden, welche sie sonst sehr fürchten, sich herumbalgen, Menschen und Vieh anfallen, oft aber auch sich leicht todt schlagen lassen. Die Krankheit scheint verschiedene Grade zu haben, und nicht immer sich allein durch Beißen zu zeigen, sondern auch durch eine Art von Verrücktheit, wenn man es so nennen darf, wobey sie keine Gefahr scheuen. Gar oft werden solche gebissene Menschen und Thiere von der Wasserscheue befallen, wenn nicht schnell geholfen wird. Ganze Gegenden sterben oft an Füchsen aus, welche man todt in den Wäldern findet.

So schädlich auf der einen Seite der Fuchs für das Wild ist, so ist er auch wieder durch Vertilgung von Hamstern, Mäusen, Schnecken, Käfern, und dann besonders durch seinen Balg nützlich, welcher im Winter ein vortreffliches Pelzwerk abgiebt.

Die Arzneymittel, welche man ehemahls vom Fuchse angewiesen hat, Lunge, Leber u. s. w. sind mit Recht ganz außer Gebrauch gekommen, da die Wirkung aller nur auf Aberglauben beruhet.

(Abbildung nach der Natur.)

Taf. 76. Der dreyfärbige Fuchs. Canis cinereo argentatus.

Le Renard tricolor.

Der obere Theil des Körpers ist grauschwarz, der Kopf grau falb; Ohren und Seitentheil des Halses lebhaft rostfarb; Gurgel und Backen weiß; untere Kinnlade schwarz; Bauch und Schwanz falb, letzterer schwarz überlaufen, die Spitze sammetschwarz. Die Stelle zwischen den Augen ist weißlich, mit einer schwarzen Längslinie, welche auf der Stirn auslauft. Unter den Augen ist ein dunkler Fleck, der sich auf Hals und Backen ausbreitet. Die Gurgel ist weiß. Die Ohren inwendig weiß, auswendig rostfarb, grau gerändelt. Seiten des Körpers rostroth, am Bauche ins Falbe übergehend; diese Farbe ist sehr verschieden von der des Rückens. Vorderbeine außen rostfarb, inwendig heller; Hinterbeine außen rothgrau, inwendig rostfarb, mit einer weißen Linie. Schwanz sehr dick, mit fast drey Zoll langen Haaren, von schwarz, weiß und falber Farbe.

Länge 2 Fuß 2 Zoll; der Schwanzknochen 1 Fuß 1 Zoll.

Dieser Fuchs lebt in einem großen Theil von Nordamerika. Mat hat auch geglaubt, der Agouarachay des Herrn Azara sey dieselbe Art, also müsse er sich auch in Paraguay finden; allein so ähnlich beyde Thiere sich auch seyn mögen, so könnte nur die genaueste Vergleichung in der Natur diese Identität bestimmen, da eine so weite Verbreitung über den Aequator hinaus südlich bis Paraguay sehr merkwürdig wäre, obschon auch behauptet wird, der Waschbär von Paraguay sey mit dem nordamerikanischen ein Thier. Lassen wir die Sache vor der Hand auf sich beruhen.

Von den Sitten dieses Thieres in seinem freyen Zustand weiß man nichts, als was Azara erzählt. Er lebt in Paraguay in dichten Gebüschen, oder in den südlichen Ebenen von Buenos-Ayres in den Höhlen der Vizcachien. Jung eingefangen läßt er sich so zahm machen, wie ein Hund. Er kennt die Personen, welche ins Haus gehören, spielt mit seinem Meister mit eben so viel Zeichen der Anhänglichkeit, wie der Hund. Kommt ein Hund ins Haus, so sträubt er das Haar, bellt und droht ihm, ohne ihn jedoch zu beißen. Mit den Hunden im Hause lebt er friedlich, und spielt sehr gern mit ihnen. Er folgt dem Ruf seines Herrn, schläft aber fast immer am Tage. Des Nachts aber durchstöbert er das ganze Haus, und kann er wegkommen, so lauft er im ganzen Ort herum, und sucht Eier und Geflügel, welches er nicht verschont, wo er es immer erhaschen kann. Uebrigens ist er ungelehrig, und selbst auf Schläge giebt er wenig acht, und empfängt sie brummend.

Seine bellende Stimme ist gurgelnd, und tönt wie gua-a-a. Er soll auch Zuckerrohr und Früchte gerne fressen, und mit dem Jaguar die Beute desselben theilen. Personen, welche im Freyen übernachten, müssen ihre Nahrungsmittel wohl verwahren, sonst schleppt er sie ihnen unter dem Leibe fort. In der Gefangenschaft gewöhnt er sich an alles, was der Hund genießt. Im Laufe berührt er die Erde mit der Schwanzspitze. Der Lauf ist sehr schnell, hält aber nicht lange an. Greift man ihn an, so läßt er seinen ungemein stinkenden Urin.

Das Weibchen wirft gewöhnlich drey bis vier Junge, entweder im Gebüsche, oder in den Vizcachein Höhlen.

Er vertritt völlig die Stelle des Fuchses in Paraguay und Buenos-Ayres, und man erzählt von ihm eben die Listen, wie vom Fuchs. (Abbildung nach Cüvier.)

Die übrigen Arten der Hundegattung sind: Der schwarze Wolf. Canis Lycaon; im Norden von Europa. Der javanische Wolf. Canis javanicus; in Java. Der rothe Wolf. Canis jubatus; in Paraguay. Der mexicanische Wolf. Canis mexicanus; in Mexico und Neuspanien. Der südliche Fuchs. Canis antarcticus; Malouinische und Falklandsinseln. Der Krabbenfresser. Canis cancrivorus; in Guiana. Der brasilische Fuchs. Canis brasiliensis; Brasilien. Der Corsac. Canis corsac; in der Tartarey. Der langöhrige Fuchs. Canis megalotis; in Afria. Der Zerda. Canis Zerda; in Afrika. Der Rüppelsche Fuchs. Canis Rüppelii; in Afrika. Der Silberfuchs. Canis argentatus; in Nordamerika und Nordasien. Der graue Fuchs. Canis virginianus; in Nordamerika. Der Nilfuchs. Canis niloticus; in Egypten. Der bellende Fuchs. Canis latrans. Der schnelle Fuchs. Canis velox. Der trübfarbige Fuchs. Canis nubilus; alle drey in Nordamerika. Der Fuchs oder Hund von Sumatra. Canis sumatranus. Der bemalte Wolf. Canis pictus; aus Afrika. Der rothe amerikanische Fuchs. Canis fulvus.

14te Gatt. Zibetkthier. Viverra. Civette.

Zähne, Vorderzähne $\frac{6}{6}$, in derselben Reihe stehend. Eckzähne $\frac{1-1}{1-1}$, viel länger als die Backenzähne, von ihnen abstehend, konisch. Backenzähne $\frac{6-6}{6-6}$. Die drey ersten oben zusammen gedrückte falsche Backenzähne mit kegelförmiger Spitze; der vierte ist der größte mit dreyspitziger Schneide und einem Anhang nach innen, die beyden hintersten sind höckerige Mahlzähne, der hinterste sehr klein. Unten sind die vier vordersten zusammengedrückt, der erste klein mit einer Spitze, die andern mit drey Spitzen, der fünfte am größten mit vier Spitzen, der hinterste klein und höckerig.

Schnauze spitzig; Nase vorstehend, etwas stumpf; Zunge stachelig; Pupille ablang, nächtlich; Ohren kurz und abgerundet.

Der Körper mit langen Haaren bedeckt, welche auf dem Rücken zuweilen eine Mähne bilden. Der Schwanz lang. Brustwarzen sichtbar, entweder vier an der Brust und zwey am Bauche, oder vier am Bauche und keine an der Brust.

Zwischen Schwanz und After eine drüsigte Tasche, in welcher eine, bey einigen sehr stark riechende Feuchtigkeit abgesondert wird.

Die Füße fünfzehig, Zehen gespalten. Die Sohlen behaart. Nägel spitzig, halb in eine Scheide, wie bey den Katzen zurückziehbar.

Die Arten sind über die warmen Erdstriche der alten Welt verbreitet, und finden sich weder in Amerika, noch in Neuholland. Alle sind grau und schwarz gefleckt.

Taf. 77. Genette vom Senegal. Viverra senegalensis.

Genette du Sénégal.

Auf graugelblichem Grunde stehen schwarze Flecken. Vom Nacken lauft mitten über den Rücken eine schwarze Linie bis zum Schwanz. Eine zweyte entsteht ebenfalls am Nacken, und geht über die Schultern weg bis gegen

die Ellenbogen der Vorderbeine. Von der Rückenlinie geht eine Seitenlinie ab und lauft ebenfalls nach hinten, wird aber unterbrochen, und so bildet sich eine Reihe von Flecken, welche parallel mit der Rückenlinie lauft, und gleich unter ihr eine dritte Reihe; unter dieser bemerkt man eine Reihe runder unregelmäßig gestellter Flecken. Endlich ist der Bauch und die Hinterschenkel ebenfalls mit runden zerstreuten Flecken geziert. An der Ferse der Hinterschenkel aber ist an ihrer Außenseite ein breiter schwarzer Fleck, das Uebrige der Beine, so wie die ganzen Vorderbeine sind graugelblich. Der Schwanz hat 10 bis 12 schwarze Ringe und graugelbliche Spitze. Die Gegend hinter den Ohren ist grauröthlich; oberhalb und unterhalb der Augen steht ein weißer Fleck, der übrige Kopf ist grau schwärzlich, sowie die Schnurrbarthaare. Die Haare am Körper sind nicht besonders lang, wohl aber die am Schwanze.

Die Länge des Thieres von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel ist 1 Fuß 3 Zoll, der Schwanz mißt 1 Fuß 6 Zoll.

Diese Genette ist sehr schlank und bedeutend heller in der Grundfarbe, als bey der auch in Europa und in der ganzen Barbarey lebenden Genette. Bey dieser finden sich auch mehr Flecken, und alle vier Füße sind schwarz, so wie der untere Hinterschenkel. Die Haare auf dem Creuz bilden eine Mähne und sind struppig.

Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß die hier abgebildete senegalische Genette spezifisch von der gemeinen Genette verschieden sey.

Ueberhaupt herrscht in der Geschichte und Systematie dieser Thiere noch Verwirrung, da sie alle einander ähnlich sind. Sie gleichen in Gestalt sehr den Mardern, denen sie auch in ihrer Lebensart ähnlich sind. Sie können sich aber eben so gut von Vegetabilien erhalten, als von Fleisch, ziehen aber das Fleisch vor, wenn sie es haben können.

Sie sind nächtliche Thiere, wie ihre Augen schon anzeigen, welche ein langes Sehloch haben, und den Katzenaugen gleichen. Die Ohren sind ziemlich groß, elliptisch und mit einem kleinen Läppchen versehen, wie bey den Hunden und Katzen.

Die europäische Art, welche im südlichen Frankreich und Spanien einheimisch ist, findet sich in der Nachbarschaft der Bäche und Flüsse, mehr in niedrigen als hochliegenden Orten.

Sie fressen Vögel und ihre Eyer, Mäuse und Ratten, wahrscheinlich auch Schlangen, Eidechsen und vielleicht auch Insecten und Obst. Sie lassen sich leicht zahm machen und vertreten dann in den Häusern die Stelle der Katzen.

Die europäische Art begattete sich in Paris in der Gefangenschaft, das Weibchen brachte aber nach vier Monaten nur ein Junges, welches gleich nach der Geburt vom Männchen getödtet wurde.

Das Pelzwerk dieser Art wird wenig geschätzt, obschon es leicht und weich ist.

Die Drüsen am After sind zwar mit einer Hautfalte verbunden, bilden aber keine eigentliche Tasche. Die von diesen Drüsen abgesonderte Schmiere hat einen starken Bisamgeruch. (Abbildung nach Cüvier.)

Taf. 77. Die Civette. Viverra Civetta.

La Civette.

Auf grauem Grunde stehen schmale, querlaufende schwarze Bänder; auf der Schulter, an der Seite des Körpers und den Schenkeln sind sie breiter, und zuweilen so gekrümmt, daß sie Augenflecken bilden. Am Schwanze finden sich fünf schwarze Ringe, und das Ende des Schwanzes ist etwa 6 Zoll lang ganz schwarz. Der Hals ist weiß mit drey schwarzen Halsbändern, wovon das mittlere sehr breit ist. Die Augengegend ist schwarz, die Oberlippe weiß, ebenso die Stirn und das Innere der Ohren, der hintere Theil des Ohres aber schwarz. Ueber den Rücken lauft eine schwarze Linie mit sehr langen mähnenartigen Haaren. Alle vier Beine sind schwarz, der Bauch weiß.

Die Tasche liegt zwischen dem After und den Geschlechtstheilen und ist bey beyden Geschlechtern vorhanden. Die Spalte derselben führt in eine doppelte Höhle, in welchen zwey Drüsen sich befinden, welche aus Säckgen

bestehen. In diesen Drüsen sondert sich die stark riechende schmierige Materie ab, welche man Zibeth nennt. Jedes Säckgen hat einen Ausführgang. Alle Säckgen sind mit einer häutigen Hülle umwickelt, welche sehr gefäßreich ist, und diese Hülle ist mit einer Muskelschichte bedeckt, welche vom Schaambein entspringt, und die Drüsen zusammendrücken kann. Geschieht dies, welches von der Willkühr des Thiers abhängt, so dringt die Schmiere aus den Ausführungsgängen der Säckgen in wurmartiger Form heraus, und entleert sich in den Sack welcher im Ganzen durch eben diese Muskel zusammengezogen wird, und die Schmiere, wenn er will, ausstößt. Ueberdem findet man noch eine andere haarförmige Materie am Sacke, welche sich mit der ersten vermengt. Ueber diesen Drüsenapparat hinaus findet man zu beyden Seiten des Afters ein Loch, aus welchem eine schwärzliche, sehr stinkende Materie sich ergießt.

Die in der Tasche abgesönderte Materie heißt Zibeth. Ehemals hatte sie als Arzneymittel großen Ruf, und es war Mode, daß elegante Herren und Damen sie in den Kleidern trugen, wie man Bisam und Ambra noch jetzt braucht. Auch wird der Zibeth noch jetzt zuweilen in einige Medicamente und Parfümerien gemischt. Allein in Europa hat sich diese Mode sehr verloren, und man braucht den Zibeth fast gar nicht mehr. Ehemals brachte man ihn aus Asien und Afrika über Alexandrien und Venedig nach Europa. Wahrscheinlich kommt der Zibeth sowohl von der Civette als von dem eigentlichen Zibeththier. Die Naturgeschichte beyder Thiere ist auch so mit einander gemischt, daß es unmöglich ist, sie zu trennen.

Die Stadt Euphras in Aethiopien war ehemals der Hauptsitz des Handels mit Zibeth; es gab daselbst Kaufleute, welche bey 300 Stücke ernährten, nur um den Zibeth zu gewinnen. Man hält die Thiere in eigenen Behältern, und zieht ihnen von Zeit zu Zeit den Hinterleib gegen das Gitter, um mit einem Löffel den Zibeth aus dem Beutel herauszunehmen. Wenn man ein solches Thier zum Zorn reitzt, so verbreitet sich der Geruch viel schneller und stärker, und von selbst fallen zuweilen Massen dieser Materie von der Größe einer Haselnuß auf den Boden des Behälters.

Wozu diesen Thieren der Zibeth sowohl, als auch überhaupt der ganze Drüsenapparat am After dienen mögen, ist ganz unbekannt.

Wenn man nach dem Betragen dieser Thiere in der Gefangenschaft schließen darf, so giebt es nicht leicht trägere Thiere als die Zibeththiere. Sie schlafen fast immer, und man hat Mühe, sie zu erwecken. In dieser Hinsicht sind sie sehr von den Ichneümons verschieden, welchen sie sich in ihrem Baue sehr nähern. Fressen und schlafen füllt ihre ganze Existenz aus. In der Freyheit mag ihre Thätigkeit freylich größer seyn, aber gefangen zeigen sie außerordentlich wenig intellectuelle Fähigkeiten, und werden außerordentlich fett. Es sind nächtliche Thiere. Sie machen eine Art Zwischenglied zwischen Ichneümon, Marder und Katze. Sie leben vom Fleische kleiner Thiere, vorzüglich der Vögel und von ihren Eyern, dringen in die Hühnerhöfe und rauben die Hühner, welche sie wegschleppen. Ihren Aufenthalt wählen sie lieber in sandigen und bergigen Gegenden. Ihr Geschrey gleicht demjenigen eines zornigen Hundes.

Man findet sie in Afrika, besonders in Abyssinien. (Abbildung nach Cüvier.)

Taf. 77. Das Zibeththier. Viverra Zibetha.

Le Zibeth.

Die Grundfarbe des Pelzes ist grau. Nase, Schnauze und Stirn grau, braun und gelblich gemischt. Untere Kinnlade und unterer Theil des Ohres braun, Ohrenrand graulich; Scheitel und Oberhals schmutzig weiß, braun und schwarz gemischt. Ueber den Rücken lauft vom Nacken an eine schwarze Linie bis zur Hälfte des Schwanzes über den Rücken. Hinter den Ohren in einigem Abstande von ihrer Basis fangen drey schwarze Bänder an, und laufen parallel nach dem Hals hin, wo sie sich vereinigen. Ebenso lauft von der Rückenlinie nach den Weichen ein schwarzer Streif. Das Außere der Schenkel, Seiten der Brust und des Körpers sind mit einer großen Menge kleiner schwarzer Bänder bedeckt. Am Schwanze finden sich sieben braune und sieben weiße Ringe; die Spitze ist weiß. Das Innere der Hinterschenkel ist weißlich, Inneres der Vorderbeine aber und alle vier Füße braun. Der Beutel hat dieselbe Beschaffenheit, wie bey der Civette und die Materie ist derselben gleich.

Länge des Körpers von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 2 Fuß 5 Zoll, des Schwanzes 1 Fuß 3 Zoll; Schulterhöhe 1 Fuß 9 Linien, Kreuzhöhe 1 Fuß 1⅓ Zoll.

Das Vaterland dieses Thiers ist Ostindien und die philippinischen Inseln.

Es sind nächtliche, etwas schwerfällige Thiere, welche am Tage schlecht sehen. Ihr Raub besteht aus Vögeln, Eiern, Reptilien und süßen Früchten. Ihr Betragen ist still; reizt man sie, so knurren und schneuzen sie wie unsere Hauskatzen. (Abbildung nach Cüvier.)

Die übrigen Arten der Civetten sind: Die Fossane. Viv. fossa, Vaterland Madagascar. Die bandirte Civette. Viv. fasciata, Vaterland? Die indische Civette. Viv. indica, Indien. Die gestreifte Civette. Viv. striata, Küste Koromandel. Der Bondar. Viv. bondar, Bengalen. Die Musanga. Viv. musanga, Sumatra. Die schlanke Civette. Viv. gracilis, Java. Die Rasse. Viv. Rasse, in Java.

15te Gatt. Rollmarder. Paradoxurus. Paradoxure.

Im allgemeinen haben sie den Character der Zibeththiere von der Abtheilung der Genetten.

Der Schwanz hat die Fähigkeit, sich von unten nach oben aufzurollen, ist aber nicht greifend. An allen Füßen fünf Zehen, welche durch eine Haut vereinigt sind. Die Fußsohlen sind mit starken Höckern bedeckt, welche ganz auf dem Boden aufstehen, wenn das Thier geht. Die Nägel halb zurückziehbar.

Die Augen mit länglichter Pupille, katzenartig. Am After keine Tasche.

Diese Thiere verbinden die Marder mit den Zibeththieren und mit den Ichneümons.

In der Oberkinnlade stehen drey falsche Backenzähne und zwey Höckerzähne, unten vier falsche Backenzähne und ein Höckerzahn. Der obere Reißzahn hat eine Spitze weniger, als bey den meisten Raubthieren, wodurch das Schneidende dieses Zahns vermindert wird, so daß er fast dreyeckig erscheint. Der untere Reißzahn ist dagegen sehr dick, fast wie ein Höckerzahn.

Dieses Thier ist ein vollkommener Sohlengänger, wobey die Nägel die Erde nicht berühren, da sie fast so zurückziehbar sind, als bey den Katzen. Die Füße sind fast Schwimmfüße.

Säugewarzen sechs. Ohren kurz und abgerundet, und der Eingang des Gehörgangs ist mit einer Art von Klappe verschlossen.

Taf. 78. Der Palmen-Rollmarder. Paradoxurus typus.

La Martre des Palmiers ou le Pougouné.

Pelz schwarzgelblich, von der Seite betrachtet scheint er schwärzlich, von oben herab aber gelblich, weil die Spitze der Haare gelblich ist. Längs dem Rückgrath bemerkt man drey Reihen schwärzlicher Flecke, und einige andere an den Schenkeln. Der Schwanz, die Glieder und der Kopf sind schwarz, unter den Augen steht ein weißer Fleck, und ob denselben ein anderer, Ohrenrand schwarz, Inneres der Ohren und Füße fleischfarb.

Merkwürdig ist der Schwanz, den das Thier von der Spitze an bis zur Wurzel immer aufgerollt trägt; man kennt kein anderes Raubthier, welches diese characterische Eigenschaft hätte.

Man findet dieses Thier in der indischen Halbinsel, in Wäldern und Gebüschen.

Den Tag durch schläft es in eine Kugel gerollt, und nur mit Mühe kann man es erwecken, bey sinkendem Tage erwacht es, um zu essen und trinken; so bald es dies Geschäft gethan hat, legt es sich wieder zur Ruhe. Es ist sehr reinlich, sein Gang langsam und träge, und es scheint überhaupt gar nicht lebhaft zu seyn. Seine Stimme bestund in der Gefangenschaft nur in einem dumpfen Knurren. Es verbreitet gar keinen Geruch.

(Abbildung nach Cüvier.)

Die zweite Art, der goldfarbne Rollmarder, Paradoxurus aureus, lebt wahrscheinlich auch in Ostindien.

16te Gatt. Ichneúmon. Manguste. Herpestes. Mangouste.

Vorderzähne $\frac{6}{6}$, der zweite untere auf jeder Seite steht etwas zurück. Die Eckzähne sind stark, kurz und kegelförmig. Backenzähne $\frac{5-5}{5-5}$, bey sehr jungen Thieren 6, weil ein kleiner Zahn späterhin ausfällt. Oben sind zwey ganz konische falsche Backenzähne, auf welchen ein breiter mit Spitzen besetzter Reißzahn folgt, und hinter diesem zwey große, schmale Höckerzähne. Unten ist der dritte und vierte Zahn mit Spitzen versehen, und beide entsprechen dem obern Reißzahn; der hinterste allein ist ein Höckerzahn.

Der Körper ist schlank, und steht niedrig auf den Beinen. Der Kopf klein, die Schnauze spitzig. Die Augen können von einer Nickhaut ganz bedeckt werden. Die Ohren sind kurz und abgerundet. Die Zunge mit langen, hornartigen Stacheln besetzt. Die Füße fünfzehig, die Zehen halb mit einer Schwimmhaut verwachsen, die Nägel spitzig, halb zurückziehbar. Der Schwanz lang und spitzig. Am After eine weite einfache Tasche, in deren Hintergrund der After sich öffnet.

Der Körper mit geringelten Haaren bedeckt, welche an Kopf und Füßen kurz, am übrigen Leib lang sind.

Ihre Sitten gleichen denen der Marder; sie laufen schnell; bewohnen die Ufer der Gewässer. Leben von Ratten, Mäusen, Reptilien, Vögeln und ihren Eiern. Sie sind leicht zu zähmen.

Taf. 78. Der egyptische Ichneúmon. Herpestes Pharaonis.

Mangouste d'Egypte.

Der ganze Körper ist mit vollkommen gleichartigen langen Haaren besetzt, welche kastanienbraun und gelb geringelt sind; Füße schwarz oder dunkel kastanienbraun, ebenso die Schnauze; der Schwanz endigt mit einem Büschel sehr langer Haare, welche struppig auseinander stehen und demselben ein sehr dickes Ansehen geben. Das Haar ist grob, trocken und brüchig.

Länge von der Spitze der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 1 Fuß 6½ Zoll. Des Schwanzes 1½ Fuß.

Dieses unter dem uneigentlichen Namen der Pharaonsmaus, oder besser des Ichneúmons bekannte und durch eine einfältige Sage, als ob es den Crocodilen in den Rachen schliefe, berüchtigte Thier, ist sehr gemein im nördlichen Theil von Egypten, zwischen dem Mittelmeer und der Stadt Siout. In Oberegypten ist es hingegen sehr selten, und doch giebt es heut zu Tage dort allein noch Crocodile. Den alten Egyptern war das Thier als der grimmigste Feind aller Schlangen und Crocodile heilig, und wurde von denselben sehr verehrt. Man findet es immer in der Nähe des Nils und der Bewässerungscanäle, welche ganz Niederegypten durchziehen.

Die Lebensart des Ichneúmons gleicht sehr derjenigen der Wiesel und Iltise. Sie nähren sich von Ratten, Mäusen, Vögeln, Vogeleiern, Schlangen, Eidechsen und Crocodilseiern. Besonders soll diese Gattung ein großer Feind der Schlangen seyn, und daher wird sie auch heut zu Tage noch gern gesehen und geschont. Die Schlangen sollen sie sogleich am Nacken ergreifen und ihnen den Kopf zerbeißen. Ob es wahr sey, daß, wenn die Schlange den Ichneúmon beißt, derselbe die sogenannte Schlangenwurzel aufsuchen, dieselbe fressen und sich dadurch heilen soll, wagen wir nicht zu entscheiden. Die Sage sieht etwas fabelhaft aus. Eher kann man annehmen, daß er sich nicht an die Giftschlangen wage, dann hat er von dem Bisse auch nichts zu befürchten. Es ist den Naturforschern wohl bekannt, daß die Zahl der Giftschlangen zu den nicht giftigen sehr geringe ist, daß aber viele Schlangen für giftig gehalten werden, die es gar nicht sind. Sollte der Instinct den Ichneúmon nicht vor den giftigen warnen? Ueberhaupt ist seine Stärke zu gering, als daß er sich an größere Schlangen wagen könnte, welche freylich noch seltener giftig sind als die kleinern. Eidechsen und Crocodileier aber kann er ohne alle Gefahr fressen, aber nur etwas größere Crocodile, als solche, welche eben gerade aus dem Ey kommen, möchten ihm wohl auch zu mächtig seyn. Die große Schnelligkeit und Gewandtheit des Ichneúmons hilft ihm aber leicht, seine Beute zu erhaschen, und ihren Bewegungen auszuweichen. In der Nähe der Häuser, wo er, wie die Marder, in verlassenen Gebäuden

oder Mauerlöchern und in Dämmen wohnt, ist er eben so gefährlich für das Geflügel als der Marder, und würgt mit grimmigem Zahn, was er erhaschen kann.

So leicht man den Ichneümon zähmen kann, so leicht er sich auch an Schmeicheleyen und den Anblick der Menschen gewöhnt, und ihre Liebkosungen erwiedert, so ist er wüthend gegen alle kleinern Thiere, denen er sich bemächtigen kann. Besonders scheint er Vögel und ihre Eier allem andern vorzuziehen. Den Vögeln zerbeißt er sogleich den Schedel, und frißt sie dann mit großer Behaglichkeit.

Daß man den Ichneümon leicht zähmen und selbst als Hausthier statt den Katzen halten könne, ist schon gesagt worden, aber seine Begierde nach Geflügel macht ihn zu gefährlich, und nur einzelne Individuen werden so gehalten.

In seinen Bewegungen ist der Ichneümon sehr lebhaft, im Springen sehr behende. Im Gange setzt er nur die Spitze der Zehen auf die Erde, und nur selten auch einen Theil der Sohle. Ob er auch auf Bäume klettert, ist nirgends angeführt, aber der Bau seiner halb zurückziehbaren Klauen macht es wahrscheinlich. Geruch und Gehör sind seine vorzüglichen Sinne. Er trinkt lappend. Seine Stimme ist murmelnd und gewöhnlich nicht laut, sie wird aber scharf und anhaltend, wenn er lebhaft nach Beute strebt. Den Raub drückt er während dem Fressen auf die Erde, wie der Hund. Ist er gesättigt, so schläft er, und sucht dazu die Dunkelheit auf. Uebrigens scheint er kein ausschließlich nächtliches Thier zu seyn, und ist wenigstens in der Gefangenschaft am Tage recht munter. Im Zorne sträubt er das Haar, und sein Schwanz wird ganz rund, wie bey einer bösen Katze, und die Haare stehen senkrecht in die Höhe.

Der Ichneümon in der Gefangenschaft ist sehr reinlich, und putzt und leckt sich lange und oft. Seinen Unrath legt er in einen eigenen Winkel ab. Er soll sehr gut schwimmen, wie auch der Bau seiner Füße und sein Aufenthalt in der Nähe der Wasser andeutet. Eine Sage, die keiner Wiederlegung verdient, ist es, daß er dem schlafenden Crocodil in den Rachen krieche.

Von seiner Fortpflanzungsgeschichte ist nichts bekannt; wahrscheinlich wirft das Weibchen mehrere Junge in Löchern und Mauerrissen, wie die Marder und Wiesel. Die männlichen Geschlechtstheile öffnen sich in jene Tasche am After, in deren Hintergrund auch der After liegt.

(Die Abbildung ist nach der Menagerie des Museums.)

Die übrigen Arten der Gattung, welche Linne mit den Stinkthieren vereinigte, sind: Der Capische Ichneümon. Herpestes cafer, Südafrika. Der Vansire. Herp. Galera, Madagascar. Der javanische. Herp. javanicus, Java. Der rothe. Herp. ruber, Vaterland unbekannt. Der große. Herp. major, Vaterland unbekannt. Der Leschenaultische. Herp. Leschenaultii, Java und Indien. Der Mungos. Herp. Mungos, Ostindien. Der Edwardsische. Herp. Edwardsii, Indien.

17te Gatt. Mango. Crosarchus (Cuv.) Le Mangue.

Die Zahl der Zähne wie beim Schnarrthier; die Gestalt derselben wie beim Ichneümon, zwischen welchen Gattungen diese neue eingereihet werden muß.

Die Schnauze ist spitzig, da die Nase über die Kinnladen stark vorsteht, und in einen Rüssel ausgeht, an dessen Rand die Nasenlöcher stehen. Die Ohren sind klein, abgerundet, und merkwürdig durch zwey blätterförmige Lappen, welche stark vorstehen, einer über den andern liegen und in der Mitte der Ohrmuschel stehen. Die Zunge ist mit hornartigen Stacheln besetzt, doch nur in der Mitte, die Ränder sind weich, sie kann stark hervorgestreckt werden und sich verlängern. An allen vier Füßen sind fünf Zehen; diese sind nicht unter einander verbunden, wie bey den Ichneümons. Das Thier geht auf der ganzen Sohle, welche mit drey Höckerchen besetzt ist. Der Schwanz ist seitlich zusammengedrückt, weniger lang als bey den Ichneümons, und das Thier schleppt ihn nie am Boden, und krümmt ihn beim Gehen unterwärts.

Am After ist eine Tasche, welche eine ölige, sehr stinkende Feuchtigkeit absondert. Der After selbst ist am untern Theile der Tasche, welche unter der Schwanzwurzel ihren Sitz hat, und durch eine Art Schließmuskel geschlossen wird, so daß man nur die Afteröffnug zu sehen glaubt. Die Taschenöffnung besteht aus einer sehr gefalteten Haut, welche, wenn man sie ausdehnt, eine bedeutende Fläche bildet. Das Thier entleert diese Materie dadurch, daß er den After an harten Körpern reibt.

Taf. 78. Dunkler Mango. Crossarchus obscurus (Cuv.)

Le mangue sombre.

Die Pupille ist rund und das Auge hat eine unvollkommene Nickhaut. Der Pelz hat zweyerley Haare, welche aber beyde rauch sind. Die kürzern Wollhaare sind zahlreich, werden aber von den längern Stachelhaaren, von welchen einige bis auf 18 Linien lang sind, fast ganz bedeckt. An Kopf und Beinen sind die Haare sehr kurz. Der Schwanz scheint nur oben und unten behaart, da die Seitenhaare sich nach diesen beiden Seiten richten. Vielleicht entsteht dies daher, weil das Thier beständig auf den Schwanz sich setzt. Die Haare am Körper sind immer struppig und aufgerichtet, wie dies zum Theil auch bey den Ichneümons der Fall ist. Die Nase ist außerordentlich vorstehend und beweglich, und scheint ein feines Gefühl zu haben. Die Farbe ist ganz einfärbig braun, nur am Kopf etwas blasser und an den vordern Theilen mehr ins Gelbe sich ziehend, besonders am Halse, da die dunkelbraunen Haare eine goldgelbe Spitze haben.

Die Länge des Körpers von der Schnauze bis zum After 11½ Zoll; des Schwanzes 7 Zoll. Mittlere Höhe 5 Zoll.

Das einzig bisher bekannte Thier dieser Art kommt von der Westküste von Afrika, wahrscheinlich findet es sich südlich vom Gambiastrom.

Dieses Thier, welches in der Pariser Menagerie lebte, war so zahm wie ein Hund. Es suchte und erwiederte Liebkosungen, welche man ihm machte. Sein ganzes Betragen zeigt viele intellectuelle Fähigkeiten. Es scheint die ihm mangelnde Körperkraft durch List und Geschicklichkeit zu ersetzen, und dadurch seine Bedürfnisse zu erlangen. Es war sehr reinlich und putzte und leckte sich sehr oft. In seinem Behälter hatte es sich einen Platz zum Lager erwählt, der immer äußerst rein war. In einem andern Winkel entledigte es sich seiner Exkremente. Wahrscheinlich hat es im freyen Zustand eine bestimmte Lagerstätte, wohin es täglich wieder zurückkehrte. Seine Nahrung bestand in Fleisch, und wahrscheinlich lebt es in seinem Vaterland von Mäusen und kleinern Thieren überhaupt, wie die Ichneümons.

18te Gatt. Schnarrthier. Ryzaena (Illig.) Suricata (Desmar.)

Suricate.

Vorderzähne $\frac{6}{6}$, der zweite obere auf jeder Seite steht etwas zurück. Die Eckzähne $\frac{1-1}{1-1}$, sind stark. Backenzähne $\frac{6-6}{6-6}$, davon oben drey, unten vier falsche; der Reißzahn hat einen innern Ansatz, und der hinterste Zahn oben und unten ist ein Höckerzahn.

Die Schnauze spitzig. Die Ohren klein und abgerundet. Die Zunge rauh, mit hornartigen Wärzchen. An allen Füßen vier Zehen, welche mit krummen starken Nägeln bewaffnet sind. Am After eine Tasche, zur Absönderung und Aufbewahrung einer Feuchtigkeit. Der Schwanz lang und dünne auslaufend. Der Pelz besteht aus Haaren von verschieden gefärbten Ringen.

Man könnte diese Gattung fast mit der vorigen vereinigen, wenn nicht die fünf Zehen der Mangos einen Unterschied machten. Der Zahnbau ist bey beyden ganz ähnlich, die Aftertasche aber etwas verschieden.

Taf. 79. Capisches Schnarrthier. Ryzaena capensis.

Suricate du Cap. (Viverra tetradactyla Linn., Gmel.)

Pelz aus einem Gemische von Braun, Weiß, Gelblich und Schwarz.

Diese Thiere nähern sich sehr den Ichneümons durch ihre Gestalt, durch die Natur des Pelzes, durch die verlängerte und über die Lippen vorstehende Schnauze. Die Nasenspitze und ein Kranz um die Augen schwarz; die übrige Nase braun; Seiten des Kopfes und der Schnauze, und die Unterseite der Unterkinnlade weißlich; der übrige Theil des Kopfs, Hals, Rücken, Kreuzgegend, Seiten des Körpers, Schultern, außerer Theil der Beine hat ein Gemische von verschiedenen schon angegebenen Farben, welche in Ringen an den Haaren abwechseln. Sie sind an der Wurzel schwarz, dann folgen weißliche, schwarze und braune Ringe, und die Spitze ist wieder schwarz; das kürzere und weichere Wollhaar ist braungelblich. Brust, Bauch, innerer Theil der Schenkel und alle vier Füße gelblich. Schwanz gelblich, oben schwarz gemischt, und die Spitze schwarz. Die Nägel an den Füßen sehr lang, gekrümmt und schwarz.

Länge von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 1 Fuß, des Schwanzes 2 Fuß 8 Zoll.

Dieses Thier, welches im System von Gmelin unter die Gattung Viverra gebracht wurde, hat in der That viel Aehnlichkeit mit den Ichneümons auf der einen und mit den Iltisen auf der andern Seite; auch den Coatis nähert er sich durch den Sohlengang. Dieser ist zwar von Cüvier als Kennzeichen einer Unterabtheilung der Raubthiere angenommen worden, aber genauer betrachtet, ist dieses Zeichen von weniger Bedeutung und trennt, wenn man es strenge anwenden will, Gattungen von einander, welche sonst in natürlicher Ordnung sehr in einander übergehen und eine schöne Reihenfolge ausmachen. So geht auch der Mango auf der ganzen Sohle, wogegen die Gattung des Ichneümons wie die Marder zu den Zehengängern gehört.

Wenn der Suricate sich im Aeußern den Iltisen nähert, so ist dagegen das Gebiß davon verschieden, und zeigt, daß diese Gattung sich den Allesfressenden annähert, und weit weniger an ausschließliche Fleischnahrung gebunden ist. Vorzüglich beweist dieß die Gestalt des Reißzahns, welcher gar nicht schneidend, sondern im Gegentheil oben dick ist.

Die Suricate lebt im südlichen Afrika bis zum Cap, und ist außer Afrika nirgends angetroffen worden.

Beim Gehen setzt das Thier die ganze Sohle auf den Boden, und kann sich leicht auf die Hinterbeine stellen, welches es immer thut, wenn es etwas von weitem sehen oder beobachten will, auch zuweilen indem es seine Nahrungsmittel mit den Vorderfüßen zum Mund bringt. Die Haut an den Sohlen ist ganz nackt, sehr weich und ganz wie an der Hand des Menschen gebildet. Der Gang ist zwar nicht langsam, aber auch nicht so schnell und gleichartig wie bey den Iltisen, und geschieht, wie bey diesen, mit gewölbtem Körper. Der Geruch scheint sehr fein zu seyn, daher hält es die Nase immer in die Höhe, und schnuppert, indem es dieselbe bewegt, nach allen Seiten. Begegnet es einem Körper, dessen Geruch ihm auffällt, so berührt es denselben mit den Vorderpfoten, kehrt ihn überall um, beriecht ihn, und erst dann frißt es denselben, sey es ein Insect, oder ein Wurm, oder eine Frucht. Die süßen Früchte sind ihm angenehm, allein thierische Nahrungsmittel zieht es doch vor, Milch, Eier, Vögel. Es trinkt lappend. Das Licht erträgt der Surikate gut, sieht aber auch bey der Dämmerung. Das Gehör scheint gar nicht vorzüglich, wenn man nach der kleinen und wenig beweglichen Ohrmuschel schliessen darf. Der Geruchssinn ist der stärkste von allen, es bedient sich seiner daher bey allen Gelegenheiten. Das Getaste scheint vorzüglich durch die Haare in Thätigkeit gesetzt zu werden, welche an der Nase sitzen. Auch die Schnurrbarthaare scheinen mitzuwirken, und die Weichheit und Zartheit der Fußsohlen ebenfalls zum feinern Getaste zu dienen.

Das Hirn ist sehr entwickelt, dieß setzt viele intellectuelle Fähigkeiten voraus. Dieß Thier läßt sich leicht zähmen, und lernt die Umstände beurtheilen, in welchen es sich befindet. Er durchlauft die Häuser, wie die Katzen, und geht nicht davon. Es ist der Zuneigung und des Hasses fähig, erkennt die Personen, welche ihm Gutes thun, bezeigt ihnen Anhänglichkeit, freut sich, wenn man mit ihm spielt. Dagegen hat es auch ein gutes Gedächtniß gegen diejenigen, welche ihm Leides zufügen, und rächt sich bey gegebenem Anlaß. Ist es einmal beleidigt, so kann oft selbst die beste Behandlung die empfangene Beleidigung nicht vergessen machen.

In der Freyheit lebt es wahrscheinlich von Vögeln und kleinen Thieren, so wie von Früchten.
Von seiner Fortpflanzung ist nichts bekannt. (Abbildung nach Cüvier.)

19te Gatt. Zibeth-Hyäne. Proteles (Geoff.)

Die Gattung steht zwischen Zibethhier und Hyäne und vereinigt beyde Gattungen.

Vorderzähne $\frac{6}{6}$, Eckzähne $\frac{1-1}{1-1}$, Backenzähne $\frac{4-4}{3-3}$. Die Backenzähne der Unterkinnlade sind von den übrigen durch einen ansehnlichen Raum getrennt; und diejenigen der Oberkinnlade stehen jeder einzeln. Alle Zähne sind klein. Die obern Vorderzähne sind breit und durch eine Längsfurche bezeichnet, wahrscheinlich verschwindet dies beim ältern Thiere. Die Kinnladen sind kurz.

An allen Füßen finden sich fünf Zehen; die Vorderbeine sind scheinbar länger als die hintern. Der Körper ist wie bey der orientalischen Hyäne gestreift. Die Rückenhaare sind lang und bilden eine Mähne. Die Ohren sind verlängert. Die Nase steht über die Kinnlade vor. Die Schnurrbarthaare sind lang. Die Haare der Mähne und am Schwanze sind steif und rauh. Unter dem After ist eine Längsspalte.

Taf. 79. Lalandische Zibeth-Hyäne. Proteles Lalandii.

Proteles de Lalande. Viverra hyaenoides (Cuv.)

Die Gestalt gleicht derjenigen der Hyäne. Die Hinterbeine scheinen sehr kurz, weil die Hintertheile immer stark gebogen sind, sie sind eigentlich nicht kürzer als die Vorderbeine. Die Ohren sind verlängert zugespitzt, sehr kurz und wenig behaart. Die Mähne fängt am Nacken an und reicht bis zum Schwanz, in der Mitte des Körpers ist sie am längsten und stärksten. Sie ist weiß und schwarz geringelt. Der ganze übrige Körper ist mit wolligen Haaren besetzt, zwischen welchen einzelne gröbere und steifere Haare stehen. Die Grundfarbe ist weißlich rostfarb; an Seiten und Brust stehen schwarze Querbänder in unordentlicher Reihe und Entfernung von einander. Die Füße sind schwarz; der übrige Theil der Beine hat die Farbe des Körpers, und an den Vorderbeinen sind schwarze Querbänder, von welchen die obern mit denen des Körpers zusammenfließen.

Diese Thiere sind nächtlich, graben sehr leicht in der Erde, und bewohnen wie die Füchse Höhlen, aus welchen mehrere Ausgänge gehen. Im Zorn sträubt sich die Mähne und alle Haare am Rücken und Schwanz stehen in die Höhe. Im Laufe sind sie schnell.

Herr Delalande tödtete drey Individuen, welche eine Höhle bewohnten, und sich, als ein Hund in dieselbe gelassen wurde, durch verschiedene Ausgänge flüchteten. Sie flohen schnell, mit gesträubter Mähne, niedrigem Schwanz und fliegenden Ohren. Da die eine sich in Gefahr sah, so suchte sie sich durch schnelles Graben zu retten.

Man findet dieses Thier tief im Kafferlande, wo es aber so selten ist, daß die Einwohner selbst es nicht kannten. Von seiner Nahrung und übrigen Lebensart ist gar nichts bekannt. Alle drey, welche Lalande tödtete, waren noch jung und vielleicht von einem Wurfe. Die Größe gleicht der des Fuchses.

(Abbildung aus den Memoires des Museums.)

20te Gatt. Hyäne. Hyaena. Hyène.

Vorderzähne $\frac{6}{6}$; die untern stehen in einer Reihe. Die Eckzähne sind stark. Backenzähne $\frac{5-5}{4-4}$ von den obern sind drey falsch, konisch, stumpf und sehr dick; der Reißzahn ist der größte von allen, nach außen dreyzackig und inwendig mit einem kleinen Höckerchen. Der hinterste Höckerzahn ist klein. Die untern gleichen den obern, aber der Höckerzahn mangelt, und der Reißzahn hat nur zwey Spitzen.

Der Kopf ist mittelmäßig groß, die Nase aufgestülpt, die Schnauze ziemlich spitzig; die Kinnladen kürzer als bey den Hunden, aber länger als bey den Katzen. Die Zunge mit stacheligen horn-

artigen Warzen besetzt. Die Augen groß, die Pupille länglicht, oben eckig unten abgerundet. Die Ohren lang, spitzig, beweglich, weit offen stehend. Die Füße vierzehig, die Nägel stark, nicht zurückziehbar. Der Hinterkörper niedriger als der vordere. Unter dem After liegt ein tiefer Drüsensack. Der Schwanz ist kurz. Brustwarzen vier.

Das Haar ist lang, und der Körper ist auf hellerem Grunde gestreift oder gefleckt.

Das Naturel dieser Thiere ist wild und grausam, die Lebensart nächtlich. Sie sind dem warmen Clima der alten Welt eigen.

Taf. 80. **Die gestreifte Hyäne. Hyaena striata.**

Hyène rayée.

Der Pelz grau gelblich, an den Seiten und Füßen mit schwarzbraunen Querstreifen. Die Wollhaare sind in geringer Menge vorhanden, und von außen sind nur die groben, langen, nicht dichtstehenden Stachelhaare sichtbar. An den Gliedern sind sie kürzer und stehen dichter. Schnauze und äußeres der Ohren sind nackt. Das Haar auf der Mittellinie des Rückens ist viel länger als das übrige, besonders auf dem Kreüze, und bildet eine Art von Mähne, welche vom Nacken bis zum Schwanz sich erstreckt. Der Schwanz ist langhaarig. Die untern Theile des Körpers sind grau, Hals und Gurgel schwarz. Glieder grau gelblich, mit schwarzen Querbändern; die Mähne grau, mit einigen schwarzen Flecken, ebenso der Schwanz. Schnauze und äußere Ohren braun violet.

Länge von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel von 3 ½ bis zu 5 Fuß.

Diese Hyäne findet sich vom Caucasus an über das ganze wärmere Asien verbreitet, in Persien, Arabien, Syrien und Egypten, in der Barbarey und ganz Nordafrika. Sie lebt hauptsächlich in Höhlen und steinigen Gegenden, scheut aber bewohnte Gegenden gar nicht und dringt des Nachts in die Dörfer und sogar in die Städte ein.

Die Hyäne ist allerdings ein wildes, starkes, grausames, furchtbares und schwer zu zähmendes Thier; aber man hat seine Furchtbarkeit und Grausamkeit sehr übertrieben, und seine Naturgeschichte ist voll Fabeln. Zu diesen Uebertreibungen mag ihr wiederliches und furchterregendes Aeußere, die Steifigkeit des Halses, die so groß ist, daß die Alten fabelten, er bestehe nur aus einem Knochenstücke, das Sträuben der Mähne, das Schielen der nächtlichen Augen, und die Wildheit, welche gefangene Thiere dieser Art meist zeigen, Anlaß gegeben haben. Man hat behauptet, sie lasse sich gar nicht zahm machen, und wirklich bemerkt, daß gefangene Hyänen ihre Wildheit immer behielten, ihre Wärter fast noch mehr zu hassen schienen als andere Personen, welche sich ihrem Behälter näherten. Andere dagegen waren aber so zahm, daß sie ihre Wärter sogar frey im Zimmer laufen ließen, und ihnen die Zähne putzten, wann sie gefressen hatten. Büffon erzählt von einer solchen, welche ihrem Meister aufs Wort folgte, und Pennant sah eine so zahm, wie ein Hund. Wahrscheinlich werden diese Thiere leicht gezähmt, wenn sie ganz jung eingefangen und gehörig behandelt werden, alt aber bleiben sie, wie so viele wilde Thiere, unzähmbar.

So viel ist gewiß, daß die Hyäne in der Freyheit den Menschen ungereizt nicht anfällt, sondern ihm aus dem Wege geht, ohne eben zu entfliehen. Kinder mögen sie wohl rauben, wenn sie Gelegenheit haben. Am Tage besonders sind sie furchtsam, aber auch bey Nacht lassen sie Erwachsene gehen, obschon sie gegen dieselben wie Hunde knurren. Bruce erzählt, er habe oft gesehen daß die Mauren in der Barbarey dieses Thier bey Tage bey den Ohren gefaßt und mit sich fortgeschleppt hätten, ohne daß es großen Widerstand geleistet habe, und in Indien wird die Hyäne oft aus ihrer Höhle lebend hervorgezogen, indem ein Mensch hineinkriecht, ihr ein Tuch über den Kopf wirft, sie bindet und so unschädlich macht. Ebenfalls nach Bruces Angaben, sind die Hyänen in Abyssinien so häufig, daß er sich ausdrückt, er glaube, es habe dort mehr Hyänen als Schafe. Sie kommen des Nachts haufenweise in die bewohnten Orte und fressen das Aas, welches die unreinlichen Bewohner auf die Straße werfen; oft knurrten sie Bruce an, wann er späth noch Hause ging, und droheten ihn in die Beine zu beißen, ob er schon bewafnete Leute bey sich hatte, welche alle Nächte einige tödteten oder verwundeten. Einst machte er astronomische Beobachtungen und hatte ein Zelt aufgeschlagen, als er in dasselbe zurückkehren wollte erblickt er, neben

seinem Beete, große funkelnde Augen. Es war eine Hyäne, welche einen Bündel Talglichter im Munde hatte. Auf das Thier schießen konnte er nicht, aus Furcht seine Instrumente zu zerbrechen, er durchstieß es daher mit einem Spieß, und da sein Bedienter ihm zu Hülfe kam, wurde es erschlagen.

Die gewöhnliche Beute der Hyänen sind Schafe, Ziegen, Esel, Pferde, auch kleinere Thiere. Dem Aas gehen sie vorzüglich nach, und graben besonders auch menschliche Leichname aus, welche sie sehr begierig fressen. Zuweilen brechen sie in die Ställe ein, wie der Wolf und holen das Vieh heraus. Sie folgen den Caravannen, theils um die Cadaver der gestorbenen Menschen und Thiere zu fressen, theils aber um über alles herzufallen, was sich allenfalls von der Haupttruppe entfernt. Besonders verfolgen sie die Hunde, deren Fleisch sie vorzüglich lieben. Weder die Steine noch die Dornen, womit die Mahomedaner ihre Grabstätten verwahren, sind hinlänglich um die Hyäne zu hindern, die Gräber aufzuscharren. Auch sollen sie Zwiebeln und fleischige Wurzeln vorzüglich lieben und nach denselben graben. Wenn die Hyäne einmal etwas mit den Zähnen gefaßt hat, läßt sie es oft nur mit dem Tode fahren, daher herrscht bey den Mauren das Sprüchwort, wenn sie von einem Menschen sprechen wollen, der nicht leicht von seiner Meynung abzubringen ist, er hat den Kopf einer Hyäne. In Abyssinien sollen sie viel wilder seyn, und den Menschen selbst zuweilen anfallen, auch im Stande seyn, todte menschliche Körper leicht fortzuschleppen. Ihre Gefräßigkeit, und der Trieb, das Fleisch von Cadavern dem lebender Leute vorzuziehen, und die Todten auszugraben, hat ihnen das Prädicat eines furchtbaren und unzähmbaren Charakters zugezogen, welches in dem Maaße ungegründet ist. In der Gefangenschaft gewöhnen sie sich selbst daran Brod zu fressen.

Das Fleisch dieses Thieres wird selbst von den rohesten Nationen nicht gegessen, und der Schade, den es an Vieh verursacht, macht, daß man das Thier allenthalben verfolgt. Sein Fell wird auch wenig geachtet.

(Abbildung nach der Pariser Menagerie.)

Taf. 80. Die gefleckte Hyäne. Hyaenea crocuta.

Hyène tachetée.

In der Gestalt gleicht diese Hyäne sehr der vorigen, unterscheidet sich aber durch ihre Farbe. Der Pelz ist schmutzig gelb, mit braunen, runden Flecken bestreut. Die Mähne ist nicht so stark wie bey der vorigen. Der hintere Theil des Körpers, die Glieder, und der Bauch sind dunkelbraun. Die Flecken sind an allen Theilen des Körpers zerstreut, ausgenommen unter dem Bauche, an der Brust, am Innern der Glieder, und am Kopf. Die Spitze der Schnauze ist schwarz, das übrige Gesicht weißgrau. Inneres der Ohren und Ohrränder weiß. Der Schwanz braun, ohne Flecken.

Diese Hyäne ist gemein am Cap und im südlichen Afrika, und wenn von einem Wolf gesprochen wird, welcher in diesem Theil von Afrika vorkommen soll, so ist es diese Hyäne gemeint, welche die Holländer am Vorgebirge der guten Hoffnung Wolf nennen. Sie hat die Gestalt und Größe eines starken Fleischerhundes, aber der Kopf ist dicker, und weniger verlängert, und die Bewegungen sind plumper. Sie erreicht eine Länge von 4 Fuß und eine Höhe von 2 ½ Fuß. Das Haar ist struppig und fettig. Der Kopf ist weniger spitzig, als bey der gestreiften Hyäne, sie trägt ihn niedrig mit gebogenem Nacken und der Blick ist boshaft und scheu. Sie ist hinten bedeutend niedriger als vorn. Sonderbar ist es, was auch Lichtenstein bestätigt, daß sie bey Nacht größer und heller von Farbe erscheint, als sie nicht ist, und es einem vorkommt, sie seye ganz weiß.

Die gefleckte Hyäne ist bey weitem das häufigste Raubthier am Cap und findet sich selbst noch in den Schluchten des Tafelberges, so, daß die Pächtereyen in der Nähe der Capstadt nicht selten davon beunruhigt werden. Es haben sich Fälle ereignet daß Hyänen sich in die Stadt bis an das Hospital wagten. Sie halten sich im Winter auf den Berghöhen, im Sommer aber in den ausgetrockneten sumpfigen Stellen großer Ebenen auf, wo sie in dem hohen Schilf den Hasen, Civetten und Springhasen auflauern, welche an solchen Stellen ebenfalls Wasser, Küblung und Nahrung suchen. Die Güterbesitzer in der Nähe der Capstadt stellen fast jährlich in der capischen Fläche Wolfsjagden an. Man umzingelt dabey die mit Schilf bewachsenen Niederungen, und steckt sie in Brand, der dann die Hyänen und andere Thiere nöthigt aus dem Versteck hervorzukommen. Großen Schaden richten sie aber in der Nähe der Stadt nicht an, im Gegentheil verzehren sie manches Aas und vermindern die Zahl

der Paviane und Genetkatzen. Nur selten stehlen sie in bewohnten Gegenden ein Schaf, denn sie sind scheu und fliehen vor dem Menschen. Lichtenstein sagt, man wisse kein Beyspiel daß eine Hyäne am Cap einen Menschen angefallen habe. Er selbst habe bey Nacht sehr oft solche gesehen, aber nicht anders als auf der Flucht.

Diese Hyäne läßt sich, jung gefangen, sehr zahm machen. Barrow versichert, daß in dem Bezirke der Schneeberge am Cap sie oft gezähmt und wie die Hunde zur Jagd abgerichtet werde, und daß sie dem Hunde weder in intellectuellen Fähigkeiten, noch an Treue nachstehe. Kein anderer Reisender hat indeß dieser Zähmung erwähnt. Eine in Paris gehaltene Hyäne dieser Art, war von sehr entgegengesetztem Charakter, und heftig in allen ihren Leidenschaften, sowohl im Zorn als in der Anhänglichkeit. Gegen alle ihre Wärter, war sie sehr anhänglich, und besonders gegen einen von ihnen bezeigte sie sich, wie nur der treuste Hund sich betragen kann. Auf der andern Seite konnte sie gewisse Personen nicht leiden, wenn sie ihr auch nichts zu leide gethan hatten. Sie gerieth durch ihren Anblick in solche Wuth, daß sie am ganzen Körper zitterte. Aus dem Munde kam eine Menge Schaum, und das Haar sträubte sich: Dann konnten keine Schläge sie sanfter machen. Einmal entwischte sie, und gieng ganz ruhig in eine Bauernhüte hinein, wo sie sich ohne Widerstand fangen ließ.

Der Geruch ist ihr stärkster Sinn, dennoch zieht sie stinkendes Fleisch frischem vor, wirft man ihr solches vor, so läßt sie es liegen, bis es angegangen ist, wenn sie nicht starken Hunger hat. Sie trinkt lappend.

Cnox beobachtete daß die Hyäne, und zwar beyde Arten, die Gewohnheit haben, alles auf der Stelle zu verzehren und nichts wegzuschleppen. Untersucht man die Stellen, wo todte Thiere gelegen haben, welche von den Hyänen verzehrt worden sind, so findet man den Scelet meist beysammen. Selbst ihre Jungen begleiten die Mutter beym aufsuchen des Raubes, so daß diese nicht genöthigt sind, ihnen denselben zuzuschleppen. Diese Thatsache wiederlegt die Meynung Bucklands, welcher aufstellt, die in den Knochenhöhlen gefundenen Knochen seyen von den Hyänen dahin geschleppt worden. Löwen und Panther schleppen ihren Raub in ihre Aufenthaltsorte, aber nicht die Hyänen. Die Stimme der Hyäne gleicht dem Seufzen eines Menschen, artet aber oft in ein lautes Geheul aus, welches man des Nachts weit hört.

Nach Lichtensteins Beobachtung, wirft die Hyäne meist zwey Junge, welche von dunkelgrauer Farbe sind, und blind zur Welt kommen.

In Afrika fängt man die Hyänen in einer Falle, welche ebenso eingerichtet ist, wie eine Marder- oder Rattenfalle. Man führt ein kleines Gebäude roh von Steinen auf, etwa sechs bis acht Fuß im Quadrat, mit einer schweren Fallthüre versehen, die von innen mit der Lockspeise in Verbindung steht und zuschlägt, sobald das Raubthier das hingelegte Aas von der Stelle bewegt. In ähnlichen Fallen fängt man auch die Panther, nur daß diese dann oben mit Gebälk verwahrt seyn müssen, weil dies Thier klettert, was die Hyäne nicht thut. In andern Gegenden legt man den Hyänen auch Selbstschüsse, oder man vergiftet sie mit Fleisch, welches mit der Frucht einer noch unbekannten Pflanze gekocht worden, und diesen Thieren sehr tödlich ist. (Abbildung nach Cüvier.)

Noch sind zwey Arten Hyänen bekannt: Die rostfarbne, Hyaen. rufa, und die zweifelhafte, Hyaen. dubia, letztere aus Dangola. Die Hyäne der Vorwelt war etwa ein Drittheil größer als die gestreifte.

21te Gatt. Katze. Felis.

Die Zähne sind sämmtlich Reißzähne, oben sind vier, unten drey Backenzähne, wovon oben und unten zwey einspitzige; der große Reißzahn oben hat drey Spitzen und nach innen einen stumpfen Höcker, der untern zwey Spitzen, nur in der Oberkinnlade steht hinten ein kleiner Höckerzahn. Die Eckzähne sind kegelförmig, lang, etwas einwärts gebogen, stark, spitzig. Vorderzähne oben und unten sechs.

Schnauze kurz und abgerundet, das Gesicht breit, da die Jochbogen weit ausgeschweift sind. Die Kinnladen kurz und stark. Die Nase vorstehend.

Die Nägel an allen 4 Füßen zurückziehbar, und beym Gehen unter dem Pelz vollkommen verborgen, sehr stark und spitzig, zum greifen und klettern geschickt. An den Vorderfüßen fünf, an den Hinterfüßen vier Zehen, die Sohlen behaart.

Der Körper mehr oder minder stark behaart, etwas verlängert, die Beine kurz aber stark. Der Schwanz lang, oder mittelmäßig, oder kurz. Die Säugewarzen sichtbar entweder vier am Bauche, und zwey an der Brust, oder an Bauch und Brust vier.

Am After keine Balgdrüse.

Die Gattung ist zahlreich an Arten, und über die gemäßigten und warmen Erdstriche verbreitet, geht aber nicht über die Polarkreise hinaus. Die Arten nehmen an Größe und Stärke gegen die Tropenländer zu, wo ihre grösten Arten zu Hause sind, deren Wohnungen sich aber bis in die gemäßigte Zone hinein erstrecken.

Das Naturel der Katzen ist falsch, boshaft, der Gang schleichend; sie fallen die Thiere niemals jagend an, sondern lauern im Hinterhalt und springen aus demselben mit ein oder zwey Sprüngen auf ihre Beute, welche sie mit Klauen und Zähnen ergreifen; verfehlen sie dieselbe, so verfolgen sie sie nicht, sondern kehren in ihren Hinterhalt zurück. Die meisten sind nächtliche Thiere, das Seheloch ist bey diesen ablang und ritzenförmig; bey den Tagkatzen hingegen rund. Der Geruch ist ziemlich stumpf; Gesicht und Gehör dagegen sehr scharf.

Sie vermehren sich stark, leben außer der Paarungszeit ungesellig und einsam. Jung eingefangen lassen sie alle sich leicht zähmen, verlieren aber ihre tückische Natur niemals ganz. Die Zunge ist rauh und stachelig.

Sie sind reinliche, gewandte, schnelle Thiere, welche alle geschickt klettern, wobey sie sich ihrer Klauen bedienen.

Unter allen Raubthieren sind sie am genauesten auf thierische Nahrung beschränkt, und keine einzige Art genießt im wilden Zustand etwas aus dem Pflanzenreich; alle sind blutdürstig und grausam.

Man hat wohl die Katzen in ungefleckte oder Löwen und in gefleckte oder Tiger eingetheilt, allein der Unterschied ist sehr außerwesentlich und hat keinen Bezug auf Naturel oder Lebensart.

Als Hausthiere sind nur zwey Arten benutzt, nämlich die Hauskatze mit ihren Spielarten und der Gepard oder Jagdleopard in Asien.

Auch die Vorwelt hatte ihre Katzen, welche an Größe zum Theil die jetzt bekannten übertrafen. Man kennt 26 bestimmte Arten der Jetztwelt, und 13 noch zweifelhafte, wovon 13 der neuen Welt, die übrigen der alten angehören. Neuholland hat keine.

Taf. 81—84. Der Löwe. Felis Leo.
Le Lion.

Der Löwe ist schon seit den ältesten Zeiten her ein sehr bekanntes Thier, dessen Eigenschaften Stoff zu vielen Geschichten gab, welche wir sowohl in der heiligen Schrift, als auch in der Mythologie erwähnt finden. Schon den Alten galt der Löwe als ein Sinnbild der Stärke und des Muthes, und das Ueberwinden des Löwen stempelte den Sieger zum Helden. Die Art selbst war ehmals weit zahlreicher und weiter verbreitet, als heut zu Tage. Es wäre, obgleich der Löwe in Afrika keine Seltenheit ist, wohl unmöglich so viele Löwen zusammenzubringen, als es zu den Zeiten der Römer geschah, welche dieses Thier bey ihren grausamen Spielen und Thiergefechten in Menge nach Rom brachten. Pompejus brachte zu den Spielen auf einmal 600 Löwen zusammen, wovon 350 Männchen, Cesar 400. Die Könige von Mauritanien, mit den Sitten der Römer bekannt, schenkten viele Löwen dem Dictator Sulla. Dieselbe Menge wurde noch unter den Kaisern nach Rom gebracht. Gegen das zweyte Jahrhundert unserer Zeitrechnung, waren sie aber schon seltener, und man hielt es für einen außerordentlichen Aufwand als Marc Aurel bey seinem Triumpf über die Markomannen 100 Löwen vorführen ließ. Man verbot daher die Löwenjagd den Privatleuten, damit sie bey den Spielen nie fehlen sollten. Erst unter Honorius wurde dieß Verbot aufgehoben.

Heut zu Tage ist Afrika fast ausschließend das Vaterland der Löwen zu nennen, in dessen innern Ländern die Art immer noch zahlreich ist. In Asien, wo sie ehmals eben so häufig waren, sind sie fast ganz verschwunden, doch kommen sie zuweilen noch in Ostindien vor. Ja selbst in Europa gab es ehmals Löwen. Aristoteles erzählt von Löwen in Griechenland; am Flusse Nessus, in Thracien und Acarnanien gab es Löwen. Nach Pausanias

waren sie am Olymp, in Macedonien und Thessalien nicht selten. Die Heere des Xerxes wurden in Päonien von Löwen angefallen. Auch in Syrien, Palästina und den benachbarten Ländern war der Löwe anzutreffen. Cilicien, Armenien, Parthien hatten nach Oppian sehr viele Löwen. Nach Aelian soll es in Syrien sehr große und schwarze Löwen gegeben haben. Apolonius sah eine Löwin bey Babilon. Aus allen diesen Gegenden sind sie heut zu Tage verschwunden, wo sie ehmals sehr zahlreich waren. Noch ist es sogar zweifelhaft, daß sie sich noch in Persien und Arabien finden. Auch selbst in Afrika sind sie nicht mehr allenthalben anzutreffen; in Egypten giebt es keine. Das Schießgewehr hat sie ins Innere des Landes und an die Ränder der Wüsten verscheucht.

Nach allem diesem ist es begreiflich, daß die Römer und Griechen den Löwen besser kannten, als wir. Sie erwähnen solcher Varietäten, welche wir jetzt nicht mehr kennen. Ist doch der Löwe aus der Barbarey von demjenigen am Senegal verschieden, warum sollte das Klima Griechenlands und Kleinasiens nicht auch Varietäten hervorgebracht haben können. Solin und Oppian reden von Löwen ohne Mähne. Die thracischen Löwen sollen wenig Mähne gehabt haben, und Olivier will auch in der Gegend von Bagdad solche gesehen haben. Schwarze Löwen giebt es gar keine mehr.

Der Löwe erreicht eine sehr ansehnliche Größe, mit welcher die Kraft und Stärke seiner Muskeln übereinstimmt. Die Länge des Körpers eines erwachsenen Löwen von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel ist 5 Fuß 2 Zoll Pariser Maß; des Kopfs von den Ohren bis zur Spitze der Nase 1 Fuß 2 Zoll; des Schwanzes 2 Fuß 2 Zoll; die Höhe des Körpers hinten am Kreuz 2 Fuß 9 Zoll; die Höhe der Schultern ebenfalls 2 Fuß 9 Zoll.

Das Männchen des Löwen unterscheidet sich vom Weibchen durch die mehr oder minder lange Mähne an Hals, Brust und Bauch.

Die Löwen aus der Barbarey und diejenigen vom Senegal bilden zwey Varietäten, in der Farbe sowohl als in Hinsicht der Mähne, welche wirklich Aufmerksamkeit verdienen.

Der Löwe aus der Barbarey hat eine viel längere Mähne. Rücken, Seiten und der ganze hintere Theil des Körpers, Hinterschenkel und Gesicht, sind mit kurzen dichtanliegenden Haaren bedeckt, von rothgelb bräunlicher Farbe, indem der untere Theil des Haares bis über die Mitte schwarz ist; die Spitze rothgelb, und überdieß noch hin und wieder schwarze Haare zerstreut stehen. Brust, vorderer Theil des Bauchs, Schultern, Hals, Scheitel und Schwanzende mit langen schwarz und rothgelben Haaren, welche besonders am Halse viel länger sind, und in dicken geraden Locken herunterhängen. Keine Katzenart hat eine solche Mähne, daher ist der Löwe so ausgezeichnet, und erhält dadurch sein ernsthaftes und fürchterliches Ansehen.

Bey dem Weibchen sind alle Haare kurz und anliegend, nur der Schwanzbüschel ist wie beim Männchen vorhanden, außerdem unterscheidet es sich in der Farbe nicht vom Männchen. Der Kopf ist kleiner, der Körper schlanker, das Gesicht weniger ernsthaft, und der Charakter sanfter und leitbarer.

Die Mähne des Löwen erscheint nicht vor dem vierten Jahre, und ihre größte Länge erreicht sie im fünften oder sechsten.

An den jungen Löwen bemerkt man keine Spur von Mähne oder von dem Schwanzbüschel, das Haar ist dicht, halb kraus, rothgelb, schwarz und grau gemischt, indem die Haare Ringe von diesen Farben haben. Ueber den Rücken und den Schwanz laufen parallele Querbänder von schwärzlicher Farbe, welche in der Mitte des Rückens durch eine schwärzliche Längslinie vereinigt werden, die vom Scheitel bis zur Schwanzspitze lauft; der Kopf ist ebenfalls schwärzlich gefleckt. Schon gegen das Ende des ersten Lebensjahrs verlieren sich diese Streifen allmählig, und später auch die Flecken. Die Gegend hinter den Ohren ist schwarz, Seiten und untere Theile des Körpers heller.

Der Löwe vom Senegal ist etwas kleiner, die Farbe seines Pelzes mehr gelb und lebhafter, die Mähne weniger dicht und kürzer, und an den Hinterschenkeln bemerkt man einige dunklere Flecken.

Der Löwe hat runde Pupillen, und gehört daher zu den Katzen, welche auch am Tage deutlich und scharf sehen. Höchst merkwürdig ist es, daß die Jungen sehend geboren werden, eine Eigenschaft, welche diese Art von allen andern Katzen unterscheidet. Dagegen sind die Ohren bey der Geburt hängend, und erst nach zwey Monaten erhalten die Muskeln hinreichende Stärke, um sie in gerader Stellung zu erhalten.

Die Größe des Löwen, seine Stärke, sein stolzes Ansehen, sein ernsthaftes Gesicht und sein gravitätischer Gang, haben diesem Thiere schon in ältern Zeiten die Stelle eines Königs der Thiere verschafft, unter welchem Namen es in Fabeln oft angeführt wird. Aber in Hinsicht seiner Eigenschaften ist seine Geschichte voll Fabeln und Uebertreibungen. Man hat ihm Eigenschaften zugeschrieben, die er nicht hat; seine intellectuellen Fähigkeiten wurden allzusehr gerühmt, und seine Trägheit, man könnte sie wohl oft Feigheit nennen, zur Großmuth erhoben, ohne zu bedenken, daß Großmuth eine moralische Eigenschaft sey, welche wohl kaum einem Thiere zugeschrieben werden kann. Der Tiger ist viel kühner als der Löwe, er flieht selbst bey großer Uebermacht nicht, ausgenommen er habe sich satt gefressen. Wenn man dagegen alles zusammennimmt, was aufmerksame und unterrichtete Reisende vom Löwen erzählen, so wird man an diesem Thiere die gerühmte Kühnheit nicht finden, derentwegen es gleichsam geadelt worden ist. Damit ist nicht gesagt, daß es ihm an Muth fehle, es mit dem Menschen aufzunehmen. Man hat Beyspiele genug, daß er den Kampf mit dem Menschen gewagt hat, und allemal, wo nicht die Uebermacht menschlicher Waffen, besonders das fernher tödtende Blei des Feuergewehrs ihn bezwingt, unterliegt der Mensch seinen schrecklichen Klauen. Angegriffen ist er immer furchtbar, aber er greift selten den Menschen selbst an, und wie es scheint, nur durch den Hunger gezwungen. Seine gewaltige Stärke zeigt sich in allen Bewegungen. Sein nicht leichter Körper wird doch von den elastischen und muskulösen Schenkeln zu Sprüngen von 28 bis 36 Fuß geschickt. Auf einen Schlag schlägt er mit seiner Pfote einem Pferd den Rückgrath entzwey, und mit dem Schwanze den stärksten Mann zu Boden. Einen Ochsen oder ein Pferd schleppt er mit Leichtigkeit fort. Berittene Jäger folgten auf mehrere Stunden Wegs der Spur eines Löwen, der in vollem Laufe eine zweyjährige Kuh davon trug. Der Leib derselben schien nur an zwey Stellen den Boden berührt zu haben, und ein anderer schleppte ein Pferd 800 Toisen weit fort. Allerdings scheint auch daran etwas wahres zu seyn, daß der Löwe in bewohnten Gegenden weniger herzhaft ist, als in unbewohnten. Die Löwen außer den Grenzen der Colonie, sollen weit dreister seyn, als diejenigen innert denselben, wahrscheinlich weil das Feuergewehr letztere erschreckt hat. Außer dem Menschen hat der Löwe keinen Feind, aber dieser ist furchtbar genug, und hat dieses gefährliche Thier aus der Nähe seiner Wohnungen verdrängt.

Was man von der Dankbarkeit des Löwen fabelt, wollen wir dahin gestellt seyn lassen; ebenso was von der bekannten Geschichte des Androklus zu halten sey, welcher auf seiner Flucht als entlaufener Sclave in einer Höhle einen Löwen angetroffen, der in seinen Fuß einen großen Dorn getreten hatte, dieser aber demselben aus dem Fuße gezogen haben soll. Der Löwe sey darauf so vertraut geworden, daß Androclus drey Jahre bey ihm gelebt und sich von der Beute des Löwen erhalten habe. Als dann Androclus gefangen worden, wurde er verurtheilt, mit einem besonders wilden und großen Löwen zu kämpfen, eben diesem, der später gefangen worden war. Wüthend stürzte dieser auf Androclus los, stand aber plötzlich still, erkannte seinen Wohlthäter und schmeichelte ihm. Der Sclave wurde frey gegeben, und der Löwe ihm geschenkt, und er führte ihn an einem Strick in den Straßen Roms herum.

Ebenso wird erzählt, der Ritter Gottfried de la Tour habe auf dem ersten Kreuzzug nach Palästina dort einen Löwen angetroffen, der, weil eine Schlange sich um seinen Leib gewunden, ein großes Geschrey erhob, worauf la Tour durch einen Säbelhieb die Schlange tödtete. Von der Stunde an folgte ihm der Löwe wie ein Hund nach, und soll seine natürliche Wildheit bloß auf Befehl des Ritters gezeigt haben. Noch mehr, als der Ritter nach Europa zurückreiste, wollte kein Schiff den Löwen aufnehmen, dieser stürzte ins Wasser, um seinem Herrn nachzuschwimmen, und ertrank. Diese Erzählung ist offenbar eine Fabel, denn in Palästina giebt es keine Schlangen, welche im Stande wären einen Löwen zu umschlingen, und eine giftige Schlange hätte durch ihren Biß den Löwen so gut getödtet, als ein anderes Thier.

Wahrer ist dagegen folgende Geschichte. Herr Compagnon fand am Senegal einen scheinbar sterbenden jungen Löwen, der nach Frankreich hätte transportirt werden sollen, und flößte ihm aus Mitleid etwas Milch ein, hierdurch erholte er sich und faßte gegen seinen Wohlthäter so viele Zuneigung, daß er ihm aus den Händen fraß, und ihm überall wie ein Hund mit einem Strick um den Hals nachfolgte.

Alle diese Geschichten zeigen aber allerdings, daß der Löwe sich leicht zähmen lasse, wovon man sehr viele Beyspiele hat. Der Triumphir Antonius fuhr in einem mit zwey Löwen bespannten Wagen, mit einer Comme-

diantin, Citheride, in den Straßen von Rom umher. Nero machte sich den schlechten Spaß, bey seinen Mahlzeiten gezähmte Löwen, zum Schrecken der Gäste, ins Zimmer kommen zu lassen.

Der Löwe läßt sich nicht bloß zahm machen, sondern hat für empfangene Wohlthaten ein sehr gutes Gedächtniß, und erkennt seine Wohlthäter nach langer Zeit. Ein gewisser Arche erzog einen männlichen Löwen, welcher sehr jung eingefangen wurde, und konnte ihn so zahm gewöhnen, daß er in seinem Zimmer schlief, und als er schon die Größe eines Bullenbeißers hatte, auch niemandem etwas zu leide that. Dieser Löwe kam nach Frankreich und von da nach England, wo er sieben Jahre im Tower blieb. Als ein Bedienter des Archer dahin kam, um die Thiere da zu besehen, erkannte ihn der Löwe sogleich, und gab alle Zeichen der Freude von sich, so daß der Bediente den Wärter bat, ihn zu ihm hinein zu lassen. Der Löwe sprang wie ein Hund an ihn hinauf, beleckte ihm Hände und Gesicht, und machte zum Erstaunen der Zuschauer eine Menge Freudensprünge. Als der Mann ihn wieder verließ, wurde der Löwe sehr traurig und wollte vier Tage lang nicht fressen.

Die Herzogin von Hamilton hatte einen Löwen, der eben nicht zahm schien. Einst hatte sie Gesellschaft, und man wollte den Löwen füttern sehen. Während man so da stand, kam ein Soldat nnd bat den Löwen sehen zu dürfen. Es wurde ihm erlaubt, und als er hineintrat, brummte der Löwe grimmig. Der Soldat gieng auf ihn zu und rief ihm, Nero kennst du mich nicht mehr. Der Löwe sah sich sogleich um, verließ sein Futter, und kam an das Gitter mit dem Schwanze wedelnd, und seine Freude durch allerley Geberden zeigend. Er leckte ihm die Hand, ließ sich streicheln, und rieb sich an der Stelle des Gitters, welches der Soldat mit der Hand berührte. Es zeigte sich, daß dieser Soldat bey der Ueberfahrt von Gibraltar nach England, drey Jahre vorher Wärter des Löwen gewesen sey.

Der Thierwärter in Paris, Felix Casal, besorgte ein Löwenpaar, welches ihm sehr zugethan wurde, so daß er ungescheut zu ihnen hineingehen und sich von ihnen schmeicheln lassen durfte. Einst wurde dieser Mann krank; von diesem Augenblick an war das Männchen traurig, blieb einsam in einem Winkel seines Behältnisses sitzen, und wollte von dem Stellvertreter nichts annehmen. Selbst die Gesellschaft des Weibchens schien ihm zu mißfallen, er erwies ihm gar keine Aufmerksamkeit. Man glaubte das Thier sey krank, und Niemand wägte sich nahe. Endlich wurde Felix wieder gesund, und schlich sich sachte nach dem Behältnisse hin, um den Löwen zu überraschen. Sobald der Löwe ihn durch das Gitter gewahr wurde, machte er augenblicklich einen Sprung, sprang am Gitter hinauf, schlug ihn sanft mit den Tatzen, bedeckte ihm Hände und Gesicht, und zitterte vor Freuden. Das Weibchen kam nun auch hinzu, allein der Löwe trieb es zurück, und zeigte sich eigentlich eifersüchtig. Felix trat nun in den Behälter, und wurde von beiden geliebkoset, und dieß wiederholte sich so oft er wollte Er durfte nur ein Wort sagen, so legten sie sich nieder, hielten ihre Tatzen in die Höhe, öffneten ihren Rachen, und erhielten keine andere Belohnung, als daß sie ihm die Hand lecken durften. Wollte er sie trennen, und jedes in einen eigenen Behälter sperren, so geschah dieß ebenfalls bloß durch einen Befehl, dem sie augenblicklich gehorchten.

Andere Beyspiele von ganz zahmen Löwen kennt man sehr viele. Solche erzählt Browar (Reisen in Afrika, Egypten und Syrien). Er selbst hatte zwey solcher Löwen, welche ihm allenthalben nachfolgten, und Niemandem etwas zu leide thaten.

Allein der Löwe ist dessen ungeachtet nicht für die Gesellschaft der Menschen geschaffen, und immer ist es gefährlich, sich ihm anzuvertrauen, denn man hat Beyspiele, daß er seine Katzennatur doch zeigte, wenn man am wenigsten daran dachte.

Der Löwe geht sehr selten am Tage auf Raub aus, so bald aber die Nacht kommt, so sucht er seine Beute auf, legt sich in irgend einen Hinterhalt, oder schleicht, fast auf dem Bauche kriechend, so nahe, daß er das unbesorgte Thier im Sprunge erreichen kann. Daß er aber auch am hellen Tage sich aus seinen Schlupfwinkeln hervorwage, dafür zeugt unter anderm folgendes Beyspiel, welches Lichtenstein erzählt: „Ein afrikanischer Colonist, von Wyk, war vor seinem Hause mit Ausbesserung eines Wagens beschäftigt. Im Hause neben der Thür saß seine Frau, und die Kinder spielten neben ihr. Plötzlich am hellen Tage erschien ein großer Löwe, und legte sich ruhig auf die Thürschwelle in den Schatten. Die Frau vor Schrecken erstarrt, bleibt auf ihrem Platze, die Kinder flohen in ihren Schooß. Ihr Geschrey macht den Vater aufmerksam, er eilt nach der Thür und bemerkt dort den Löwen,

der ihn nicht sah. Fast unwillkürlich bewegte sich Wyk nach der Seite des Hauses, zu dem Fenster des Zimmers, wo sein geladenes Gewehr stand. Glücklicherweise stand das Fenster offen, und ebenso die Thüre des Zimmers, so daß er die ganze drohende Scene übersehen konnte. Er konnte die Flinte erhaschen, legte ohne langes Besinnen auf den Löwen an, der eben eine Bewegung, vielleicht zum Sprunge, machte, rief leise der Mutter Trost zu, und schoß, hart an den Locken seines Knaben vorbey, dem Löwen in die Stirn, so daß dieser sich nicht mehr regte.

Daß der Löwe es nicht wagt, einen stillstehenden und ihn steif ansehenden Menschen anzugreifen, dieß ist allgemeine Meinung in Afrika, und sie scheint wirklich gegründet. Lichtenstein sagt, einstimmig habe er diese Thatsache von allen Landleuten der Colonie bestätigen hören, obgleich er selbst glaubt, der Versuch sey nicht oft gemacht worden. Der Löwe, wie alle Katzenarten, erhascht seine Beute im Sprunge, und greift einen Menschen oder ein Thier, welches nicht vor ihm flieht, nie an, ohne sich vorher in einer Entfernung von 10—12 Schritten niedergelegt und seinen Sprung gemessen zu haben. Dieser Umstand wird von den Jägern benutzt, und es ist zur Regel geworden, nie auf einen Löwen zu schießen, als bis er sich legt, und man in der kurzen Entfernung so sicher zielen kann, daß man ihn gewiß gerade vor den Kopf trifft. Will es das Unglück, daß man einem Löwen unbewaffnet begegnet, so ist das einzige Rettungsmittel Muth und Gegenwart des Geistes; wer entflieht, ist unfehlbar verloren, wer ruhig stehen bleibt, den greift der Löwe nicht an. Man muß sich nicht irren lassen, wenn er auch noch so nahe herankommt, und sich wie zum Sprunge hinlegt, er wird diesen Sprung nicht wagen, wenn man nur Muth genug hat, unbeweglich wie eine Bildsäule stehen zu bleiben, und ihm ruhig ins Auge zu schauen. Die erhabene Gestalt des Menschen scheint ihm Mißtrauen in seine eigene Kraft einzuflößen, und eine ruhige Haltung des Körpers verstärkt den Eindruck mit jedem Augenblicke. Man würde ihn stören, wenn man durch eine unbedachtsame Bewegung eigene Furcht verriethe, oder ihn zur Vertheidigung aufzufordern schiene. Der Ausgang beweist, daß er selbst sich nicht minder gefürchtet hat, als der Mensch, denn nach einiger Zeit erhebt er sich langsam, geht unter beständigem Umsehen einige Schritte zurück, legt sich wieder, entfernt sich abermals in immer größern Zwischenräumen, und nimmt endlich, wenn er ganz außer dem Wirkungskreis des Menschen gekommen zu seyn glaubt, in vollem Laufe die Flucht. Lichtenstein selbst war Zeuge eines solchen Vorfalls, der ihm und seinen Begleitern begegnete. Der Löwe ist klug und vorsichtig, und scheint die mögliche Gefahr einzusehen und berechnen zu können. Wenn daher der Reisende bemerkt, daß ein Löwe sich annähert, so muß er sogleich stille stehen und unverwannt nach demselben hinsehen. Bey der geringsten Bewegung wird der Löwe aufmerksam, und stürzt mit Blitzesschnelle auf denselben.

Wird aber ein Löwe angegriffen und nicht sogleich getödet, so ist die Gefahr sehr groß. Auch davon erzählt Herr Lichtenstein zwey sehr bezeichnende Thatsachen. Ein gewisser Tijaard von der Walt am Cap, verfolgte mit seinem Bruder am östlichen Abhange der Schneeberge die Spur eines großen Löwen, der unter ihren Heerden vielen Schaden angerichtet hatte. Sie fanden ihn in einer mit rauhem Gebüsch bewachsenen Schlucht. Sie nahmen ihre Stellung zu beiden Seiten des Ausganges und schickten ihre Hunde hinein, den Löwen herauszujagen, welches auch glückte. Der Löwe stürzte nach der Seite des Bruders hervor, legte sich zum Sprunge, und ward von ihm geschossen. Unglücklicher Weise hatte aber der Schuß nicht recht getroffen, sondern nur das Ohr und die eine Seite der Brust gestreift. Nach einer kurzen Betäubung von wenig Sekunden erholte sich das Thier wieder und stürzte, wüthend vor Schmerz, und mit solchem Grimme auf den Jäger, daß er kaum Zeit hatte, sich aufs Pferd zu werfen, um noch einen Versuch zu entfliehen zu machen. Aber in wenig Sätzen hatte ihn der Löwe ereilt, war dem Pferde auf den Rücken gesprungen, welches nun niedergedrückt von der Last, nicht mehr aus der Stelle kommen konnte, und schlug seine Tatzen dem Unglücklichen in die Schenkel, mit den Zähnen zugleich ihn an den Kleidern packend. Indeß sich der Mann mit aller Kraft an das Pferd klammert, hört er seinen Bruder heran-gallopiren, und ruft ihm zu, zu schießen. Tijaard springt vom Pferde, legt ruhig an, und schießt dem Löwen durch den Kopf; die Kugel schlug in den Sattel, ohne weder Pferd noch Reuter zu verletzen. Ein anderer, ganz ähnlicher Fall endete unglücklicher; der Löwe sprang seitwärts auf den Reuter los, und packte mit den Zähnen dessen linken Arm. Der feige Gefährte entfloh, um Leute zur Hülfe zu rufen, indeß zerbiß der Löwe den ganzen Arm, und der Angefallene zog mit der Rechten das Messer aus der Tasche, und durchbohrte dem Löwen an mehrern Stellen

des Hofes, kam aber von selbst wieder zurück. Die Ueberbleibsel seiner Mahlzeiten verscharrte er im Sand, hatte er Hunger, so krazte er sie wieder hervor, wusch sie aber im Wasser, ehe er sie fraß. Gab man ihm Fleisch, so beleckte er dasselbe lange vorher, dann packte er es an einem Ende, und nagte nun daran.

Das Auge ist sehr groß und glänzend; die Regenbogenhaut braungrau; die Zunge rauch. Die Stimme kann mit den Worten feu, feu, feu ausgedrückt werden.

Das Weibchen wirft zwey bis drey Junge. Azara fand bey einem solchen im März drey, von der Länge von 18 Linien. (Abbildung nach Cüvier.)

Taf. 91. Der Gepard. Felis jubata.

Le Guépard.

Die Farbe am ganzen Körper hell falb, am Bauche und an den innern Theilen der Glieder etwas heller; Rücken und Seiten mit kleinen runden vollen Flecken. Der Kopf klein; vom vordern Augenwinkel bis zum Mund lauft eine schwarze Binde. Das Haar am Halse länger als an andern Theilen, bildet eine Art von Mähne. Der Schwanz lang, falb, mit schwarzen Flecken und weiß und schwarzen Ringen am Ende; das Kinn ungefleckt; das Haar am Bauche etwas länger als auf dem Rücken; die Ohren kurz.

Der Körper ist etwas kleiner als beim Leopard, und steht sehr hoch auf den Füßen. Die Pupille ist rund, und das Thier also eine Tagkatze. Die Klauen an den Füßen sind nicht spitzig; auch der Kopf ist etwas vom Katzenkopf verschieden, da sein mittlerer Theil viel erhabener ist. Ueberhaupt ist der Körper schlanker und leichter als bey den meisten Katzen. Die Mähne erscheint erst beim ältern Thier.

Die Länge des Körpers von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel ist 3 Fuß 2 Zoll, des Schwanzes 2 Fuß, die mittlere Höhe 2 Fuß 1 Zoll.

Der Gepard findet sich in Afrika am Senegal, und in Ostindien, und scheint mit dem indischen Jagdparder oder der Yuze ein Thier zu seyn.

Dieses Thier läßt sich leicht zähmen, und kann völliges Hausthier werden, ohne der menschlichen Gesellschaft irgend einen Schaden zu thun. Nach den Beschreibungen von Tavernier, Bernier, Chardin, bedient man sich seiner zur Jagd, sowohl in Persien und Chittah, als auch einigen Nachrichten zu Folge in mehrern Gegenden Afrika's. Er jagd indeß das Gewild nicht, wie ein Hund, sondern springt nach Art der Katzen auf dasselbe. Man nimmt ihn auf einem Karren gebunden mit, und entdeckt man einen Haufen Gazellen, so läßt man ihn laufen, dann verbirgt er sich, legt sich in den Hinterhalt, oder erschleicht sie, wie eine Katze. Schlägt der Sprung fehl, so lauft er nicht nach, und wird wieder auf den Wagen gebracht.

Der Gepard in der Pariser Menagerie zeigte vollkommen das Naturel und die Sitten der Hauskatzen, nur war er weniger mißtrauisch. Er spielte, mit der nämlichen Geschicklichkeit und Leichtigkeit, und obschon seine Klauen weniger scharf sind, bediente er sich derselben ebenso. Er schob runde Körper damit vor sich her, und bemächtigte sich seiner Nahrung, welche ausschließlich aus Fleisch besteht, wie eine Hauskatze. Er war sehr zutraulich, und so zahm und anhänglich, wie der beste Hund. Er kannte besonders denjenigen, welcher ihn besorgte und fütterte, war aber gegen Niemand falsch, der sich ihm näherte und ihm liebkosete. Wenn man ihm streichelte, schnurrte er, nur leiser als die Katzen. Er bezeigte sich sehr verständig, war in völliger Freyheit erzogen, und gewohnt mit Kindern und Hunden zu leben; mit letztern spielte er sehr gerne. Auf dem Schiffe, auf welchem er kam, war er völlig frey, und man hätte ihn auch in Paris frey gelassen, wenn man nicht hätte fürchten müssen, daß Neugierige seine Güte mißbrauchen könnten. Im Sommer ist er in einem Behälter, wo er sich gehörig bewegen und spielen kann. Wenn er friert, oder ein Bedürfniß anzeigen will, wenn er hungert oder dürstet, wenn er geschmeichelt seyn will, oder man von ihm weggeht, so läßt er ein kurzes, wiederholtes Mauen von sich hören.

Von seiner Fortpflanzung ist nichts bekannt.

(Schreber hat unter dem Namen Felis guttata eine gute Abbildung geliefert; die unsrige ist nach Cüvier. IV. B.)

Taf. 92. Der Serval oder Parderkatze. Felis Galeopardus.

Felis Serval. Le chat pard. Le Serval.

Der Schwanz reicht bis zu den Fersen, und ist vom Anfang bis zum Ende geringelt, endigt aber schwarz. Die Ohren tragen keine Büschel. Die obern Theile sehr hell falb, schwarz gefleckt; die untern Theile weiß, mit wenigern Flecken. Die Flecken auf dem Kopf und am Hals bilden symetrische Linien, von welchen zwey parallel zwischen den Ohren entstehen, anfangs schmal sind, dann aus einander gehend breiter werden, und schief laufend auf die Schultern sich ziehen; eine ähnliche Linie zieht sich aufs Schulterblatt in der Richtung der ersten, und ist durch einen kleinen Zwischenraum, in welchem ein runder und schwarzer Fleck steht, getrennt. Die andern Flecken des Oberkörpers laufen mehr oder minder genähert, kleiner und größer, rundlich oder ablang, ungefähr in vier Reihen. Die Seitenflecken und die der Schenkel sind dick und rund; an den Vorderschenkeln kleiner; an Kopf und Schnauze sehr klein; Brust falb; der untere Theil der Unterkinnlade, Lippen und Kehle weiß; am innern Theil der Vorderschenkel finden sich zwey Querstreifen; zwey ähnliche am obern Hinterschenkel. Füße falb, mit kleinen schwarzen Flecken; der Schwanz hat acht schwarze Ringe. Die Augen haben eine runde Pupille; die Ohren sehr groß, an der äußern Fläche mit einer weißen Querbinde; die innere Fläche weiß. Das Haar weich, wie bey der Hauskatze.

Länge von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 1 Fuß 7 Zoll; des Schwanzes 9 Zoll. Schulterhöhe 1 Fuß; Kreuzhöhe 1 Fuß 2 Zoll. Also nur wenig größer als die wilde Katze.

Diese Katze, deren Vaterland ganz unbekannt ist, stammt wahrscheinlich aus Amerika, obgleich sie nach des Prinzen von Wied Beobachtung, mit dem Mbaracaya des Herrn Azara keine Aehnlichkeit hat. Der Name Serval, welcher ihr gegeben worden ist, paßt nicht ganz auf diese Art, wenn man die Beschreibungen Azaras, Daubentons und Cüviers zusammenstellt.

Das Naturel des Thieres scheint, wenn man nach der einzig bekannten gefangenen urtheilen kann, nicht sehr wild. Man kann aber von den Katzenarten in der Gefangenschaft nicht ganz auf ihren wilden Zustand schließen, da die meisten von ihnen, wenn sie sich zähmen lassen, dadurch einen ganz andern Character erhalten, als sie in der Freyheit zeigen. Dieser Serval, den wir lebendig sahen, war sehr zahm, und schmeichelte seinem Wärter ebenso, wie eine Hauskatze, schnurrte wie sie, wenn er geschmeichelt wurde, spielte ebenso gerne mit allen rundlichen Dingen, suchte seinen Schwanz zu erhaschen. Kurz auch diese Katze zeigt, daß nicht leicht eine Gattung aufgestellt werden könnte, welche natürlicher seyn könnte, als die Gattung der Katze. Auch ihr Geschrey gleicht dem Mauen unserer Katzen. Von ihrem wilden Zustand ist gar nichts bekannt. (Abbildung nach Cüvier.)

Taf. 92. Die sanfte Katze. Felis mitis.

Le chati.

Der Schwanz ist etwa halb so lang als Körper und Kopf. Die Grundfarbe des Pelzes an den obern Theilen des Körpers ist ein sehr helles falb; die untern Theile weiß. Der ganze Körper ist mit Flecken bedeckt, welche an den vordern Theilen im Allgemeinen breiter sind als hinten, vorzüglich an Rücken und Seiten; die Flecken des Rückens sind ganz schwarz und voll, und stehen in vier Längsreihen; die andern Seiten sind rosenförmig, schwarz eingefaßt; die Mitte roth falb. An den obern und innern Theilen der Ohren und den Schultern sind rundlich eingefaßte Flecken, und an den hintern Extremitäten runde volle bis zur Ferse; an den Vorderbeinen sind sie länger, und stehen in schiefen Linien; an allen vier Füßen sind sie klein und voll. Diejenigen am Bauche sind ebenfalls voll, und bilden auf jeder Seite der Mittellinie zwey Längsreihen, jede aus sechs bis sieben Flecken; an den innern Schenkeln sind die Flecken quer und lang, und oben am Vorderschenkel bilden sich zwey schwarze Bänder, welche man bey sehr vielen Arten auf ähnliche Art antrifft. Unten am Halse ist ein falbes Halsband, und unter der Unterkinnlade finden sich zwey halbmondförmige Flecken. Vom hintern Augenwinkel aus lauft eine zwey Zoll lange Binde bis zum Ohr, und eine zweyte parallele geht vom Jochbogen gegen das Ohr. Ueber die Stirne laufen zwey

schwarze Linien, zwischen welchen zahlreiche kleine Flecken stehen, auf welchen die Schnurrbarthaare sich finden. Zwey andere Linien verlängern sich bis auf den Hals, und noch zwey andere stehen an jeder Seite. Die Schwanzwurzel ist mit kleinen isolirten Flecken geziert, dann kommen vier Halbringe, und endlich drey ganze Ringe; der Letzte ist der Schmälste. Die Backen ob und unter den Augen sind weiß, auch die Gegend unter dem Schwanze. Das äußere Ohr ist schwarz mit einem weißen Fleck.

Die ganze Länge des Thieres ist 2 Fuß 8 Zoll bis 3 Fuß, wovon der Schwanz 11 Zoll oder 1 Fuß mißt.

Diese Katze bewohnt die Wälder im Innern von Brasilien. Von ihrer Lebensart im wilden Zustand ist nichts bekannt.

Ein Individuum dieser schönen Katze, welche unsere Hauskatze etwa ein Drittel an Größe übertrifft, lebte in der Pariser Menagerie, und zeichnete sich durch seine außerordentliche Sanftheit und Zahmheit aus. Sie war so zutraulich, wie die zahmste Hauskatze, spielte ebenso, biß oder krazte nie, und wenn man ihr nicht schmeichelte, so zeigte sie ihre Begierde nach Schmeicheley durch ein kurzes sanftes Mauen, und es leidet kaum Zweifel, daß man sie zum Hausthier machen könnte. (Abildung nach Cüvier.)

Taf. 93. Der Luchs. Felis Lynx.

Loup cervier.

Der Körper ist ziemlich dick, steht hoch auf den Beinen, diese sind sehr stark; der Kopf ist dick, rund; die Nase wenig erhaben; die Ohren spitzig, und mit einem langen Haarbüschel versehen; der obere Theil des Körpers, Kopf, Rücken, Seiten und Aeußeres der vier Glieder, Hinterfüße und oberer Theil des Schwanzes röthlich falb, mit weiß, grau, braun und schwarz gemischt, daher an mehrern Orten kleine nicht sehr deutliche schwärzliche Flecken, besonders an den Schultern und Schenkeln; schwärzlich sind sie an den Lippen, am obern Vorderschenkel und am vordern Theil des Hinterschenkels; Kinn, Gurgel, Unterhals, Brust, Bauch, Inneres der Glieder und untere Seite des Schwanzes weiß, gelb überlaufen. Die Ohren dreyeckig, spitzig, inwendig weiß, an den Rändern hell falb; Spitze und Haarpinsel schwarz; Schwanzspitze schwarz. Das Haar am Körper überhaupt kraus, kurz und weich.

Man trifft mehrere Varietäten des Luchses an. Die Flecken sind zuweilen auch bey unsern Luchsen sehr undeutlich, besonders scheint dieß im Sommer der Fall zu seyn. So ist bey einem im August geschossenen Weibchen der ganze obere Theil des Körpers braunroth, ohne alle Mischung anderer Farben. Vor der Stirn befinden sich einige schmale braune Streifen, die vom Scheitel gegen die Augen fast senkrecht herablaufen. Ein schmaler brauner Strich zieht sich vom Augenwinkel gegen die Backen, und unter demselben laufen noch ein Paar kürzere, in gleicher Richtung bis ans Ende des Backenbarts; dieser ist meist weiß. Die Augen sind beim Luchse hellgelb; das Sehloch ablang.

Länge von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 2 Fuß 5½ Zoll; des Schwanzes 6½ Zoll.

Das Vaterland des Luchses verbreitet sich über ganz Europa und das nördliche Asien. In Deutschland ist er fast ganz, in England und Frankreich ganz ausgerottet. Dagegen ist er immer noch in Norwegen, Schweden, den Gebürgen der Schweiz, Piemonts, Tyrols und den Appenninen anzutreffen, jedoch sparsam und meist nur einzeln herumstreifend. Seinen Aufenthalt hat er immer in gebürgigten Gegenden, und er steigt im Sommer hoch auf die Alpen hinauf, im Winter nähert er sich dagegen bewohnten Oertern in den Alpenthälern. Aber auch im Sommer durchstreift er weite Strecken. Den Polarkreis in Norden überschreitet er nicht.

Der Luchs ist ein gewaltiges Raubthier, welches zwar den Menschen nicht angreift, und sich vor ihm sehr fürchtet; dagegen den Hausthieren, besonders den Schafen sehr gefährlich ist. Er lebt von Gemsen, Schafen, Ziegen, Kälbern, Dachsen, Mäusen, Murmelthieren, Rehen, Hirschkälbern und Rennthieren; dann von Vögeln, als Auerhühnern, Birkhühnern, Hasel- und Schneehühnern. Er steigt mit Leichtigkeit und Geschicklichkeit auf Bäume, und lauert auf einem Ast ausgestreckt liegend, auf das vorbeygehende Wild, wo es noch Wild giebt; sonst erschleicht er die Thiere katzenartig, sucht sie in einem oder mehrern Sprüngen zu erhaschen, springt ihnen

auf den Rücken, beißt sich ins Genick ein, saugt das Blut aus, indem er die große Halspulsader gut zu treffen weiß. Von Schafen verzehrt er die Eingeweide, etwas vom Kopf, Hals und Schultern, und läßt das Uebrige liegen. Er würgt tigermäßig, wenn er in eine Heerde einfällt. Bechstein erzählt, daß ein Luchs in einer Nacht 30 Schafe getödtet habe, und uns selbst sind Beyspiele bekannt, wo dieses Raubthier in weniger Zeit 30 bis 40 Stück kleines Vieh getödtet hat. Er schleppt das Getödtete, wenn er nicht sicher ist, an eine verborgene Stelle, und vergräbt den Rest, bekommt er den folgenden Tag keine andere Beute, so kehrt er zu dem Vergrabenen zurück, aber selten ist ihm dieses Fleisch länger als drey Tage frisch genug, und er streift oft weit umher nach neuer Beute, welche er jedoch niemals, wie der Hund jagd. Sein bester Sinn ist das Auge, welches so scharf sieht, daß Luchsaugen zum Sprichwort geworden sind.

Die Begattung geschieht am Ende Hornungs, oder Anfangs März. Die Luchsinn trägt 9 Wochen, und wirft in einer Felskluft, oder in dichtem Gebüsche auf weichem Lager von Moos und Laub, zwey, selten drey Junge, welche 9 Tage blind bleiben, und anfangs weißlich seyn sollen. Jung gefangen läßt sich der Luchs wie alle Katzenarten leicht zähmen, und so gewöhnen, daß er wie eine Katze in und außer dem Hause herumläuft, und sehr treu ist, nur durch seine Neugierde, mit der er alles beriecht und das ganze Haus durchstreift, macht er Unbequemlichkeit. Die Katzen sollen aber neben ihm nicht im Hause bleiben. Die Männchen und Weibchen leben meist paarweise zusammen.

Des großen Schadens wegen, welchen der Luchs unter dem zahmen Vieh oder unter dem Wild anrichtet, wird er so verfolgt, daß er eben deßwegen an vielen Orten vertilgt ist. Die Fährte seines großen und runden Fußes ist, besonders im Schnee, leicht zu kennen. Die Hunde gehen ihn wohl an, aber er richtet sie oft schrecklich zu, und Wunden von seinen Zähnen und Krallen heilen schwer; selbst den Jäger greift er oft an, wenn er verwundet wird. In der Noth besteigt er auch die Bäume.

Das Fell des Luchses giebt ein gutes Pelzwerk, besonders das der nordischen Luchse. Es ist weich und warm, die Haare aber sind etwas brüchig. (Abbildung nach der Natur).

Taf. 93. Der Caracal. Felis caracal.

Le caracal Buff.

Der Schwanz geht bis an die Fersen; die Ohren sind mit einem Haarpinsel versehen. Das Haar ist kurz; die Farbe an den obern Theilen isabell gelb, unten weiß, mit zahlreichen vollen Flecken, welche etwas dunkler sind als der übrige Pelz, und nur in einem gewissen Licht deutlich sich zeigen. An den Seiten des Halses und der Glieder bilden sie eine Art Querbänder. Die Ohren und die Glieder sind grau schwarz. Der Kopf geht aus dem Isabellfarben ins Braune über, und ist zwischen den Ohren graulich. Die Flecken an den weißlichen Theilen sind mit noch stärkern Isabellfarben bezeichnet, als der übrige Körper.

Länge von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 2½ Fuß; mittlere Höhe 1 Fuß 4 Zoll; Schwanz 1 Fuß.

Diese Katze, wahrscheinlich der Luchs der Alten, lebt in Nordafrika, in Persien, Arabien und Bengalen. Er hat ganz den Character des Luchses und der andern Katzenarten, ist aber furchtsam und mißtrauisch, und greift nur Thiere an, welche verhältnißmäßig zu seiner Größe sind. Er soll gerne in der Nachbarschaft der Löwen und anderer größerer Katzen wohnen, um von den Ueberresten ihres Raubes sich zu sättigen. Er klettert eben so leicht auf Bäume, wie der Luchs, und nur das verschiedene Clima, in welchem er lebt, verändert seine Sitten in etwas.

(Abbildung nach Cüvier.)

Taf. 94. Die Hauskatze. Felis catus domesticus.

Le chat domestique.

Es wäre wohl überflüssig die Farben und die Gestalt unserer Hauskatze näher anzugeben, da diese Dinge allgemein bekannt sind. Als Hausthier sind die Katzen so verschieden gezeichnet als es Katzen giebt, wir führen daher nur einige Varietäten an.

a. Die Carthäuser Katze. (Chat de Chartreux). Das Haar sehr fein, lang, und am ganzen Körper einfärbig schön schieferblau, Lippen und Fußsohlen schwarz. Sie nähert sich der wilden Rasse in einigen Hinsichten sehr, und ist außerordentlich lebhaft.

b. Die spanische Katze. Das Haar kurz und glänzend; Füße und Lippen fleischfarb; der Pelz hat große Flecken von rein weiß, lebhaft roth und schön schwarz; diese Farben findet man meist nur bey den Weibchen vereinigt.

c. Die angorische Katze. (Chat d'Angora). Das Haar sehr lang und weich, besonders an Hals, Bauch und Schwanz; an Bauch und Füßen kurz; die Farbe weiß, blaß grau oder blaß falb, oder mit unregelmäßigen Flecken.

Diese Rasse ist am meisten von der wilden verschieden, sie ist träge, unsäuberlich und sehr schläfrig. Sie stammt aus Angora in Natolien.

d. Die Katze mit hängenden Ohren, mit langem und weichem Haar von schwarzer oder gelber Farbe. Sie ist Hauskatze in China, in der Provinz Pe-chili.

e. Die getigerte Katze. Sie gleicht in der Farbe gar sehr der wilden Katze; Lippen und Fußsohlen sind immer schwarz. Der Pelz rothgrau; die Seiten schwarz gefleckt, und der Schwanz geringelt, letzterer mit schwarzer Spitze. Sie gleicht am meisten der wilden Katze, ist sehr mißtrauisch und wild.

Man hat bis jetzt allgemein angenommen, daß die Hauskatze von der wilden Katze herstamme, welche noch jetzt in unsern Wäldern, wiewohl selten angetroffen wird. Diese wilde Katze ist ungefähr ein Drittheil größer als die zahme, und hat eine beständige Farbe. Der Grund des Pelzes ist ein mehr oder minder dunkles rothgrau, mit schwärzlichen Streifen an Rücken und Seiten; Lippen und Fußsohlen schwarz; der Schwanz schwarz geringelt, mit schwarzer Endspitze; über den Rücken lauft eine schwarze Linie. Das Haar ist lang und dicht, besonders an den Backen; der Schwanz sehr dick. Der Kater erreicht eine Länge von 1 Fuß 9 Zoll, und ein Gewicht von 15 bis 16 Pfund.

Die wilde Katze wohnt gerne in dichten Wäldern, hohlen Bäumen, und im Winter in leeren Dachs- und Fuchsbauen.

Ihre Nahrung zieht sie ganz allein aus dem Thierreich, und verfolgt junge und alte Vögel, Fasanen, Auerhühner, Birkhühner, Haselhühner und Rebhühner, kurz was sie nur immer erhaschen kann. Sie nimmt auf den Bäumen die jungen Vögel aus dem Neste, sie lauert in den Wäldern und an deren Rande auf die Mäuse, schont aber auch den Hasen nicht, wenn sie ihn erschleichen kann, besonders werden ihr Junge zu Theil. Sie sucht ferners Fische zu fangen, denen sie am Ufer der Teiche und Bäche aufpaßt. Im Winter nähert sie sich wohl auch den Walddörfern, und fängt die Hühner weg. Kurz, nach unsern Begriffen sind die wilden Katzen sehr schädliche Thiere, welche dem Jäger ins Handwerk greifen, und manches junge Häschen oder Feldhühnchen wegfangen. Daher sind ihnen die Jäger herzlich feind, und verfolgen sie schonungslos.

Bey der geringsten Gefahr flieht die Katze auf einen Baum, oder zuweilen in einen Dachs- oder Fuchsbau. Im ersten Fall kann der Jäger sie leicht herunterschießen, muß sich aber in Acht nehmen, wenn sie nicht tödtlich verwundet ist, sie kann sonst ihn und seine Hunde häßlich zerkratzen, und beym Hetzen kommt kein Hund ohne blutigen Kopf und hinkende Beine von ihr weg, auch gehen sie nur gute Hunde an.

Begattung und Tragezeit ist wie bey den zahmen Katzen, wobey sie, wie jene, eben so angenehme und wohltönende Conzerte machen. Das Weibchen trägt 9 Wochen, und bringt vier bis sechs blinde Junge in hohlen Bäumen, Felsklüften, oder alten Fuchs- und Dachsbauen. Die Mutter trägt den Jungen Mäuse und Vögel zu, und spielt mit ihnen, und diese unter einander, völlig wie unsere zahmen Katzen.

Jung gefangen lassen sie sich zähmen, und gewöhnen sich dann eben so leicht an die Häuser, wie die Hauskatze. Uns ist aber kein Beyspiel bekannt, daß sie sich als Hausthiere fortgepflanzt hätten.

Gegen die Meinung, daß die wilde Katze Stammrasse unserer Hauskatze sey, hat Temmink sehr einleuchtende Gründe aufgestellt, und es sehr wahrscheinlich gemacht, daß eine andere wilde Katze, als die Europäische, diese

Stammrasse sey. Herr Dr. Rüppel hat nämlich in Nubien eine Katze gefunden, welche ein Drittheil kleiner ist, als die wilde Katze. Alle Glieder haben verhältnißmäßig dieselbe Proportion, nur ist der Schwanz dünner und länger als bey der wilden Katze. Die Ohren haben keinen Pinsel; die Fußsohlen und Füße sind vollkommen schwarz. Die Natur des Pelzes und die Vertheilung der Farben sind einigermaßen wie bey den weiblichen wilden Katzen; die Hauptfarbe ist graufalb oder graugelblich. Hinterhaupt, Nacken, Rücken, Aeußeres der Glieder und Schwanz sind graugelblich, falb und schwärzlich überlaufen, da jedes Haar von diesen verschiedenen Farben geringelt ist. Durch die Vereinigung der schwarzen Haarspitzen bilden sich auf Hinterhaupt und Nacken sieben bis acht dünne, schwarze, gebogene Bänder; ebenso ist die Rückenlinie und das Obere des Schwanzes schwärzlich; Seiten, Aeußeres der Glieder und untere Seite des Schwanzes sind blasser, und gegen die Schwanzspitze sind zwey schwarze Ringe; die Lippen und Augenschnurrbarthaare sind weiß. Ob jedem Auge ist ein weißer, durch eine falbe Mittellinie getheilter Fleck; Schnauze, Vorderhals, Brust und untere Theile sind rein weiß, nur die Brust schwach falb überlaufen. Vom äußern Augenwinkel nach den Ohren lauft ein okerfarbiger Streif; die Ohren sind inwendig weiß, außen grau. An den Vorderfüßen sind vier bis fünf, und an den Hinterschenkeln fünf oder sechs dunkle Binden.

Länge eines alten Weibchens von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 15 Zoll; des Schwanzes 9 Zoll.

Man findet diese Katze, welche Rüppel Felis maniculata nannte, (in der Uebersetzung von Cüviers Thierreich 4. Band heißt sie Felis Ruppelii) im nördlichen Afrika, und wahrscheinlich auch in Indien.

Da nun diese Katze weit mehr Aehnlichkeit mit der Hauskatze hat, so glaubt Temmink, die Hauskatze stamme weit eher von derselben als von der wilden Katze ab. Die wilde Katze hat einen durchaus dicken und am Ende stumpfen Schwanz, während die afrikanische Katze ihn ganz zugespitzt wie die Hauskatze hat.

Zwar sollen unsere zahmen Hauskatzen bisweilen verwildern und sich mit den wilden begatten. Dieß mag richtig seyn, ohne daß dadurch jene Meinung Temminks umgestoßen wird. Nie erreicht die zahme Katze die Größe der wilden. Auch läßt sich zwar die wilde Katze jung zahm machen, ohne doch ganz die Sitten der zahmen Katze anzunehmen. Freilich wissen wir von den Sitten der afrikanischen Katze nichts, aber da sie in einem Lande lebt, wo von den ältesten Zeiten schon Civilisation herrschte, wie in Egypten, so läßt sich leicht begreifen, daß sie in Afrika und Asien schon in den ältesten Zeiten möchte Hausthier gewesen seyn, und von dort aus als Hausthier über alle andern Länder sich ihres Nutzens wegen verbreitet hätte.

Die Hauskatze, obgleich eigentliches Hausthier, ist doch in gewisser Hinsicht frey geblieben, und hat sich nicht so sklavisch dem Willen des Menschen unterworfen, wie der Hund. Sie läßt sich weder binden noch einkerkern, und will, wenn sie Mäuse fangen soll, freyen Lauf haben. Sie ist mehr an das Haus in welchem sie wohnt, als an den Herrn desselben gebunden, und selten nur folgt eine Katze ihrer Herrschaft in ein anderes Haus mit. Dagegen hat sie ein vortreffliches Ortsgedächtniß, und findet Meilen weit den Rückweg wieder, wenn sie von ihrem Wohnort entfernt wird. Es sind nächtliche Thiere, welche bey der Dämmerung eben so gut sehen, als am Tage, doch sehen sie bey ganz finsterer Nacht auch nichts. Sie sind sehr electrisch, und wenn man sie, besonders im Winter bey trockener Witterung, streichelt, so sieht man an dunkeln Orten nicht bloß eine Menge Funken, sondern hört auch deutlich ein Knistern.

Eigentlich genießt die Katze nichts als Fleisch, allein die Hausgenossenschaft hat sie gewöhnt, auch Pflanzenkost anzunehmen. Sie kauen langsam und etwas ungeschickt, und ziehen daher zartes Fleisch allem andern vor. Mäuse, Vögel und Fische sind ihnen vorzüglich angenehm. Sie greifen auch Ratten an, fressen sie aber selten, und nicht alle gehen darauf, besonders auf die Wanderratten. Eichhörnchen, Kaninchen, junge Hasen werden ebenfalls von ihnen verfolgt, und Eidechsen und Frösche verschmähen sie auch nicht. Gesicht und Gehör sind vortrefflich, der Geruch dagegen ist schlecht, und leitet sie nicht zur Erhaschung der Beute. Diese fassen sie mit den Klauen und mit den Zähnen. Es ist gefährlich sie mit Kindern in einem Zimmer zu lassen, da man viele Beispiele hat, daß sie solche ganz kleine Kinder angefressen haben. Auch sind schon Kinder von Katzen erstickt worden, da sie sich von der Wärme gelockt, denselben auf Mund und Gesicht setzten. Will man den Katzen das Herumschweifen ins Feld abgewöhnen, so darf man ihnen nur die Ohren stutzen oder aufschlitzen, dann gehen sie nicht mehr ins Gras oder Gebüsche.

In Hinsicht der intellectuellen Fähigkeiten steht die Katze weit hinter dem Hund; zwar ist sie listig, verschlagen und falsch, und es sind wahre Schleichwege, welche sie einschlägt, um zu ihrem Zwecke zu gelangen, aber sie ist weit unbehülflicher in unvorhergesehenen Fällen, sie lernt die Worte bey weitem nicht so verstehen, und folgt denselben auch nicht, wie der Hund; kurz sie ist eigensinnig und in gewissem Grade unlenksam. Dagegen sind diese Thiere sehr reinlich, und obgleich sie sehr das Wasser scheuen, so beschmutzen sie sich nicht sehr leicht. Der Geruch ihrer Exkremente scheint ihnen zuwieder zu seyn, da sie dieselben immer an Orte hin absetzen, wo sie sie verscharren können, welches sie sehr sorgfältig thun.

Das Schnurren, das Miauen, und das langsame Reiben ihres Körpers an Menschen und Mobilien, wenn sie schmeicheln wollen, sind ihnen ganz characterisch. Das Erstere lassen sie nur hören, wenn sie recht behaglich sind; mit dem zweyten zeigen sie alle Begierden und Bedürfnisse an, und modificiren ihre Stimme, je nachdem sie ein solches haben. Angst, Hunger, Furcht, oder der bevorstehende Kampf eines Katers mit einem Nebenbuhler, bringen ganz verschiedene Töne hervor. Junge Katzen sind wohl die niedlichsten und possirlichsten Thiere, die man haben kann, welche durch ihre Sprünge den ernstesten Philosophen zum Lachen bringen können. Die Mutter hilft ihnen treu in ihren Spielen, und weist die Fehlenden mit Pfotenstreichen zurechte. Mit den Hunden leben sie in beständigem Streite; doch kennen sie den Hund des Hauses eben so gut, als er die Hauskatze kennt, und leben mit ihm friedlich, ausgenommen wenn er sich ihr Fressen zueignen will, oder sich den Jungen nähert.

Die Hauskatze wirft jährlich zweymal Junge, und der Wurf bringt jedesmal drey bis sechs, selten mehr. Die Tragezeit ist 8½ Wochen. Die Begattungszeit fällt das Erstemal in den Februar, wo man so häufig die schrecklichen Conzerte auf Dächern und Straßen hört, welche von beiden Geschlechtern ausgestoßen, meist aber vom Kater geleitet werden. Oft setzt es dabey Kämpfe ab, und die eine oder andere kommt mit blutigem Kopfe weg. Die Jungen sind neun Tage blind, und werden von der Mutter zärtlich gepflegt und vor Gefahren beschützt, denen sie auch von ihren eigenen Vätern ausgesetzt sind, da das Männchen die Jungen in den ersten Tagen tödtet und auffrißt; daher die Mütter sie sorgfältig verbergen, und bey der geringsten Gefahr sie im Munde weiter tragen. Mißgeburten, welche nicht selten bey ihnen vorkommen, soll die Mutter selbst auffressen. Das Wachsthum dauert etwa achtzehn Monate.

Die Feinde der Katzen sind Hunde und Füchse; die ersten tödten sie durch Bisse im Nacken, und es giebt oft große Hunde, besonders Jagdhunde, welche die Katzen allenthalben verfolgen und tödten, nur ihre eigenen Hausgenossen schonen sie.

Die Katze hat bekanntlich ein zähes Leben, Verwundungen heilen leicht, und oft fallen sie ohne Schaden von hohen Dächern herunter. Als Hausthiere sind sie indeß mehrern Krankheiten unterworfen, unter denen die Tollheit oder Wasserscheu, wobey sie wie Hunde beißen, und der Gebissene ebenfalls in Gefahr ist, angesteckt zu werden, die fürchterlichste ist. Es ist noch nicht ausgemacht, ob die Tollheit die Katzen aus sich befällt, oder nur wenn sie von andern tollen Thieren, besonders Hunden und Füchsen gebissen werden. Man bemerkt diese Krankheit an den Katzen besonders dann, wenn sie unter den Füchsen herrscht, und besonders oft bey sogenannten Feldkatzen, welche oft in die Felder und Gebüsche laufen, und da leicht mit Füchsen in Berührung kommen können. Daß auch wilde Katzen diese Krankheit bekommen, davon ist keine Spur vorhanden, und da keine einzige wilde Katzenart, so viel bekannt ist, von dieser Krankheit befallen wird, so ist es wahrscheinlicher, sie sey nicht ursprünglich bey den Hauskatzen. Die Folgen sind aber ganz dieselben, wie bey den Hunden, nur die Aeußerungen etwas verschieden.

Das Katzenfleisch ist eßbar, und wird von gemeinen Leuten zuweilen gegessen, nur das Hirn soll schädlich seyn.

Der Winterbalg der Katzen ist gut als Pelzwerk zu gebrauchen.

Der Schaden dieser Thiere besteht darin, daß sie Tauben und anderes junge Geflügel tödten; besonders muß dafür gewarnt werden, sie nicht im Schlafzimmer zu dulden, wo kleine Kinder sind, damit nicht etwa ein Unglück geschehe. (Abbildung nach Mind.)

Die übrigen bekannten Katzenarten außer den hier abgebildeten sind folgende: Der Panther, Felis Pardus; Vaterland Java. Der schwarze Panther, Felis melas soll nur Varietät des Panthers seyn, so wie die schwarze Onze, Felis brasiliensis Varietät des Jaguars sey. Die Zwergkatze, Felis minuta, (Felis

javanica); aus Java. Der Jaguarundi, Felis Jaguarondi; Paraguay. Die Katze mit gedupftem Bauche, Felis celidogaster, Temm. Chili? Der Ocelot, Felis pardalis; Sürinam. Die Tigerkatze, Felis tigrina; Brasilien. Der Colocola, Felis colocola; Chili, Paraguay. Die Pampa Katze, Felis Pampa; Paraguay. Die Eirakatze, Felis Eyra; Paraguay. Die Diardische Katze, Felis Diardi; Sumatra. Die gestreifte Katze, Felis fasciata; Nordamerika. Die Bergkatze, Felis montana; Nordamerika Der Goldluchs, Felis aurea; Nordamerika. Der Hirschluchs, Felis cervaria; Temm. Rußland. Der nordische Luchs, Felis borealis, Temm; die nördlichen Polargegenden beider Welten. Der Parderluchs, Felis pardina, Temm.; im wärmsten Theile von Europa, Portugall, Spanien. Der Goldluchs, Felis aurata, Temm.; Vaterland? Der Kyrmischak, Felis Chaus; in Nubien, Persien, am Caspischen Meer und der Wolga. Der wahre Serval, Felis capensis; Südafrika. Der gestiefelte Luchs, Felis caligata; Afrika und Ostindien. Das Manul, Felis Manul; Tartarey und Mongoley. Der Rothluchs, Felis rufa; in Nordamerika.

Amphibien-Säugethiere.

Die Thiere dieser Abtheilung gehören zwar unter die Raubthiere, bilden aber eine durchaus eigene und durch mehrere Merkmahle sich sehr auszeichnende Familie. Sie sind von der Natur darauf angewiesen, Fische, Krebse und Schalthiere zu genießen. Ihr Körper aber ist weit mehr zum Schwimmen und Tauchen eingerichtet als zum Gehen. Ihre Füße sind sehr kurz, und die Hintern ganz am Ende des Körpers angebracht, und nur zum Nachschieben, nicht aber zum Gehen zu gebrauchen. Die Zehen aller vier Füße sind zwar deutlich und mit starken Nägeln versehen, aber mit einer Schwimmhaut so ganz verwachsen, daß keine einzeln bewegt werden kann; dagegen dienen sie als vortreffliche Ruder. Dennoch kommen die Seehunde oft ans Land, und besteigen die Eisinseln oder Klippen, oder lagern sich am Ufer, entfernen sich aber nie weit davon, und können leicht von einem Menschen eingeholt werden. Der hintere Theil des Körpers ist zugespitzt, und die Hinterfüße stehen gerade aus. Der ganze Körper ist walzenförmig, die Wirbelsäule sehr beweglich, und mit Muskeln versehen, welche ihr eine kräftige Biegung gestatten. Das Becken ist schmal; das Haar kurz, dicht, anliegend, fettig, und nimmt kein Wasser an. Man kennt nur zwey Gattungen, die des Seehundes und des Wallrosses.

1ste Gatt. Seehund. Phoca. Phoque.

Vorderzähne oben und unten bloß vier, während alle übrigen Raubthiere sechs haben. Die Eckzähne sind stark, konisch und spitzig; die Backenzähne, an der Zahl von zwanzig, zwey und zwanzig bis vier und zwanzig, sind alle schneidend, aber konisch und ohne Höcker. An allen vier Füßen sind fünf Zehen; die an den Vorderfüßen nehmen vom Daum an immer an Größe ab, an den Hinterfüßen dagegen sind der Daum und kleine Zehe am längsten, die mittlere kürzer. Die Vorderfüße haben keine Schenkel, sondern stecken bis zur Fußwurzel in der Haut, und die hintern fast bis an die Ferse; zwischen denselben ist der kurze Schwanz. Der Kopf der Seehunde gleicht etwas dem Hundskopf, doch ist die Schnauze sehr stumpf. Ihre Physiognomie ist ausdrucksvoll, und ihre intellectuellen Fähigkeiten sind sehr groß. Sie werden leicht zahm, bekommen dann Anhänglichkeit an ihren Ernährer, und folgen seinem Ruf.

Der Kopf ist rund; Schnauze und Lippen dick. Die Nase ist bey einigen in einen langen aufrichtbaren Rüssel verlängert. Die Nasenlöcher können sich ganz schließen. Die Augen sind sehr groß, platt; die Cristallinse stark gewölbt; die Augenlieder klein; dagegen ist ein drittes Augenlied oder eine sogenannte Nickhaut vorhanden. Die äußern Ohren mangeln ganz, oder sind doch sehr klein. Diejenigen Arten, welche kleine äußere Ohren haben, sind von den eigentlichen Robben oder Seehunden getrennt worden. Die Zunge ist konisch, mit starken aber weichen Wärzchen. Der Schwanz kurz und dick. Die Schnurrbärte sehr stark und zahlreich. Der Magen einfach, häutig; der Darmkanal von Anfang bis zum Ende gleich dick; der Blinddarm klein. Säugewarzen am Bauche, vier an der Zahl.

Die Seehunde leben meist gesellig, oft in großen Schaaren. Man findet sie in den Meeren aller Welttheile, sie ziehen aber die kalten Gegenden den warmen war, und finden sich weit innerhalb des arctischen Polarkreises, in Europa, Asien und Amerika, so weit die Meere befahren sind. In Afrika sind keine eigenen Arten gefunden worden, und wenn solche dahin kommen, scheint es nur zufällig zu geschehen. Dagegen sind die Arten auch auf der südlichen Halbkugel häufig, aber von denen der nördlichen verschieden, und im Allgemeinen größer. Sehr wahrscheinlich überschreiten sie hier den Polarkreis nicht, da jenseits desselben kein Land bekannt ist, und wenn solches vorhanden wäre, so wäre es zu sehr mit Eis umgeben, als daß es auch diesen Thieren bewohnbar wäre.

Viele Arten machen jährlich bedeutende Wanderungen, nur um in gewissen Gegenden zu gebären und zu säugen. Die Weibchen werfen höchstens zwey Junge.

Die Seehunde erreichen zum Theil eine sehr bedeutende Größe, sogar bis zu 30 Fuß Länge, und bis zu 10000 Pfund Gewicht.

Man kann diese Thiere, wie Pennant angiebt, füglich die Viehheerden der Grönländler und anderer arctischen Völker nennen, von welchen sie alle Theile benutzen können. Das Seehundsfleisch ist die vorzüglichste Speise dieser armen Menschen, welche eine Gegend bewohnen, wo der Erdboden wenig oder nichts zur Speise dienendes hervorbringt. Das Fett verschafft ihnen Licht, Stuben- und Küchenfeuer. Sie erweichen ihre Speisen in Thran, und vertauschen ihn gegen andere ihnen nothwendige Bedürfnisse. Eine grönländische Dame schlürft ihre Schale Seehundsfett mit eben so viel Wohlbehagen ein, wie die Unsrigen Thee oder Caffee. Die Sehnen brauchen sie als Nähfaden. Aus den Häuten der Eingeweide machen sie Fenster, dem Wasser undurchdringliche Hemder, und überdecken sogar ihre Zelte damit. Aus den Knochen machen sie allerley Werkzeuge. Die Harnblase und der Magen dienen ihnen als Gefäße und Schläuche; das Blut als Speise. Die Haut aber gebrauchen sie zu Schuhen, Stiefeln, Beinkleidern, Mützen, zu verschiedenen andern Kleidungsstücken, Betten und Bettdecken. Sie überziehen damit ihre Boote, schneiden daraus die Riemen und das nöthige Lederwerk zum Ziehen für die Hunde, zum Zusammenbinden der Schlitten, und zu andern häuslichen Bedürfnissen. Selbst das Fell der Ungebornen benutzen sie zu Kleidungsstücken, es giebt vortreffliche, wie Sammet anzufühlende, und der Nässe undurchdringliche Westen und Mützen.

Es ist daher sehr begreiflich, daß das Hauptstudium der Bewohner des Eismeeres auf den Fang dieser Thiere gerichtet ist, und der Unterricht, welchen die jungen Leute erhalten, geht besonders dahin, die verschiedenen Arten desselben zu erlernen, weil diese Kunst allein ihren Unterhalt sichert, besonders wo das Rennthier nicht einheimisch ist.

Der Fang geschieht auf verschiedene Art; die häufigste ist diejenige mit der Blase. Sie verfertigen nämlich aus Seehundsfell einen mit Luft gefüllten Sack oder eine Blase, welche leicht auf dem Wasser schwimmt. Diese Blase wird an einem Strick befestigt, und an diesem eine mit Widerhaken versehene Harpune oder ein Wurfspieß. Der Jäger sitzt in seinem mit Seehundsfell überzogenen kleinen Kahn, den zu leiten, ohne daß er umwälzt, schon eine lange Uebung und Kunst erfordert. In diesem schwankenden Schiffchen sucht er sich dem Seehund möglichst zu nähern, und rudert Wind und Sonne gegen sich, damit dieser ihn nicht hören oder sehen, und er ihn unvermuthet überfallen könne. Kann er sich ihm auf vier bis sechs Klafter nähern, so ergreift er mit der linken Hand das Ruder, mit der Rechten den Wurfspieß, und wirft ihn auf den Seehund. Ist dieser getroffen, so taucht er unter, schnell wirft aber der Jäger den Strick und die Blase nach, und sieht, da diese immer oben aufschwimmt oder doch nie lange unter Wasser bleibt, immer die Stelle, wo der Seehund sich befindet. Kommt dieser hervor, um zu athmen, so wird er mit einer andern Lanze, welche aber immer wieder zurückgezogen wird, verwundet, und dieß geschieht so lange, bis das Thier alle Kräfte verloren hat. Ist es vollends todt, so bläßt er Luft zwischen Haut und Fleisch, wodurch der Körper sehr leicht wird und schwimmt; dann bindet er ihn an sein Boot und rudert nach Hause.

Auf diesem Fange ist der Grönländer in der größten Lebensgefahr, denn wenn der Strick sich verwickelt, welches sehr leicht geschehen kann, und sich um das Ruder oder den Kahn, oder den Leib des Jägers windet, oder der Seehund plötzlich nach der andern Seite des Bootes schwimmt, so muß in allen diesen Fällen das Boot

umgeworfen und unter Wasser gezogen werden, wobey es dann die größte Kunst ist, sich vom Seil loszumachen. Ein Seehundsweibchen, wenn es Junge hat, stürzt zuweilen mit Wuth auf den Grönländer, oder beißt ein Loch in das Schiffchen, daß es sinken muß.

In gewissen Jahrszeiten kann man auch eine Schaar Seehunde umzingeln und tödten, besonders im Herbst, wenn sie an die tiefen Buchten kommen; dann wird der Ausgang durch Schiffe gesperrt, und die Thiere durch Schreyen, Klappern, Steinwerfen, so ermüdet und erschreckt, daß sie endlich auf der Oberfläche bleiben müssen, und so getödtet werden.

Auch auf dem Eise überfällt und tödtet man die Seehunde. Diese machen sich bisweilen Löcher in das Eis, um Athem zu schöpfen. Neben einem solchen Loche sitzt der Grönländer auf einem Stuhl, und legt die Füße, um sich vor dem Frost zu sichern, auf einen kleinern. Wenn nun der Seehund seine Nase aus dem Loche herausstreckt, so durchbohrt er ihn sogleich mit der Harpune, macht das Loch weiter und zieht ihn aufs Eis, und tödtet ihn vollends. Sieht er einen Seehund auf dem Eise liegen, so kriecht er auf dem Bauche nach ihm, wackelt mit dem Kopfe, und grunzt wie ein Seehund. Dadurch getäuscht, läßt ihn der Seehund so nahe kommen, daß er ihn mit dem Spieße durchstechen kann.

Auch die Wallfischfänger verfolgen die Seehunde sehr, und benutzen sowohl die Haut als das Fleisch, und besonders das Fett.

Die meisten Arten scheinen in der Vielweiberei zu leben, und ein Männchen hat eine Menge Weibchen um sich, welche es wie ein orientalischer Monarch eifersüchtig bewacht. Naht sich ein anderes Männchen der Truppe, so entsteht der heftigste Streit, und eine furchtbare Schlacht, welcher die Weibchen ruhig zusehen. Wird ein Männchen überwunden, so folgen alle Weibchen dem Sieger. Oft kommen bey solchen Kämpfen die Männchen in das Gebiet eines dritten, und so entsteht ein allgemeiner Krieg auf der Küste. Solche Kämpfe bemerkt man besonders bey den Seebären und Seelöwen, welche die Asiatischen Küsten und die südliche Halbkugel bewohnen.

Taf. 95. Der gemeine Seehund, Küstenhund. Phoca vitulina. (littorea Thienem). Le phoque commun.

Diese Art gehört unter diejenigen, welche häufig mit andern verwechselt worden ist. Es gehören wahrscheinlich zu dieser Art die gescheckte Robbe (Phoca variegata) und der hundeartige Seehund. (Phoca canina. Pallas). Daher hat Thienemann recht, wenn er den Namen gemeiner Seehund mit einem andern vertauscht.

Der Kopf ist ziemlich dick; der Körper walzenförmig, nicht sehr groß. Die Extremitäten in Verhältniß nicht stark. An jeder Seite des Mundes stehen sieben Reihen Bartborsten. Die Ohrenöffnung ist sehr klein, die Ränder wenig wulstig. Die Krallen der Vorderfüße sind ziemlich stark; an den Hinterfüßen sind die Nägel an der großen Zehe weit größer als die übrigen, und ragen vor, wenn die Schwimmhaut nicht ausgespannt ist. Das Haar am Körper ist kurz, dicht, weich, und ohne Unterhaar; im lebenden Thiere liegt es ganz fest an. Die Farbe ist ein schmutziges Dunkelgrün, mit weißlicher Spitze, welche man aber beim lebenden Thiere nicht bemerkt. Je jünger das Thier, je heller. Getrocknet wird das Haar weißgelb. In diesem sind graulichgelbe Flecken, undeutliche Ringe, Flammen und Streifen ungleichmäßig vertheilt; doch findet man auf Kopf und Nacken die Ringform vorherrschend, hinten hingegen mehr Streifen. An den Seiten ist die Farbe grüngelblich weiß, ebenso der Unterleib, und dieser ohne Flecken. Er wird mit dichtem Haare geboren, welches gelblich gefärbt ist, aber schon wenige Tage nach der Geburt ausgestoßen wird. Er härt sich jährlich zweymal.

Die Länge eines alten Thiers beträgt zwischen drey bis vier Fuß.

Dieser Seehund ist an den Küsten von Rußland, Lappland, Norwegen, Grönland, England, Holland, Deutschland, Dänemark und Schweden anzutreffen. Er entfernt sich nicht weit von seinem einmal erwählten Standorte, hält sich immer in der Nähe des Landes auf, geht oft an die Küsten, so wie in die Ströme, und steigt in diesen weit hinauf; besucht auch die in denselben liegenden Klippen und Inseln.

Fern von menschlicher Gesellschaft, oder unangefeindet von Menschen ist er wenig scheu, und flüchtet sich nur, wenn man ihm sehr nahe kommt. Durch Nachstellungen wird er sehr furchtsam und vorsichtig, doch bleibt er immer sehr neugierig. Er ist ein vorzüglich guter Schwimmer, und wird dadurch, so wie durch seine starken und scharfen Zähne den Fischen sehr gefährlich. Unter diesen scheint er besonders die Lachse sehr zu lieben, welchen er in die Flüsse nachgeht, und auch die stärksten von ihnen überwältigt. Kleine, besonders breite Fische, wie die Schollen, hält er, nachdem er sie gefangen hat, über das Wasser empor, um sie, ein wenig gequetscht, in seinen geräumigen Schlund hinabgleiten zu lassen. Gewöhnlich treibt er die Fische zwischen Klippen, wo er sie bequemer erhaschen kann. Hat er sich gehörig gesättigt, so legt er sich auf eine Klippe oder an den Strand, um zu verdauen. Im Wasser halten sie sich höchstens paarweise zusammen, aber auf ihren Ruheplätzen findet man sie oft in großer Gesellschaft, wo sie dann auf die behaglichste Weise ihren Körper in alle mögliche Stellungen bringen, ohne einander zu stören. Sie lassen dabey häufig einen knurrenden Ton hören. Wenn sie auf der Oberfläche des Wassers schwimmen, strecken sie fast stets nur den Kopf über das Wasser vor, den sie nach allen Seiten wenden.

Dieser Seehund paart sich in Island im September, und im Juni des nächsten Jahres bringt das Weibchen eins, selten zwey Junge, auf einer Klippe oder einem einsamen Strand, zur Welt, und säugt es daselbst. Auch wenn das Junge schon schwimmen kann, säugt es die Mutter noch eine zeitlang. Während der Paarungszeit kommen die Männchen oft in Streit, und beißen sich heftig. Nach den Nachrichten des Herrn Thienemann, von welchem die Naturgeschichte dieser und der folgenden Art entnommen ist, soll dieser Seehund in der Ostsee sich im Juli paaren, und das Gebähren im März oder April statt haben.

Da das Fell dieses Thieres sehr fest ist, und man ihr Fleisch, welches wie Vogelwild schmeckt, genießt, auch vom Fette derselben großen Nutzen zieht, so stellt man ihnen sehr nach. Wo dieß ohne Ordnung geschieht, hat man sie so verschüchtert, daß man nur noch zufällig einen erlegt. In Island schont man die Alten fast durchgängig, und fängt bloß die Jungen, wenn sie einige Wochen alt und sehr fett sind. Hin und wieder schießt man die Alten mit der Flinte, wenn sie auf dem Lande liegen. Nur die jüngern Thiere lassen sich mit dem Kahne und der Flinte oder Harpune beykommen. Selten gehen die ältern Thiere in die für andere Seehunde aufgestellten Netze.

Die Felle der jungen Thiere benutzt man zu Mantelsäcken. Man schneidet die Thiere am Bauche auf, trennt die Haut am Kopfe und an den Hinterfüßen los, und setzt, wenn sie ganz gereinigt ist, oben und unten Stücken ein, und bindet zum Gebrauch die Mittelöffnung zu. (Abbildung nach Cüvier.)

Taf. 95. Der geringelte Seehund. Phoca annelata.

Phoque anelé.

Der Kopf ist kurz und rundlich; die Schnauze etwas zugespitzt; die Augen sehr groß. Die Extremitäten mäßig groß, mit starken großen Krallen versehen. Die Haare anliegend. Das erste Milchhaar ist wollig, sehr weich und gelblich weiß. Im zweyten Jahr sind Stirn, Hinterhaupt, Nacken, Rücken, Oberseite des Schwanzes und der Hinterfüße schwärzlich saftgrün. Gesicht und Seiten sind heller, und gelblich grün. Die ringförmigen Flecken bemerkt man nur bey getrockneten Fellen. Das zweyte Jahr bringt im Sommer die Ringe mehr zum Vorschein, sie sind auf dem Rücken am deutlichsten, weil dort die Haare am dunkelsten gefärbt sind; an den Seiten weniger, weil die Rückenfarbe sich mehr mit der Farbe des Bauchs vereinigt. Im dritten Jahre erhält das Thier seine schönste Farbe. Das Grün des Rückens wird reiner, die Ringe erhalten breite Ränder, und werden lichter, wie die ganze untere Hälfte des Körpers. Männchen und Weibchen sind in der Farbe wenig verschieden.

Länge eines erwachsenen Thieres 3 Fuß 10 Zoll bis 4 Fuß.

Es bewohnt dieser Seehund den größten Theil der nordischen Meere, Grönland, Norwegen, Schweden und die Ostsee.

Er besitzt eine ziemliche Behändigkeit, welche aber keine Ausdauer hat. Die Ursache davon liegt wohl in der großen Masse von Fett, welche seine Muskeln umgiebt. Er ist ein sehr guter Schwimmer, kann aber einem behenden Seehundsjäger nicht leicht entkommen, da er im Schwimmen zu leicht ermüdet. Er ist nicht gesellig, und

man trifft selten mehr als ein Paar beysammen an. Er liebt die Nähe des Eises, doch weniger die großen Treibeismassen, auf welchen er zwar seine Jungen wirft, als das Flußeis, unter welchem er reichliche Nahrung an kleinen Fischen findet, welche seine Hauptkost ausmachen; besonders liebt er die nordische Forelle (Salmo arcticus). Er benutzt dünne und offene Stellen in jenem Eise, um durch sie Luft zu schöpfen, oder sich auf das Eis zum Ausruhen zu legen. Hat er sich satt gefressen, so liegt er halbe Tage fast unbeweglich auf einer Stelle, gewöhnlich auf dem Bauche. Merkt er etwas ungewöhnliches in seiner Nähe, so richtet er seinen Kopf ganz in die Höhe, und sieht den verdächtigen Gegenstand unverwandt an, und bewegt sich auch um sein Eisloch herum, was ziemlich schnell durch Zusammendrücken seines Körpers von statten geht. Kommt ihm aber der verdächtige Gegenstand, ein Mensch oder ein Raubthier, näher, so kriecht er in das Loch hinein, steckt aber den Kopf meist wieder heraus. Er hat immer mehrere solcher Löcher in der Nähe, und kommt dann bald zu diesem bald zu jenem mit dem Kopfe hervor, um Luft zu schöpfen, oder sich umzusehen. Auf dem Wasser schwimmend erkennt man ihn leicht, da er gern sich den Wellen überläßt, und mit der Fläche des Rückens und Kopfes vorragt. Er ist sehr neugierig und nicht scheu, und wird daher leicht gefangen. Die Grönländer bedienen sich seines Felles häufig zur Kleidung, da es sehr geschmeidig ist. Um Island findet er sich in den Monaten Januar und May, aber nur an der nördlichen und westlichen Küste. In der Ostsee ist er ziemlich häufig, besonders an den russischen Küsten und Inseln.

Im höhern Norden paart er sich im September, und wirft im März oder April gewöhnlich auf dem Eise, und zwar meist weit vom Lande, daher selten junge Thiere getödtet werden.

Er hat im Verhältniß zu seiner Größe viel Speck, daher wird ihm stark nachgestellt. Man schießt ihn im Wasser mit der Flinte, oder wirft ihn mit der Harpune. Auch fängt man ihn in Seehundsgarnen, und erschleicht ihn auf dem Eise. (Abbildung nach der Natur.)

Taf. 95. Die Rüsselphoke. Phoca proboscidea.

Phoque à trompe.

Die Nase des Männchens verlängert sich in einen weichen aber aufrichtbaren Rüssel. In der Oberkinnlade sind vier Schneidezähne, wovon die beiden mittlern sehr dick sind; in der untern finden sich nur zwey. Am sceletirten Kopfe sind die Pfeil und Hinterhauptsnath sehr vorspringend.

Der Körper ist lang, sehr fett; der Kopf abgerundet. Die untern Eckzähne lang, stark und gebogen. Die Schnurrbarthaare sind hart, steif, sehr lang und schraubenförmig gewunden. Die aufgerichtete Nase bildet eine etwa ein Fuß lange Röhre, an deren Ende seitwärts die beiden Nasenlöcher sich öffnen. Gewöhnlich, und wenn das Thier ruhig ist, hängt dieser Rüssel schlaff herunter. Die Augen sind sehr groß und vorstehend, und unter einem Busche grober Haare, wie diejenigen am Schnurrbarte, stehend. Der Hals ist sehr kurz, und so dick wie der Kopf. Die vordern Flossen sind sehr stark und kräftig, an ihrem hintern Rande stehen die fünf kleinen schwärzlichen Nägel. Der Schwanz ist sehr kurz, und steckt zwischen den hintern Flossenfüßen, welche horizontal abgeplattet sind, und nach hinten zu breiter werden. Das Haar ist sehr kurz, und die Farbe des Körpers bald graulich, bald blaugraulich, selten braunschwärzlich.

Der Rüssel fehlt dem Weibchen gänzlich, und die Oberlippe ist im Gegentheil am Rande leicht ausgeschnitten.

Dieses ist die größte Phoke, sie erreicht eine Länge von 25 bis 30 Fuß, und einen Körperumfang von 15 bis 18 Fuß.

Die Rüsselphoke lebt auf der südlichen Halbkugel, an den südlichen Gestaden von Neu-Holland, besonders auf der Insel King, an der Meerenge von Baß und den Küsten von Neu-Seeland, wo sie ein Gegenstand eines einträglichen Fanges ist.

Sie scheuet große Hitze wie große Kälte, und wandert daher von Norden nach Süden, in den südlichen Breiten zwischen dem 35. bis 55. Grad, indem sie im Winter der südlichen Halbkugel nordwärts ziehen, im

Sommer aber wieder südlich. Auf den nördlichsten Inseln, welche zwischen diesen Breitegraden liegen, kommen die Weibchen am Ende des Juni an. So finden sie sich auf der Insel King um diese Zeit oft in ungeheurer Menge ein, und lagern sich auf dem Sande, eine Strecke vom Ufer entfernt, um Junge zu werfen. Die Männchen liegen dann um die Weibchen herum.

Die Weibchen werfen nur ein Junges, welches bey seiner Geburt 4 bis 5 Fuß lang ist, und etwa 70 Pfund wiegt. Die Zeit des Säugens dauert 7 bis 8 Wochen, während welcher Zeit die Weibchen weder ins Meer gehen, noch fressen sollen. Sie säugen auf der Seite liegend, und die Männchen sind dann ganz unthätig. Die Jungen wachsen so schnell, daß sie in den ersten acht Tagen schon vier Fuß länger sind, und über 100 Pfund schwer werden. Da die Mutter nichts frißt, und doch so viel hergeben muß, so wird sie sehr mager. Am Ende des dritten Jahres hat die junge Phoke schon eine Länge von 18 bis 25 Fuß erreicht, und ist im vierten Jahre schon vollkommen erwachsen. Nach sechs bis sieben Wochen werden die Jungen von den Eltern ins Wasser geführt, und lernen schwimmen. Nun bleiben Alte und Junge etwa einen Monat im Wasser, und die Ersten erlangen bald ihre volle Kraft wieder, und werden so fett wie vorher. Dann begeben sie sich abermal ans Land, um sich zu begatten. Bey dieser Gelegenheit giebt es zwischen den Männchen fürchterliche Kämpfe, wobey auch die dreyjährigen Männchen mitkämpfen. Doch kämpft nur immer ein Männchen mit dem andern, und es giebt keinen allgemeinen Krieg, wie bey den Seebären. Ein solcher Kampf ist fast lächerlich anzusehen. Die Nebenbuhler schleppen sich schwerfällig umher, halten Rüssel gegen Rüssel, und fallen einer auf den andern, wobey es indeß große Wunden setzt; oft verlieren sie die Augen, und immer eine Menge Blut; doch sieht man selten einen auf dem Platze bleiben, und die Wunden heilen sehr schnell. Die Weibchen sehen diesen Kämpfen gleichgültig zu, der Sieger schwimmt stolz unter den Haufen, und wählt sich seine Weibchen, denen sich kein anderes Männchen nähern darf. Erst gegen die Begattungszeit erscheint bey den jungen Männchen der Rüssel. Die Tragezeit dauert etwas mehr als vier Monate, vom September bis Mitte Juni. Kurze Zeit nachdem die Jungen sich ans Wasser gewöhnt haben, wandert der größte Theil südlich, um den Sommer in etwas kühlern Gegenden zuzubringen, einige jedoch bleiben immer zurück.

Diese Robbe findet sich bloß an sandigen Ufern, am liebsten in der Nachbarschaft einer Flußmündung oder süßen Wassers; doch schlafen sie eben sowohl auf dem Lande als in der See, wobey immer einige wachen, um die andern bey Gefahr zu warnen. Ihr Gang ist ganz kriechend, wobey die Flossen nachhelfen; ihr Körper schlottert bey jeder Bewegung, wie eine ungeheure mit Gallerte angefüllte Blase, so dick ist die Schichte von ölichtem Speck, womit sie umhüllt sind. Alle 15 bis 20 Schritte halten sie wieder stille und ruhen aus, bey der Anstrengung des Gehens wird das sonst grünliche Auge blutroth. Dagegen schwimmen sie vortrefflich. Das Geschrey der Weibchen gleicht dem Brüllen eines starken Ochsen, das des Männchens, durch den Rüssel gedämpft, dem Geräusche eines sich gurgelnden Menschen. Wenn es sehr warm ist, überdecken sie ihren Körper mit den breiten Vorderflossen mit Sand, dann sehen sie Felsblöcken gleich. Die Sinnen sind nicht sehr fein; das Gesicht auf dem Lande blöde; auch das Gehör schlecht.

Es sind von Natur sanfte und verträgliche Thiere. Man kann ohne Furcht unter sie gehen, ja unter ihnen baden; auch lassen sie sich ganz zahm machen, so daß man auf sie steigen, ihnen den Arm in den Mund stecken, und an einen Ruf gewöhnen kann. Sie scheinen höchstens 30 Jahre alt zu werden, wie auch die Zeit ihres Wachsthums beweist. Sie scheinen sich hauptsächlich von Weichthieren und von Seegras zu ernähren; man findet in ihrem Magen meist Ueberbleibsel von sogenannten Dintenfischen, Meerpflanzen, auch Steine.

Die Rüsselphoken haben im stürmischen Meere mehrere Zufälle zu fürchten, bisweilen werden sie von Stürmen an die Felsen geschleudert und zerschmettert. Bisweilen sieht man sie ganz erschrocken, schnell aus dem Grunde des Meeres heraufkommen, mit großen Wunden bedeckt. Sie müssen hier von furchtbaren unbekannten Feinden angefallen werden. Ihr furchtbarster Feind aber ist der Mensch. Stranden sie, durch Stürme oder Ströme getrieben, an der Küste von Neuholland oder von Diemensland, so werden sie von den Wilden umgebracht. Noch mehr aber, die Engländer haben sich ihrer Zufluchtsörter bemächtigt, und durch ungeheure Metzeleien die Zahl dieser Thiere schon sehr vermindert. Man tödtet sie durch eine 12 bis 14 Fuß lange Lanze, welche man dem Thiere im Augenblick, wo es, um vorwärts zu gehen, die linke Vorderflosse aufhebt, in's Herz stößt, wo es sich sogleich

verblutet. Die Fänger sind darin so geübt, daß sie selten das Herz fehlen. Aller Vertheidigungsmittel beraubt muß das ungeheure Thier unterliegen, denn auch seine schrecklichen Fangzähne kann es nur ungeschickt brauchen; doch muß man sich vor ihnen in Acht nehmen, sonst fallen sie mit dem Körper auf ihren Feind, und zerquetschen ihn. Das Fleisch ist unschmackhaft und thranig, daher fast ungenießbar; das Fett hingegen ist vortrefflich zu verschiedenem Gebrauch. Auch die Haut wird besonders geschätzt, man braucht sie zu verschiedenen Geräthschaften, Pferdegeschirr, Kofferbeschlägen. Von einem großen Thier kann man bis 1500 Pfund Fett bekommen. Dieses Fett ist wie Butter zu gebrauchen, ohne Nebengeschmack, und brennt vortrefflich. Bereits sind vier bis fünf Inseln zur regelmäßigen Fischerei auf diese Thiere eingerichtet. So wird diese große Phokengattung auf einmal auf allen Punkten angegriffen; der Fang ist so leicht und ergiebig, daß sich voraussehen läßt, daß die Gewinnsucht der Menschen in kurzer Zeit die ganze Art ausrotten wird, was auch mit der Zeit in Hinsicht der Wallfische geschehen kann, welche bereits viel seltener geworden sind, obschon ihr Fang weit mehr Schwierigkeiten hat.

(Abbildung nach Peron.)

Zu den ungeöhrten Phoken gehören folgende Arten. Der Seelöwe, Phoca Ansonii oder leonina; Vaterland die Südküste von Amerika, die Insel Georgien, die Malouinen und Feuerland, auch Patagonien. Die Byronische Phoke, Phoca Byronii; auf Tinian, den Ladronen und Marianen. Die Klappmütze, Phoca cristata; in Grönland. Die Münchphoke, Phoca monachus; im adriatischen Meere. Der bärtige Seehund, Phoca barbata; Island, Grönland, die Orkaden. Der Eilandsseehund, Phoca scopulicola; Island. Der weißzehige Seehund, Phoca lencopla; Island, Grönland. Der Grönländische Seehund, Phoca groenlandica; Island, Grönland. Der rauhe Seehund, Phoca Halichoerus; Island, Grönland. Der Hasenseehund, Phoca leporina? im weißen Meer, auch bey Spitzbergen und Island. Kleinklauiger Seehund, Phoca leptonix; in dem Südmeere. Der weißschwänzige Seehund, Phoca lagura; Vaterland unbekannt. Der Coxische Seehund, Phoca Coxii? Insel Amsterdam und St. Paul. (Etwa 20 Fuß lang). Ungewisse Arten sind: Phoca sericea, fasciata, lupina, longicollis, punctata, maculata, nigra und tigrina. Ueberhaupt ist diese Gattung noch sehr verwirrt, weil Alter und Jahrszeit die Farben gar sehr ändern.

Von den eigentlichen Seehunden hat man in neuern Zeiten diejenigen Arten getrennt, welche kleine äußere Ohren haben. Sie haben überdem oben 6, unten 4 Vorderzähne. Die Backenzähne sind alle einfach konisch. Die Schwimmhäute der Hinterfüße verlängern sich lappenförmig über die meist kleinen und platten Nägel. Die Haare sind länger als an den eigentlchen Seehunden.

Es giebt unter ihnen große und starke Thiere, deren Lebensart aber noch wenig bekannt ist. Man hat von ihnen noch keine guten und treuen Abbildungen. In den neuen systematischen Schriften heißen sie geöhrte Seehunde. Otaria.

Es gehören dahin der zottige Seelöwe, Phoca jubata. Das Männchen zeichnet sich durch eine lange Mähne am Hals aus, und wird 10 bis 12 Fuß lang. Sie leben gesellig auf Kamtschatka, den Malouinen, den Kurilen und an der Küste von Patagonien.

Der Seebär, Phoca ursina. Wird 6 Fuß lang. Lebt in den Meeren von Kamtschatka, Staatenland, der Südspitze von Amerika, Neuholland und Van Diemensland. Ebenfalls gesellig.

Der kleine Seehund, Phoca pusilla; (Phoca Peronii.) am Cap?

Der gekrönte Seehund, Phoca coronata; Vaterland?

Der graue Seehund, Phoca cinerea; Küsten der Insel Decres unterm 36 Grad südlicher Breite, Napoleonsland und Neuholland.

Weißhalsiger Seehund, Phoca albicollis; auf der Insel Eugenia, in der Nähe von Neuholland unterm 32 Grad südlicher Breite.

Gelblicher Seehund, Phoca flavescens; in der Magelhansstraße.

Falklandischer Seehund, Phoca falklandica; an den Falklands- und Malouinen-Inseln.

Auch die geöhrten Seehunde oder Otarien sind noch nicht gehörig bestimmt, und erfordern noch viele Untersuchungen.

Seehunde waren auch in der alten Welt anzutreffen, wie Cüvier beweist; doch finden sich ihre Ueberbleibsel selten, und es sind nur zwey Arten bekannt.

2te Gatt. Wallroß. Trichechus. Morse.

Oben nur zwey Vorderzähne, unten gar keine; diese Zähne sind sehr klein, und nur bey jungen Thieren anzutreffen, sie haben die Form von Backenzähnen. Die Eckzähne, deren ebenfalls nur zwey in der obern Kinnlade stehen, sind sehr groß, länger als der Kopf, seitlich zusammengedrückt, nach unten gebogen, die Spitze stumpf. Das Elfenbein davon ist körnig, sehr hart, und besteht nicht aus krummen sich kreuzenden Streifen, wie beim Elephanten. Backenzähne sind 5 auf jeder Seite, oben und unten. Sie sind fast walzenförmig, mit einfacher schief abgestutzter Krone, und sehr klein, der dritte ist der größte, der fünfte der kleinste; die untern sind von derselben Form, nehmen aber an Größe vom vordersten bis zum hintersten immer ab.

Der Körper ist lang und kegelförmig, wie bey den Seehunden. Der Kopf rund; die Schnauze sehr aufgetrieben und dick. Keine äußere Ohren. Der Schwanz sehr kurz. Die Vorderfüße wie bey den Seehunden, mit fünf kurzen Klauen. Die Hinterbeine liegen ganz horizontal der Länge nach am Körper, mit fünf durch eine Haut vereinigten Zehen; die äußeren sind länger.

Taf. 96. Das Wallroß. Trichechus rosmarus.

Morse cheval marin.

Der Kopf ist mittelmäßig groß, rund, stumpf. Die Nasenlöcher halbmondförmig. Die Kieferknochen und der vordere Theil des Kopfes sehr aufgetrieben. Schnurrbarthaare glatt, fast linienbreit, und an der Wurzel eine Drittel-Linie dick. Sie stehen in Vertiefungen an der Oberlippe sehr nahe an einander. Der Mund ist klein. Die Oberkinnlade mit nach unten gekrümmten Hauern, von oft zwey Fuß Länge, versehen. Die Augen sind klein und glänzend; die Ohröffnung steht weit nach hinten. Der Körper ist am dicksten bey der Brust, dann wird er immer dünner bis zum Schwanz, welcher verhältnißmäßig länger als bey den Seehunden ist. Der Hals ist kurz und dick. Die Haut sehr dick, schleimig, schwärzlich, mit sehr wenig kurzen, steifen, rostfarben oder braunen Haaren, welche an den Schenkeln deutlicher sind, als am übrigen Körper. Die hintern Beine sind sehr breit. Am Bauche stehen 4 Säugewarzen.

Die Länge eines Wallrosses beträgt bis zu 15 Fuß; der Umfang des Körpers 10 bis 12 Fuß.

Dieses gewaltige Thier lebt häufig im atlantischen Meer innert dem Polarkreise, und auf der südlichen Halbkugel, ebenfalls innert dem Polarkreise. Es ist zwar noch etwas zweifelhaft, ob das südliche und das nördliche Wallroß ein und dieselbe Art sey.

Sie sind häufig auf Spitzbergen, seltener an der Küste von Grönland, an der Hudsonsbay und bey Nowaja Semlia. Cook traf auch solche an der Küste der Tschukschen an. Eben so finden sie sich an den Magdalenen Inseln und im Golfe St. Lorenz.

Man sieht sie gewöhnlich in großen Schaaren beysammen auf dem Eise liegen. Es sind harmlose Geschöpfe, so lange sie nicht angegriffen oder beleidigt werden. Dann aber werden sie wüthend und sehr rachsüchtig. Werden sie angegriffen, so sorgen die Weibchen zuerst für ihre Jungen, welche sie in die See werfen, und sich ihnen nachstürzen; haben sie aber diese in Sicherheit gebracht, so kehren sie zurück, um sich zu rächen. Bisweilen fallen sie mit ihren Zähnen die Boote an, um sie umzuwerfen, oder fahren in großer Zahl darunter weg, um sie zu überstürzen. Dabey brüllen sie fürchterlich und knirrschen mit den Zähnen. Sie zeigen eine große Anhänglichkeit an einander, und stehen sich gegenseitig in Gefahren bey. Pennant erzählt, man habe gesehen ein verwundetes

Wallroß untertauchen, plötzlich wieder emporkommen, und eine Menge anderer mit sich bringen, die einen gemeinschaftlichen Angriff auf das Boot thaten, aus welchem das erste verwundet worden.

In frühern Zeiten, ehe sie so sehr verfolgt wurden, soll man oft tausende beysammen angetroffen haben. Man sucht des Nachts mit Hunden auf das Eis zu kommen, um diejenigen, welche weiter vom Ufer entfernt liegen, tiefer gegen das Land hinein zu jagen, wo man sie dann leicht tödten kann. Man zieht den getödteten die Haut ab, schneidet das Fett weg und siedet Oel daraus. Die Haut wird in Streifen geschnitten, und in Amerika zu Wagenschienen gebraucht; in England siedet man Leim daraus.

Bisweilen greifen sie die Boote bloß aus Muthwillen an, wodurch diese in große Gefahr gerathen. Sind ihrer sehr viele, so ist es schwer sie abzuwehren. Das Fett ist anfangs süß, wie Mark, in wenig Tagen aber wird es ranzig. Eingesalzen hält es sich länger. Das magere Fleisch ist grob, schwarz, und von wildem Geschmack; das Herz dagegen soll gut schmecken. Das ausgelassene Fett giebt ein Oel, welches sehr gut in Lampen brennt. Die Zähne sind ein vortreffliches Elfenbein, härter als das von Elephanten, und haben den Vorzug, daß sie nicht gelb werden, wie das Elfenbein. Man braucht sie zu allerley Drechslerarbeiten mit großem Vortheil; auch zu Verfertigung falscher Zähne.

Cook erzählt, sie haben bey neblichtem Wetter durch ihr lautes Gebrüll seinem Schiffsvolke die Nähe des Eises angezeigt. Nie habe man die ganze Heerde schlafend angetroffen, sondern einige hätten immer gewacht. Näherte sich ihnen ein Boot, so weckten diese die Schlafenden schnell auf, und der Lärm pflanzte sich schnell fort. Gab man Feuer auf sie, so stürzte die ganze Heerde ins Wasser. Wurde ein Stück nicht tödtlich verwundet, so war es meist nicht zu erhalten. Das Schießgewehr fürchten sie sehr. Das Weibchen vertheidigt sein Junges mit Wuth, und setzt selbst sein eigenes Leben auf dessen Rettung. Das Junge verläßt dagegen auch die todte Mutter nicht, und wird dem Menschen zu sicherer Beute. Die Grönländer tödten sie auch mit Harpunen, wie die Seehunde. Ein Wallroß wiegt 1500 bis 2000 Pfund, und giebt ein bis zwey Tonnen Oel. Ein Zahn kann 10 bis 30 Pfund wägen.

Außer dem Menschen haben sie Feinde am weißen Bären, dem sie aber mit ihren Hauern oft tiefe Wunden schlagen, und ihn meist zum Rückzuge zwingen.

Die Wallrosse leben wahrscheinlich mehr von Vegetabilien, als von Fischen, besonders scheint Seetang ihre Hauptnahrung auszumachen. Krebse und Schalthiere werden vielleicht auch von ihnen gefressen.

Die Weibchen werfen ihr Junges, welches bey der Geburt die Größe eines jährigen Schweines hat, im Winter auf dem Lande oder auf dem Eise. Wie lange sie tragen ist unbekannt.

(Abbildung nach Blumenbach und Schmid.)

Zweyte Abtheilung der Säugethiere.

Beutelthiere. Marsupialia.

Marsupiaux.

Diese Thiere sind, da sie alle die merkwürdige Eigenschaft mit einander gemein haben, daß die Weibchen am Unterleibe eine eigene Tasche besitzen, in welcher sich die Jungen ausbilden, von den neuern Naturforschern unter eine eigene Abtheilung gebracht worden. Außer dieser Eigenschaft des Beutels aber, haben sie so wenig mit einander gemein, daß man die einen nach den Spitzmäusen, die andern nach den Bären oder Mardern, und wieder andere nach den Nagethieren einreihen könnte. Linne kannte nur die amerikanischen Arten, welche er alle unter dem generischen Namen Beutelratte, Didelphis begriff, allein da besonders mit der nähern Kenntniß Neuhollands und der Sundinseln mehrere ganz verschiedene Arten bekannt geworden sind, welche gar sehr von den amerikanischen abweichen, so wurden diese Gattungen auch von den Beutelratten getrennt. Diese in der alten Welt, die Sundinseln ausgenommen, ganz unbekannte Form, ist dagegen in Neuholland die herrschende, indem dort, außer dem Hund, alle eingebornen Landsäugethiere, so viel bis jetzt bekannt, Beutelthiere sind.

Die merkwürdige Eigenschaft des Ausbildens der Jungen im Beutel, ist eine ganz besondere physiologische Merkwürdigkeit, welche der genauesten Untersuchung würdig ist. Die Bildung der Geschlechtstheile beider Geschlechter ist sehr abweichend von der aller andern Säugethiere. Die männliche Ruthe liegt im After, also ist sie nach hinten gerichtet. Die Eichel ist gespalten; die schwammigen Körper sind verlängert; die Mündung der Harnröhre ist aber doch nur einfach. Die Vorhaut sitzt an der vordern Wand des Mastdarms. Der Hodensack liegt unter dem After; die Hoden sind außerordentlich groß, und nach den Arten in der Form verschieden; der Hodensack hängt nur durch einen Stiel am Leibe, dieser Stiel ist manchmal so lang, daß die Hoden fast auf der Erde schleppen. Es sind keine Saamenbläschen vorhanden.

Diesem sonderbaren Bau entspricht der eben so sonderbare bey den Weibchen. Die Scheide öffnet sich ebenfalls in den Mastdarm; die weibliche Ruthe ist auch gespalten; die Harnöffnung weit hinten in der Scheide; daher harnen beide Geschlechter eigentlich auch durch den Mastdarm. Die Gebärmutter ist eyförmig, und fast wie beim Menschen gestaltet, allein man soll an ihr vor der Begattung keinen Muttermund finden können; dagegen laufen aus der Scheide zwey Röhren an der Seite der Blase hinauf, und öffnen sich in die Gebärmutter. Zwischen ihren Mündungen entstehen aus der Gebärmutter die Trompeten, welche wie bey andern Säugethieren nach den Eyerstöcken gehen. Der Muttermund soll erst während dem Trächtigseyn deutlich und nach der Geburt sehr weit werden.

Am Bauche aber bilden größere oder kleinere Falten einen mehr oder minder tiefen Beutel oder Sack, in dessen Hintergrunde oder an der Bauchwand die Brustzitzen sitzen, deren Zahl je nach den Arten und der Menge der Jungen von zwey bis zu vierzehn beträgt, welche, wenn sie zahlreich sind, in einem Kreise herum liegen. Bey einigen ist kein eigentlicher Beutel vorhanden; dafür dienen ein Paar vorragende Hautfalten, welche sich nicht so weit verlängern, um einen Beutel zu bilden, wohl aber dazu dienen, den Jungen einen Stützpunkt und einigen Schutz zu gewähren. Am Schaambeine der Beutelthiere fangen zwey lange, dünne, oben breite Knochen an, laufen an den Rändern des Beutels hinauf und kommen oben zusammen. Dadurch bleiben die Falten des Beutels ausgespannt, und die Spalte oder der Beutel kann vermittelst eigener Muskeln so fest verschlossen werden, daß es einige Gewalt braucht, um den Beutel am lebenden Thiere zu öffnen.

Dieser Beutel nun ist als ein zweyter Fruchthälter zu betrachten, in welchem die Jungen eine längere oder kürzere Zeit sich aufhalten, bis sie eine solche Ausbildung erhalten haben, daß sie außer demselben sich erhalten können. Diese Merkwürdigkeit führt auf die Frage, wie ist die Zeugung dieser Thiere beschaffen, und wie verhält sich diese gegen die anderer Säugethiere? Die Empfängniß geschieht ganz gewiß, wie bey allen Säugethieren, im Uterus, und nicht wie man ganz fälschlich annahm, im Beutel, obschon Margrav, Piso und andere Schriftsteller dieses ausdrücklich behaupten. Blumenbach war der erste, welcher die Meinung aufstellte, die Fötus der Beutelthiere werden als eine Art Abortus sehr frühe nach der Empfängniß aus dem Uterus ausgestoßen, und erhielten dann im Beutel eine weitere Ausbildung. Der Ritter d'Aboville (nachheriger Senator Graf d'Aboville) machte im Jahr 1783 in den vereinigten Staaten darüber merkwürdige Beobachtungen. Ein Paar virginische Beutelthiere (Didelphis virginiana) waren so zahm, daß sie in dem Hause, worin d'Aboville wohnte, aus- und eingiengen, und in demselben Zimmer schliefen. Sie begatteten sich, und 10 Tage nachher bemerkte man die Ränder des Beutels etwas angeschwollen, dieses war den folgenden Tag noch bemerkbarer, und zu gleicher Zeit vergrößerte sich auch der ganze Beutel; die Oeffnung wurde weiter. Am dreizehnten Tag blieb das Weibchen in seinem Lager, und verließ dieses nur, um Nahrung zu sich zu nehmen und sich zu entleeren. D'Aboville ergriff das Thier, um seinen Beutel zu untersuchen. Dieser war nun verschlossen, und eine gallertartige Feuchtigkeit war an den ringsum stehenden Haaren zu bemerken. Am fünfzehnten Tag fühlte man mit dem eingebrachten Finger, am Grunde des Sacks, einen rundlichen Körper von der Größe einer Erbse. Das Thierchen ließ sich aber, so zahm es auch war, nicht genau untersuchen. Am siebenzehnten Tag bemerkte man zwey solche Körperchen, an welchen der Schwanz deutlich gefühlt wurde; die Zahl der Jungen war indeß größer. Den fünfundzwanzigsten Tag spürte man mit dem Finger ihre Bewegungen deutlich, am vierzigsten Tage konnte man sie leicht sehen, und am sechszigsten Tage kamen einige aus dem Beutel hervor, während die andern sogen.

An eben dieser Art, welche ungefähr die Größe einer Katze hat, machte Barton die Beobachtung, daß die Jungen, wenn sie geboren werden, gallertartige gestaltlose Massen seyen, welche, wenn man sie zuerst gewahr wird, nur etwas mehr als ein Gran wiegen, so daß 7 zusammen ungefähr 10 Gran schwer sind. Diese Thierchen hängen sich an die Zitzen der Mutter, und bleiben an derselben, wie an einer Nabelschnur, wenigstens 14 Tage unbeweglich hängen. Nach 14 Tagen haben sie die Größe einer Maus erreicht. Wenn sie die Größe einer Ratte haben, verlassen sie den Beutel, und können sich, durch einen sonderbaren Instinkt getrieben, nun auch außerhalb desselben mit anderer Nahrung erhalten. Die Naslöcher scheinen von Anfang an offen, folglich kann Luft in die Lungen eindringen. Der Magen eines Jungen von 40 Gran Gewicht, war voll Milch; bey einem Jüngern war das im Magen enthaltene durchsichtig und ohne Farbe. Die Augen öffnen sich am fünfzigsten oder zweyundfünfzigsten Tage, nach dem Eingang in den Beutel, wenn sie die Zitzen nicht mehr beständig im Munde halten. Einmal bemerkte Barton, daß noch ehe der eine Wurf den Beutel verlassen hatte, schon wieder neun Junge an den Zitzen hiengen, wo dann aber die Mutter den ältern den Beutel verschloß, ohne ihnen jedoch ihre Zärtlichkeit zu entziehen. Sie lebte mit ihnen immer in Familie, und wenn Gefahr da war, so sprangen die Jungen auf den Rücken der Mutter, hielten sich mit ihren Wickelschwänzen an dem ihrigen, und so kletterte sie mit ihnen auf einen Baum.

Eine Frage beschäftigte lange die Naturforscher, ohne daß man damit ins Reine kommen konnte, ob nämlich die Fötus, so lange sie im Uterus weilen, eine Nabelschnur oder einen Mutterkuchen haben oder nicht. Die Analogie anderer Säugethiere, und die ganze Geschichte des Lebens des Säugethierfötus, kann es kaum einem Zweifel unterwerfen, daß auch diese kleinen Embrione einen Nabelstrang haben müssen, und doch suchte man lange umsonst darnach. Blainville fand an solchen weder Nabelvene noch Nabelarterie, noch Urachus, nicht einmal das Aufhängeband der Leber; auch die Brustdrüse mangelt gänzlich. Er schloß daraus, daß sie ohne Nabelschnur im Uterus ernährt werden, welche ihnen durch die Zitzen des Beutels vollkommen ersetzt werde.

Herr Geoffroy St. Hilaire hat aber durch neuere und sehr sorgfältige Untersuchungen, welche er an kleinen Beutelthierembryonen von 5 Linien Länge machte, deutliche Spuren von Organisation eines Placenta und eines Nabels gefunden, ja dieser war sogar groß, in Bezug auf die Winzigkeit der Thierchen. Es hat also auch

bey diesen Thieren keine Ausnahme von der allgemeinen Regel statt, welche man bey allen Säugethieren antrifft, und es scheint gewiß, daß die Embryonen der Beutelthiere in Eyhäuten, wie andere Säugethiere eingewickelt sind, einen Nabel und einen Mutterkuchen haben. Allein bey der sehr kurzen Zeit des Tragens der Embryone im Uterus, bey der Kleinheit, worin diese Thierchen abortirt werden, und weil man sie im Beutel findet, ehe man die Schwangerschaft bemerkt, konnte sich dieser Irrthum leicht einschleichen. Es ist also ausgemacht, daß die Beutelthiere zwey Tragezeiten haben, die eine im Uterus, sie dauert 14 bis 16 Tage, und ist wahrscheinlich sehr nach den Arten und Gattungen verschieden. Die andere Tragezeit dauert viel länger, und diese ist zur Entwickelung des Fötus höchst nothwendig. Noch aber sind zwey Fragen zu beantworten: wie kommen die Embryos nach ihrer Geburt in den Beutel? werden sie auf die gewöhnliche Art geboren und von der Mutter in den Beutel gebracht? Wie können diese kleinen ungestalten Wesen, welche kaum noch einer eigenen Bewegung fähig sind, die Zitzen finden, und sich an dieselben fest hängen?

Was die erste Frage betrifft, so stehen Beutel und Scheide einander so nahe, daß entweder die Mutter bey der gewiß sehr leichten Geburt mit den Händefüßen nachhelfen kann, die Fötus, ohne daß sie die Erde berühren, in den Beutel zubringen. Noch viel wahrscheinlicher aber ist, daß die Scheidenmündung sich bey der Geburt durch eine Rollmuskel so gegen den Beutel umzubiegen vermag, daß sie sich einander berühren, und die Embryos unmittelbar vom Uterus in den Beutel kommen. Daß aber diese Embryos, bey welchen man die Spuren der äußern Gliedmassen kaum wahrnimmt, die Zitzen erfassen können, ist wirklich noch wunderbarer, und es muß ein dunkler Instinkt sie dazu treiben. Die Zitzen aber verwachsen dann sozusagen mit ihrem Munde, und nehmen mit dem Wachsthum des Fötus an Größe zu, so daß sie demselben nach Bedürfniß, anfangs nur dünne Lymphe, und endlich gröbere und nahrhafte Milch zuführen, wie wir dieses auch, nur in verhältnißmäßigem Grade, bey andern Thieren antreffen, bey welchen die erste Milch auch wässeriger und dünner ist, als die später sich erzeugende.

So lange die Jungen noch nicht sich selbst forthelfen können, wird die Mutter nicht wieder trächtig, und noch oft sieht man die Jungen sich in Gefahr in den Beutel der Mutter flüchten, welche sie dann ruft, wie die Henne ihre Küchlein. Schnell werden sie in den Beutel gepackt, dieser verschlossen, und so eilt die Mutter mit ihnen davon. Bey denjenigen, welche bloß eine Falte haben, dauert wahrscheinlich die Tragezeit im Uterus länger, da die Fötus durch den fehlenden Beutel nicht geschützt werden können. Im Allgemeinen mag der Gang der Entwickelung des Fötus bey allen Beutelthieren derselbe seyn, allein Dauer der Tragezeit im Beutel, und Zahl und Größe der Fötus ist sehr verschieden.

Warum diese sonderbare Anomalie dieser zahlreichen Thierklasse? warum treffen wir diese Thiere nur in Südamerika und den Australländern an? Das sind Fragen, welche wir nicht beantworten können. Sehr merkwürdig aber ist es, daß diese Thiere schon der Vorwelt angehört haben, wovon man sichere Spuren hat.

1ste Gatt. Beutelratte. Didelphis.

Sarigue.

Vorderzähne $\frac{10}{8}$, die obern sind klein; die beyden mittlern etwas länger, und von den andern geschieden; die untern sehr klein, fast gleich und stumpf. Eckzähne $\frac{1-1}{1-1}$, sie sind stark, etwas zusammengedrückt, und mit der Spitze nach außen gekehrt; die untern sind dünner als die obern. Backenzähne $\frac{7-7}{7-7}$ oder $\frac{6-6}{7-7}$, in allem also 48 oder 50 Zähne. Die drey erstern obern Backenzähne sind falsch, dreyeckig zusammengedrückt; die vordern kleiner und von den andern getrennt; die hintern haben eine gezähnelte und mit scharfen Spitzen versehene Krone.

Der Kopf lang, konisch; die Schnauze sehr spitzig; die Mundöffnung sehr weit. Die Augen stehen hoch oben und schief. Die Ohren sind groß, sehr dünne, fast nackt und abgerundet. Die Zunge ist am Rande mit harten Wärzchen bedeckt. Die Schnurrbarthaare sind lang und zahlreich; an allen vier Füßen sind fünf Zehen; der Daum der Hinterfüße ist stark, lang, abstehend und ohne

Nägel; die Nägel der übrigen gebogen. Der Schwanz lang, rund, schuppig und meist nackt. Das Haar des Körpers dicht, meist von zweyerley Art, wollig und lang. Der Magen ist einfach und klein; der Blinddarm mittelmäßig, nicht aufgeblasen.

Die Beutelratten haben mit den Ratten wirklich einige Aehnlichkeit, durch den schuppigen nackten Schwanz; in der Lebensart aber gleichen sie mehr den Mardern, sind aber träge und nächtliche Thiere. Am Tage sind sie in dichten Gebüschen oder auf Bäumen verborgen, nähren sich von Vögeln, Eyern, Reptilien, Insecten und Früchten. Sie saugen wie die Marder, den Thieren welche sie tödten, das Blut aus, und richten in den Hühnerhöfen eben solche Verwüstungen an, wie die Marder, indem sie die Hühner und anderes Geflügel erwürgen. Die Gattung schließt sich also, wie die folgende, den Raubthieren völlig an. Gereizt verbreiten sie einen sehr wiederlichen Geruch, welcher von ihrem Urin herkommt. Ihre Stimme ist tief und fast grunzend.

Sie gebären zahlreiche Junge, und vermehren sich daher sehr stark. Die einen Arten haben einen vollständigen Beutel, die andern nur eine Falte.

Das Vaterland aller Arten ist Amerika, und zwar leben die meisten im südlichen Theil dieses Welttheils.

Taf. 97. Beutelratte des Azara. Didelphis Azarae.

Sarigue Azara ou Gamba.

Der Pelz von zweyerley Art; die einen Haare sind wollig und kurz, die andern lang und grob. Das Wollhaar ist an seiner Basis weiß oder weißlich, an der Spitze schwarz; die langen steifern Haare sind dagegen der ganzen Länge nach rein weiß. Diese Haare sind in größerer Menge, und länger auf dem Rücken; am Halse, an der Schwanzwurzel und an andern Theilen sind sie sparsamer und kürzer. Das ganze Thier erscheint daher grau, oder unter gewissem Licht weiß. Das Gesicht ist schmutzig weißgelb; um die Augen geht ein schwarzer Kreis; an der Nase entsteht ein schwarzer Fleck, welcher zwischen den Ohren breiter wird, und im Nacken noch breiter werdend sich dort mit der schwarzen Farbe der Wollhaare verbindet, wo die weißen langen Haare anfangen. Die vier Füße sind schwarz und kurz behaart. Der Bauch ist schwarz; die Gegend um den After und um den Beutel brandgelb. Die Schwanzwurzel ist wie der Rücken sehr stark behaart; der übrige Theil schuppig; die Schuppen rauh; die hintere Schwanzhälfte ist schwarz, die vordere weiß; am schwarzen Theil sind die kurzen Haare zwischen den Schuppen auch schwarz, an der weißen Spitzenhälfte weiß. Die Ohren groß und nackt, durchsichtig, an der Basis gelb; am übrigen Theil schwärzlich.

Das Weibchen hat einen vollkommenen Beutel.

Die ganze Länge eines großen Männchens ist 28 Zoll 6 Linien; der Schwanz allein mißt 13½ Zoll.

Azara beschreibt diese Art zuerst genau unter dem Namen eigentlich sogenannte Beutelratte oder erste Art (Micouré premier). Man findet sie in Südamerika, besonders in Paraguay, in Buenos-Ayres und in andern Provinzen.

Sie leben in Gebüschen und auf Feldern. Den Tag über sind sie in Löchern verborgen, und in den Dörfern verbergen sie sich hinter den Bretterverschlägen und altem Hausrath. Aus diesen Schlupfwinkeln kommen sie des Nachts hervor, und suchen in die Hühnerställe zu kommen, wo sie Eyer fressen und Hühner tödten, welchen sie aber nur das Blut aussaugen, ohne weiters das Fleisch zu berühren. Ihre Bewegungen sind so langsam, daß es unmöglich scheint, daß andere, als schlafende Thiere ihnen zur Beute werden. In den Gehölzen besteigen sie die Bäume, und genießen alle Arten Früchte, und wahrscheinlich auch Insecten und Reptilien.

Sie lassen sich zähmen, ohne indeß Anhänglichkeit an irgend eine Person zu bekommen; dann fressen sie Blut, und nur wenn man ihnen nichts anders giebt, auch rohes Fleisch.

Am Bauche des Weibchens befindet sich die weite Tasche, an deren Hintergrund dreyzehn Brustwarzen in einem Kreise herum sitzen; eine steht in der Mitte. Das Thier schließt den Beutel, wenn es ihm beliebt. Bey ganz jungen Weibchen bemerkt man den Beutel kaum, und er bildet sich erst aus, wenn das Thier trächtig wird. Gewöhnlich findet man auch dreyzehn Junge, also soviel als Brustwarzen sind. Bey andern Säugethieren sind

gewöhnlich doppelt so viel Brustwarzen als sie Junge werfen, hier aber ist keine überflüssig vorhanden. Die kleinen Thierchen hängen so fest an diesen Brustwarzen, daß man sie nicht wegnehmen kann, ohne diese meistentheils mit wegzureißen. So lange die Thierchen nackt, blind und nicht völlig behaart sind, und nichts anderes fressen können, bleiben sie immer an den Warzen hängen, und verbergen sich in der Tasche und ihren Falten. Herr Azara fieng ein Weibchen in der letzten Woche des Octobers, und fand 13 Junge bey demselben. Da diese schon eine Größe von 5½ Zoll erreicht hatten, obgleich sie noch blind und wenig behaart waren, so suchte er sie, was viele Mähe kostete, von den Zitzen loszumachen, um zu sehen, ob sie außer dem Beutel leben könnten. Sie konnten stehen, und riefen der Mutter durch ein dumpfes Zischen; nach drey Stunden waren sieben davon todt, die andern wurden wieder in den Beutel gebracht, und ergriffen sogleich die Zitzen wieder. Bey einem andern Weibchen fand er solche, kleine die Hälfte ihres Wachsthums erreicht hatten, und nicht mehr sogen. Allein die Mutter trug sie auf dem Rücken, wo sie sich mit ihren Schwänzen an dem der Mutter festhielten, so daß diese nur mit Mühe die Last tragen konnte.

Eine Beutelratte kann selten entkommen, wenn man sie fangen will, da sie zu langsam ist. Sie sucht zwar zu beißen, und schneuzt wie eine böse Katze, allein sie hält dasjenige worein sie beißt nicht fest, und hat überhaupt wenig Kraft. In der Gefahr befeuchtet sie sich mit ihrem eigenen Urin, wodurch ihr Körper einen unerträglichen Gestank verbreitet, der wirklich betäubend wirkt, aber nicht lange anhält. Menschen und Hunde tödten diese Thiere, und die Art würde fast ausgerottet seyn, wenn die Vermehrung nicht so stark wäre, denn sie tragen oft schon wieder Junge, wenn die einen kaum den Beutel verlassen haben. Auch die Jaguarundi und Eyra Katzen fangen diese Thiere häufig weg und fressen sie.

Man glaubt im Lande allgemein, das Fett dieser Ratte sey ein spezifisches Mittel gegen die Hämorrhoiden, und einige Einreibungen heilten dieses Uebel. Sogar das Fleisch, welches sehr gut seyn soll, und keinen übeln Geruch hat, soll die Hämorrhoiden heilen, wenn man einige Male davon ißt.

(Abbildung nach der Natur).

Die übrigen Arten dieser Gattung sind. Die virginische Beutelratte, Didelphis virginiana; Virginien und die südlichen Staaten von Nordamerika. Der Krabbenfresser, Did. cancrivora; Brasilien, Gujana. Der Quika, Did. Quica, Temm.; Brasilien. Die rattenschwänzige Beutelratte, Did. myosuros, Temm.; Brasilien. Der Opossum, Did. Opossum; Gujana, Surinam, Brasilien. Der Philander, Did. Philander; Surinam, Gujana. Die Schwimmbeutelratte, Did. palmata Natterer; Brasilien. Alle diese Arten haben einen wahren Beutel.

Eine zweyte Abtheilung begreift die Arten, welche keinen Beutel haben, sondern statt dessen eine Hautfalte, oder Verdoppelung der Bauchhaut. Die Jungen bleiben zwar auch eine geraume Zeit an den Zitzen der Mutter hängen, doch dauert wahrscheinlich die eigentliche Tragezeit im Leibe der Mutter länger, weil die Jungen viel schutzloser sind, als wenn sie in einem Beutel getragen und dadurch erwärmt würden. Zuverlässiges über die Zeit des Tragens ist aber nichts bekannt. Die graue Beutelratte, Didelphis cinerea; Brasilien. Die rückentragende Beutelratte, Did. dorsigera; Surinam. Die Marmose, Did. murina; Gujana. Der Tuan, Did. tricolor; Gujana, Cayenne. Die kurzgeschwänzte Beutelratte, Did. brachyura; Surinam, Monte Video. Die Hausbeutelratte, Did. domestica, Natterer; Brasilien.

2te Gatt. Schwimmhänder. Chironectes.

Chironecte.

Vorderzähne $\frac{10}{8}$; Eckzähne $\frac{1-1}{1-1}$; Backenzähne ungewiß, wahrscheinlich in allem 50 Zähne, wie bey den Beutelratten. Die Eckzähne sind ziemlich stark; die vordern Eckzähne spitzig und schneidend. Die Schnauze spitzig; die Augen seitlich; die Ohren nackt, häutig abgerundet. Die Füße fünfzehig, die hintern mit Schwimmhäuten; der Daum ohne Nagel; alle andern mit spitzigen krummen Nägeln; am Vorderfuß soll sich auch das Rudiment einer sechsten Zehe vorfinden. Der Schwanz lang, walzig, nackt, schuppig und greifend. Beim Weibchen ein Beutel.

Der Japoc Chironectes Yapock.
L'Yapock.

Der Kopf spitzig; die Schnauze fein; die Ohren groß und nackt; die Füße kurz; der Schwanz schuppig, rund, nackt, nur an der Wurzel behaart. Pelz oben schwarzbraun, an jeder Seite mit drey großen grauen Querflecken, welche eben so viele unterbrochene Linien in der Rückenfarbe machen; der Kopf oben braun, mit einem weißlichen Fleck hinter jedem Auge; die Schnurrbarthaare 1 Zoll lang, ebenso die Haare ob den Augen, und andere an der Ferse. Das Haar von zweyerley Art; das kürzere sanft und wollig, das längere gröber.

Länge von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 7 Zoll; des Schwanzes 6 Zoll.

Dieses Thier lebt an den Ufern des Flusses Yapock in Gujana, und schwimmt sehr leicht. Von seinen Sitten ist weiter nichts bekannt; doch scheint es hierin den Beutelratten verwandt.

3te Gatt. Schweifbeutler. Dasyurus.
Cuv. Dasyure.

Vorderzähne $\frac{8}{6}$ von gleicher Größe und Höhe, sie stehen in einem vollkommenen Halbkreise, und sind in der Mitte durch einen leeren Raum getrennt. Die Eckzähne $\frac{2}{2}$ sind mittelmäßig, spitzig. Backenzähne $\frac{6-6}{6-6}$, von welchen zwey auf jeder Seite falsche, die übrigen wahre Backenzähne sind, diese sind höckerig. In allem 42 Zähne. Der Kopf ist kegelförmig; die Schnauze spitzig; die Nase etwas rüsselig und durch eine kleine Furche bezeichnet. Die Füße sind lang und schlank, alle fünfzehig, mit kleinen krummen Nägeln versehen; an den Hinterfüßen ist bloß das Rudiment eines Daums ohne Nagel, dieses steht weit von den andern Zehen entfernt, und ist nur als ein Höcker bemerkbar. Der Schwanz ist nicht wickelnd, aber lang und ganz behaart. Die Augen sind lebhaft, und stehen fast in der Mitte zwischen Nase und Ohren. Die Ohren sind mittelmäßig lang, meist kurz behaart. Der Mund ist nicht bis hinter die Augen gespalten. Der Beutel der Weibchen ist undeutlich, und an getrockneten Häuten schwer zu finden, wenn das Thier nicht eben trächtig war.

Sie nähern sich sehr in ihrem Bau den Beutelratten; wie diese leben sie von Fleisch und Insecten, daher haben sie auch einen ähnlichen Zahnbau; doch scheint es, daß sie meist nur Fleisch, seltener Insecten genießen. Da aber die Schweifbeutler keine Hinterhand und keinen Rollschwanz haben, wie die Beutelratten, so steigen sie nicht auf Bäume. Ihre Lebensart gleicht daher mehr derjenigen der Füchse und Marder, deren Stelle sie in den oceanischen Ländern vertreten. Am Tage verbergen sie sich in Felsenlöchern, und gehen nur des Nachts auf Raub aus. Sie fressen auch Aas, besonders von Seehunden oder Wallfischen, welche sie todt an den Ufern des Meeres finden. Sie sind sehr gefräßig, und besuchen kühn die Wohnungen der Menschen, wo sie am Geflügel schaden. Aus diesem Grunde sind sie in den Colonien von Neuholland und Diemensland sehr vermindert worden, da man sie allenthalben verfolgt. Gefangene wollten nichts als Fleisch genießen.

Taf. 97. **Mauges Schweifbeutler.** Dasyurus Maugei.
Dasyure Maugé.

Der Daum der Hinterfüße sehr entfernt von den andern, und fast ganz in der Haut verborgen. Der Pelz dicht; die Haare weich; die Farbe der obern Theile falb olivengrün überlaufen, da die Haarspitzen grünlich sind; die untern Theile sind hell aschgrau. Alle Theile des Kopfs und Körpers sind mit weißen Flecken bedeckt, welche fast allenthalben gleich groß und gleichartig vertheilt sind. Der Schwanz hat die Farbe des Körpers, nur mehr rostfarbig, und ist ohne Flecken; seine Spitze dagegen ist weiß. Die vier Füße und die Gurgel sind rein weiß; vor den Augen ist ein schwärzlicher Fleck, und der Schwanz unten ist weißlich, die Ohren rosenfarb. Die Größe ist

derjenigen des Iltis gleich. Die Länge von der Spitze der Schnauze bis zur Schwanzwurzel ist 14 Zoll; des Schwanzes 1 Fuß.

Diese Thiere sind sehr häufig in Neuholland, wo sie sich von todten Thieren, Geflügel und Krebsen nähren. Bey Port Jackson sind sie noch ziemlich gemein, allein da man ihnen, weil sie in den Hühnerhöfen Schaden thun, sehr nachstellt, so werden sie wohl bald selten werden.

Sie lassen sich zahm machen. Capitain Freycinet nahm einen solchen Schweifbeutler auf sein Schiff, wo er fünf Monate lebte. Er war munter, und suchte gar nicht zu beißen, wenn man ihn auch sehr reizte. Das helle Licht suchte er zu vermeiden, und zog sich in die Dunkelheit zurück, und schlief sehr gerne in dem Nest, welches man ihm bereitet hatte. Als das Schiff das Cap Horn umsegelt hatte, wollte man ihm wärmere Stoffe zum Nest geben, allein er warf sie heraus. Für Niemand hatte er besondere Anhänglichkeit, obgleich man ihn berühren durfte. Ergriff man ihn, so schien er erschrocken, und hielt sich mit Kraft mit seinen scharfen Nägeln am nächsten Gegenstand fest. Er fraß nichts als rohes Fleisch, und benahm sich dabey sehr sonderbar. Mit Gierde bemächtigte er sich der Stücke mit dem Munde, warf sie oft in die Höhe, und fieng sie geschickt wieder auf, wahrscheinlich um ihnen eine schicklichere Lage im Munde zu geben. Er bediente sich auch der Vorderfüße, und wenn er mit der Mahlzeit fertig war, setzte er sich auf den Hintertheil des Körpers, und rieb sich mit Geschwindigkeit die Vorderfüße an einander, gerade wie der Mensch zuweilen die Hände reibt, wobey er aber dieselben ohne Aufhören über die Spitze der Schnauze, welche immer glatt, feucht und lackroth war, zuweilen auch über die Ohren und den Kopf führte, um die Ueberbleibsel der Mahlzeit, welche etwa hängen geblieben wären, wegzuräumen; dieß beweist eine große Reinlichkeit, welche er überhaupt zeigte. (Abbildung nach Freycinet.)

Die übrigen zu dieser Gattung gehörigen Thiere sind: Der Tafa, Dasyurus tafa; Neu-Holland. Der Bären-Schweifbeutler, Das. ursinus; Neu-Holland. Der Langgeschwänzte, Das. macrourus; Der Stinkthierartige, Das. viverrinus; beyde in Neu-Holland.

Die übrigen von Cüvier und Geoffroy zu den Schweifbeutlern gerechneten Thiere hat Herr Temmink davon getrennt und zwey neue Gattungen daraus gemacht, welche wir anführen wollen.

4te Gatt. Beutelmaus. Phascogale.
Temm. Phascogale.

Vorderzähne $\frac{8}{6}$; die obern mittlern etwas vorspringend, dick, rundlich, am Ende spitzig, an der Spitze zusammenstoßend, und den übrigen Seitenzähne durch einen Raum getrennt. Die untern mittlern doppelt so groß als ihre Seitenzähne. Diese sehr klein, gleich groß und wohl gereihet. Die Eckzähne von mittelmäßiger Größe, die untern schwächer; Backenzähne $\frac{7-7}{7-7}$; die drey ersten sind falsche, konische, sehr spitzige und inwendig gefurchte Backenzähne; die vier hintern fast dreyeckig, mehr gezackt und ungleicher unter sich, als bey den Beutelratten. In allem also 46 Zähne.

Allem Anscheine nach, und nach dem Bau der Zähne zu urtheilen, fressen diese Thiere nichts als Insecten. Die Backenzähne gleichen durch ihre zahlreichen Zacken den Zähnen der Fledermäuse und der Tarsier; wogegen die Vorderzähne denen der Beutelratten gleichen. Die Nase ist nackt, und durch eine Furche in der Mitte getheilt. Die Ohren sind eben so groß und nackt, wie bey den Beutelratten, so daß also die Beutelmäuse deren Stelle in Neu-Holland vertreten. Von den Schweifbeutlern unterscheiden sie sich durch die Zahl der Backenzähne, da diese nur sechs haben, und ebenso ist Stellung und Form der Vorderzähne verschieden.

Es gehören dahin zwey kleine Thiere, welche zu den Schweifbeutlern gezählt wurden, das eine die Beutelmaus mit dem Pinselschwanze, Phascogale penicillata, ist etwas größer als die Wanderratte, das andere die Zwergbeutelmaus, Phascogale minima, ist etwas kleiner als eine Ratte; beyde leben in Neu-Holland.

5te Gatt. Beutelhund. Thylacinus.

Temm. Thylacine.

Vorderzähne $\frac{8}{6}$, sie stehen in einem Halbkreise, und sind in der Mitte durch einen leeren Raum getrennt, der äußerste auf jeder Seite ist der stärkste, Die Eckzähne sind stark, groß, breit, spitzig und gebogen, wie bey den Katzen und Hunden. Backenzähne $\frac{7-7}{7-7}$, die beyden vordern sind falsch, die fünf wahren aber sehr stark und groß, unregelmäßig dreyeckig, nur mit zwey Höckern. Die untern Backenzähne sind zusammengedrückt, mit drey Spitzen, von denen der mittlere der höchste ist. Die drey hintern gleichen sehr denen der Hunde und Katzen. In allem 46 Zähne.

An den Vorderfüßen sind fünf, an den hintern nur vier Zehen, deren Länge sich verhältnißmäßig wie bey den wahren Schweifbeutlern verhält, indem an den Vorderfüßen der mittlere den vierten, und der Zeigefinger den fünften übertrifft; an den Hinterfüßen dagegen der zweyte Finger mit dem dritten fast gleich lang sind. Alle Zehen sind mit starken, aber stumpfen, fast geraden Nägeln bewaffnet. Die Beine sind kurz, wie bey den Schweifbeutlern; aber der Schwanz ist sehr verschieden von diesen, er ist an der Spitze nackt, übrigens zusammengedrückt, und von der Wurzel an etwas breit; es scheint daher, daß er ihn zum Schwimmen brauche.

Das Thier bewohnt die felsigten Küsten von Diemensland, und soll besonders von Krabben, Ameisenigeln und Schnabelthieren sich nähren, daher war ihm das Schwimmen sehr nöthig.

Harisischer Beutelhund. Thylacinus Harrisii.

Temm. Thylacine de Harris. (Dasyurus cynocephalus).

Größe eines jungen Wolfs. Schnauze lang, an den Seiten schmäler; Kopf sehr breit; der Mund bis zum vordern Augenwinkel gespalten. Die Ohren an der Basis breit, an der Spitze abgerundet; Schwanz kürzer als der Körper, und mit einer seitlich zusammengedrückten, breiten, abgerundeten stumpfen Spitze. Der Pelz ist glatt, kurz, etwas rauhhaarig und ohne alle Wollhaare; auf dem Kopf und am Halse sind die Haare am längsten, auf dem Rücken stehen sie am dichtesten, und an den untern Theilen sind sie feiner. Die herrschende Farbe ist graubraun gelblich, etwas olivenfarb überlaufen, mehr oder minder schwarz gedüpfelt, je nachdem die Haarspitze schwarz oder gelblich ist; das Schwarze ist deutlich auf der Nase, dem Scheitel und an den Schultern; das Gelbe an den Backen, an den untern Theilen der Extremitäten und auf dem Kreuz; auf diesem befinden sich schwarze Querbänder, welche vom Rücken bis zur Schwanzwurzel hin sich ziehen, es sind ihrer sechszehn. Die drey oder vier ersten sind schmal und kurz, die folgenden länger, und steigen bis auf die Schenkel herunter; der vierte von der Basis des Schwanzes angerechnet, macht eine Krümmung nach vorn gegen das Knie. Alle diese Binden vereinigen sich mehr und minder auf der Mitte des Rückens durch eine schwarze Längslinie. Die untere Kinnlade ist weißlich, Hals, Brust, Bauch und inneres der Schenkel hell aschgrau, gegen den After hin dunkler; die Gegend um die Geschlechtstheile ist röthlich.

Die Zehen sind unter langem, rauhem, weißgelblichem Haare verborgen. Die Jungen haben eben die Farben, wie die Alten; nur ist der Pelz weniger glänzend, dagegen die schwarzen Bänder ebenso vertheilt.

Im Allgemeinen hat das Thier vieles vom Wolfe; nur durch seinen langen und niedrig stehenden Körper unterscheidet es sich leicht. Der Schwanz besonders ist durch seine Form merkwürdig, an seiner Wurzel ist er stark behaart, in der Mitte, besonders oben nackt, und endigt mit einem kleinen Büschel langer steifer Haare. Die Jochbogen sind sehr auseinander stehend; die Schnauze dagegen schmal; die Nase gebogen; die Nasenspitze durch eine Längsfurche getrennt; die Nasenlöcher seitlich und sehr weit.

Die Länge von der Spitze der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 3 Fuß 8 Zoll, des Schwanzes 1 Fuß 5 Zoll; Schulterhöhe 1 Fuß 6 Zoll, Kreuzhöhe 1 Fuß 7 Zoll.

Die männlichen Geschlechtstheile sind wie bey den Beutelratten; der Hodensack ist aber kurz und behaart. Die weiblichen Theile sind wahrscheinlich denen der Beutelratten ähnlich.

Der Beutelhund ist unter allen fleischfressenden Beutelthieren das größte. Sein Gang scheint ein Zehengang; doch nach der Nacktheit der Hinterfüße zu urtheilen, mag er wohl oft die ganze Hintersohle auf den Boden setzen.

Harris hat dieß Thier zuerst in Diemensland entdeckt, und zwar in dem südlichen, gebirgigen, wenig zugänglichen Theil dieses Landes. Es soll aber in mehrern Gegenden von Oceanien gefunden werden. Besonders findet es sich in den Felsen am Meeresufer, und verbirgt sich in den Höhlen und Felsspalten. Es scheint, dem Gebiß nach, durchaus fleischfressend, und von verschiedenen Thieren zu leben. Man weiß indeß sehr wenig von seinen Sitten, obschon sie gewiß merkwürdig seyn mögen.

(Von diesen zwey von Temminck beschriebenen Gattungen sind keine zuverlässigen Abbildungen bekannt.)

6te Gatt. Beuteldachs. Perameles. Peramele.

Thylacis Illig.

Vorderzähne $\frac{10}{8}$ oder $\frac{10}{6}$; der letzte obere Schneidezahn auf jeder Seite ist abstehend, und steht eben so weit von den andern entfernt, als die Eckzähne von ihm, er hat auch die Form, und wie es scheint die Verrichtung eines Eckzahns; der äußere untere Schneidezahn ist durch eine Furche eingeschnitten. Die Eckzähne sind stark und spitzig. Backenzähne $\frac{7-7}{7-7}$ oder $\frac{8-8}{6-6}$, die hintern sind mit Spitzen versehen, die vordern zusammengedrückt und schneidend.

Der Kopf sehr lang; die Schnauze spitzig. Die Augen seitlich. Die Ohren mittelmäßig und abgerundet. An den Vorderfüßen finden sich fünf, wohlgetrennte und mit starken Nägeln versehene Zehen; die drey mittlern sind länger als die Seitenzehen; der Daum äußerst kurz. Die Hinterbeine sind noch einmal so lang als die Vorderbeine, und haben nur vier Zehen, von welchen die beyden innern sehr klein, verwachsen und in die allgemeinen Bedeckungen eingehüllt sind, so daß man sie nur von außen durch die Nägel erkennt, der dritte ist sehr stark, und der vierte oder äußerste sehr klein. Dieser Bau nähert sie in etwas den Känguruhs, und ist dieser Gattung ganz eigen. Der Schwanz ist mittelmäßig lang, an der Basis dünne, am Ende spitzig, unten fast nackt, aber ohne Schuppen, und nicht greifend. Beim Weibchen ist ein Beutel vorhanden.

Es sind fleischfressende Thiere, welche von Insecten und kleinen Thieren leben, mit den Vorderfüßen in die Erde graben, und sprungweise laufen.

Sie leben in Neu-Holland.

Taf. 98. Bougainvillescher Beuteldachs. Perameles Bougainvillii.

Peramele Bougainville. (Freyc.)

Der Körper ist oben braun, unten grau; der Kopf sehr lang, sehr zugespitzt an der Schnauze; die Ohren lang, an der Spitze abgerundet.

Das Haar ist mittelmäßig weich, auf dem Kreuze stärker, mit wenig Wollhaaren gemischt, an der Wurzel grau, an der Spitze braun oder braunroth, daher die Farbe mehr oder weniger braun ist. Die untern Theile sind aschgrau, mehr oder weniger rostfarben überlaufen. Der Schwanz ist oben rothbraun, unten graulich. Die Nägel sind gelblich. An den Gelenken der Vorderbeine stehen einzelne sehr lange Haare.

Die Eckzähne sind klein, nicht sehr stark, und nicht länger als die ersten Backenzähne, da sie doch beim langnasigen Beuteldachs wenigstens um die Hälfte länger sind. Dagegen ist der Raum zwischen dem letzten Schneidezahn und dem Eckzahn noch weiter als beim langnasigen; also auch die Schnauze verhältnißmäßig länger. Der dritte untere Schneidezahn ist zweylappig; die Backenzähne schneidend und von einander abstehend; der letzte

Backenzahn ist sehr klein. Die hintern Backenzähne mit vielen scharfen Spitzen, welche von fünf bis acht variren. Diese Bildung, verbunden mit der langen Nase und den Grabfüßen, nähert sie den Spitzmäusen und Maulwürfen, und läßt mit Sicherheit vermuthen, daß dieses Thier hauptsächlich von Insecten lebe.

Die ganze Länge des Thierchens, von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel, ist 6 Zoll.

Diesen Beuteldachs fand Freycinet in der Seehundsbay in Neu-Holland, in einem Mimosen Gebüsche, auf den Dünen der Halbinsel Peron. Er lief wie ein Hase. Verwundet ließ er ein durchdringendes Geschrey hören, wie eine Ratte unter ähnlichen Umständen.

Wahrscheinlich wohnt er in Erdlöchern, welche er sich selbst gräbt.

Das Daseyn von Löchern, welche Freycinet auf der Insel Dirck-Hatichs bemerkte, ließ ihn auf die Existenz einer großen Art von Beuteldachs schließen. Man hat auch eine solche Art bey Bathurst, jenseits der blauen Berge, entdeckt. Sie hatte von der Schnauze bis zur Schwanzspitze etwa 2 Fuß Länge. Der Pelz war oben rothbraun und unten falb. Das Exemplar, welches Freycinet besaß, gieng im Schiffbruch der Urania verloren.

(Abbildung nach Freycinet.)

Die beyden andern bekannten Arten sind: der spitznasige Beuteldachs, Perameles nasuta, etwa von der Größe eines Kaninchens, und der stumpfnasige, Peram obesula; beyde in Neu-Holland.

7te Gatt. Phalanger. Phalangista. (Geoff.)

Phalanger.

Vorderzähne $\frac{6}{2}$, die beyden mittlern oben sind lang, schneidend, stark, gebogen, an der Basis etwas auseinanderstehend, an der Spitze convergirend und zugespitzt; die Seitenzähne sehr klein, doch der zweite dicker als der erste. Eckzähne oben zwey, unten keine; dagegen entsprechen diesen Eckzähnen unten zwey oder drey sehr kleine stumpfe Zähnchen, welche kaum aus der Kinnlade hervortreten. Backenzähne $\frac{6-6}{5-5}$; der erste obere Backenzahn gleicht einem kleinen Eckzahn; der zweyte ist sehr dick mit einer Spitze und mit Flächen; die vier andern haben jeder vier regelmäßige in zwey Reihen liegende Höcker. Der erste untere Backenzahn ist sehr dick, und von derselben Form wie der zweyte obere, und hat oben eine Fläche; die vier übrigen gleichen den obern. In allem hat diese Gattung 32 Zähne von gewöhnlichem Bau, und 4 bis 8 abweichende sehr kleine Zähnchen, deren Gebrauch unbekannt ist.

Der Kopf ist verlängert, aber weniger als bey den meisten übrigen Beutelthieren; eine doppelte aber hinten vereinigte Knochengräthe, welche von jeder Seite der Stirne entspringt, theilt den Schedel. Die Jochbogen sind breit und stark. Die Schnauze ist etwas platt, die Lippen ein wenig gespalten, und die Nasenlöcher durch eine Furche geschieden. Die Augen groß, bey mehrern Arten mit verlängertem ritzenförmigem Seheloch, also nächtlich. Die Beine kurz, dick und stark; an den Vorderfüßen sind 5 Zehen, welche einen Halbkreis bilden, und mit dicken, zusammengedrückten und krummen Nägeln versehen sind. An den Hinterfüßen ein großer, deutlicher, abstehender Daum ohne Nagel; die zwey folgenden Zehen sind kürzer als die beyden übrigen, ihre Glieder durch die Haut vereinigt und eingehüllt, so daß sie äußerlich nur eine Zehe mit zwey Klauen zu bilden scheinen; die andern beyden sind dick und fast gleich lang. Die Ohren sind lang oder kurz, und bey einigen im Pelz verborgen. Der Schwanz ist bey allen sehr wickelnd, aber bey einigen fast ganz behaart, bey den andern aber über die Hälfte nackt und runzelig. Der Beutel der Weibchen ist sehr groß, und enthält vier Säugewarzen. Der Hodensack am Männchen ist deutlich.

Der Pelz ist wollig, gekräuselt, dicht, die Haare aber grob und hart. Alle bedienen sich ihres sehr vollkommenen Wickelschwanzes, um sich an den Baumzweigen aufzuhängen, oder wenn sie sitzen, denselben über den Körper zu schlagen. Der Magen ist wenig muskulos; der Blinddarm sehr lang. Sie fressen Fleisch und Pflanzen, doch scheinen sie letztere vorzuziehen, fressen aber wahrscheinlich gerne

Insecten. Sie leben fast immer auf Bäumen, wo sie den Tag durch schlafen. Sie sind in ihren Bewegungen träge, und verbreiten einen unangenehmen Geruch, welcher von einer Materie entsteht, die in Drüsen nahe am After abgesondert wird. Man ißt ihr Fleisch.

Diese Thiere vertreten in gewisser Hinsicht die Beutelratten Amerikas in der alten Welt, unterscheiden sich aber sehr durch ihren Zahnbau. Man findet sie auf den Inseln des indischen Archipels und in Oceanien.

Ihre Arten sind noch nicht völlig entwickelt, da sie zum Theil in den Farben veränderlich sind. Wahrscheinlich sind noch mehrere Arten, welche sich auf den Inseln oder in Neu-Holland finden, unbekannt. Cook hat die ersten Arten entdeckt, und Temmink diese Gattung am besten auseinander gesetzt. Der guten Abbildungen sind noch sehr wenige.

Temmink hat sie in zwey Abtheilungen gebracht. In die erste zählt er die Phalanger mit ganz oder größtentheils behaartem Schwanz, langen und geraden Ohren; in die zweyte die Phalanger mit größtentheils nacktem und runzlichtem Schwanz, und kurzen Ohren.

Taf. 99. Gefleckter Phalanger. Phalangista maculata.

Couscous tacheté.

Größe der Hauskatze; der Schwanz so lang als Kopf und Körper, nur zum Theil mit Haaren besetzt; die Haare bilden eine Binde, welche den obern Theil des Schwanzes bis über die Hälfte bedeckt, der Rest ist nackt, runzelig und gelblich; die Ohren rund, allenthalben behaart, im Pelze verborgen; die Schnauze sehr kurz; Nase und Stirn gewölbt, besonders die Stirn, welche stark vorragt. In der untern Kinnlade sind nur zwey stumpfe kleine Zähne beim Erwachsenen, beim Jungen ist einer mehr, sowohl oben als unten. Diese kleinern Zähnchen fallen aus, und im Alter schließen sich die Kinnladen.

Das Haar kurz, dicht, wollig, mit wenigen einzelnen längern Haaren, welche bey jüngern Thieren länger sind, als bey alten. In jedem Alter und Geschlecht ist der Körper unregelmäßig gefleckt; die Flecken sind auf weißem Grunde, bald mehr braun, bald mehr falb, oder auch graulich. Das abgebildete Exemplar hat folgende Zeichnung. Kopf und Schultern sind hellfalb; Nacken und oberer Theil des Halses graulich rostfarb; Rücken und Seiten mit unregelmäßigen graubraunen oder graulich rostfarben Flecken; am äußern Theil der Glieder sind die Flecken mehr oder weniger hellfalb. Gurgel, Brust, Unterleib, der obere Theil des Schwanzes und Inneres der Glieder sind weißlich, an einigen Stellen rostfarb überlaufen. Der untere Theil des Schwanzes ist schuppig, fast warzig, und, so weit er nackt ist, röthlich.

Die Ohren sehr klein, aus- und inwendig behaart. Die Augen, die Nasenspitze und Fußsohlen sind röthlich. Die Füße braunroth.

Vaterland: die Inseln Banda und Amboina, auch Waigiu. Sie leben auf Bäumen. Die Eingebornen essen sie, und das Fleisch soll einen recht guten Geschmack haben.

Taf. 100. Rostfarber Phalanger. Phalangista cavifrons. (Temm.)

Phalanger Quoy. (Freyc.)

Dieser Phalanger, welchen die Herrn Quoy und Gaimard von der Freycinetschen Expedition mitbrachten, scheint wirklich nicht verschieden von dem hohlstirnigen des Herrn Temmink, welcher denselben zwar in seiner Synonymie als Phalangista Quoy nicht anführt, weil er die Abbildung nicht sah. Indeß, da wir in der Natur weder den hohlstirnigen noch den rostfarben Phalanger gesehen haben, so können wir nicht gründlich urtheilen, um so mehr, als bey der Originalabbildung das Geschlecht nicht angegeben ist.

Die Schnauze ist stumpf und kurz; die Ohren klein und abgerundet, doch deutlich; die Farbe des Pelzes graubraun, besonders auf der Mitte des Rückens, über welchen eine schwärzliche, hinten deutlichere Längslinie läuft; an den Seiten und auf dem Rücken sind ähnliche Flecken. Schnauze und Scheitel sind lebhaft falb; Gurgel

und Brust weiß. Der Bauch und das Innere der Glieder sind graulich; über die Finger läuft eine dunkelrostfarbe Binde, diese sind daneben mit schwärzlichen Haaren bedeckt. Der behaarte Theil des Schwanzes ist rostfarb, der nackte röthlich. Das Haar am Körper ist wollig und glänzend. Die Schnurrbarthaare weiß, und die Augen röthlich. Am nagellosen Daum der Hinterfüße bemerkt man einige schwarze Haare.

Der abgebildete Phalanger findet sich auf der Insel Waigiu, und wahrscheinlich auch auf andern Inseln des Archipels.

Ist das Thier mit dem hohlstirnigen Phalanger des Herrn Temminks eine Art, so muß es ein Weibchen seyn, da die Männchen ganz weiß seyn sollen. Dann findet es sich auch auf Banda und Amboina.

(Abbildung nach Freycinet.)

Die übrigen bis jetzt bekannten Arten dieser Gattung sind: a) mit behaartem Schwanze. Der fuchsartige Phalanger, Phalangista vulpina; Neu-Holland und Sumatra. Kookischer Phalanger, Phalang. Kookii; Diemensland, Neu-Holland, Insel Rawak. Kleiner Phalanger, Phalang. nana, nicht größer als eine Maus; Insel Maria bey Diemensland. b) Mit nacktem Schwanze. Bärenartiger Phalanger, Phal. ursina. Celebes. Phalanger mit goldgelbem Kreuze, Phalang. chrysorrhos. Temm. Molucken.

8te Gatt. Fliegender Phalanger. Petaurus. (Geoff.)

Petauriste.

Vorderzähne $\frac{6}{2}$, die obern sind in Form eines Hufeisens gereihet, etwas zusammengedrückt, vertikal stehend, die mittlern spitzig und länger, ganz wie bey den Phalangern; die beyden folgenden breit, mit platter Krone, und der letzte auf jeder Seite ist kleiner als der vorletzte. Die untern Vorderzähne stehen vorwärts, ihr vorderer Rand ist schneidend, und legt sich an die obern an. Eckzähne nur oben, sie sind konisch und gekrümmt, unten sind keine; bey jüngern Thieren aber statt derselben zwey kleine, stumpfe, kaum vorragende Zähnchen. Backenzähne $\frac{6-6}{6-6}$ oder $\frac{7-7}{6-6}$, oben vier wahre, mit stumpfer, höckeriger Krone, und zwey oder drey falsche, unten vier wahre und zwey falsche. Der Kopf mittelmäßig lang. Ohren mittelmäßig, abgerundet; Augen groß. Beine ziemlich kurz, fünfzehig; der Daum an den Hinterfüßen groß, und ohne Nagel; die beyden ersten Finger gleich lang, mit einander verwachsen, unter der Haut verborgen, und nur durch den doppelten Nagel kenntlich; die Nägel gebogen zusammengedrückt, und sehr stark.

Die Seitenhaut des Körpers sehr ausgedehnt, so daß sie die Vorderbeine mit den Hinterbeinen verbindet, und eine Flughaut bildet, welche indeß mehr zum Fallschirm, als zum Fliegorgan dient. Die Weibchen haben einen sehr weiten Beutel. Der Schwanz ist sehr lang, nicht greifend, behaart, bald rund, bald glatt, und die Haare getheilt.

Sie leben auf Bäumen wie die Phalanger, und springen von Ast zu Ast, indem sie sich ihrer Flughaut als Stützpunkt und als eine Art von Fallschirm bedienen, und sie dabey ausbreiten. Ihre Lebensart ist nächtlich. Ihre Nahrung scheint mehr aus dem Pflanzenreich als aus dem Thierreich genommen zu werden; doch fressen sie wahrscheinlich auch Insecten. Sie vertreten in Neu-Holland und der Insel Norfolk die Stelle der Eichhörnchen der alten Welt, und der kleinen Affen des südlichen Amerika's.

Taf. 101. Eichhornartiger fliegender Phalanger. Petaurista sciurea.

Petauriste écureuil.

Die Gestalt schlank; der Kopf mittelmäßig; der Rücken einfach aschgrau; über den Rücken lauft eine braune Linie, ebenso ist der Saum der Flughaut dunkelbraun; unterer Theil der Flughaut und alle untern Theile des

Körpers weißlich; Kopf graugelb; auf der Nase ein brauner Fleck, der von der Basis der Ohren anfängt, und sich bis über die Augen erstreckt; die Augen groß und vorspringend, mit hellbrauner Umgebung; die Ohren kurz behaart, an ihrer Basis ein kleiner hellbrauner Fleck; Aeußeres der Beine braun; Hinterfüße etwas röthlich; die Spitzen der Füße graulich. Der Schwanz etwas länger als der Körper, rund, sehr dicht behaart; die Haare sehr fein, an der ersten Hälfte grauröthlich, an der andern braunschwarz; die Flughaut reicht bis an die äußere Zehe der Vorderfüße.

Länge von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 7 Zoll, des Schwanzes 8 Zoll 10 Linien.

Vaterland Neu-Holland, die Insel Norfolk, unterm 30 Grad südlicher Breite. Lebt auf Bäumen, wie unsere Eichhörnchen, und vertritt ihre Stelle. (Abbildung nach White).

Die übrigen Arten dieser Gattung sind: Der Taguan, Petaurista taguanoides; Gegend von Port Jackson und Botany-Bay. Langschwänziger fliegender Phalanger, Petaur. macroura; Neu-Holland. Gelbbäuchiger, Petaur. flaviventer; Neu-Holland. Peronischer, Petaur. Peronii; Neu-Holland. Kleiner, Petaur. pygmaea; Neu-Holland. Diese letzte Art hat einen etwas verschiedenen Zahnbau, und ist nicht größer als eine Maus.

9te Gatt. Känguruh-Ratte. Hypsiprymnus. (Illig.)

Potorous. Potoroo.

Vorderzähne $\frac{6}{2}$, die obern mittlern länger als die Seitenzähne, und zugespitzt, die untern vorwärts liegend. Eckzähne $\frac{1-1}{0-0}$, sie sind groß, seitlich platt und spitzig. Backenzähne $\frac{5-5}{5-5}$, der erste in beyden Kinnladen lang, schneidend und gezähnt, die übrigen höckerig.

Der Kopf lang und spitzig; die Ohren lang; die Oberlippe gespalten. Die Vorderbeine sehr kurz, fünfzehig, mit krummen Nägeln; die hintern lang und mager, mit vier Zehen, wovon zwey sehr klein, und bis zum ersten Gelenk verwachsen; der dritte sehr stark, mit einem sehr dicken Nagel, und der vierte steht als der größte in der Mitte. Der Schwanz lang und stark. Der Beutel groß und vollständig, mit zwey Säugewarzen. Das Haar weich und wollig.

Der Magen sehr zusammengesetzt, in zwey Theile getrennt, und mit mehrern Erweiterungen. Der Darmkanal ziemlich kurz; der Blinddarm mittelmäßig und abgerundet.

Taf. 96. Mäuseartige Känguruh-Ratte. Hypsiprymnus murinus. (Illig.)

Potoroo. (White.)

Der Körper ist oben grauroth, unten weißlich; der Kopf dreyeckig; die Schnauze spitzig; die Ohren weit; die Fersen der Hinterfüße ungemein lang; der Schwanz lang, dünn, biegsam, an der Spitze mit einem Büschel. Der Scheitel, der Rücken, ein Theil der Seiten und Schenkel sind graubraun; ebenso der Schwanz, dessen Spitze braun ist. Gurgel, Brust, Bauch und Inneres der Glieder schmutzig weiß. Die Haare sind von zweyerley Art; die innern kürzern sind weich, etwas flockig, und wenn man sie auseinander zieht mäusegrau; die äußern sind lang, gröber und dünne stehend. Die Haare an den Fersen sind lang, grob und falb, und ihre Richtung geht von hinten nach vorn, sie reichen bis über die Nägel hin. Die Haare der Vorderbeine sind weicher, und bedecken die Nägel nicht ganz.

Der Kopf ist dreyeckig, breit, hinten etwas platt, vorn dagegen spitzig; die Nasenspitze und die Nasenlöcher ragen über den Mund vor, und die letztern sind in der Mitte durch eine Furche getrennt. Die Schnurrbarthaare sind mittelmäßig lang; der Mund klein, und die obere Kinnlade geht etwas über die untere vor. Einige schwarze Haare stehen ob den Augen. Die breiten Ohren sind hinten kurz behaart. Die Dicke des Halses giebt dieser Art einige Aehnlichkeit mit den Ratten. Die vordern Beine sind kurz, mit weißlichen, langen, dünnen, gebogenen

Nägeln versehen; der mittlere ist vorspringend. Die Hinterbeine sind verhältnißmäßig, noch länger als an den Känguruhs. Der Schwanz ist fast so lang als der Körper, und endigt mit einer Haarflocke.

Größe eines halbjährigen Kaninchens. Länge von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 1 Fuß, des Schwanzes 1 Fuß.

Diese kleinen niedlichen Thiere haben ein sehr sanftes Naturel, und sind weniger furchtsam als die Känguruhs. Freycinet und seine Gefährten sahen ein solches Thier, bey ihrer Reise über die blauen Berge, ziemlich furchtlos in das aufgeschlagene Zelt kommen, um die Ueberbleibsel der Lebensmittel zu nehmen, welche sich vorfanden. Als man es greifen wollte, entfloh es in ein Erdloch, wie unsere Mäuse und Ratten. Ein solches lebte mehrere Tage am Borde des Schiffes Urania, und war sehr zahm. Es hatte das Unglück, von einem Hunde todt gebissen zu werden, dem es schmeicheln wollte.

Es scheint ein alles fressendes Thier zu seyn, wie unsere Ratten und Mäuse, und nach seinem Gebiß zu urtheilen, weniger ausschließlich an Pflanzennahrung gebunden, als die Känguruhs, denen sich diese Gattung sonst so sehr nähert. Seine langen Hinterbeine gestatten ihm weite Sprünge zu machen. Nach der Zahl der Säugewarzen im Beutel des Weibchens, scheint es nur ein oder höchstens zwey Junge zu werfen.

Das Vaterland ist Neu-Holland. (Abildung nach Freycin'et.)

Auf der Insel Dirck-Hattich fanden die Herrn Quoy und Gaimard eine zweyte Art, ungefähr von derselben Größe, aber verschiedenem Kopfbau; sie nannten es Känguruh-Ratte von Lesueur, Hypsiprymnus Lesueurii, und nach einem Kopf im Pariser Museum zu urtheilen, scheint eine dritte Art zu leben, welche Peron zu Ehren, Peronische Känguruh-Ratte, Hypsiprymnus Peronii, genannt werden kann.

10te Gatt. Känguruh. Halmaturus. Kangurus.

Kanguroo.

Vorderzähne $\frac{6}{2}$, die obern breit, meist von gleicher Länge, platt, hufeisenförmig gestellt und vertical; die untern vorwärts liegend, lang, spitzig, sie stoßen mit ihrer Schneide an die Schneide der obern. Keine Eckzähne; dagegen ein breiter Zwischenraum zwischen Vorderzähnen und Backenzähnen. Die Zahl der Backenzähne ändert nach dem Alter von 5 auf 3, so daß die Alten nur 3 auf jeder Seite in beyden Kinnladen haben. Die Krone ist mit zwey Querhügeln bezeichnet. Nach Herrn Cüvier sollen diese Zähne nicht aus Zahnhöhlen von unten herauf, sondern von hinten nach vorn, wie bey den Elephanten hervorkommen.

Der Kopf ist lang; die Schnauze spitzig; die Ohren groß und ziemlich zugespitzt; die Augen groß; die Lippe gespalten; Schnurrbarthaare schwach.

Die hintern Extremitäten sind sehr lang und stark; der Fuß ohne Daum; die beyden innern Zehen sehr klein, und bis zur Wurzel der Nägel vereinigt; die Mittelzehe sehr stark und groß, mit einem dicken, dreyeckigen, fast hufenartigen Nagel; der äußerste mittelmäßig; der Mittelfuß lang und dünne, und mit der Sohle ganz auf dem Boden ruhend. Die Vorderbeine sehr kurz; die Füße mit fünf fast gleich langen und bewaffneten Zehen. Der Schwanz lang, sehr dick, mit starken Muskeln versehen, nicht greifend, dient als ein fünfter Fuß zur Stütze des Körpers, und zum Fortschnellen desselben. Die langen und starken Hinterschenkel geben dem Hinterleib eine besondere Ausdehnung, und ein Mißverhältniß, welches die Gestalt unangenehm macht, da der Oberleib dünne und schlank ist.

Das Haar ist wollig und weich, aber kurz. Der Magen theilt sich in zwey große Säcke mit Wülsten, wie am Blinddarm der grasfressenden Thiere. Der Blinddarm groß und wulstig. Die Schiene am Vorderarm gestattet demselben eine vollkommene Drehung, und am Scelet bemerkt man vollkommene Schlüsselbeine.

Die Känguruhs leben in Neu-Holland in Truppen von zehn bis dreyßig Stücken, welche von alten Männchen angeführt werden. Sie lieben vorzüglich beholzte Gegenden, und folgen den Fußsteigen ihrer eigenen Füße. Eine

Art lebt einsam in dichten stachligten Gebüschen, wo sie zahlreiche Gänge anlegt, welche zum Zufluchtsorte bey Verfolgungen dienen. Der Beutel der Weibchen ist weit, und enthält nur zwey Säugewarzen. Man findet auch höchstens zwey Junge in demselben, welche anfangs ungemein klein sind. Bey Känguruhs von 160 bis 180 Pfund Gewicht, ist das Junge, wenn man es zuerst bemerkt, nur 1 Zoll lang. In der Ruhe setzt sich der Känguruh auf die Hinterbeine, und stützt sich mit dem Schwanze, während der übrige Körper gerade aufwärts gerichtet ist. Werden sie gestört, so machen sie große Sprünge, indem sie die Vorderbeine an den Leib andrücken. Zuweilen aber gehen sie auch auf allen Vieren, und helfen sich mit dem Schwanze, welcher als Stützpunkt dient, und so setzen sie sich in eine Art von Gallopp. Bey ernster Verfolgung zeigt sich die Stärke ihrer Hintermuskeln durch eine Folge von Sprüngen, von 25 bis 28 Fuß, wobey sich die großen Arten in eine Höhe von 6 bis 9 Fuß schnellen; immer dient der Schwanz zur Erhaltung des Gleichgewichts. In Gefahren bedienen sie sich dieses Schwanzes auch als einer Waffe, womit sie starke Schläge austheilen, und gewaltig mit den Hinterfüßen ausschlagen, wobey sie mit denselben gefährlich verwunden können. Dieß thun sie auch bey den Kämpfen der Männchen unter sich.

Diese Thiere haben ein vortreffliches Fleisch, leben von Vegetabilien, und können leicht gezähmt werden, so daß sie sich in Europa fortpflanzen. Die Arten scheinen auch zum Theil nicht gehörig auseinander gesetzt.

Taf. 99. Wolliger Känguruh. Halmaturus laniger. (Quoy.)
Kangurus rufus. Kanguroo laineux. (Desm.)

Es ist eine der größten Arten. Der Pelz ist sehr weich, kurz, dicht, wollig. Jedes einzelne Haar ist gekräuselt, und seiner ganzen Länge nach gleich gefärbt, es bildet eine wahre Wolle, während bey den andern Känguruh's doch einzelne Haare vorstehen, und das wollige nur die Unterlage bildet.

Die Farbe des Pelzes ist rostroth, an Kopf, Hals, Rücken, Seiten und Schultern, dem äußern Theile der Schenkel und dem Schwanzrücken. Diese Farbe wird gegen den Bauch hin immer heller, und endlich am Bauche, unter dem Hals und zwischen den Schenkeln weißlich.

Die Ohren sind außen grau, inwendig weiß, und länger als bey den meisten andern Arten; auch der Schwanz und die Hinterschenkel sind etwas länger.

Länge des Körpers von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 4 Fuß; des Schwanzes 3 Fuß 5 Zoll; der Vorderbeine 1 Fuß 10 Zoll; der Hinterbeine 3 Fuß.

Vielleicht ist die Farbe verschieden, wie dieß überhaupt bey einigen Arten der Fall zu seyn scheint: daher die Verwirrung derselben. Wirklich sah Herr Quoy das Fell eines jenseits der blauen Berge getödteten Känguruh's, welches graulich war, in Hinsicht der Wolle aber dem gegenwärtigen sehr glich. Das wollige ist in der Colonie sehr selten, und nur weit jenseits der blauen Berge ist es häufiger. Herr Oxley hat auf seinen weiten und mühsamen Reisen im Innern von Neu-Südwallis, diese Thiere nur am Flusse Lachlan angetroffen, wo sich auch eine andere, durch ihren kleinen Körper und besondere Kopfform ausgezeichnete, noch unbeschriebene Art fand.

Man jagt die Känguruhs in der Gegend von Botany-Bay mit großen englischen Windhunden. Wenn die Känguruhs lebhaft von den Hunden verfolgt werden, so laufen sie immer auf allen Vieren, und machen nur dann ihre gewaltigen Sprünge, wenn ihnen Hindernisse in den Weg kommen, über welche sie so wegsetzen. Nur im ruhigern Zustand machen sie jene Sprünge, wobey sie den Schwanz auch dazu brauchen, den Fall leichter zu machen, und den Sprung zu leiten. In der That ist diese Art des Laufens sehr auffallend. Auf freyem Felde wären diese Sprünge nicht hinlänglich, das Känguruh der Verfolgung der Hunde zu entziehen, da der Schwanz, so stark und lang er auch ist, nicht schnell genug das Gleichgewicht halten kann, um auf's Neue den Sprung schnell zu beginnen. Nur in besondern Localitäten zieht es daraus großen Vortheil. Bey jedem Schritt oder Sprung berührt der Kopf fast die Erde, und das Thier scheint sich zu ducken.

Für die Hunde ist indeß diese Jagd oft gefährlich, indem die Känguruhs sich ihrer mächtigen Waffen, des Schwanzes und der Füße bedienen; mit dem Schwanze führen sie betäubende Schläge, und mit den Füßen machen sie tiefe, oft tödtliche Wunden.

Gezähmte Känguruhs gewöhnen sich bald an alle Arten von Futter, und obgleich ihre vorzüglichste Nahrung aus Pflanzen besteht, so fressen sie doch auch Brodt, Fleisch, sogar gesalzenes, altes Leder, Zucker, Gebackenes, und trinken Wein und Branntwein.

Die Mütter haben für die Jungen eine zärtliche Sorgfalt. Diese verstecken sich oft noch im Beutel, wenn sie schon waiden, und zuweilen sieht man, wenn die Mutter waidet, und auf allen Vieren steht, auch das Junge den Kopf zum Beutel herausstrecken und Gras fressen.

Das Fleisch jüngerer Thiere schmeckt wie Kalbfleisch, das der ältern wie Hirschfleisch. Das Fell dient besonders den ursprünglichen Einwohnern Neuhollands zur Bedeckung und Kleidung, und giebt ein weiches, warmes Pelzwerk.

In den von den europäischen Colonisten bewohnten Gegenden haben sich die Känguruhs schon sehr vermindert, und wenn man nicht an die Zähmung dieser nützlichen Thiere denkt, welche leicht ist, so kann bald die Zeit kommen, wo die Gattung ausgerottet wird. Indeß scheint das ganze Innere Neuhollands von diesen merkwürdigen Thieren bewohnt, man hat sie fast allenthalben angetroffen, wohin man gedrungen ist, und die wegen Mangel an gutem Trinkwasser kaum von Europäern bewohnbaren Gegenden werden ihnen zu Zufluchtsörtern dienen.

(Abbildung nach Freycinet.)

Taf. 100. Gestreifter Känguruh. Halmaturus fasciatus.

Kanguroo à bandes ou élégant.

Die Ohren sind verhältnißmäßig länger als bey den andern Arten; der Schwanz schwach und fast nackt, wie bey einer sehr großen Ratte. Ueber den Rücken laufen zwölf bis fünfzehn rothbraune Querbänder, welche an den Schultern noch undeutlich sind, dann aber immer deutlicher und brauner werden, so wie sie gegen den Schwanz hin liegen, an dessen Wurzel sie verschwinden. An den Seiten verlieren sie sich, und am Bauche bemerkt man nichts von ihnen. Gesicht und Füße sind gelblich; der Unterleib hellgrau, fast weiß; der übrige Pelz hasengrau, mehr oder weniger dunkel bey verschiedenen Individuen; auf dem Rücken sind die Haare an der Wurzel und dem größten Theil der Länge nach dunkel, dann kommt ein weißer Ring, welcher unmerklich sich ins rostfarbe und endlich in die braune Spitze verliert. Die Schnauze ist grauröthlich überlaufen; die Ohren auswendig grau; der Schwanz hat eine braune Spitze; die Haare sind geringelt, und so kurz und sparsam, daß er fast nackt erscheint.

Diese Art ist die kleinste und niedlichste der ganzen Gattung. Die Länge von der Spitze der Schnauze bis zur Schwanzwurzel ist 1 Fuß 4 Zoll; des Schwanzes 10 Zoll.

Man findet sie haufenweise auf den drey Inseln Bernier, Dorre und Dirck-Hartich, am Eingang der Seehundsbay an der Westküste von Neuholland.

Sie bewohnen undurchdringliche Dorngebüsche von einer Art der Mimosa, wo sie, indem sie die niedrigen Aeste abbeißen, und enge Laufgraben einscharren, bedeckte Gallerien oder Wege, die von allen Seiten in einen Mittelpunkt zusammenlaufen, bilden. Bey der geringsten Gefahr verschwinden sie, und die Dornen machen es unmöglich, ihnen zu folgen, und blieben sie in diesen Gebüschen, so könnte man sie nur durch mühsames Umhauen derselben, oder Feuer heraustreiben, allein sie entfliehen mehrentheils auf der entgegengesetzten Seite in nahe Gebüsche. Man darf daher nur auf der entgegengesetzten Seite anstehen, dann kann man sie leicht schießen. Es sind sehr furchtsame und schüchterne Thiere, und das geringste Geräusch bringt sie zur Flucht.

Das Fleisch gleicht dem der wilden Kaninchen, und gewährte den Seefahrern Dampier und Peron nebst ihren Gefährten eine angenehme und gesunde Speise. Es ist sehr gewürzhaft, wahrscheinlich von den Kräutern, welche sie genießen.

Das Weibchen ist sehr zärtlich gegen ihr Junges, und schließt es, wenn es auch schon groß ist, sorgfältig in den Beutel ein, und man sah ein tödtlich verwundetes das Junge mit den Vorderfüßen aus dem Beutel herausbringen, um es zu retten.

Man kann sie zähmen und mit Milch und Brodt aufziehen. Wahrscheinlich würden sie sich auch nach Europa verpflanzen lassen, und wie die Kaninchen gehalten werden können. (Abbildung nach Peron)

Die bekannten und als solche angenommenen Arten dieser Gattung, von welcher jedoch einige nur Varietäten seyn mögen, sind: Das Känguruh mit dem Schnurrbart, Halm. labiatus; in der Gegend von Botany-Bay und Port-Jackson, am Ufer des Flusses Endeavour. Das Rußfarbe, Halm. fuliginosus; auf der Insel Decres, an der Südküste von Neuholland; eine der größten Arten. Das Rothgraue, Halm. rufo-griseus; Neuholland, vielleicht auch die Insel Decres. Das Rothhalsige, Halm. ruficollis; die Insel Eugen an der Südküste Neuhollands. Känguruh von Aroe, Halm. Brunii; auf der Insel Aroe, nahe bey Banda, zwischen Neu-Guinea und dem Lande Arnheim, auf Solor, einer der Sundinseln. Gaimardischer, Halm. Gaimardi; Gegend von Port-Jacson, an der Westküste von Neuholland. Labillardierscher, Halm. Billardierii, Größe des gestreiften; Diemensland.

11te Gatt. Koala. Phascolarctos. (Blainv.)

Lipurus. Koala.

Vorderzähne $\frac{6}{2}$, die beyden obern mittlern viel länger als die äußern, die untern wie bey den Känguruhs; falsche Eckzähne $\frac{2-2}{0-0}$, oder Zwischenzähne, zwischen Vorder- und Backenzähnen; Backenzähne $\frac{4-4}{4-4}$, sie haben sämmtlich 4 Höcker.

Die Ohren lang und spitzig; die Oeffnung der Muschel ganz nach vorn stehend. Die Füße fünfzehig; die Zehen der Vorderfüße theilen sich in zwey Gruppen, der Daum und Zeigefinger stehen auf einer, und die drey andern auf der andern Seite; an den Hinterfüßen ist der Daum sehr dick, getrennt, ohne Nagel; die beyden folgenden Zehen bis auf die Nägel verbunden. Kein Schwanz.

Taf. 101. **Grauer Koala.** Phascolarctos cinereus (Cuv.) Lipurus cinereus. (Goldfuss.)
Phascolarctos fuscus. (Desm.) Koala gris.

Das Haar lang, dicht, etwas grob, schön aschgrau *). Von der Größe eines mittelmäßigen Hundes. Man fand dieses Thier an den Ufern des Flusses Vapaum in Neuholland. Es ist ein Sohlengänger, und soll nach Art der Bären gehen. Er klettert mit Leichtigkeit auf Bäume, soll aber sonst in Höhlen leben, welche es gräbt. Vom Beutel des Weibchens ist nichts bekannt, aber das Weibchen soll sein Junges lange Zeit auf dem Rücken tragen. Dieß ist alles was man von diesem sonderbaren Thiere weist. Es nährt sich sehr wahrscheinlich, seinem Zahnbau nach, von Pflanzen. (Abbildung nach Griffith und Goldfuß.)

12te Gatt. Wombat. Amblotis. (Illig.) Phascolomys. (Geoff.)

Phascolome.

Vorderzähne $\frac{2}{2}$, sehr stark, sehr dick, aber kürzer als bey den Nagern, besonders die untern; die obern stoßen an der Spitze zusammen, sind gerade abgeschnitten, an der Spitze etwas schief, und an ihrer Oberfläche gefurcht; die untern sind zusammengedrückt, und ebenfalls an der Spitze abgeschnitten. Die Eckzähne fehlen; Backenzähne $\frac{5-5}{5-5}$, die Krone derselben ist eyförmig, glatt, durch eine Furche etwas tief gespalten, und zwar nach innen in der obern, nach außen in der untern Kinnlade; zwischen den Vorderzähnen und Backenzähnen ist ein starker breiter Raum.

---

*) Cüvier und nach ihm Goldfuß geben die Farbe hellaschgrau, Desmaret dagegen Chocoladebraun.

Der Körper dick, kurz; der Kopf groß, dreyeckig und glatt. Die Ohren kurz und spitzig. Die Augen mittelmäßig groß, weit von einander stehend. Die Füße fünfzehig; die vordern mit starken, krummen Nägeln bewaffnet, zum Graben geschickt. Daum der Hinterfüße sehr klein, ohne Nagel. Das Weibchen hat einen weiten Beutel. Der Schwanz sehr kurz, kaum bemerkbar. Vollständige Schlüsselbeine am Scelet.

Taf. 101.

Der Wombat. Amblotis Wombat.

Le Wombat.

Der Pelz einfärbig graubraun, mehr oder minder dunkel. Die Haare lang, grob. Der ganze Körper etwas unförmlich; die Beine sehr kurz. Der Gang auf den Sohlen. Jedes Haar ist an seiner Wurzel hellbraun, dann kommt ein schmaler rostfarber Ring, dann ein breiter schmutzig weißer, dann wieder ein rostrother schmaler, die Spitze ist braun. Die Brust und der Unterleib sind etwas heller als der Rücken. Einige sind dunkler als die andern.

Größe eines Dachses.

Man findet dieses Thier auf der Insel King, in der Baßstraße, auf den Inseln Furneaux, und in den Bergen in der Nähe von Port Jackson. Es scheint die Stelle des Bären oder Dachses in Neuholland zu vertreten.

Der Wombat ist ein träges, schwerfälliges, sehr niedrig gehendes Thier, und hat einige Aehnlichkeit in seinem Aeußern mit dem Bären. Es wiegt erwachsen 25 bis 30 Pfund. Die Augen sind lebhaft; die Oberlippe ist gespalten; der Hals kurz und dick; Ohren kurz, unbemerkbar von Ferne, fast nackt, aber in den Haaren verborgen. Die Vorderfüße sind zum Graben geschickt. Das Thier kann nicht schnell laufen, sein Gang ist ungeschickt wankend. Es ist sehr sanft, läßt sich leicht fangen und ergreifen, ohne sich zu vertheidigen. Wird es aber gereizt oder geplagt, so wehrt es sich tapfer mit seinen Klauen. Seine Stimme ist leise und zischend. Bass, der das Thier zuerst beschreibt, holte ein solches ein, legte ihm die Hand unter den Bauch, und hob es, ohne ihm weh zu thun, auf den Arm, so ließ es sich ruhig forttragen und anbinden, als ob es immer um die Menschen gewesen wäre. Als die Schnur es aber einmal kneipte, wurde es böse, zischte, schlug mit den Pfoten, kratzte, und hörte erst auf zu toben, als es müde war. Man kann es leicht zähmen, welches auch, da es ein gutes Fleisch hat, in Neuholland und Diemensland geschieht. Es ist ein nächtliches Thier und lebt in Höhlen, wie unser Dachs. Seine Nahrung besteht in Gras und Wurzeln, in der Gefangenschaft genießt es auch Milch und Früchte.

Das Weibchen wirft drey bis vier Junge auf einmal, trägt sie lange im Beutel, und ist sehr für sie besorgt.

Dieses Thier macht einen sehr schicklichen Uebergang zu den Nagern. (Abbildung nach Peron.)

Taf. 102.

Diese Tafel stellt die Köpfe einiger Raubthiere vor, welche im Texte näher beschrieben worden sind. Es wäre daher wohl überflüssig, das zu wiederholen, was bey Betrachtung des Zahnbaues bey jeder Gattung angeführt worden ist; man kann dort nur nachsehen.

Aus der Abtheilung der Handflügler wählen wir den Kopf eines fliegenden Hundes. Da dieses Thier weniger von Insecten als von Früchten lebt, so muß auch sein Zahnbau von dem der Insectenfresser verschieden seyn. Ihm gegenüber steht der Kopf der gemeinen Fledermaus, welche nur von Insecten sich nährt. Der Kopf des Igels zeigt ein Gebiß, welches zum Kauen theils von Früchten, theils von Fleisch bestimmt ist. Der Kopf des Marders und der Civette zeigt das Gebiß von Thieren, welche größtentheils von Fleisch leben. Noch mehr ist dieß beim Wolf und am ausschließlichsten beim Löwen der Fall, da die Katzen ganz und allein thierische Nahrung genießen, daher keine Höckerzähne haben; wogegen denn aber der Kopf des Bären ein Gebiß zeigt, eben so gut für Pflanzennahrung als für thierische Nahrung bestimmt. Platte Backenzähne mit Höckern auf der Krone sind zur Zermalmung von Vegetabilien bestimmt. Ist die Krone dagegen mit scharfen Spitzen versehen, so genießt das Thier häufig Insecten;

sind die Backenzähne aber seitlich zusammengedrückt, schneidend, und mit einer starken vorragenden Spitze, also zum Zerreißen eingerichtet, so zeigt dieß Fleischnahrung an.

Das Gebiß der Beutelthiere reihet sie, wie angeführt worden ist, bald den Raubthieren, bald den Insectenfressern, und bald den Nagern der folgenden Ordnung an, und ihre Köpfe können zu näherer Vergleichung am Ende der Nager abgebildet werden.

Vierte Ordnung der Säugethiere.

Mäuseartige Thiere oder Nager. Glires. Rosores. Rongeurs.

Diese Ordnung ist im Allgemeinen sehr natürlich, und die dazu gehörigen Thiere sind sich einander viel ähnlicher, als es bey den meisten der bis jetzt angeführten der Fall war. Doch machen auch hier einige Gattungen eine Ausnahme, und weichen mehr von der gemeinen Form ab, als die andern.

Der Zahnbau ist sich in der Hauptstellung und der Zahl der Zähne ziemlich gleich, der ganze Unterschied bezieht sich mehr auf die Oberfläche als auf die Zahl und Stellung der Backenzähne. Die Unterscheidungskennzeichen der Gattungen sind daher wirklich weniger auffallend, und oft schwer zu finden. Alle kommen darin überein, daß sie oben und unten nur zwey Vorderzähne haben, welche von den Backenzähnen durch einen weiten Raum getrennt sind, da die Eckzähne allen fehlen. Sie können daher mit ihren Vorderzähnen wohl beißen, aber kauen können sie damit nur auf eine eigene Art, indem sie ihre Nahrungsmittel damit zerfeilen oder zernagen, daher auch ihr Name Nager. Diese Zähne sind aber so eingerichtet, daß sie damit sehr harte Körper zernagen können. Mit Leichtigkeit nagen sie sich durch dickes Holz durch, und selbst Mauern zernagen sie, wenn sie nicht ganz aus Steinen bestehen. Diese Eigenschaft macht diese Thiere für unsere Oekonomie sehr schädlich, und da viele in unsern Wohnungen sich aufhalten, so zernagen sie Wände, Hausgeräthe, Bücher, Kleidungsstücke, Lederwaaren. Diese Vorderzähne sind nur von der äußern Seite mit Schmelz versehen, und die innere Seite nutzt sich schneller ab. Sie bilden vorn eine schräge Fläche, wie ein Dreheisen. Sie fallen nicht aus, sondern wachsen um so viel nach, als sie sich abnutzen. Diese nachwachsende Kraft ist so stark, daß, wenn ein solcher Zahn verloren geht oder zerbricht, der entgegengesetzte, den nun nichts im Wachsthum hindert, zu einer monstrosen Größe anwächst. Die Wurzeln dieser Zähne sind einfach, die Zähne selbst an der Wurzel stark ausgehöhlt, und mit großen Gefäßen versehen; sie stecken auch sehr tief in der Kinnlade, so daß ein so herausgenommener Zahn, besonders die untern, deren Wurzeln bis hinten in die Kinnlade reichen, mehr als doppelt so groß ist, als er vorragt; diese starke Wurzel giebt dem Zahn nicht nur einen festen Halt, sondern auch eine große Kraft. Ein so herausgenommener Zahn ist ganz bogenförmig. Der Gelenkkopf des Unterkiefers ist der Länge nach eingelenkt, und liegt viel höher als die Krone der Zähne. Die Bewegung ist daher von hinten und vorn ganz frey, nach den Seiten aber sehr eingeschränkt. Diese Einrichtung ist zum Nagen sehr geschickt. Die Backenzähne haben flache und breite Kronen, welche quer liegen, und so zum Zermalmen geschickt werden. Die Gattungen, wo die Vorragungen der Backenzähne einfache Linien bilden und die Kronen fast eben sind, sind vorzüglich körnerfressend; diejenigen dagegen, deren Kronen mehr höckerig sind, fressen mancherley, selbst aus dem Thierreich; und die kleine Zahl derjenigen, welche zackige Backenzähne haben, fallen selbst andere kleine Thiere an, und nähern sich in etwas den Raubthieren.

Die Hinterfüße sind bey den meisten länger, und folglich der Körper hinten höher als vorn, so daß sie mehr hüpfen als laufen, bey einigen Gattungen sind die Hinterbeine so lange als bey den Känguruhs. Die Zahl der Zehen ist ungleich, bey einigen ist nur ein Rudiment eines Daums, bey andern fehlt er, niemals aber ist der Daum abstehend und entgegensetzbar. Die Zahl der Säugewarzen ist ungleich, aber meist beträchtlich, da diese Thiere sich stark vermehren. Der Darmkanal ist sehr lang; der Magen einfach oder doch wenig getheilt; der Blinddarm dagegen meist sehr groß und weit, zuweilen weiter als der Magen. Nur eine Gattung, die der Schläfer, hat gar keinen Blinddarm. Das Hirn ist fast glatt, und hat nur undeutliche Windungen. Die Augenhöhlen sind von den Schläfengruben nicht getrennt, und haben sehr wenig Tiefe. Die Augen haben keine gefärbte Regenbogenhaut, sondern sie ist meist schwarz, doch giebt es Ausnahmen. Die Augen liegen fast ganz seitwärts. Die Jochbogen sind mittelmäßig stark ausgeschweift, dünne und nach unten gebogen; dieß ist ein Beweis von schwachen Kinnladen. Die Vorderschenkel können sich am Ellenbogen nicht drehen, und die beyden Knochen woraus sie bestehen, sind oft mit einander verwachsen. Sie stehen überhaupt auf einer etwas tiefern Stufe der Bildung, als die vorherbeschriebenen Thiere. Die meisten haben vollkommene Schlüsselbeine. Ihre Bewegungen sind meist behende, und ihr Lauf außerordentlich schnell. Viele klettern sehr geschickt; viele graben leicht in die Erde. Die meisten bedienen sich ihrer Vorderfüße, um ihre Nahrung zum Munde zu bringen. Die meisten werden blind geboren.

Die Nahrung besteht in Körnern, Blättern, Wurzeln, Rinde, oder auch in thierischen Substanzen. Fast alle sind nächtliche, furchtsame Thiere.

Sie sind über die ganze Erde verbreitet, bis zu den Polargegenden, nur Neuholland hat keine; ihre Stelle wird dort durch die Känguruhs, Känguruhratten und Phalanger vertreten. Auf den Inseln der Südsee fand sich auch keine eingeborne Art vor, und wenn sie jetzt dort in Menge sich vorfinden, so sind sie auf Schiffen hinübergekommen.

Wenn sie auf der einen Seite in manchen Arten unserer Oekonomie oft großen Schaden thun, so haben einige ein vortreffliches Fleisch, und viele ein gutes geschätztes Pelzwerk.

1ste Gatt. Biber. Castor.

Castor.

Vorderzähne sehr stark; die vordere Fläche derselben glatt, die hintere eckig. Backenzähne $\frac{4-4}{4-4}$, ihre Krone ist fast platt, und zeigt oben krumme Linien von Email und Ausschweifungen an den Seiten, nämlich drey äußere und eine innere in der obern Kinnlade, und eine äußere und drey innere in der untern Kinnlade.

Die Augen klein; die Ohren kurz und abgerundet. Die Füße fünfzehig, die vordern kurz, die hintern länger, und durch eine Schwimmhaut verbunden. Der Schwanz breit, glatt, eyförmig, schuppig, nackt. An den Seiten der männlichen Geschlechtstheile sitzen zwey Drüsensäcke, welche eine stark riechende bräunliche Salbe absondern, welche man Bibergeil nennt.

Der Magen ist gegen den Pförtner hin erweitert, und am Pförtner nur wenig verengert; der Blinddarm ist sehr weit, ohne innere Falten; die Speicheldrüsen sind sehr groß.

Taf. 103. Der gemeine Biber. Castor fiber. (Linn.)

Le Castor.

Die Schnauze sehr kurz und dick, da die Vorderzähne so groß und stark sind, daß die Lippen sie nicht ganz bedecken, diese Zähne sind pomeranzengelb. Die Schnurrbarthaare borstig und dick, aber nicht sehr lang. Die

Augen klein und schwarz. Die Ohren kurz, fast im Pelze verborgen. Der Hals sehr kurz. Der Scheitel glatt; die Nase gebogen. Der Körper stark und dick, besonders am hintern Theil; der Rücken gebogen; die Vorderbeine sehr kurz, auch die hintern nicht sehr lang; dagegen die Füße stark, und alle Zehen durch eine Schwimmhaut verbunden, welche bis zu den Klauen geht. Die vordern haben starke Nägel, und ganz gespaltene Zehen, von welchen der Daum sehr kurz ist. Säugewarzen finden sich vier, zwey zwischen den Vorderbeinen und zwey an der Brust. Der Schwanz ganz glatt, lang, an den Seiten schneidend, an der Spitze abgerundet, nur an der Wurzel behaart, alles übrige aber mit harten, kleinen, runden, mehr leder- als hornartigen Schuppen bedeckt; zum Schwimmen vortrefflich zu gebrauchen.

Die Haare von zweyerley Farbe, das Wollhaar kurz, sehr weich und seidenartig, dunkelbraungrau, unter den längern, rothbraunen, feinen, glänzenden Haaren verborgen. Der Pelz einfärbig rothbraun, unten etwas heller. Die Farbe soll aber sehr variren , wahrscheinlich nach Aufenthalt und Jahrszeit. Es giebt falbe, olivenbraun überlaufene, ganz schwarze, ganz weiße und gefleckte Biber. Die letztern sind Albinos, und finden sich nur einzeln.

Länge eines recht großen Bibers von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 2½ bis 3 Fuß, des Schwanzes 1 Fuß; Schwanzbreite über 4 Zoll. Gewicht 50 bis 60 Pfund.

Man hat die Meinung aufstellen wollen, der amerikanische Biber sey vom europäischen verschieden, und lebe allein in großen Gesellschaften, der Europäische dagegen lebe einsam; allein höchst wahrscheinlich sind nur die Umstände daran Schuld, und der eine lebt einsam, weil die Art selbst selten ist, und in bevölkerten Gegenden hauset.

Der Biber findet sich in Amerika vom nördlichen Canada vom 30 bis zum 60 Grade nördlich bis zu den Küsten des atlandischen Meeres; in Asien, an den Flüssen Sibiriens, und in Europa bewohnt er nur noch sehr sparsam die nördlichen und gemäßigten Gegenden, man findet ihn am Rhein, an der Elbe, Weser und Rhone, am häufigsten noch an der Donau, von Linz an bis zu ihrem Ausflusse ins schwarze Meer. Ehmals war er viel häufiger, und weiter verbreitet, man fand ihn in der Schweiz und in ganz Deutschland.

Kein Säugethier ist seiner Kunstfertigkeit halber so berühmt geworden, wie der Biber; allein auch hier hat die Liebe zum Wunderbaren eben solche Uebertreibungen hervorgebracht, wie wir sie häufig in der Naturgeschichte der Thiere vorfinden. Man hat ihre intellectuellen Eigenschaften allzusehr erhoben, und diese stehen doch, wenn man überhaupt die Kunsttriebe der Thiere betrachtet, gerade bey denjenigen Thieren, welche am meisten Kunsttriebe zeigen, auf einer niedrigern Stufe. Die Kunsttriebe sind angeboren nicht erlernt, sie können nicht vervollkommnet werden, sondern bleiben sich gleich; die intellectuellen Fähi keiten dagegen sind einer weitern Entwickelung und Ausbildung fähig. Nun aber steht der Biber, als Künstler so berühmt, weit hinter dem Affen, dem Hund, dem Elephanten.

Der Biber ist von sanfter Gemüthsart, und lebt friedlich mit andern Thieren und mit andern Bibern. Er kann jung leicht gezähmt werden, und ist dann ein ruhiges, etwas trauriges Thier, ohne heftige Leidenschaften, und lernt sogar das Wasser entbehren, das doch in der Freyheit sein liebstes Element ist.

Seine Stimme, wenn er unruhig ist, oder etwas verlangt, besteht in einem dumpfen Geschrey oder Winseln, welches zuweilen in eine Art von Gebelle ausartet.

Seine Kunsttriebe zeigt er nur dann, wenn er in Gesellschaft zusammenlebt, und wenn man auch alles fabelhafte, und jede Uebertreibung wegnimmt, so bleibt ihre Arbeit immer noch etwas wunderbares und höchst merkwürdiges.

Der Biber wohnt immer in der Nähe großer Flüsse oder Seen. Im Sommer in den Erdhöhlen, welche sie mit ihren Vorderpfoten in die Ufer der Gewässer eingraben; im Winter in Gebäuden, welche sie an den Ufern oder auch in der Mitte der Gewässer aufführen.

Man sieht zwar gar nicht selten auch im Winter Biber in Höhlen; gewöhnlich aber wenn der Winter sich nähert, verlassen sie die Höhlen, wo sie einsam lebten, und bilden mit ihren Nachbarn Gesellschaften von zwey bis dreyhundert, um gemeinschaftlich ihre Gebäude aufzuführen. Zu diesem Zweck wählen sie eine Stelle in einem Fluß oder See, welche so tief ist, daß sie auch im strengsten Winter nicht auf den Grund einfriert. Wenn es ein

stillstehendes Wasser ist, bauen sie ganz am Ufer; ist es aber ein Fluß, so fangen sie damit an, einen Damm zu bauen, dieser hat auf der dem Strome entgegengesetzten Seite eine convexe Gestalt. Am Grund ist er 10 bis 12 Fuß breit, und besteht aus in einander geflochtenen Zweigen, deren Zwischenräume durch Steine und Schlamm angefüllt, und deren Aeußeres mit Schlamm überzogen wird. Seine Ausdehnung ist oft bedeutend, und nach einigen Jahren ist er meist mit Grün überdeckt, und oft mit Bäumen bewachsen, da das Holz, woraus er besteht, meist Weiden oder Erlen, Wurzeln schlägt, und so Aeste treibt. Der Damm hat zum Zweck, das Wasser zu schwellen und in einer bestimmten Höhe zu erhalten. Dieser Damm wird immer gemeinschaftlich von der ganzen Gesellschaft gebauet, so bald er aber beendigt ist, trennen die Biber sich in eine gewisse Zahl von Familien, und jede einzelne baut sich nun ihre Wohnung. Jede Familie besteht aus einem alten Männchen, einem Weibchen und einigen jüngern Thieren.

Die Wohnungen sind am Damme angelehnt, und eben so wie dieser, doch weniger fest, aus Zweigen gebauet. Die vorragenden Spitzen werden glatt abgebissen, und aus- und inwendig wird das Ganze mit Schlamm überzogen. Die Form dieser Gebäude ist sehr unregelmäßig, beynahe eyförmig, inwendig halten sie 6 bis 7 Fuß im Diameter, oben sind sie abgerundet und bedeckt. Die Abtheilungen, welche man in einigen findet, scheinen zufällig. Im höchsten Theil dieser Wohnung, wo sie am meisten vom Wasser entfernt ist, lebt die Familie, und legt dort die Wintervorräthe ab. Die Wohnung hat keinen andern Eingang, als unter dem Wasser; durch diesen entflieht die Familie in Gefahren, oder besucht auch ihre Nachbarn, da jede einzeln steht. Alle Arbeiten werden immer im Anfang des Winters gemacht.

Der Schwanz des Bibers dient ihm nicht, wie man gefabelt hat, als Hammer oder Maurerkelle, sondern einzig zum Schwimmen; auf dem Lande schleppt er ihn am Boden nach. Die Zweige zum Bau beißt er mit seinen starken Zähnen ab; gräbt mit seinen Vorderfüßen in die Erde, sowohl außer als unter dem Wasser, und bedient sich ihrer, so wie der Zähne, hauptsächlich als Bauinstrument; die Erde, welche er braucht, trägt er im Munde oder den Vorderbeinen. Man sagt, und es ist auch nicht unwahrscheinlich, daß er größere Zweige oberhalb seines Baues abschneide, so daß sie in den Strom fallen und herunterschwimmen, wobey dann der Biber schwimmend ihren Lauf leite. Dagegen ist es gewiß übertrieben, wenn man angiebt, die Biber fällen mit ihren Zähnen die größten Bäume, indem sie anfangs einen Kreis rund um den Baum abnagen, und dann immer im Kreise um denselben herum laufen, einer seine Zähne in die Rinne des vorigen setzend, wodurch der dickste Baum in wenig Minuten fallen müsse. Dabey sollen sie auf der Seite, wo der Baum fallen soll, tiefer einschneiden, und wohl zu unterscheiden wissen, wenn derselbe bald fällt, um zu rechter Zeit sich in Sicherheit zu setzen. Gesetzt auch, sie würden wirklich dergleichen große Bäume zu fällen im Stande seyn, was würden ihnen solche nützen, da alle ihre vereinten Kräfte nicht hinreichen würden, einen solchen Baum auch nur im Wasser zu leiten, geschweige ihn zu befestigen.

Alle Arbeiten der Biber werden des Nachts verrichtet, und geschehen mit bewundernswürdiger Schnelligkeit. Die Wohnungen werden jedes Jahr zur gehörigen Zeit ausgebessert, denn sie kehren immer wieder zu ihren alten Wohnungen zurück, wenn sie nicht sehr beunruhigt werden, oder einen bessern Bauplatz auffinden.

Der Biber nährt sich vorzüglich von den Wurzeln verschiedener Wasserpflanzen und von Baumrinde, besonders der Birken, Erlen, Weiden, Eschen; in Amerika des Biberbaums oder der Magnolia. Im Sommer fressen sie die Wurzeln von Calmus, der Seerosen, der Schilfe u. s. w. Von diesen Pflanzentheilen sammelt der Biber sich so viel Wintervorrath, daß er bey strenger Kälte seine Wohnung nicht verlassen muß.

Der Gang des Bibers ist so langsam, daß ein Mensch ihn leicht einholt; dagegen schwimmen und tauchen sie vortrefflich, doch letzteres nicht lange. Sie fressen auf den Hinterbeinen sitzend, wie die Eichhörnchen und viele andere Nager, wobey sie aber den Schwanz zwischen die Beine nehmen. Ihre Sinne sind gut, aber ihre Vertheidigungswaffen sind schlecht. Sie sind sehr reinlich. Die europäischen Biber bauen nicht, da ihre Anzahl zu sehr abgenommen hat, als daß sich eine hinlängliche Menge vereinigen könnte.

Die Paarung geschiehet im Winter; das Weibchen soll 4 Monate tragen, und im März zwey bis drey blinde Junge werfen, welche es vier bis sechs Wochen säugt, nach welcher Zeit das Junge schon Rinde genießen kann. Im zweyten Jahr sind sie erwachsen, und wahrscheinlich bringen sie ihr Leben nicht über 15 Jahre.

Man ißt das Fleisch des Bibers, es soll aber nicht sehr gut seyn, und der hintere Theil fischartig und thranig schmecken. Der Schwanz soll dagegen einen angenehmen Geschmack haben.

Nahe am After sammelt sich in einem eigenen Beutel aus besondern Drüsen, ein gelbliches, zähes und schmieriges Wesen, von unangenehmem, starkem Geruch, und ekelhaft bitterm Geschmack; diese Materie ist unter dem Namen des Bibergeils oder Castoreum bekannt, und wird als ein krampfstillendes aber etwas erhitzendes Arzneymittel oft gebraucht, doch ehmals mehr als jetzt. Wozu es dem Thiere selbst dient, ist unbekannt, vielleicht zur Einsalbung der Haare. Man findet ihn bey beyden Geschlechtern, doch bey den Weibchen in geringerer Menge. Drey Biber zusammen liefern etwa 1 Pfund.

Die Biberfelle haben einen bedeutenden Werth, und werden theils als Pelzwerk, theils zu den feinen, sogenannten Castorhüten gebraucht. Die Ausfuhr von Biberfellen war daher ehmals sehr bedeutend für Nordamerika, so daß jährlich nur an der Hudsonsbay über 50000 Biber getödtet wurden, und in allem jährlich die Zahl der ausgeführten Biberfelle auf 80000 und höher stieg, allein die Menge dieser Thiere mußte durch so ungeheure Metzeleyen sich nach und nach vermindern, doch werden immer noch sehr viele gefangen. Je schwärzer und dunkler der Balg ist, desto mehr wird er geschätzt. In Europa sind sie zu wenig zahlreich, um in Betrachtung zu kommen. Die Zeit ihrer gänzlichen Ausrottung in England soll auf das Jahr 1188 fallen. In der Schweiz sind sie noch vor hundert Jahren vorgekommen.

Außer dem Menschen haben sie Feinde an mehrern Raubthieren, besonders am Vielfraß.

Man fängt sie in Tellereisen, oder mit starken Netzen im Wasser, oder ereilt sie auf dem Lande, und schlägt sie todt. Sie werden zu diesem Zweck mit Hunden aus ihren Höhlen getrieben.

Herr Friederich Cüvier machte über die Lebensart einiger zahmer Biber in Paris folgende Bemerkungen. Man nährte sie besonders mit Weidenzweigen, von welchen sie die Rinde genossen; sobald die Zweige geschelt waren, zerbissen sie dieselben in kleine Stücke, und häuften sie am Gitter ihres Behälters auf. Herr Cüvier glaubte darin die Regung ihres Triebes zum Bauen zu entdecken, und ließ ihnen daher Erde, Stroh und Baumäste geben. Den folgenden Tag waren alle diese Materien vor dem Gitter so aufgehäuft, daß sie dasselbe zum Theil verschlossen. Da sie am Tage nicht arbeiteten, so wurden sie bey der Nacht durch angebrachte Oeffnungen beobachtet. Da man ihnen neue Materialien gegeben, so suchten sie vorerst alle Oeffnungen zu vermachen, durch welche Luft und Licht eindringen konnte. Auf einem Erdhaufen sitzend, warfen sie die Erde und die damit gemischten Holz- und Strohstücke, indem sie diese Dinge mit den Vorderfüßen ergriffen, mit Gewalt hinter sich, nach der Seite, wohin sie dieselben haben wollten; oder sie bildeten daraus mit dem Mund und den Pfoten kleine Massen, welche sie an den Ort hin schoben, oder sie trugen sie auch ganz einfach im Munde dahin, und drückten alles ohne weitere Ordnung mit der Schnauze zusammen, wodurch eine ziemlich feste Wand entstand. Einigemale bemerkte Herr Cüvier, daß einer der Biber einen Stock quer in den Mund nahm, um ihn mit Kraft in diese Wand einzudrücken und zu befestigen, ohne einen andern Zweck zu verrathen. Sie konnten sogar solche Reiser oder Stöcke mit einer Hand fassen, und die kleinsten Dinge ergreifen. Wenn die Enden der Stöcke allzulang waren, wurden sie sogleich abgebissen. Hatten sie zufällig Brod oder anderes Eßbares mit in die Masse verflochten oder verknettet, so suchten sie diese wieder vor, wenn sie Hunger hatten. Sie waren sehr reinlich, schliefen immer an demselben Orte, und entledigten sich ihrer natürlichen Bedürfnisse so weit davon weg, als möglich. Wenn sie schliefen, so putzten sie sich mit ihren Vorderfüßen, und schafften die kleinste Unreinigkeit weg. Sie fraßen immer im Wasser sitzend. Glaubten sie sich in Gefahr, so gaben sie ein dumpfes Getöne von sich, schlugen mit dem Schwanze kräftig auf den Boden, und warfen sich auf den Gegenstand. Am Tage schliefen sie fast immer. Sie zeigten also auch in der Gefangenschaft ihren Trieb zu bauen. (Abbildung nach der Natur).

Man traf fossile Ueberreste von Bibern in Torfmooren an, und in den Kohlenwerken am Zürichsee findet man nicht selten Zähne und Kinnladen von Bibern, welche in nichts von den jetzigen Bibern abzuweichen scheinen. Herr Fischer beschreibt Ueberreste von Bibern aus der Gegend von Asov, welche einer bedeutend größern Art angehört haben müssen. Herr Fischer nennt sie daher castor trogontherium. Auch am Rhein hat man fossile Biber gefunden.

2te Gatt. Ondatra. Fiber. (Cuv. Geoff. Illig).

Ondatra.

Vorderzähne $\frac{2}{2}$; Eckzähne keine; Backenzähne $\frac{3-3}{3-3}$; in allem 16 Zähne. Die obern Schneidezähne platt und meiselförmig, die untern scharf und vorn abgerundet. Die Backenzähne mit platter Krone; die Schmelzleisten zickzackartig.

Vorderfüße vierzehig, der Daum nur Rudiment; die hintern fünfzehig; die Zehenränder mit steifen Haaren besetzt, welche die Schwimmhaut ersetzen.

Schwanz lang, seitlich zusammengedrückt, mit nackter, körniger Haut bedeckt.

Zwischen After und Geschlechtstheilen Drüsen, welche eine weißliche, starkriechende Materie absondern, und diese beim Männchen durch zwey Canäle an der Basis der Eichel, beim Weibchen in die Harnröhre ergießen.

Am Bauche 6 Säugewarzen.

Taf. 103. Canadischer Ondatra. Fiber Zibethicus.

L'Ondatra.

Sehr ähnlich der europäischen Wasserratte in der äußern Form; dagegen ist der Schwanz sehr zusammengedrückt. Die Schnauze kurz und dick; die Augen groß und seitlich; die Ohren kurz, quer stehend, abgerundet, und ganz im Haar verborgen; Schnurrbarthaare sehr lang; Pelz glänzend und weich, aus zweyerley Haaren bestehend. Das lange ist rostbraun, an den obern Theilen des Körpers und an den Seiten grau überlaufen, an Brust und Bauch rothgrau; das kurze Wollhaar ist sehr fein und weich, an der Wurzel graulich, an der Spitze rostbraun, an den untern Theilen hellgrau glänzend; die Füße mit kurzen, glänzenden Haaren bedeckt; der Schwanz mißt drey Viertheile von der Länge des Körpers, ist schneidend, und mit kleinen braunschwärzlichen Schuppen bedeckt, zwischen welchen einzelne schwarze Haare stehen, weniger an den Seiten, häufiger und länger an den Rändern.

Länge von der Schnauze bis zum After 1 Fuß 7 Linien; des Schwanzes 9 Zoll.

Diese Thiere finden sich in Canada und andern Provinzen des nördlichsten Amerika. Sie bewohnen die Ufer der Seen, und langsam fließenden Flüsse und Bäche, und bauen sich, wie die Biber, Wohnungen, welche aus Binsen und Erde bestehen, sie sind auswendig mit einem dichten Flechtwerk von Binsen überzogen, oben rund, wie ein Backofen, und inwendig etwa zwey Fuß breit. Zu diesem Bau laufen verschiedene Gänge, wovon einer nach unten mündet, die andern aber theils unter der Erde fortlaufen, und bloß vom Graben nach Wurzeln, welche ihre Nahrung ausmachen, entstanden sind, oder auf die Oberfläche münden. Solche Wohnungen bauen sie nur in kalten Gegenden, in wärmern leben sie bloß in Löchern. In diesen wohnen meist einige im Winter beysammen, verlassen aber dieselben im Frühjahr und zerstreuen sich. Die Weibchen suchen die Wohnungen wieder auf, wenn sie Junge werfen. Im Herbst bauen sie, mehrere vereinigt, neue Wohnungen.

Sie schwimmen und tauchen gut, laufen aber schlecht. Ihre Nahrung besteht aus Wurzeln, besonders des Kalmus und der weißen und gelben Seerosen. Auch sollen sie Muscheln fressen, deren Schalen man häufig in ihren Löchern findet.

Das Weibchen wirft jährlich zweymal drey bis sechs Junge.

Der Körper riecht stark nach Zibeth, die riechende Materie sondert sich in zwey kleinen Drüschen neben dem After ab, und durchdringt das ganze Thier; doch wird das Fleisch gegessen.

Jung kann der Ondatra leicht gezähmt werden, und ist dann ein gutmüthiges, munteres Thier. Die alten sind unzähmbar und sehr bissig.

Der weiche Pelz des Thiers ist sehr gesucht, da man die Haare, wie die Biberhaare, zu Hüten gebraucht; daher macht er einen Ausfuhrartikel. Durch das Durchgraben der Dämme wird es schädlich.

(Abbildung nach Schreber.)

3te Gatt. Erdmaus. Hypudaeus. (Illig.) Arvicola. (Lacep.)
Campagnol.

Zähne wie beim Ondatra; die obern Schneidezähne ziemlich breit, meiselförmig, die untern spitzig. Die Backenzähne zusammengesetzt, an den Seiten gefurcht, die Krone mit zickzackförmigen Schmelzleisten; der vorderste Zahn ist der größte, der hintere der kleinste.

Die Vorderfüße vierzehig, mit einem Daumrudiment. Die Nägel ziemlich schwach. Die Hinterfüße fünfzehig; Zehen getrennt, und ohne Haare an den Rändern. Schwanz rund, kurz behaart, fast so lang als der Körper. Säugewarzen an Brust und Bauch 8 bis 12 an der Zahl.

Es sind kleine Thiere, welche größtentheils von Pflanzenstoffen leben, von Getreidekörnern, Zwiebeln, Wurzeln, u. s. w.; doch verschmähen die meisten thierische Nahrung nicht. Die einen graben in die Erde, um hier Wintervorräthe zu sammeln; die andern bloß, um sich einen sichern Zufluchtsort zu bereiten.

Taf. 104. Wasserratte. Hypudaeus amphibius. Campagnol rat d'eau.
Mus amphibius. (Linn.)

Grauschwarz, leicht gelblich überlaufen, unten heller als oben; Schwanz etwas länger als die Hälfte des Körpers, schwarz; Ohren kurz, behaart. Kopf kurz; Schnauze dick.

Länge von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 7 Zoll; des Schwanzes 4½ Zoll.

Man findet ganz schwarze und gefleckte Varietäten.

Man findet diese Maus fast in ganz Europa und im nördlichen Asien, besonders am Ufer der Teiche, Seen und Flüsse. In der Schweiz scheint sie gar nicht vorzukommen.

Sie graben sich einen ordentlichen Bau, etliche Fuß tief unter die Erde, der mit Heu, Stroh und anderm Geniste ausgefüttert wird. Zu diesem Bau führen verschiedene Röhren, welche oft mehr als hundert Fuß weit laufen.

Sie nähren sich von allen Arten Wasserpflanzen, schaden aber auch gar sehr in Gärten, indem sie Erbsen, Spargel, Sellerie, Kartoffeln verzehren. Im Winter benagen sie auch die Wurzeln junger Obstbäume, so daß diese absterben, ja selbst große Bäume verschonen sie nicht. Aus dem Thierreich fressen sie die Larven der Wasser- und Schwimmkäfer oder anderer Wasserinsecten, wahrscheinlich auch Krebse und Fischrogen. Ob sie aber auch Fische und Aas fressen, ist noch ungewiß.

Es sind wilde, tückische, listige Thiere. Sie leben gern Schaarenweise beysammen, jagen, zanken und beißen sich unter einander. Sie schwimmen und tauchen gut, doch letzteres nicht lange, kaum über eine halbe Minute.

Die erste Begattung geschieht etwa im April; das Weibchen ist vier Wochen trächtig, und wirft jedesmal fünf bis sieben Junge, welche 14 Tage lang saugen. Nach sechs Wochen wird die Mutter oft schon wieder trächtig, so daß jeden Sommer wohl drey Würfe fallen. Die Jungen werden von ihr sehr sorgfältig gepflegt, und mit Wuth vertheidigt. Auch bey Gefahr öfters mitten durchs Wasser im Munde getragen.

(Abbildung nach der Natur.)

Taf. 104. Die Wiesenmaus. Hypudaeus terrestris.
Campagnol Schermaus. (Arvicola argentoratensis).

Der Schwanz etwas mehr als ein Drittheil so lang als der Körper. Das Daumenrudiment an den Vorderfüßen sehr kurz.

Sie ist kleiner als die Wasserratte, und lange als Art verkannt worden. Die Ohren sind abgerundet, kahl, fast ganz im Pelz verborgen. Die Backen dick und bauchig; die Bartborsten stark, schwarz; der Hals kurz. Die Haare kurz aber weich. Die Farbe des Rückens hell kastanienbraun, eigentlich röthlich mit schwarz gemischt, da

die Spitzen der Haare rothbraun und schwarz sind, die Basis aber schwarzblau, an Seiten und Bauche gelbröthlich grau; der Schwanz röthlich aschgrau.

Länge 5 Zoll 3 Linien, des Schwanzes 2 Zoll.

Diese Maus ist sehr gemein in der ganzen Schweiz, im Elsaß und einigen andern Gegenden; scheint dagegen im übrigen Europa gar nicht vorzukommen.

Ihre Nahrung besteht in Wurzeln verschiedener Grasarten, Kartoffeln, Rüben, Sellerie, Tulpen, Hyacinthen-Zwiebeln, auch Haselnüssen und andere Sämereyen. Sie benagt auch die Wurzeln der Obstbäume, und legt im Winter Magazine an. Man findet sie in Wiesen und Gärten, wo sie sich Höhlen eingräbt und Gänge bereitet. Sie schwimmt gut, und liebt die Nähe des Wassers, wenn sie daselbst Nahrung findet. Sie sind böse und zornig wenn sie gereizt werden, und setzen sich zur Wehre, wenn sie nicht entfliehen können. Sie laufen nicht sehr schnell, graben aber desto fertiger, und werfen dabey Haufen auf, wie die Maulwürfe, daher der Name Scharrmaus. Das Weibchen trägt nicht ganz vier Wochen, und wirft am Ende dieser Zeit in seiner Höhle fünf bis neun blinde Junge, und dieß jeden Sommer zwey bis dreymal.

Der Schaden dieser Maus ist nicht unbedeutend, wenn sie sich in großer Menge zeigt. Man fängt sie mit den gewöhnlichen Maulwurfsfallen. (Abbildung nach der Natur.)

Taf. 104.

Kleine Feldmaus. Hypudaeus arvalis.

Campagnol vulgaire.

Der Schwanz 1 Zoll lang; der Daum an den Vorderfüßen kaum merklich; der Körper röthlich grau, oder hellrostfarbröthlich mit dunkelgrau gemischt; Mund, Bartborsten, Kehle, ganzer Unterleib, innerer Theil der Schenkel und Füße hell aschgrau. Ohren kurz, rund, im Pelze verborgen. Es giebt ganz weiße und ganz schwarze.

Länge 3 Zoll 9 Linien; des Schwanzes 1 Zoll 2 Linien.

In ganz Europa, Rußland und Sibirien, die kältesten Gegenden ausgenommen.

Diese Maus ist die gemeinste auf unsern Feldern, wo sie sich oft ins Unendliche vermehrt, und dann nicht unbedeutenden Schaden an Getreide, Klee, Rüben und Kartoffeln anrichtet. Man findet sie aber auch in Wäldern und Gärten, je nach der Jahrszeit. So lange auf dem Felde noch Früchte sind, so ist sie auch noch da, sobald aber geerndtet ist, ziehen sich sehr viele nach den Wiesen und Gärten; wenn aber wieder angesäet ist, ziehen sie auf die Felder zurück. Man findet auch eine ganz ähnliche Maus auf den Alpen, welche mit der sibirischen Wurzelmaus außerordentliche Aehnlichkeit hat, und sich von ihr kaum unterscheiden läßt.

Auch diese Maus lebt unter der Erde, gräbt sehr geschickt, und sammelt sich Vorräthe für den Winter. Der Bau hat immer zwey Eingänge, und diese Gänge ziehen sich oft weit unter der Oberfläche des Bodens fort, so daß ein Acker oder eine Wiese, wo diese Mäuse in Menge sind, ganz gefurcht erscheinen, und man oft fast einsinkt. Neben ihrer Haupthöhle, worin sie schlafen, sind mehrere Nebenhöhlen für die Vorräthe. Man findet ganze Aehren in ihren Höhlen, aber auch Nüsse, Bucheckern, Eicheln, Beeren, in der Noth sollen sie auch Aas fressen, und sind überhaupt keine Kostverächter.

Ihre Vermehrung ist oft so ungeheuer, daß davon die abergläubigische Sage vom Mäuseregen entstanden ist, weil man glaubte, sie seyen vom Himmel gefallen, wenn sie auf einmal in so großer Anzahl erscheinen. Sie leben paarweise beysammen. In den ersten warmen Frühlingstagen geschieht die erste Begattung; das Weibchen trägt nur drey Wochen, und wirft vom April an bis zum Spätherbst alle fünf Wochen vier bis 12 Junge, und da diese gegen den Herbst schon selbst wieder Junge werfen, so hat man berechnet, daß die Nachkommenschaft eines einzigen Paars in einem Jahr über hundert betragen könne. Die Mäuseplage läßt sich daher leicht erklären. In einem Felde von höchstens einem Morgen fieng man in einem einzigen Monat 4360 Mäuse. Die Natur hat aber auch wieder für ihre Verminderung gesorgt. Katzen, Iltise, Marder, Wiesel, Hunde, Dachse, Igel, fast alle Raubvögel, besonders die Bußharde, die Weihen und die Eulen, so wie Krähen, Raben, Störche, Ringelnattern und andere

Schlangen verfolgen sie. Hungersnoth, nasse Winter und Krankheiten raffen auch viele weg, ja sie selbst unter einander fressen sich sehr oft auf.

Sie laufen sehr schnell, meist springend, daher auch der Name Springmaus, und haben den sonderbaren und merkwürdigen Trieb, der mehrern Mäusearten gemein ist, zu gewissen Zeiten Wanderungen anzustellen, wobey sie dann oft über große Flüsse schwimmen. So sah Herr Bruch in Mainz im September 1819 eine sehr große Menge bey Kostheim über den Rhein schwimmen, welche sich, wie dieß gewöhnlich der Fall ist, durch nichts von ihrem Wege abbringen ließen. Im Jahr 1822 sah man bey Oppenheim einen ähnlichen Zug. Die Ursachen sind schwer aufzufinden. In Sibirien macht die so ähnliche Wurzelmaus (Hypudaeus oeconomus) solche Wanderungen in ungeheurer Anzahl.

Durch Ausgießen mit Wasser, welches man in Menge in ihre Höhlen gießt, durch Eingraben von Töpfen in die Erde, worein sie fallen, und nicht mehr herauskommen können, und durch Schonung der kleinen Raubthiere und Raubvögel, kann man zur Verminderung dieser Plage viel beytragen. (Abbildung nach der Natur.)

Taf. 104. Der Lemming. Hypudaeus lemnus.

Le Lemming.

Der Kopf kurz, dick, eyförmig; Schnauze sehr stumpf; Augen sehr klein; Ohren klein, unter dem Haar verborgen, abgerundet; Füße sehr kurz, besonders die vordern; der Pelz sehr weich; die Haare lang und angenehm gefärbt. Spitze der Schnauze weißlich; Scheitel tief schwarz; von den Augen bis zu den Ohren lauft eine schwarze Binde, dadurch entsteht am Hinterhaupt ein halbmondförmiger, gelblicher oder weißer Fleck; am Nacken findet sich ein schwarzer, verlängert viereckiger Fleck, welcher bis zur Mitte des Rückens lauft, dessen übriger Theil gelblich falb ist; Seiten des Kopfs, Gurgel und untere Theile des Körpers weiß; Seiten des Körpers hell gelblich; am Schwanze lange, anliegende, dichtstehende Haare, ebenso an den Füßen; Nägel der Vorderfüße gelblich, und an den Seiten platt; an den vier Mittelzehen gekrümmt, am Daum sehr dick, und vorn schief abgeschnitten.

Länge 5 Zoll 3 Linien; des Schwanzes 7 Linien.

Die Lemmings leben in den Gebirgen Norwegens und Lapplands, wo sie in Gebüschen wohnen, und sich in die Erde eingraben.

Ihre Hauptnahrung besteht in Wurzeln, den Kätzchen der Zwergbirke, dem Saamen der Arvenfichte oder den Arvennüßchen; auch sollen sie Pilze und Rennthiermoos genießen.

Sie werfen in ihren Löchern fünf bis sechs blinde Junge, welche sie sehr sorgfältig pflegen.

Das merkwürdigste in ihrer Lebensart, was diese Thiere berühmt gemacht hat, sind ihre Wanderungen. Diese erfolgen aber nicht alle Jahre, sondern zu ungewissen Zeiten, meistens im Herbst. Dann erscheinen sie gleichsam plötzlich in ungeheurer Menge, und was das merkwürdigste dabey ist, das ist der Trieb immer gerade fort zu gehen. Der Zug geht meistens des Abends und die Nacht durch, am Tage liegen sie still. Jeder einzelne Lemming ist sonst sehr schüchtern, zur Zeit der Wanderung aber scheut er nichts. Die Armee geht immer gerade fort, und von der langen Reihe der sich folgenden Thiere, entstehen in dem Rasen auf dem Boden viele gleichlaufende Furchen. Weder Bäche noch Ströme, weder Sümpfe noch Seen halten sie auf; kommen sie an einen Felsen oder ein anderes Hinderniß, welches sie nicht beseitigen können, so umgehen sie es, setzen aber nachher ihren Weg in derselben Richtung fort.

Verfolgt man sie im Schwimmen in einem Boot, so fliehen sie nicht rückwärts, sondern immer vorwärts; man mag ihrer auch noch so viel tödten, die Lücken füllen sich immer wieder. Stellt sich ein Mensch ihnen in den Weg, so wehren sie sich mit beißen, wobey sie kläffen, und eine Art von Gebell von sich hören lassen. In die Häuser kommen sie nicht. Ihre Wanderung geht meist aus den Alpen, welche Nordland von Schweden scheiden, durch Nordland und Finnmarken nach der Ostsee, theils ostwärts durch schwedisch Lappland nach dem bothnischen Meerbusen, wo die meisten ihr Grab finden. Die wenigen übrig gebliebenen gehen im Frühjahr wieder zurück nach ihrem vorigen Wohnort, an welchem immer einige zurückgeblieben sind.

Was für Ursachen diesen merkwürdigen Wanderungstrieb hervorbringen, ist noch unbekannt, doch scheint es Vorempfindung eines harten Winters zu seyn, da man bemerkt haben will, daß nach den Wanderungen sehr kalte Winter in den Alpengegenden ihres Vaterlands erfolgten. Solche Vorempfindungen sind indeß ganz gewiß den Thieren viel weniger zuzuschreiben, als man gewöhnlich glaubt, und nähere Untersuchungen zeigen sie meist ungegründet. Diesen Trieb zu Wanderungen bemerkt man bey vielen Nagern; die gemeine Feldmaus, die Wurzelmaus, die Wanderratte und andere sind ihm zu gewissen Zeiten unterworfen, ohne daß es nur möglich wäre, die Ursachen aufzufinden. Es scheint bey den Lemmingen, den Wurzelmäusen u. s. w. eine Veranstaltung der Natur zu seyn, die ungeheure Zahl der einzelnen Thiere zu mindern, und das Gleichgewicht zu erhalten. Nicht bloß ertrinken viele, sondern es folgen ihnen Raubthiere in Menge nach; Füchse, Wiesel, Raubvögel, und selbst die Fische verschlingen viele.

Ihr Fell wird nicht gebraucht, wohl aber essen die Lappen ihr Fleisch. Auf ihren Wanderungen thun sie großen Schaden. (Abbildung nach Schreber.)

Die übrigen zu dieser Gattung gehörenden Arten sind: Die weißschwänzige Feldmaus, Hypudaeus albicaudatus; Vaterland? Die falbe Feldmaus, Hyp. fulvus; Frankreich. Die gelbbackige Feldmaus, Hyp. xanthognathus; Hudsonsbay. Die Wurzelmaus, Hyp. oeconomus; Sibirien, Kamtschatka. Die Felsenmaus, Hyp. saxatilis; Sibirien. Die Knoblauchsmaus, Hip. alliarius; Sibirien. Die röthliche Feldmaus, Hyp. rutilus; Sibirien. Die gesellige Feldmaus, Hyp. gregalis; Ostsibirien. Die Zwiebelmaus, Hyp. socialis; am caspischen Meer. Die Gestreifte, Hyp. pumilio; Afrika. Die Schwertelmaus, Hyp. lagurus; Sibirien. Die Sandmaus, Hyp. glareolus; Schweden. Die Wandermaus, Hyp. migratorius; Sibirien. Die Uralmaus, Hyp. torquatus; Sibirien. Der Zokor, Hyp. aspalax; in Sibirien und Dauurien. Die Maulwurfsmaus, Hyp. talpinus; Sibirien. Die Hudsonsmaus, Hyp. hudsonius; Nordamerika. (Diese drey bilden bey Illiger die Gattung Scharrmaus Georhychus.) Nilmaus, Hyp. niloticus; Egypten. Astrachanische Feldmaus, Hyp. astracanensis; Astracan. Gefleckte Feldmaus, Hyp. variegatus; Egypten.

Unbestimmte Arten sind: Graublaue Feldmaus, Hyp. cyaneus; Chili. Kurzschwänzige, Hyp. micrurus; Nordasien. Gestreifte, Hyp. vittatus; Nordamerika. Eisengraue, Hyd. talpoides; Kentuki. Neujorkische, Hyp. noveboracensis; Neu-York. Wiesenfeldmaus, Hyp. pratensis; Pensylvanien. Sumpffeldmaus, Hyp. palustris, Harlan; Pensylvanien. Gartenfeldmaus, Hyp. hortensis, Harlan; Florida. Floridanische Feldmaus, Hyp. floridanus; Florida. Pensylvanische, Hyp. pensylvanicus; Pensylvanien.

4te Gatt. Stachelratte. Echimys. (Geoff.) Loncheres. (Illig).

Ecchimys.

Vorderzähne $\frac{2}{2}$, die obern an ihrer vordern Seite platt und eben, die untern spitzig. Backenzähne $\frac{4-4}{4-4}$; diese sind von einfachem Bau, die untern zeigen vier quere Schmelzleisten, welche zwey und zwey sich an einem Ende vereinigen, die obern aber haben bloß drey, von welchen zwey sich vereinigen; alle haben wahre Wurzeln und keine höckerige Krone.

Der Kopf ist lang; die Schnauze stumpf; die Augen groß; die Ohren mittelmäßig oder kurz. Keine Backentaschen. Die Lippe gespalten.

An den Vorderfüßen stehen vier mit Nägeln bewaffnete Zehen, und ein Daumrudiment; an den Hinterfüßen fünf.

Der Schwanz ist sehr lang, schuppig, wenig behaart. Die Haare, besonders an den obern Theilen, bilden breite Stacheln, von schwerd- oder lanzenförmiger Gestalt, welche auf der einen Seite erhaben, auf der andern vertieft sind, und sich mit einer feinen Borste endigen.

Diese Thiere nähern sich mehr den Schlafratten als den übrigen Gattungen dieser Familie. Sie leben alle im warmen Amerika.

Die übrigen Arten dieser Gattung sind: Die rothbraune Stachelratte, Echimys rufus; Paraguay. Langfingerige, Ech. dactylinus; Südamerika. Strohfarbe, Ech. paleaceus; Brasilien. Steigende, Ech. scandens, Natterer; Brasilien. Abweichende, Ech. anomalus; Brasilien. Spitzstachelige, Ech. hispidus; Südamerika. Beutelrattenartige, Ech. didelphoides; Amerika. Cayennische, Ech. cayennensis; Cayenne. Borstige, Ech. setosus; Cayenne.

5te Gatt. Schlafratte. Myoxus.

Loir.

Vorderzähne $\frac{2}{2}$, die obern schmal und ohne Furche an ihrer vordern Fläche, die untern scharf. Backenzähne $\frac{4-4}{4-4}$, sie haben wahre Wurzeln; die Krone ist hügelig, und diese Höcker werden durch eine doppelte Reihe Schmelzleisten gebildet.

Augen groß und vorspringend; Ohren groß und abgerundet; Schnurrbarthaarr lang. Keine Backentaschen. Die Beine ziemlich gleich lang; die Vorderfüße mit vier Zehen und einem Daumrudiment, die hintern fünfzehig. Der Schwanz lang, und entweder rund und dicht behaart, oder mit zweytheiligen Haaren, wie bey den Eichhörnchen, besetzt, oder am Ende nur mit einer Quaste versehen. Die Haare am Körper kurz, aber sehr weich.

Kein Blinddarm und kein Dickdarm, wodurch sie sich vor allen Nagern auszeichnen.

Sie leben in gemäßigten und warmen Klimaten, und fallen im Winter in einen erstarrenden Schlaf, welcher aber durch warme Witterung unterbrochen wird; daher sammeln sie Wintervorräthe. Sie klettern auf Bäume, und nähren sich von allerley Sämereyen.

Taf. 105. Der Siebenschläfer. Myoxus glis.

Loir vulgaire.

Der ganze obere Theil des Körpers schön hell aschgrau, der untere Theil weiß; um die Augen, welche sehr vorspringend sind, ein schwarzer Rand; Ohren groß, fast nackt. Der Schwanz zu beiden Seiten stark behaart, und mit langen Haaren besetzt.

Körperlänge mit dem Kopf 5¾ Zoll; Schwanzlänge 4¾ Zoll.

Dieses Thier bewohnt die Wälder von Mitteleuropa und die wärmern Theile dieses Welttheils; in den nördlichen Gegenden findet es sich nicht. Es hält sich in Eichen, Buchen und Kastanienwäldern auf, und verbirgt sich im Winter in hohlen Bäumen. In der wärmern Schweiz und in Italien ist es häufig.

Die Lebensart gleicht sehr derjenigen des Eichhörnchens, es klettert, wie diese, geschickt auf Bäume, und springt von einem Baume zum andern, wobey sein Schwanz zur Haltung des Gleichgewichts beyträgt. Doch ist es viel langsamer, da seine Beine bedeutend kürzer und sein Leib plumper sind. Der Siebenschläfer legt Magazine auf den Winter an, in welchen er Nüsse, Kastanien, Mandeln, Beerkerne u. s. w. aufbewahrt.

Sobald im Herbst die Temperatur der Luft sinkt, und die Nächte kühl werden, ziehen sich diese Thiere in ihre Schlupfwinkel zurück, und bereiten sich aus Moos ein warmes Nest, worin sie sich ganz verbergen können, und vor dem Frost geschützt sind. Dann fallen sie in dieser Höhle, gewöhnlich in einem hohlen Baum, in einen erstarrenden Schlaf, welcher Tage und Wochen, ja einige Monate anhalten kann, so lange bis die Temperatur der Luft auf einen gewissen Grad gestiegen ist, wo denn das Thier erwacht und sich Nahrung sucht, welche es in seinem Magazin vorfindet. Dieser Schlaf aber unterscheidet sich von demjenigen der Murmelthiere und Hamster wesentlich dadurch, daß der Körper nicht vollkommen steif, und das Athmen nicht vollkommen unterbrochen wird. Diese Thiere haben verhältnißmäßig anderer Säugethiere ein ziemlich kaltes Blut, sie bedürfen zum Athmen weniger

Luft. Ist die Temperatur der Luft nicht über 4 Grade ob dem Gefrierpunkt, so schläft das Thier ein, das Athmen wird oft mehrere Minuten unterbrochen, dann folgen sich wieder nach einander öftere aber langsam eintretende Athmungen. Je wärmer es ist, desto länger dauert die gänzliche Unterbrechung des Athmens, so daß bey 6 oder 7 Graden ob dem Gefrierpunkt die Unterbrechung oft eine Viertelstunde und länger dauert, bis endlich bey noch höhern Graden das Erwachen erfolgt. Setzt man aber das Thier einer Luft aus, worin es gefriert, so wird das Athmen schneller, regelmäßiger, und die Unterbrechungen sind kürzer, bis endlich das Thier erwacht. Es ist das Bemühen der Natur, mehr Wärme zu erzeugen, was das Athmen bey der strengern Kälte befördert. Wird die Kälte zu strenge, so stirbt das Thier nach einiger Zeit. Je wärmer das Land ist, welches die Schläfer bewohnen, desto kürzer dauert der erstarrende Schlaf, und umgekehrt. Große Kälte und größere Wärme haben also dieselbe Wirkung, das Thier zu wecken, aber die Ursachen sind sich entgegengesetzt, und der Grund der Erstarrung liegt in dem Unvermögen genug Wärme bey bedeutender Kälte zu erzeugen, daher sucht das Thier ein warmes Lager, wo es vor starker Kälte geschützt wird; durch das Nest und das Zusammenrollen des Körpers wird die Wärme zusammengehalten. Im Herbst ist der Siebenschläfer mit Fett gleichsam überzogen, dieses dient ihm theils zum Schutz gegen die Kälte, theils ist dieses Fett eine Art Nahrungsmagazin, welches während dem Schlafe dem Thiere Nahrung giebt, aber auch allmählig verschwindet. Sobald das Thier erwacht, frißt es, entleert sich, und fällt entweder von Neuem wieder in Schlaf, wenn es noch nicht warm ist, oder streift herum. Aus dem Winterschlaf ist der Schläfer schwer und nur sehr langsam zu erwecken, aus dem gewöhnlichen Schlaf im Sommer erwacht er aber so leicht, als andere Thiere. Das Gefühl scheint indeß auch während dem Winterschlafe nicht ganz verloren, man bemerkt ein Zucken der Glieder und ein leises Zischen, wenn man das schlafende Thierchen in die Hand nimmt. Schnell in die Wärme gebracht, kommt das Thier um; es darf nur ein allmähliger Uebergang von der Kälte zur Wärme statt haben.

Der Siebenschläfer ist ein Nachtthier, welches den Tag durch meist schläft; des Nachts dagegen seiner Nahrung nachgeht.

Er begattet sich im Frühjahr, und das Weibchen wirft im Juni drey bis vier Junge, in einem hohlen Baume. Sie sind nur, wenn sie ganz jung eingefangen werden, ganz zahm zu machen; die Alten sind immer beissig und böse.

Ihre Feinde sind Katzen, Marder, Iltise und Wiesel, und vielleicht auch die Eulen.

Das Fleisch dieser Thiere ist nicht bloß eßbar, besonders im Herbst, wenn sie fett sind, sondern es soll vortrefflich schmecken. Die alten Römer machten aus dem Fleische viel Wesens, und mästeten sie in eigenen Behältern, welche man Mäusehäuser (gliria) nannte. Nach jetzt wird ihr Fleisch in Italien häufig gegessen.

(Abbildung nach der Natur.)

Die übrigen bekannten Arten dieser Gattung sind: Der Eichelschläfer, Myoxus Dryas; im nördlichen Asien bis nach Georgien. Große Haselmaus, Myox. nitela; die kleine Haselmaus, Myox. muscardinus; beyde im mittlern Europa. Lalandischer Schläfer, Myox. lalandianus; am Cap. Virginischer Schläfer, Myox. virginianus; Alleghanigebirge. Senegalischer Schläfer, Myox. Cupeji; Senegal. Zweifelhafte Arten sind: Der afrikanische Schläfer, Myox. africanus; Afrika. Der Degu, Myox. degu; Chili.

6te Gatt. Schwimmaus. Hydromys.

Hydromys.

Vorderzähne sehr stark; Backenzähne $\frac{2-2}{2-2}$, noch einmal so lang als breit; die Krone platt; die Schmelzleisten bilden die Figur der Zahl 8.

Der Kopf breit und niedrig; Schnauze stumpf. Die Ohren klein und rund. Die Füße fünfzehig; der Daum an den Vorderfüßen fast ganz in die Haut eingeschlossen, und sehr kurz, die andern frey. Die Hinterfüße mit einer Schwimmhaut verbunden; nur die äußere Zehe hat einige freye Beweglichkeit, und ist nur gesäumt. Der

Schwanz fast so lang als der Körper, am Ende spitzig, und mit Haaren bedeckt. Der Pelz hat dichte Wollhaare, und schöne glänzende Seidenhaare dazwischen.

Sie leben am Rande der Gewässer, schwimmen sehr geschickt, und nähren sich von Wurzeln verschiedener Wasserpflanzen.

Man findet sie in Amerika und Neuholland.

Taf. 105. **Der Coypu. Hydromys coypus.**

Le Coypou.

Der Schwanz dick, schuppig, mit wenigen Haaren bedeckt. Der Pelz kastanienbraun auf dem Rücken, rothbraun an den Seiten, und hellbraun am Bauche. Jedes lange Haar auf dem Rücken ist braun, und rostroth geringelt, doch herrscht hier das braune vor; an den Seiten dagegen das rostrothe. Das Wollhaar ist graulich braun, am Bauche etwas heller; Lippenrand und Schnauze weiß; Schnurrbarthaare lang, steif, meist weiß.

Es giebt mehrere Varietäten, welche bald mehr ins rostfarbe fallen, bald sogar weiß gefleckt sind.

Körper und Kopflänge 1 Fuß 9½ Zoll; des Schwanzes 1 Fuß 2⅓ Zoll.

Diese große Maus findet sich in Chili, und ist sehr gemein in Buenos-Ayres und Tukuman, sehr selten in Paraguay.

Sie lebt an den Ufern der Flüsse und anderer Gewässer, und macht oft große Reisen von einem Flusse zum andern. Sie schwimmt leicht, und gräbt sich an den Ufern mit ihren starken Nägeln Höhlen, in welche sie bey Gefahr flieht. Unter dem Wasser kann sie nicht lange aushalten. Die Beine sind so kurz, daß der Bauch beim Gehen die Erde berührt. Der Character des Thiers ist sehr sanft.

Das Weibchen wirft vier bis sieben Junge, welche der Mutter schon folgen, wenn sie noch ganz klein sind. Man kann sie leicht zähmen, dann fressen sie alles.

Das Haar kann vortheilhaft zu Hüten verarbeitet werden.

(Abbildung nach den Annalen des Museums).

Die gelbbäuchige Schwimmaus, Hydrom. Chrysogaster; auf der Insel Brüni in Diemensland. Die weißbauchige Schwimmaus, Hydr. leucogaster; auf der Insel Maria an der Westküste von Diemensland.

7te Gatt. Maus. Mus. Rat.

Die obern Vorderzähne eckig, die untern zusammengedrückt, mit scharfer Spitze. Eckzähne $\frac{4-4}{4-4}$ einfach, mit stumpfen Höckern auf der Krone, der erste oben und unten ist der größte.

Die Schnauze ist etwas vorgestreckt; die Ohren ablang und abgerundet, fast nackt. Die Vorderfüße mit vier Zehen, welche mit Klauen bewaffnet sind; statt des Daums eine mit einem Nagel bedeckte Warze; die Hinterfüße sind etwas lang, fünfzehig. Der Schwanz kurz oder sehr lang, rund, nackt und schuppig.

Der Pelz ist mit einzelnen, längern, steifern, gröbern Haaren besetzt, welche bey einigen Arten sich in wirkliche Stacheln verwandeln, wie bey den Stachelratten. Der Blinddarm ist ziemlich klein.

Es sind allesfressende Thiere, meist von nächtlicher Lebensart, mit heftigem Fortpflanzungstrieb.

Sie bewohnen alle Climate und alle Gegenden der Erde, und einige sind allenthalben anzutreffen.

Taf. 104. **Die Hausratte. Mus rattus.**

Rat noir.

Der Kopf verlängert; die Schnauze spitzig; die untere Kinnlade sehr kurz; die Augen groß und vorspringend; die Ohren nackt, groß und breit. Schnurrbart stark, mit langen Borsten. Pelz grauschwarz, unten etwas heller;

es giebt auch weiße. Die Haare grob und borstig. Der Schwanz etwas länger als der Körper, schuppig, nackt, nur mit wenigen, kurzen, steifen Haaren zwischen den Schuppenringen.

Länge des Kopfs und Körpers 7 Zoll; des Schwanzes 7½ Zoll.

Die Ratte lebt in ganz Europa, den höchsten Norden ausgenommen, und ist durch Schiffe in alle europäischen Colonien verpflanzt worden, ebenso auf die Inseln der Südsee.

Die Ratte gehört zu den wandernden Mäusen, deren ursprüngliches Vaterland unbekannt ist. Die alten Schriftsteller erwähnen dieses Thiers gar nicht, es ist also wahrscheinlich, daß sie in Europa nicht zuerst lebten, sonst wären sie wohl eben so gut bekannt gewesen, wie die Mäuse. Cüvier glaubt daher, sie seyen erst im Mittelalter nach Europa gekommen. Ob aber aus Amerika, wie einige glauben, das bleibt dahin gestellt; man kann ihre Wanderungen nicht so nachweisen, wie diejenigen der Wanderratte. In den Gegenden, wo Zuckerrohr gebauet wird, vermehren sie sich am meisten, und thun sehr großen Schaden.

Sie bewohnen bekanntlich Ställe, Abtritte, Scheunen, Holzschuppen und hölzerne Verschläge der Häuser. Sie zernagen hölzerne Wände und Mauern, und machen sich oft Gänge durch ganze Straßen. Auch auf den Schiffen vermehren sie sich oft gar sehr, und benagen die Ladungen. Es sind eigentlich Nachtthiere; aber an stillen Orten, oder wo sie sicher sind, kommen sie wohl auch am Tage zum Vorschein, besonders an dunkeln Orten.

Sie fressen fast alles was nur genießbar ist, Korn und anderes Getreide, und tragen es in ihren gesträubten Haaren in ihre Schlupfwinkel. Obst, Milch, Fleisch, Speck, Butter, Käse, Talg, Oel, Wurzeln, alles ist ihnen angenehm. Oel, welches in Gefäßen aufbewahrt wird, wo sie nicht zukommen können, wissen sie geschickt zu erhalten, indem sie den Schwanz hineinstecken und dann denselben durch den Mund ziehen. Selbst junge Tauben und junge Kaninchen werden von ihnen zuweilen aufgefressen und getödtet; auch lebenden Schweinen sah man sie Löcher in den Speck fressen, und den Pferden die Hufen annagen. Sie klettern auf die Bäume nach Obst, und zernagen Leder- und Seilenzeug, Kleider u. s. w. Im Hunger fressen sie einander selbst auf, und man kann auf keine bessere Art sich von seinen Ratten befreyen, als wenn man einige zusammensperrt, und ihnen nichts zu fressen giebt, so fallen sie einander an, und fressen sich auf; wenn man nun die letzte übriggebliebene laufen läßt, so soll sie die andern anfallen, und tödten oder vertreiben.

Es sind sehr gesellige Thiere, sie gehen gemeinschaftlich auf Futter aus, und wohnen in den gleichen Löchern, wobey es indeß häufig Zank absetzt, und sie sich herumbeißen. So furchtsam sie sonst auch sind, so wagen sie sich doch an Orten wo sie sich sicher fühlen, auch am Tage hervor. Werden sie gefangen, oder gerathen sie in Noth, so vertheidigen sie sich mit Wuth, springen gegen Menschen und Thiere, und suchen zu beißen. Daher gehen nicht alle Katzen auf sie, und eben so wenig alle Hunde. Beim Klettern bedienen sie sich ihres Schwanzes, dessen wenige Haare kurz, aber so steif sind, daß sie sich damit anhalten können, weßnahen eine Ratte ohne Schwanz nicht mehr klettern kann.

Sie vermehren sich sehr stark, und sind im Fortpflanzungstriebe sehr hitzig. Das Weibchen trägt nicht volle vier Wochen, und in jedem Jahr wirft es wenigstens dreymal, jedesmal vier bis sieben nackte Junge, welche 10 Tage blind bleiben. Das Nest wird in Heu, Stroh, Bettern, oder andern weichen und warmen Materialien angelegt, und die Mutter sorgt zärtlich für ihre Jungen. Sie sollen ein Alter von sieben bis zehn Jahren erreichen.

Es giebt in vielen Gegenden noch eine andere, größere, und noch viel schädlichere Ratte, nämlich die braune Wanderratte, welche wir nur anführen, da der beschränkte Raum und der Zweck dieser Blätter uns nicht erlaubt, alle europäischen Arten abbilden zu lassen.

Da sie größer ist als die gemeine Ratte, so thut sie auch größern Schaden. Sie ist über den Rücken und an den obern Theilen fuchsbraun, unten weißlich. Auch dieses Thier ist aus andern Gegenden nach Europa eingewandert, und noch nicht aller Orten verbreitet, und man kann ihre Wanderungen ziemlich nachweisen. Ihr wahres Vaterland scheint Indien oder Persien gewesen zu seyn, von da verbreiteten sie sich durch das wärmere Sibirien bis nach Rußland, und von da weiter bis nach Deutschland und Frankreich. In den Jahren 1738 und 1740 hat man sie zuerst in Paris bemerkt. Erst seit wenig Jahren haben sie in der Schweiz den Rhein überschritten, und sich in den

Cantonen St. Gallen und Thurgau verbreitet; im Canton Zürich und weiter westlich, sind sie noch nicht bemerkt worden. Sie bewohnen im Sommer oft Gärten und Felder, und graben sehr geschickt; auch an den Ufern der Flüsse wohnen sie gern, und schwimmen gut. Manche Gegenden scheinen sie wieder verlassen zu haben. Sie fressen alles was die Hausratten, sind aber weniger auf Getreide als auf Fleisch begierig, greifen junge Hühner und Enten an, und erwürgen sie; sogar Fische und Krebse sollen sie verzehren. Das einzige Gute, was sie für unsere Oekonomie haben, ist, daß sie die schwarzen Ratten verjagen, und sie wahrscheinlich auffressen. Sie vermehren sich noch stärker als diese, und werfen auf einmal bis zwölf Junge, welche schon im ersten Jahr sich wieder fortpflanzen.

Die Katzen gehen sie nicht an, und nur beherzte Hunde wagen sich auf diese zornigen Thiere loszugehen; ihr Hauptfeind ist das Wiesel, welches, obgleich kleiner und schlanker, sich ihrer leicht bemeistert.

(Die Abbildung der Hausratte ist nach der Natur).

Taf. 104.

Die Hausmaus. Mus musculus.

Le souris.

Dieses bekannte, kleine, flinke, Hausthierchen bedarf keiner weitern Beschreibung. Die Farbe ist grau, ins röthliche spielend, oder mäusegrau, unten weißlicher. Die Ohren sind rund, glatt und gerade, offen, ohne Rand.

Länge von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 3 Zoll; des Schwanzes 3 Zoll 3 Linien.

Man findet nicht selten ganz weiße Mäuse, seltener gefleckte.

Das Vaterland der Hausmaus scheint Europa zu seyn, von wo aus sie sich durch Schiffe in andere Welttheile verpflanzt haben. Man findet sie in ganz Europa in Menge. Ihre Wohnungen schlagen sie bekanntlich in Häusern auf, wo sie besonders zwischen den Wänden der Zimmer und der Fußboden hausen, und sich durch ihre Zähne allenthalben Ausgänge bereiten. Sie lieben besonders trockene Orte, und man findet sie weit seltener in Abtritten und unreinen Orten, als die Ratten.

Die Maus ist ein sehr reinliches, munteres, possirliches und äußerst schnelles Thierchen, welches mit unbegreiflicher Schnelligkeit in Gefahr sich durch die engsten Ritzen durchzudrängen vermag. Vermittelst der kleinen steifen Haare an ihrem Schwanze klettert die Maus noch geschickter als die Ratte, und dieser dient ihr überhaupt als eine Art von Balancirstange bey der schnellen Bewegung, wobey sie oft ansehnliche Sprünge macht. Die Zähne haben eine außerordentliche Härte, so daß sie sich leicht durch Mauern durchnagen. Immer haben sie in den Wohnungen, wo sie sich aufhalten, mehrere Löcher, durch welche sie in Gefahren sich sicher retten können.

Es sind gutmüthige, aber sehr furchtsame Thiere, welche sich leicht zähmen lassen, da sie ohnedem schon Hausthiere sind, und man findet nicht leicht niedlichere Thierchen, als weiße Mäuse. Allein ein Umstand macht sie, wie mehrere andere Nager, für die Stube unangenehm, nämlich der starke und höchst unangenehme Geruch ihres Urins, welchen sie, ohngeachtet sie wenig saufen, doch öfters lassen; der Geruch davon hängt sich allem an. Sie selbst aber putzen sich unaufhörlich, und ihr Haar behält das reinste weiß, wenn man ihren Kefigt oft genug reinigt. Sie fressen alles auf den Hinterbeinen sitzend, und mit großer Schnelligkeit. Nichts ist lächerlicher als die Furcht vor diesen unschuldigen Thierchen, welche zwar, wenn man sie faßt, tüchtig beißen können, aber ohnedem gewiß niemandem nichts thun. Manche Dame erschrickt ärger vor einer Maus, als vor einem Wolf. Wenn wird einmal die Zeit kommen, wo solche erbärmliche Empfindeleyen aus der gebildeten Welt verbannt werden, welche das Mitleiden jedes Vernünftigen erregen müssen. Unter sich sind sie ebenfalls sehr lustig, und spielen mit einander, wobey sie ein starkes pfeifen hören lassen.

Zu ihrer Nahrung dient alles, was der Mensch nur immer genießt, sie zernagen auch Stroh, Holzspähne, Papier und Lumpen. Talg, gebratener Speck und in Oel gesottenes Brot, sind ihre Lieblingsnahrungsmittel; man fängt sie daher am besten mit diesen Dingen.

In warmen Häusern pflanzen sie sich das ganze Jahr durch fort, immer aber wenigstens dreymal. Die Mutter ist kaum drey Wochen trächtig, und wirft jedesmal vier bis sieben Junge, welche neun Tage blind sind, aber schon

in vierzehn Tagen die Mutter verlassen können. Zum Wochenbette machen sie sich ein weiches Nest von Lumpen, Papierschnitzeln, Heu- und Strohstückchen; sie suchen dazu sonderbare Orte aus, man findet sie oft in Bettküssen unter dem Kopfe der Menschen, in ausgehöhlten Kohlköpfen, in Barbierbeuteln, in alten Perüken, in den Taschen aufgehängter Kleider u. s. w. Die Mütter sind sehr zärtlich gegen ihre Jungen, und verlassen sie nur in der dringensten Gefahr.

Ihre Feinde sind neben dem Menschen, Hunde, Katzen, Marder, Iltise, Wiesel, Igel, Eulen. Kaum ist ein Thier mit so vielen Eingeweidewürmern und Schmarrotzerinsecten geplagt, wie die Maus, und Junge scheinen oft durch Flöhe umzukommen.

Der Schaden ist oft nicht unbedeutend, welchen sie an Eßwaaren, Mobilien, Bettgeräthe, Büchern u. s. w. anrichten; daher ist man auch allenthalben auf ihre Verminderung bedacht, wozu gute Katzen am besten dienen.

(Abbildung nach der Natur).

Taf. 104.

Waldmaus. Mus sylvaticus.

Le mulot.

Von der Größe der Hausmaus, aber hochbeiniger. Die Farbe ist oben grauröthlich, unten weißlich. Die Augen sind vorspringend und groß; der Kopf dicker und länger, die Ohren länger und breiter als bey der Hausmaus.

Der Schwanz von der Länge des Körpers, oben braun, unten weißlich. Einige sind oben mehr braun, andere mehr grau.

Länge von der Schnauze bis zum After 4 Zoll; des Schwanzes 3½ Zoll.

Man findet diese Maus in ganz Europa in Feldern, Gärten und Wäldern, und im Winter in Ställen und Scheunen. Sie gräbt sich Löcher in die Erde, besonders an Graserainen.

Ihre Nahrung besteht in allerley Feldfrüchten, Getreide, grüne Saat, Haselnüssen, Bucheckern und andern Saamen. In Scheunen und Speichern, wohin sie sich in den Garben fahren lassen, thun sie oft großen Schaden. Sie fressen auch Fleisch, und daher im Hunger sich zuweilen unter einander selbst auf.

Sie laufen so schnell als die Hausmäuse, und sollen wie die Feldmäuse zuweilen Wanderungen machen, und sich im Herbst in große Heerzüge sammeln.

Sie vermehren sich sehr stark, und werfen wenigstens dreymal des Jahres vier bis zehn Junge, welche blind geboren und nur zwölf Tage gesäugt werden.

Feinde haben sie an Krähen, Elstern, Störchen, Eulen, an allen kleinern Raubvögeln, Füchsen, Katzen, Hunden, Mardern, Iltisen, Wieseln, Igeln, Dachsen u. s. w. (Abbildung nach der Natur).

Die übrigen Arten dieser Gattung sind sehr zahlreich. Es gehören dahin: Die Riesenmaus, Mus giganteus; Indien. Die javanische Maus, Mus javanus; Java. Der Carako, Mus caraco; Ost-Sibirien, China. Die indische Maus, M. indicus; Pondichery. Die alexandrinische Maus, M. alexandrinus; Egypten. Die Erdmaus, M. messorius; England und einige Gegenden Deutschlands. Die Brandmaus, M. agrarius; Norddeutschland. Die Birkmaus, M. betulinus; Sibirien. Die Streifmaus, M. striatus; Indien. Die barbarische Maus, M. barbarus; Nordafrika. Die Rüsselmaus, M. soricinus; Deutschland. Die Zwergmaus, M. minutus. Die röthliche Maus, M. rutilus; Norddeutschland. Die Anguya, M. angouya; Paraguay. Die rothe Maus, M. rufus; Paraguay. Die großköpfige Maus, M. cephalotes; Paraguay. Die langöhrige Maus, M. auritus; Buenos-Ayres. Die schwarzfüßige Maus, M. nigripes; Paraguay. Die Laucha-Maus, M. laucha; Buenos-Ayres. Die weißfüßige Maus, M. leucopus; Nordamerika. Die schwärzliche Maus, M. nigricans; Nordamerika. Die isländische Maus, M. islandicus; Island. Die rothnasige Maus, M. pyrrhorhinos. Die Bubomaus, M. dasytrichos; beide in Brasilien. Die Ackermaus, M. campestris; Frankreich. Eine zweyte Abtheilung begreift die Mäusearten mit Stacheln in den Haaren.

*) Durch Versehen wurde die Waldmaus statt der Feldmaus Hypud. arvalis abgebildet, daher paßt jene Beschreibung nicht auf das Kupfer.

Taf. 104. **Die Maus von Cairo.** Mus cahirinus. Rat de Caire.
Echimys d'Egypte.

Der Kopf kurz; Schnauze zugespitzt; Ohren sehr kurz und abgerundet, fast nackt, braun; der Rücken mit groben, dunkelaschgrauen Haaren bedeckt, welche so steif sind, daß sie fast Stacheln genannt werden können; die Seiten sind heller und die Haare weicher. Unterkinnlade, Gurgel und Bauch, grauweißlich; diese Farbe mischt sich mit der Farbe der Körperseiten. Der Schwanz von der Länge des Körpers, graulich, schuppig, mit grauen Haaren bedeckt; Füße schmutzig weiß; Schnurrbart braun.

Länge von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 4 Zoll; des Schwanzes 4 Zoll.

Die Lebensart dieses Thiers ist noch unbekannt. Sein Vaterland ist Egypten.

(Abbildung nach dem großen Werk über Egypten).

Zu dieser Abtheilung gehören: Die Stachelmaus von Malacca, Mus fascicularis; Malacca, Indien. Die langschwänzige Maus, M. macrourus; Indien. Die Perchalmaus, M. perchal; Indien.

8te Gatt. Schweinsmaus. Capromys.
Capromys.

Die obern Schneidezähne nicht sehr stark, am Ende schief abgeschnitten; die vordere Fläche ohne Furchen, weißlich; die untern den obern fast gleich, gelblich. Backenzähne unbekannt.

Schnurrbarthaare zahlreich, stark, meist so lange als der Kopf. Die Augen liegen der Basis der Ohren näher als der Schnauze; die Pupille ablang und schmal am Tage; des Nachts rund. Die Ohren gerade, seitlich, fast nackt. Die Schnauze stumpf; der Hals kurz; der Körper dick und hinten dicker als vorn. Der Rücken bey den Schultern stark gebogen. Der Schwanz ungefähr die Hälfte so lang als der Körper, gerade, dick und konisch, fast nackt und schuppig.

Die hintern Extremitäten stehen in Hinsicht der Länge, in der Mitte, zwischen denen der Mäuse und der Murmelthiere, sind aber eben so dick als bey den letztern. Die Vorderfüße haben vier wohlgetheilte Zehen mit spitzigen Klauen und einem Daumrudiment mit stumpfem Nagel. Die Hinterfüße fünfzehig; die Zehen länger, breiter; die Nägel stärker; der kleine Daum sehr abgesondert, und der Nagel ebenso stark als bey den andern Zehen. Die Fußsohlen aller vier Füße sind nackt und gekörnt, und das Thier ist ein Sohlengänger.

Taf. 105. **Furnierische Schweinsmaus.** Capromys Furnieri.
Utia de Cuba. Capromys Fournier.

Der Pelz mit groben Haaren besetzt. Schnauzenspitze, Nase und Lippen schwarz, mit sehr feinen, kurzen Haaren. Die Augenlieder nackt und schwarz. Die Ohren ebenfalls nur mit einzelnen, feinen, grauen Härchen. Stirne, Backen, Hinterhals, Rücken, Seiten und Aeußeres der Glieder braun, ins grünliche spielend, mit gelblichen Pünktchen. Die Haare auf dem Kreuz sind gröber als die andern, und gehen ins rothbraune über: an der Basis des Schwanzes sind sie noch gröber, fast stachelig und ganz rothbraun. Mundwinkel, Kinn und Unterhals grau; Brust und Bauch schmutzig graubraun, einfärbig, kürzere Haare bilden hier einen feinen Pelz. Schwanz grauschwärzlich, mit Schuppenringen. Hand- und Fußsohlen schwarz.

Länge von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 1 Fuß, des Schwanzes 6 Zoll.

Diese Thiere leben auf Cuba in Wäldern, klettern leicht auf Bäume, und sind nächtlich. Sie nähren sich von Vegetabilien, und verzehren sie auf den Hinterbeinen sitzend. In der Gefangenschaft fressen sie Kohl, Cichorien, Trauben, Nüsse, Brot, Kartoffeln, Kastanien, Rüben, besonders gern auch starkriechende Wurzeln, Sellerie, Wermuth, Rosmarin. Sie schlafen meist nahe beysammen, und rufen sich durch ein kurzes, durchdringendes Pfeifen, fast wie die Ratten; sind sie aber vergnügt, so grunzen sie leise. Nur um die Nahrung

zanken sie sich zuweilen. Auf der Sohle der Hinterfüße stehen sie sehr fest, und bedienen sich der Unterstützung des Schwanzes, wie die Känguruhs, um sich in aufrechter Stellung zu erhalten: So spielen sie mit einander, und schlagen sich mit den Vorderbeinen, ohne sich jedoch jemals zu beißen. Gegen andere Thiere, selbst gegen Katzen, zeigen sie keine Furcht. Sie lassen sich gerne kratzen, und nagen dabey sanft an den Fingern oder der Hand dessen, der sie schmeichelt, ohne zu beißen. Sie trinken selten. Der Gang ist langsam, und der Hinterleib wird dabey wie nachgeschleppt, sonst sind sie vollkommene Sohlengänger. Zuweilen machen sie Sprünge, und kehren sich schnell um. Wenn sie laufen, geschieht es im Gallop, und mit Geräusch. Beim Klettern unterstützen sie sich mit dem Schwanze, welchen sie auch zur Erhaltung des Gleichgewichts brauchen. Sie schlafen oft auf den Hinterbeinen sitzend, mit hängenden Vorderbeinen, und beim Fressen brauchen sie oft nur eine, oft beide Hände.

Der Urin färbt beim Trocknen die Linge roth. (Abbildung nach den Memoiren des Museums.)

9te Gatt. Sackmaus. Saccomys.

Saccomys.

Backenzähne $\frac{4-4}{4-4}$, der erste ist der größte, der vierte der kleinste. Der erste in der Oberkinnlade hat an der äußern Seite einen tiefen Ausschnitt, welcher wahrscheinlich zuerst eine tiefe Furche war, und am hintern Theil ist ein kleiner Schmelzkreis, welcher den ganzen Zahn umschließt; die folgenden unterscheiden sich vom ersten nur durch eine Querfurche, welche die Krone in zwey Theile theilt. In der Unterkinnlade ist der erste Zahn fast um die Hälfte größer als der letzte, und zeigt an der innern Seite einen breiten Ausschnitt. Die beyden folgenden haben einen Ausschnitt an der äußern Seite, und der vierte hat zwey, durch eine Furche getheilte Hügel. Der unterscheidende Character des Thiers besteht neben diesem Zahnbau in äußern Backentaschen, deren Oeffnungen nahe an der Oberlippe unter den Schnurrbarthaaren entstehen, und sich unter dem Kinn beynahe vereinigen, sie bedecken den Backen ganz, und gehen über den Kopf weg, indem sie sich an die Schultern anschließen. Sie haben mit den innern Theilen des Mundes keine Gemeinschaft, und sind inwendig mit einzelnen, kurzen, Haaren bedeckt, und beyde nur durch eine dünne Scheidewand geschieden.

Die Füße sind keine Grabfüße, die vordern kurz und breit, die hintern lang und schmal, alle fünfzehig; am Vorderfuß nur ein Daumrudiment. Die Nägel kurz und spitzig. Der Schwanz dünn, lang, mit Schuppenringen bedeckt, nur an der Wurzel behaart. Sohlen nackt und schwielig.

Taf. 106. Die blumenfressende Sackmaus. Saccomys anthophilus.

Saccomys anthophile.

Etwa ein Drittheil größer als die Hausmaus, aber der Kopf verhältnißmäßig viel größer und breiter. Das Haar fein, lang und ganz seidenartig, an den untern Theilen steht es dünner. Kopf, Schultern, Rücken und Kreuz sind hell gelbbraun. Backen und Beine heller; Schnauze, Untertheil des Körpers und Schwanz weißröthlich. Die Nase ist drüsig, und durch eine Furche getrennt; die Nasenlöcher öffnen sich an der Seite. Die Ohren groß, und die Muschel tief. Die Schnurrbarthaare stehen in vier Reihen, und sind sehr lang und fein.

Länge von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 2 Zoll 9 Linien; des Schwanzes 2½ Zoll.

Man kennt die Lebensart dieses Thiers nicht, aber nach seinem Bau zu schließen, kann es gut laufen und klettern, und nach Art der Eichhörnchen auf Bäumen leben. Man fand in seinen Backentaschen nichts als Blumen, und darf daher schließen, daß es diese besonders liebt, und vorzüglich pflanzenfressend sey, auch vielleicht Magazine anlege. Wie es seine Taschen fülle oder leere, ist auch noch nicht klar, da man die Muskeln dieser Theile nicht kennt. Vaterland Nordamerika. (Abbildung nach den Memoiren des Museums).

10te Gatt. Hamster. Cricetus.

Hamster.

Vorderzähne $\frac{2}{2}$; Backenzähne $\frac{3-3}{3-3}$, diese mit stumpfen Höckern auf der Krone. Backentaschen an den Seiten des Mundes. Körper stark; Beine kurz; Kopf dick; Ohren eyförmig, abgerundet. Vorderfüße mit 4 Zehen, und einer Warze statt des Daums; Hinterfüße fünfzehig; alle Zehen mit scharfen Nägeln bewaffnet. Schwanz mittelmäßig lang oder kurz.

Sie graben, leben unter der Erde, sammeln Wintervorräthe, welche sie in den Backentaschen eintragen, nähren sich von Körnern, fressen aber auch thierische Stoffe, und schlafen im Winter erstarrt.

Taf. 105. Europäischer Hamster. Cricetus vulgaris.

Le Hamster ordinaire.

Kopf verhältnißmäßig größer als bey der gemeinen Ratte; Augen groß und vorspringend; Ohren ziemlich lang, fast nackt; Hals kurz. Die obern Theile des Kopfs, Rückens, Kreuz, Hals und Seiten des Körpers lebhaft rothfalb, grau gemischt. Augengegend, Schläfen, Halsseiten und die untern Seiten des Körpers; Aeußeres der Hinterschenkel rostfarb; Schnauzenspitze, Backen, äußere Seiten der Vorderschenkel, die vier Füße, und ein Fleck auf der Brust weiß; an den Seiten der Vordertheile des Körpers, einige Theile unter dem Halse und an der Gurgel, Brust, Bauch und Inneres der Schenkel sehr dunkel braunschwarz; der Schwanz kurz, an der Wurzel mit rostfarben Haaren bedeckt; übrigens fast nackt und schwarz. Keine Gallenblase.

Man findet zuweilen ganz schwarze Hamster.

Länge des Körpers und Kopfes 8 Zoll; des Schwanzes 1½ Zoll.

Der Hamster findet sich in den Ebenen von Mitteleuropa und des nördlichen Asiens, in Sibirien, Rußland, Polen, des Ukraine, Slavonien, Schlesien, Ungarn, Böhmen u. s. w.

Er liebt mehr die Ebenen, und findet sich nicht in gebirgigen oder steinigen Gegenden, eben so wenig in morastigen oder sehr sandigen, weil er hier seinen Bau nicht ausführen kann. Schwerer oder thoniger Boden sind ihm am angenehmsten. Man findet ihn am öftersten auf Kornfeldern, seltener in Gärten und Wiesen. Immer ist er unter der Erde und läßt sich am Tage sehr selten sehen; dagegen geht er des Nachts auf Beute aus. Seinen Bau legt er sehr vorsichtig an. Ein jeder hat zwey Löcher, davon das eine schief herunter, das andere hingegen senkrecht geht. Das letztere wird von innen heraus, das schräge von außen nach einwärts gegraben. Durch dieses geht er aus, und schafft das heraus, was er nicht im Bau haben will; man findet vor demselben immer einen Haufen Erde. Durch das senkrechte Falloch aber stürzt er sich, wenn er verfolgt wird; es führt aber nicht mitten in die Kammer, sondern biegt sich unten gegen dieselbe. Seine eigentliche Wohnung aber besteht in einer Hauptkammer, worin er wohnt und schläft; und in mehrern Nebenkammern, welche ihm zum Magazin dienen. Zuweilen ist das Schlupf- oder schräge Loch sechs bis sieben Fuß lang, und die Kammer liegt an vier Fuß tief und noch tiefer unter der Erde. Gräbt man nach, oder gießt man Wasser hinein, so verstopft er mit großer Schnelligkeit den Eingang mit fester Erde, so daß ein Unkundiger glaubt zu Ende zu seyn. Die Hauptkammer ist meist die kleinste, und mit weichem Stroh ausgefüttert. Die Vorrathskammern sind groß, unten sehr platt, oben gewölbt, und eine kann zehn bis zwölf Pfund Getreide enthalten, und solcher sind oft vier bis fünf, zu welchen ein eigener Gang führt. Neben dem schrägen Auslaufgang ist eine Erweiterung, wo die Exkremente abgesetzt werden. Die Baue der Weibchen sind tiefer, weiter, und haben sieben bis acht Fallöcher, damit die Jungen sich eher retten können.

Die Nahrung des Hamsters besteht hauptsächlich in Vegetabilien, besonders Getreide aller Art; auch Erbsen, Bohnen, Wicken, Linsen, Rüben und Kartoffeln. Der Vorrath auf den Winter besteht in Getreide und Hülsenfrüchten, welche er in seinen Backentaschen einträgt. Diese Backentaschen bilden zwey Hautsäcke, deren Oeffnung an den Backen sichtbar ist, von da gehen sie zwischen Haut und Muskeln über den Hals, bis an die Schultern.

Getrocknet bestehen sie aus einer starken, pergamentartigen Haut. Er kann alles, was er in den Mund nimmt, leicht in diese Taschen schlüpfen lassen, wodurch aber der Kopf oft ungeheuer angeschwollen erscheint. Götze berechnet, er könne in eine Tasche 1000 Körner Weizen bringen, also in beide 2000, wobey er nur die Aehren durchs Maul zieht. So trägt er seine Vorräthe ein, und will er die Taschen leeren, so fährt er mit den Vorderpfoten darüber, so entleeren sie sich schnell, und sein Vorrath wächst bald an. Aber auch Fleisch verachtet der Hamster nicht, und tödtet ohne Unterschied was er bemeistern kann, Fledermäuse, Feldmäuse, junge Lerchen, Wachteln u. s. w.; auch Insecten, kurz er frißt alles, was er nur beißen kann.

Sein Character ist das Bild der höchsten Unvertragsamkeit und Zornmüthigkeit. Mit keinem Geschöpf lebt er im Frieden, und selbst in leblose Dinge beißt er oft aus blinder Wuth; auch seine eigene Art schont er nicht, und kommen zwey zusammen, so muß einer fliehen oder er unterliegt, und wird von dem Sieger aufgefressen. Selbst beyde Geschlechter befehden sich außer der Begattungszeit. Dabey ist der Hamster unerschrocken und selbst tollkühn; er wehrt sich gegen Menschen, Hunde und andere Feinde, und hüpft ihnen wüthend entgegen. Den Hunden sucht er in die Schnauze zu springen, beißt sich darin fest, und läßt nicht gehen, bis die Lippe reißt. Man hat Beispiele, daß er selbst Pferden angesprungen ist, und sich in die Lippen festbiß.

Im Winter vergräbt der Hamster sich ganz in seine Kammer, vermacht alle Löcher, und fällt in die vollkommenste Erstarrung, nachdem er noch einige Zeit von seinen Vorräthen gezehrt hat; daher er vor dem Winterschlaf sehr fett ist. Außer der Erde erstarrt er nicht. Bey der Erstarrung erstarren alle Glieder völlig, der Körper nimmt eine wahre Todtenkälte an, und zusammengekugelt liegt er den ganzen Winter da; selbst die Haare sind steif. Vom Athmen bemerkt man keine Spur, und selbst bey einer Zergliederung in diesem Zustand zeigt sich kaum ein leises zittern der Muskeln; und das Herz fängt an sich zu bewegen, wenn die Luft darauf stößt, doch in fünf Minuten kaum sechs oder siebenmal; auch die Gedärme sind ganz kalt. In einer warmen Temperatur erfolgt das vollkommene Erwachen erst nach drey bis vier Stunden. So schlafen sie bis im März oder April, fressen von ihren Vorräthen, und öffnen ihren Bau. Die Weibchen, welche tiefer liegen, erwachen später.

Die Fortpflanzung geschieht zweymal im Jahr, zu Ende März und Ende Juni, dann finden sich Männchen und Weibchen zusammen; allein so bald das Weibchen trächtig ist, beißt es das Männchen von sich. Der Wurf geschieht nach vier Wochen, und erstreckt sich von 4 bis 16. Die Jungen sind nackt und blind. Die Mutter ist nicht sehr treu an ihren Jungen, und verläßt sie oft in Gefahr; in der Gefangenschaft frißt sie dieselben wohl gar auf. Nach 14 Tagen fressen sie schon Körner, und die Jungen des ersten Wurfs pflanzen sich noch in demselben Jahr fort, daher ihre ungeheure Vermehrung. Man hat auf einem Raum von 50 Morgen an die 1100 Hamster gefangen.

Hunde, Katzen, Wieseln, Füchse und Iltise sind ihre Feinde, und auch den großen Eulen und Mäusefalken werden sie zuweilen zu Theil.

Der Schaden, welchen sie oft anrichten, ist wirklich außerordentlich groß, daher werden sie so sehr verfolgt. Man denke sich, daß ein Hamster nur 12 Pfund Getreide eintrage, was wohl das wenigste ist, und berechne dann den Schaden von etwa 10,000 Hamstern, welche in einem ziemlich beschränkten Raume leben. Die Haut giebt ein leichtes und artiges Pelzwerk. (Abbildung nach der Natur).

Zu dieser Gattung gehören: Der Wanderhamster, Cricetus migratorius; in Sibirien. Der Sandhamster, Cric arenarius; in Sibirien. Der Reißhamster, Cric. phaeus; Sibirien. Der fleckige Hamster, Cric. songarus; Sibirien. Der Obhamster, Cric. furunculus; am Ob und in Daurien. Der canadische Hamster, Cric. bursarius; (Diesen setzt Rafinesque unter seine Gattung Geomys; es ist aber unrichtig, daß er die Backentaschen auswärts gekehrt trage, wohl aber hat er sie äußerlich, wie die Sackmaus.) in Nordamerika. Man hat davon noch keine gute Abbildung. Der Chinchilla, Cric. laniger; Chili. Der abweichende Hamster, Cric, anomalus; Insel Trinidad. Der bandirte Hamster, Cric. fasciatus; in Kentuki. Der Waldhamster, Cric. pineti; Georgien. Der gesellschaftliche Hamster, Cric. socialis; Missuri. Der graue Hamster, Cric. griseus; am Missuri. Diese vier letzten bilden die Gattung Geomys von Rafinesque.

Von den neuen Gattungen Doppelmund, Diplostoma, welche ihrer Backentaschen wegen den Hamstern sich nähern, und Ohrmaus, Otomys, Cuv. sind noch keine Abbildungen vorhanden.

11te Gatt. Springer. Dipus.

Gerboise.

Vorderzähne $\frac{2}{2}$, die obern platt, meiselförmig; die untern sehr spitzig. Backenzähne $\frac{3-3}{3-3}$ oder $\frac{4-4}{4-4}$ einfach und mit höckeriger Krone, leicht ausgereift. Der Kopf sehr breit; die Backen vorspringend; die Augen groß; Ohren lang und spitzig. Vorderbeine sehr kurz, vierzehig, mit einer Daumwarze; Hinterbeine fünf bis sechsmal länger als die Vorderbeine, mit drey oder fünf Zehen; an den Hinterbeinen ist nur ein Mittelfußknochen für die Zehen. Der Schwanz sehr lang, walzenförmig, behaart, am Ende mit einer langen Haarquaste. Die männliche Ruthe schuppig und stachelig; acht Brustwarzen.

Es sind nächtliche Thiere, welche nach Art der Feldmäuse leben, sich geschickt Höhlen graben, und mit ihren langen Hinterbeinen sehr starke Sprünge machen, wobey ihr Schwanz, wie bey den Känguruhs, ihnen zur Haltung des Gleichgewichts dienet. Sie erstarren im Winter, und nähren sich von Körnern und Wurzeln.

Sie bewohnen die gemäßigten und zum Theil die wärmern Gegenden der alten Welt.

Taf. 106. Der Alackdaga. Dipus jaculus.

Gerboise alactaga.

Der Kopf länglich; Schnauze vorstehend, aber dick und sehr stumpf; die Nase dick, wie abgestutzt, fleischfarben; Nasenlöcher halbmondförmig, durch eine Scheidewand getrennt; obere Lippe zweyspaltig, und mit der untern die Vorderzähne deckend. Backenzähne oben 4—4, unten 3—3; die Schnurrbarthaare bilden sich aus sehr langen, schwarzen Borsten; Regenbogenhaut braungelb; Pupille fast rund; Augen sehr groß; Ohren länger als der Kopf, halb walzenförmig, etwas gerollt, ablang, nackt oder fast nackt und durchsichtig; Hals sehr kurz. Schwanz länger als der Körper, die zwey ersten Drittheile mit kurzen, steifen, sparsamen Haaren, von derselben Farbe, wie der Körper bedeckt, an der Spitze ein zweyzeiliger Haarbüschel von halb weißen, halb schwarzen Haaren, die letzte Farbe endigt an der Spitze.

Pelz sehr weich und glänzend, am Körper falb gelblich, am Kreuze graubraun gemischt, weil längere an der Spitze graue Haare über die andern weggehen; Schnauze weiß an der Spitze, unten braun; Seiten grau; auf den Hinterschenkeln ein weißer, schmaler, halbmondförmiger Fleck. Ferse und Mittelfuß sehr lang, wenig behaart, fünfzehig, die drey mittlern viel länger als die weit zurückstehenden Seitenzehen.

Länge bis zur Schwanzwurzel 6 Zoll; des Schwanzes ohne den Haarbüschel 10 Zoll.

Das Vaterland des Alacktaga sind die Tartarischen Steppen und Hügel an den Ufern des Tanais, der Wolga, des Irtisch und Jaik, das ganze Land von Osten nach Westen, vom Onon und Argun bis nach den Steppen der Crimm, und von Norden nach Süden, vom 50 Grade nördlich bis zu den Tropenländern.

Sie machen ihre Löcher in jedem festen Boden, auf trockenen Anhöhen sowohl, als an niedrigen, salzhaltigen Orten; doch suchen sie mehr höhere Orte, und vermeiden den Sand, weil er das Graben hindert. Er grabt schnell, aber nicht sehr tief, sondern schief oberflächlich, und belegt seine Hauptwohnung mit weichem Gras. Am Tage verstopft er den Eingang mit Erde. Von seiner Kammer aus laufen noch andere Ausgänge nach andern Richtungen, öffnen sich aber nicht, sondern das Thier gräbt sich erst durch, wenn es in Gefahr ist. Oft finden sich mehrere Paare in einem Neste, welches dann in der Hauptkammer größer und weiter ist. Wintervorrath sammeln sie nicht. Daß sie im Winter erstarren, scheint gewiß, aber ob ihr Schlaf anhaltend ist, wie bey den Murmelthieren und Hamstern, das weiß man noch nicht, aber wahrscheinlich ist er unterbrochen, da man sie zuweilen auch in kalten Nächten herumschweifen sieht. Sie kommen erst bey Sonnenuntergang aus ihren Höhlen hervor, und kehren am

Morgen wieder dahin. In Gefahren machen sie mit großer Schnelligkeit Sprünge nach allen Seiten, selten gerade nach ihrer Höhle, welche sie nur durch Umwege zu erreichen suchen. Den Schwanz brauchen sie, wie die Känguruhs, zur Stütze; im ruhigen Laufe aber gehen sie bald auf vier Füßen, bald springen sie mit angezogenen Vorderfüßen nur auf den hintern.

Sie nagen sich leicht durch dicke Bretter durch, lassen gereizt eine Stimme hören wie junge Katzen, und im Zorn ein Grunzen. Sie werden aber leicht zahm, und lassen sich dann im Busen umhertragen. Man muß ihnen aber ein Behältniß mit Erde zum Aufenthalt geben, damit sie graben können. Mit den Vorderfüßen putzen sie sich sehr geschickt, und bringen damit alles zum Mund.

Sie nähren sich von saftigen Pflanzen, und können ohne Getränk leben, obschon sie viel harnen. In der Gefangenschaft leben sie von Kohl, Rüben, Brod; in der Freyheit von Melden, Blumenzwiebeln, Wassermelonen und andern Früchten, selbst Salzpflanzen; auch Fleisch fressen sie, und greifen in Gefangenschaft einander wohl selbst an, und fressen sich auf.

Sie sind des Jahres mehreremale trächtig, und werfen blinde Junge; nach der Zahl der Säugewarzen zu urtheilen werfen sie mehrere.

Sie dienen vielen Raubthieren und selbst den Steppenbewohnern, Kalmücken, Tartaren und Mongolen zur Speise. (Abbildung nach Schmid.)

Die übrigen Arten sind: Der große Springer, Dipus maximus; Vaterland? Der Gerboa, Dipus gerboa; Barbarey, Egypten. Der Kurzschwänzige, Dyp. brachyurus; östliche Tartarey, Sibirien. Der Kleine, Dip. minutus; Caspische Meerküste, Wolga. Pfeilspringer, Dip. telum; an Aralsee und Bokharan. Hasenfüßiger, Dip. lagopus; Bucharey. Plattschwänziger, Dip. platurus; Bucharey. Vierzehiger, Dip. tetradactylus; Libische Wüste. Haarfüßiger, Dip. hirtipes; Wüste Sakharam.

12te Gatt. Hüpfer, Schenkelthier. Meriones, Gerbillus.

Gerbille.

Vorderzähne $\frac{2}{2}$, Backenzähne $\frac{3-3}{3-3}$, sie sind in beyden Kinnladen sich gleich; der erste ist der größte, und hat drey Höcker, welche ungefähr gleich groß sind, der zweyte hat nur zwey, der dritte nur einen.

Kopf verlängert; Backen wenig aufgeblasen. Ohren mittelmäßig lang, an der Spitze abgerundet. Vorderbeine kurz, vierzehig, mit einem Daumrudiment; Hinterbeine lang oder sehr lang, fünfzehig, jede mit einem eigenen Mittelfußbein. Schwanz lang, behaart.

Sie leben in Höhlen, und springen wie die Springer.

Man findet sie in den gemäßigten und warmen Gegenden der alten Welt, und in Nordamerika.

Taf. 105.

Indischer Hüpfer. Meriones indicus.

L'Hérine.

Etwa von der Größe einer Wanderratte. An jedem Fuße sind 5 Zehen, am Vorderfuß aber bildet der Daum nur ein Rudiment, welches durch einen kurzen, platten Nagel deutlich ist, die andern Zehen sind von mittlerer Größe. An den Hinterfüßen sind die mittlern Zehen doppelt so lang, als die beyden andern, der innerste ist der kürzeste. Die Nägel spitzig. Der Schwanz lang, behaart, endigt mit einem dicken Haarpinsel. Der Kopf breit; die Schnauze steht stark über die untere Kinnlade vor. Die Augen groß; die Pupille rund; die Ohren sehr groß, elliptisch. Die Oberlippe gespalten; die Zunge weich. Die Schnurrbarthaare stark. Der Hodensack deutlich. Die untern Vorderzähne einfach, die obern durch eine Längsfurche getheilt.

Der Pelz besteht aus kurzen, grauen Wollhaaren, und rothbraunen Seidenhaaren. Die Farbe daher an den obern Theilen graufalb, etwas schwarz gemischt; der Kopf blasser; der Schwanzpinsel dunkelbraun, fast schwarz; die untern Theile weiß.

Man findet dieses Thier in Hindostan, zwischen Benares und Andwan. Es lebt in der Nähe bewohnter Gegenden, gräbt sich geräumige Höhlen, in welchen es sich verbirgt, und große Magazine von Gersten, Korn und anderm Getreide anlegt, und die ganzen Aehren davon einträgt, aber nicht eher, als bis das Getreide reif ist. Dieser Vorräthe bedienen sie sich nur, wenn die Felder ganz leer stehen. Sie streifen auch umher, laufen schnell, und machen, ihrer langen Hinterfüße wegen, starke Sprünge. Sie tragen den Schwanz horizontal, fressen auf den Hinterbeinen sitzend, und bringen die Nahrung mit den Vorderpfoten zu Munde. Es sind nächtliche Thiere, welche den Tag über in ihren Höhlen fast erstarrt zubringen. Ihr Körper verbreitet einen sehr übeln Geruch.

(Abbildung nach Cüvier.)

Die übrigen Arten dieser Gattung sind: Die Tamariszen Maus, Meriones tamaricinus; am Caspischen Meer. Der Egyptische Hüpfer, Mer. aegyptius; in Egypten. Der dünnschwänzige Mer. meridianus; am Caspischen Meer. Hüpfer mit weißer Schwanzspitze, Mer. apicalis; Ostindien. Mausartiger Hüpfer, Mer. musculus; Brasilien. Dicker Hüpfer, Mer. opimus; Steppen der Bucharey. Libyscher Hüpfer, Mer. libycus; Libysche Wüste. Canadischer Hüpfer, Mer. canadensis; Canada. (Schläft den ganzen Winter erstarrt). Spitzmausartiger, Mer. soricinus; Großaugiger, Mer. megalops; Löwenschwänziger, Mer. leonurus; alle diese in Nordamerika. Die nordamerikanische Fauna von Harlan führt nur zwey dortige Arten an, Mer. labradorius und canadensis.

13te Gatt. Blindmaus. Spalax.

Rat. taupe.

Vorderzähne $\frac{2}{2}$, sie sind sehr breit, an der Spitze gerade abgeschnitten, sowohl die obern als die untern; die Backenzähne $\frac{3-3}{3-3}$, fast walzig, mit höckeriger Krone, und kaum über das Zahnfleisch vorstehend.

Der Körper verlängert und walzig. Kopf sehr breit, platt, an den Seiten eckig. Die Augen nicht sichtbar, und ganz mit Haut bedeckt. Die äußern Ohren fehlen. Die Füße kurz, alle mit fünf Zehen. Der Schwanz fehlt. Der Pelz kurz und sehr weich.

Sie leben in der alten Welt.

Taf. 105. Die Blindmaus. Spalax typhlus.

Rat taupe. Zemni.

Fast von der Größe der Hausratte; der Körper walzenförmig; der Kopf dick, fast pyramidalisch, vorn in eine knorpelige, harte, starke Schnauze auslaufend. Von den Nasenlöchern bis zur Ohröffnung lauft eine vorspringende Linie oder Gräthe; die Nasenlöcher abgerundet, schmal; Mundöffnung klein, mehr hoch als breit; die sehr scharfen Vorderzähne pomeranzenfarb, die untern zweymal länger als die obern; Unterlippe viel kürzer als obere, bedeckt die Zähne nicht; die Zunge dick, stumpf, platt; die Augen bilden nur einen schwarzen Punkt, von der Größe eines Stecknadelkopfs, unter der Haut verborgen, so daß keine Oeffnung sichtbar ist. Kein äußeres Ohr, aber ein sehr weiter Gehörgang, und die Gehörorgane sehr entwickelt. Der Hals breit und kurz; der Rücken lang und schmal. Die Nägel an den kurzen Füßen abgerundet, an den hintern etwas länger. Pelz grauschwarz; die Haare mit roströthlicher Spitze, daher im Allgemeinen grau, röthlich überlaufen; Vorderkopf und untere Theile schwärzlich.

In Kleinasien, Syrien, Mesopotamien, Persien, dem südlichen Rußland, zwischen dem Tanais und der Wolga.

Dieses merkwürdige Thier lebt nach Art des Maulwurfs unter der Erde, und zwar nur in schwarzer, fruchtbarer Erde im Rasen, und wirft bey seinen Gängen Haufen auf, wie die Maulwürfe. Seine Gänge sind im Sommer nicht tief, im Winter aber graben sie etwas tiefer, und dann vorzüglich um Gebüsche und Bäume. Sie bauen ihr Lager von weichen Wurzelfasern. Aus Wurzeln besteht auch ihre Nahrung, vorzüglich vom Cherophyllum und andern Doldenpflanzen, denen sie nachgraben. Sie scheinen ganz blind zu seyn, doch sollen sie wohl auch am Tage zum Vorschein kommen, und Gefühl und Gehör, welche sehr fein sind, ersetzen ihnen das Gesicht. Ihre Bewegungen sind schnell, ihr Gang aber unsicher und meist übereilt. Sie gehen eben so leicht rückwärts als vorwärts. Wenn man Lärm macht, so erheben sie den Kopf, und wenn man sie angreift, so vertheidigen sie sich mit ihren scharfen Zähnen muthig.

Ob sie Wintervorräthe eintragen, oder im Winter schlafen, weiß man noch nicht. Bey der Vertheidigung lassen sie eine Art Muchsen hören.

Die Paarung geschieht im Frühjahre, und das Weibchen wirft zwey bis vier Junge. Es soll nur zwey Säugewarzen haben? (Abbildung nach Schmid.)

14te Gatt. Sandgräber. Bathyergus.

Bathyergue.

Die obern und untern Schneidezähne sind sehr lang, sehr breit, platt, meiselförmig, gerade abgeschnitten. Backenzähne $\frac{4-4}{4-4}$, sie sind einfach, leicht höckerig, an beyden Seiten ausgeschweift, die innere Ausschweifung an den hintern Zähnen ist stärker als an den vordern. Der Körper dick und walzenförmig. Der Kopf dick; die Nase kurz und abgestumpft; die Augen klein, aber sichtbar. Keine äußern Ohren. Füße kurz, mit fünf Zehen und starken zum Graben dienlichen Nägeln. Schwanz sehr kurz.

Taf. 106. Der Bleßmoll. Bathyergus capensis.

Bathyergue cricet.

Der Körper walzenförmig; der Kopf dick und kurz; die Augen sehr klein. Das Haar weich, an der Wurzel schieferblau, das übrige röthlich, daher auf dem Rücken röthlich grau, an den Seiten heller; Stirn und Hinterkopf schwarz; Gesicht, ein Punkt um die Augen und Ohrengegend weiß; der Bauch weißgrau; die vier Füße weiß; die Vorderzähne sehr lang und weiß. Der Schwanz kurz, aber lang und dicht behaart, am Ende mit einem Büschel; die Nägel an den Füßen mittelmäßig stark.

Länge des Körpers 5½ Zoll; des Schwanzes ½ Zoll.

Am Vorgebirge der guten Hoffnung, wo dieses Thier sich nach Art der Maulwurfe eingräbt, vorzüglich in sandigen Gegenden. Es lebt von Wurzeln, und thut in den Gärten vielen Schaden.

Von seiner übrigen Naturgeschichte ist nichts bekannt. (Abbildung nach der Natur.)

15te Gatt. Sprungthier. Pedetes. (Helamis).

Pédétes.

Die Vorderzähne sind an ihrer vordern Fläche platt und eben, die untern schief abgeschnitten und nicht spitzig. Backenzähne $\frac{4-4}{4-4}$, diese sind zusammengesetzt, in beyden Kinnladen ähnlich; die Krone fast walzenförmig, an ihrer Oberfläche mit einem Kreise von Schmelz, welcher durch eine Furche in zwey gleiche Theile getheilt wird; diese Schmelzfalte entsteht in der untern Kinnlade an der innern Seite, in der obern an der äußern.

Der Kopf kurz, zwischen den Ohren platt und breit; die Schnauze stumpf; die Nase klein; die Nasenlöcher bilden eine doppelte Spalte. Die Ohren sind lang, dünne, gerade, spitzig. Die Augen groß und vorstehend. Die Zunge weich. Die obere Lippe ungespalten, allein ihre Ränder gehen hinter die Vorderzähne, und bilden eine Art von Sack. Schnurrbarthaare sehr stark. Vorderbeine kurz, mit fünf getrennten Zehen, und mit langen, schmalen, zum Graben geschickten Nägeln versehn. Hinterbeine lang, mit vier Zehen, wovon der äußere sehr klein, der mittlere der drey übrigen am längsten, die beyden andern gleich lang sind; alle vier mit sehr dicken, geraden, spitzigen und dreyeckigen Nägeln. Schwanz lang, sehr dick, sehr muskulos, der ganzen Länge nach mit mittelmäßig langen Haaren bedeckt. Vier Säugewarzen an der Brust.

Beym Weibchen bilden After und Geschlechtstheile äußerlich nur eine Oeffnung, an deren Rändern zu beyden Seiten eine ziemlich große Höhle sich findet, in welche wahrscheinlich einige absondernde Drüsen ihren Saft ergießen. Ueberdas findet sich beym Weibchen eine Tasche am Bauche, wie bey den Beutelthieren, in welcher aber keine Säugewarzen stehen.

Das Haar ist zweyerley Art, wollig, und lang, seidenartig, dieses in Menge.

Taf. 106. Capisches Sprungthier. Pedetes cafer.

Pédetès du Cap.

Scheitel, Hals, Rücken, Schultern, Seiten und Kreuz falb, leicht graulich überlaufen; das Obere der Schenkel etwas blasser, Unterschenkel mehr braun; an der Ferse hinten eine schwarze Linie; Füße und Zehen sehr blaß braungelb; Seiten des Kopfs braungelb, weiß gemischt; Kinn, Brust, Bauch, Inneres der Schenkel blaßbraun; Schwanz bis zur Hälfte lebhaft rothbraun, Spitze schwarz, an der Wurzel unten grau, dann bis zur Hälfte weiß; die Ohren an der Wurzel rostfarb, an der Spitze schwärzlich; Nase schwärzlich; Nägel rosenroth; Schnurrbarthaare schwarz, so wie einige Borsten ob den Augen.

Länge von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 1 Fuß 4 Zoll; des Schwanzes 1 Fuß 5 Zoll.

Das Vaterland dieses Thieres ist das südliche Afrika, die Berge um die Cap-Colonie, besonders die Schneeberge und die Gegenden von Stellenbosch und Camdebo.

Das Sprungthier ist ein geschickter Graber, und gräbt sich tiefe Höhlen, von welchen es sich wenig entfernt, und bey Gefahren schnell hineinstürzt. Es gräbt sehr schnell, und ist äußerst furchtsam. Den Tag über schläft es, und geht nur bey Nacht oder während der Dämmerung seiner Nahrung nach. Wenn es schläft, so verbirgt es den Kopf zwischen die Hinterschenkel, und legt mit den Vorderfüßen die Ohren über die Augen zurück. Seine Stimme ist ein dumpfes Grunzen. Es sitzt oft auf den Hinterfüßen und horcht, ist aber unruhig und sitzt selten lang stille. Seine Lippen bewegt es oft. Die Nahrung bringt es mit den Vorderfüßen zum Munde, gräbt damit und putzt sich; dagegen geht es nur darauf wenn es ruhig ist; in Gefahren braucht es die Hinterbeine, wie die Känguruhs, und macht sehr große und weite Sprünge, wobey er sich vermuthlich auch des Schwanzes zur Erhaltung des Gleichgewichts und zur Minderung des Falls bedient. Im Winter soll es erstarren?

Die Nahrung besteht in Getreide, allerhand Saamen, Wurzeln und Gras. Gefangen läßt es sich mit Kohl, Salat, Getreide und Brod unterhalten, und wird sehr zahm. Man ißt zuweilen ihr Fleisch.

Das Weibchen soll drey bis vier Junge gebären. (Abbildung nach Schreber.)

16te Gatt. Murmelthier. Arctomys.

Marmotte.

Vorderzähne sehr stark, an der äußern Seite abgerundet, die untern etwas zusammengedrückt. Backenzähne $\frac{5-5}{4-4}$, von einfachem Bau, die Krone mit stumpfen Höckern, von welchen ein vorderer und innerer mehr vorsteht.

Der Körper gedrängt und stark. Der Kopf breit und oben platt. Bey den meisten Arten keine Backentaschen. Die Augen groß; die Ohren kurz und abgerundet. Die Füße stark; die vordern mit vier deutlichen Zehen und einem Daumrudiment, die hintern mit fünf Zehen. Die Klauen stark, zusammengedrückt und gekrümmt. Der Schwanz mittelmäßig oder kurz, behaart.

Diese Thiere graben, leben in größern oder kleinern Gesellschaften, und erstarren im Winter. Sie leben von Gras und Wurzeln, einige fressen auch Fleisch und sammeln Wintervorräthe für die Zeit des Erwachens. Sie bewohnen die kältern Gegenden beyder Continente.

Taf. 106. **Alpen-Murmelthier.** Arctomys marmotta.

Marmotte des Alpes.

Der Kopf ist platt; die Schnauze dick und kurz; die Augen groß und schwarz; die Ohren sehr kurz; Schnurrbart stark. Der Pelz grauschwärzlich auf der ganzen obern Seite des Körpers; Scheitel und Seiten des Kopfs schwarz; Backen und Ohren grau; die untern Theile graulich brandgelb. Das Haar nicht sehr fein. Der Schwanz sehr dicht behaart, schwarz oder röthlichbraun; Nägel stark, spitzig, schwarz. Zehn Säugewarzen, vier an der Brust, sechs am Bauche.

Länge von Kopf und Körper 1 Fuß 4 bis 6 Zoll; des Schwanzes 6 Zoll.

Das Alpen-Murmelthier bewohnt die hohen Alpen der Centralkette von Europa, soll aber auch in Nordasien vorkommen. Es hauset nur auf Höhen, welche wenigstens 4000 Fuß über das Meer erhaben sind, immer ob der Region des Holzwuchses, wo weder Menschen noch zahmes Vieh gewöhnlich hinkommen. Vorzüglich wählt es freye, durch steile Felsen und Abgründe abgesonderte Rasenplätze zu seinem Aufenthalt, und immer an der Sonnenseite gegen Süden oder Südwesten. Auf diesen Höhen bleiben sie immer; nur im Frühjahr gehen sie oft tiefer in die höhern Thäler herab ihrer Nahrung nach, wenn der Schnee da noch liegt, wo sie hausen.

In der Freyheit scheint das Murmelthier bloß von Pflanzen zu leben, und mit Seinesgleichen friedlich zu seyn; allein, wie die mehrern Nager, verschmäht es das Fleisch nicht. Gefangene würgten Hühner und anderes Geflügel, und fraßen sie an, daher sie in der Freyheit vielleicht auch etwa einen auf der Erde brütenden Vogel, Schneefinken oder Schneehühner, überraschen und tödten. Hauptnahrung aber machen die besten Alpenpflanzen. In der Gefangenschaft Kohl, Rüben, Kartoffeln, Brod, Obst und Gras. Sie fressen alles auf den Hinterbeinen sitzend, meist mit ganz aufrechtem Körper. Sie trinken selten, aber viel auf einmal, besonders sollen sie im Herbst vor dem Einschlafen viel trinken.

Das Murmelthier ist kein nächtliches Thier, sondern geht bey Tage seiner Nahrung nach. Bey Anbruch des Tages verlassen die Alten ihre Wohnungen, um zu weiden; die Jungen dagegen kommen nur bey schönem Wetter hervor. Sie lieben sehr die Sonnenwärme, und können sich derselben Stundenlang aussetzen. Sie sind sehr wachsam, richten sehr oft Kopf und Körper in die Höhe, sehen sich um, und wittern mit der Nase. Bemerken sie etwas, so stoßen sie einen hellen, durchdringenden Pfiff aus, welchen jedes einzeln wiederholt, und dann stürzen sie sich in ihre Höhle. Es ist daher schwer sie zu beschleichen, und selten kommt der Jäger zum Schusse. Unter sich leben sie friedlich zu zwey bis fünfzehn Stücken, Alte und Junge beysammen. In die Enge getrieben, stellen sie sich auf die Hinterbeine und beißen um sich, sie fliehen aber so lange sie können. Sie graben sehr schnell und leicht, und haben eigene Sommer- und Winterwohnungen.

Im Sommer lebt wahrscheinlich jedes Paar mit seinen Jungen einzeln beysammen, im Winter aber stoßen zuweilen mehrere Familien zusammen, um die Winterwohnung zu graben. Man findet in der Gegend wo sie hausen, viele Löcher, welche meist unter Steinen anfangen, und zu Gängen führen, welche immer gegen den Berg laufen, bald gerade, bald abwärts, bald aufwärts. Die Länge derselben ist sehr ungleich, die einen sind bloß Fluchtlöcher, nur wenige Fuß lang und ohne Kessel. Die Sommerwohnungen liegen 12 und mehr Fuß Bergeinwärts, haben nur einen kleinen Kessel, und kein Heu. Die Winterwohnung ist dagegen viel tiefer, und die Röhren führen zu einer weiten Kammer oder Kessel, welche mit viel dürrem Heu ausgefüttert ist. Die Weite ist nur so

groß, daß ein erwachsenes Thier so eben durchschlüpfen kann. Die Hauptröhre geht 2 bis 5 Klafter einwärts, und 3 bis 12 Fuß tief; doch liegt der Kessel selten mehr als 4 Fuß unter dem Rasen, und hält zuweilen gegen 6 Fuß im Durchmesser; der ganze Raum aber ist mit Heu so dicht bedeckt, daß die schlafenden Thiere darin vollkommen umhüllt sind. Von diesem Heu fressen sie wahrscheinlich nichts, es dient bloß zum Lager. Im Hauptgang findet sich niemals Koth, wohl aber Heu; dagegen in einem Seitenweg liegt oft viel Koth, daher die Meinung, daß diese Thiere eine Art von Abtritt haben, nicht ungegründet scheint. Die Mündung des Eingangs wird in den ersten kalten Oktobertagen zwey bis vier Fuß tief mit Erde und Steinen vermauert; doch reicht diese Verstopfung nicht ganz bis zur Mündung des Eingangs. Außerhalb der Röhre findet man wenig ausgeworfene Erde, sie vertheilen dieselbe. Oft geht der Gang ganz um einen Felsen herum, welcher im Wege liegt.

In dieser Wohnung nun verschläft die Familie den ganzen langen Winter, vom October bis zu Ende Aprils, wo die warme Frühlingssonne die Schläfer erweckt. In diesem Schlafe ist das Thier erstarrt, wie der Hamster, kalt, ohne Spur von Kreislauf oder Empfindung, die Glieder steif, Magen und Darmkanal leer. Bey der Zergliederung in diesem Zustand zeigt sich indeß die Reizbarkeit der Muskeln deutlich. Im Herbst ist das Thier sehr fett, im Frühjahr sehr mager. Der Schlaf scheint fast ununterbrochen zu dauern, und sie fressen nichts. Außer der Erde, in Kellern, schlafen sie eben so lange, ohne Nahrung zu bedürfen, erwachen aber zuweilen, und wenn man sie ins warme Zimmer bringt, so fressen sie. So lange noch Fett vorhanden ist, scheinen sie keine Nahrung zu bedürfen; ist aber alles aufgezehrt, so sterben sie, wenn man ihnen nichts giebt. Es ist oft schwer, ein schlafendes Thier von einem todten zu unterscheiden; nur daran bemerkt man Leben, daß die auseinander gezerrten Glieder nach und nach sich wieder zusammenziehen. Winterschläfer vertragen in diesem Zustande große Dosen von Blausäure, welche sonst die Thiere blitzschnell tödtet. Kälte erweckt sie schneller als mäßige Wärme, aus dem gleichen Grunde, wie die andern Schläfer, weil das Bedürftniß eintritt, durch Athmen mehr Wärme zu erzeugen. Zum wahren, festen Winterschlaf wird, wie beym Hamster, eine gänzliche Abgeschlossenheit von der Luft erfordert. Der Wärmegrad in ihren Höhlen beträgt 8 bis 9 Grade ob Null, und das viele Heu, in welchem sie begraben sind, erhält auch noch einige Wärme. Nach Mangilis Versuchen soll ein schlafendes Murmelthier in sechs Monaten kaum 70000 Mal athmen, im wachenden Zustande aber in einem Tage 36000 Mal.

Begattung und Tragezeit der Murmelthiere ist noch ungewiß; die erstere scheint in den ersten Tagen des April und May vorzugehen, und die Tragezeit nicht über 6 Wochen zu dauern; die Zahl der Jungen soll höchstens vier seyn. In der Gefangenschaft begatten sie sich nicht leicht, obschon sie sich leicht zähmen lassen.

Feinde haben sie am Geyeradler, Adler und am Fuchs. Das Fleisch wird häufig gegessen, sowohl frisch als eingesalzen, es ist zart und mürbe. Das Fett wird auf den Alpen häufig als Arzney äußerlich und innerlich gebraucht, und die Haut etwa zu Handschuhen und Mützen verarbeitet. (Abbildung nach der Natur).

Die übrigen Arten sind zahlreich, einige aber vielleicht nur Varietäten. Da der Zahnbau etwas abweicht, so hat Herr Cüvier daraus zwey Gattungen gemacht, wovon er die eine Marmotta, die andere Spermophilus nennt, wir lassen aber diese Gattung, welche sehr natürlich scheint, ungetrennt. Es gehören dahin: der Bobak, Arctomys bobac; Polen und Nordasien. Der Ziesel, Arct citillus mit seinen Varietäten, dem getropften und gewellten Ziesel; in einem Theil von Europa und Nordasien. Der Monax, Arct. monax; Nordamerika. Das canadische Murmelthier, Arct. empetra; Canada. Das Louisianische, Arct. ludoviciana; Dreyzehnliniges, Arct. tredecimlineatus; (Hoodii). Fränklinisches, Arctomys Fränklini; Richardsonisches, Arctomys Richardsonii; Bereiftes, Arctomys pruinosa; Parrysches, Arct. Parryi; Kurzschwänziges, Arct. brachyura; Bellendes, Arct. latrans; Rostrothes, Arct. rufa; alle in Nordamerika. (Das Kurzschwänzige und Rostrothe bilden die Gattung Anisonyx des Herrn Rafinesque.) Der Gundi, Arct. Gundi; am Atlas in Afrika. (ob dahin gehörig?) Mugosarisches, Arct. mugosaricus; Mugosarisch-Asiatische Steppe. Rothgelbes, Arct. fulvus; am Flusse Kuwandschur in der Bucharey. Dünnfingeriges, Arct. leptodactylus; Bucharey. Unbestimmte Arten sind: das Maulische Murmelthier, Arct, maulinus; zweymal so groß als das Alpenmurmelthier; in der Provinz Maule in Chili. Das Tscherkessische, Arct. tscherkessicus; in Circassien.

17te Gatt. Eichhorn. Sciurus.

Ecureuil.

Die obern Vorderzähne sind vorn platt und meiselförmig abgeschnitten, die untern spitzig und seitlich zusammengedrückt. Backenzähne $\frac{5-5}{4-4}$, der fünfte Backenzahn findet sich nur bey jungen Thieren, ist der vorderste, klein und einfach; die Krone aller ist höckerig. Der Körper lang und schlank. Der Kopf klein; die Ohren gerade, mittelmäßig, abgerundet; die Augen groß. Die Vorderfüße mit vier deutlich getrennten Zehen, und einem Daumhöcker mit stumpfem Nagel; die hintern sehr lang, mit langer Ferse, und fünf langen Zehen mit spitzigen Nägeln. Der Schwanz lang, meist mit zweyzeiligen Haaren, wie die Bärte einer Feder. Acht Säugewarzen, vier am Bauche, vier an der Brust.

Diese Thiere klettern vortrefflich, leben meist auf Bäumen, sind lebhaft und schnell, nähren sich von trockenen Früchten. Man findet sie auf der ganzen Erde, Neuholland und den größern Theil von Südamerika ausgenommen. Dort vertreten ihre Stelle die Phalangers, und hier die Seidenaffen.

Taf. 107. Europäisches Eichhorn. Sciurus vulgaris.

L'Ecureuil commun.

Kopf dick, seitlich platt; Nase vorstehend; Unterlippe sehr kurz; Augen sehr groß, schwarz, vorspringend, näher den Ohren als der Nase; Ohren gerade, mittelmäßig lang, mit einem Haarbusch am Rande von 1½ Zoll Länge; der Schwanz lang und dicht behaart; die Haare zweyzeilig. Hinterbeine lang, mit der ganzen Sohle aufstehend. Unterhals, Brust, Bauch und Inneres der Glieder weiß; die obern Theile variren sehr, entweder einfärbig rostroth, oder rostroth grau gedüpfelt, oder aschgrau; die weißen Theile rostroth gerändert, oder dunkel schiefergrau, oder weißgrau, oder ganz weiß, oder ganz schwarz mit weißem Unterleib, sehr selten gescheckt. Die Abänderungen richten sich nach dem Clima, dem Alter und der Jahrszeit. Rothe und schwarze findet man oft in einem Neste. Die grauen, welche unter dem Namen Grauwerk oder petit gris bey den Kürschnern vorkommen, kommen aus Norden. Gegen den Herbst fallen die langen Ohrhaare aus. Länge von der Schnauze bis zum Schwanz 8½ Zoll; des Schwanzes 7 Zoll.

Dieses niedliche und bekannte Thier findet sich in ganz Europa und im nördlichen Asien, am liebsten in gemischten Waldungen, wo Eichen, Buchen, Hagebuchen und Tannen durcheinander wachsen, und wo Haselstauden in der Nähe sind. Seltener findet man sie in reinen Tannenwaldungen, dann wenigstens an deren Rande. Auch auf den Alpen auf der Arvenfichte, deren Nüsse sie gerne fressen, findet man sie. Im Herbst durchstreifen sie oft weite Gegenden, um Haselnüsse und Wallnüsse zu sammeln, dann kommen sie wohl auch in die Baumgärten der Dörfer.

Das Eichhörnchen ist ein wahres Baumthier, und außer dem Edelmarder klettert kein inländisches Thier so geschickt, schnell und sicher, wie dieses. Wie im Fluge springt er von einem Baume oder einer Staude zur andern, und man kann ihm kaum mit den Augen folgen. Gehen kann das Eichhorn eigentlich nicht, sondern es gallopirt nur, weil seine langen Hinterbeine ihm das Springen leichter machen. Fällt es etwa, was selten geschieht, von einem Baume herunter, so lauft es gleich wieder davon. Bey sehr heftigen Stürmen begiebt es sich tiefer hinunter, auf die niedrigen Bäume oder auf die Erde. Es bauet sich künstliche Nester aus Moos und Reisern, und verstopft die Seite von woher der Wind kommt. In diesen Nestern, deren sie mehrere haben, werfen die Weibchen Junge, und die Alten verbergen sich bey Nacht und schlechter Witterung. Die Eichhörnchen sind Tagthiere, welche mit anbrechendem Tage ihrer Nahrung nachgehen, in den warmen Mittagsstunden aber sich wieder in ihre Nester begeben. Sie erstarren im Winter nicht; dagegen gehen sie bey kalter und nasser Witterung oft einige Tage nicht aus ihrem Neste, als nur etwa, um aus ihren Magazinen sich etwas zu holen.

Ihre Nahrung besteht in allen Arten von Beerkernen und öligem Saamen, welche die Wälder liefern. Kastanien, Bucheckern, Wall- und Haselnüsse, Fichten und Tannensaamen, Arvennüsse, Baumknospen, Schwämme,

Vom Obst genießen sie nur die Kerne; süße Mandeln sind ihre Lieblingsspeise, aber bittere, so wie bittere Aprikosen- und Pfirschkerne, bringen ihnen, wegen der enthaltenden Blausäure, schnell den Tod. Sie verbergen ihre Lebensmittel gern, und legen in der Nähe ihrer Wohnorte kleine Magazine an, welche sie aber nicht immer wieder auffinden. Es ist bekannt, wie schnell sie die härteste Nuß aufzunagen vermögen. Auf den Hinterbeinen sitzend, lassen sie dieselben mit großer Schnelligkeit zwischen den Vorderfüßen sich drehen, wobey sie die Vorderzähne als Dreheisen brauchen; haben sie ein Loch in der Schale, so setzen sie die Vorderzähne ein, und brechen ein Stück nach dem andern los. Eben so leicht nagen sie die härtesten Schuppen der Tannzapfen ab, nur um den kleinen Saamen zu erhalten. Man kann sie leicht zahm machen, wenn sie jung eingefangen werden; sie beißen aber doch oft, und ihr Biß heilt schwer. Schade, daß der üble Geruch ihres Urins das Halten dieser niedlichen Thiere etwas unangenehm macht.

Die Begattung geschieht zweymal im Jahr; das erstemal im März, das zweytemal im Juni. Das Weibchen trägt vier Wochen, und wirft drey bis sieben blinde Junge, in einem von seinen Nestern, deren es wenigstens vier hat. Dasjenige, worin die Jungen sind, ist besonders warm ausgefüttert. Nach drey Wochen klettern die Jungen schon umher, und spielen unter sich. Man muß sie, ehe sie aus dem Neste gehen, zum Zähmen einfangen, und sie ja gleich wegnehmen, wenn man das Nest entdeckt, sonst tragen sie die Eltern in ein anderes, oft weit entferntes welches man nicht findet. Die Männchen jagen und beißen sich zur Begattungszeit unter einander. Ihre Stimme ist ein knurrendes Pfauchen, welches sie besonders bey bevorstehendem Regen hören lassen.

Ihre Feinde sind vorzüglich die Edelmarder, denen sie nicht schnell genug entlaufen können; auch Raubvögel erhaschen sie zuweilen. Sie haben ein angenehmes Fleisch, besonders im Herbst. Wenn sie sich zu stark vermehren, tchaden sie an der Holzsaat und an den Baumknospen. Auch in Maisfeldern richten sie zuweilen einigen Schaden an.

(Abbildung nach der Natur.)

Taf. 107. **Das graue Eichhorn.** Sciurus cinereus.

Ecureuil de le Caroline.

Vor der Größe des europäischen, hat aber keine Haarpinsel an den Ohren. Scheitel, Hals, Rücken, sind mit Haaren bedeckt, welche an der Wurzel grau, dann aber hellfalb und schwarz geringelt sind, daraus entsteht eine graufalbe Färbung; Seiten des Halses und Vorderschenkel sind weiß punktirt; die Seiten schwarz punktirt, doch so, daß das Falbe fast rein vorherrscht; Bauch weiß; Beine rothgrau. Die Farbe varirt indeß gar sehr.

Dieß Eichhorn lebt gesellig in großen Truppen, in den Wäldern des wärmern Theils der vereinigten Staaten. Es nährt sich von Eicheln, Nüssen, Maiskolben und andern Früchten, an welchen es so großen Schaden anrichtete, und sich so vermehrte, daß man auf einen Kopf 3 Pfenninge Schußgeld aussetzte, und ungeachtet dieses geringen Preises wurden so viele getödtet, daß die Regierung von Pensilvanien in einem Jahr (1749) die Summe von 8000 Pfund Sterling (80000 Gulden) dafür auszahlte, welches die Zahl von 1,280,000 getödteten Eichhörnern beträgt. Die Anpflanzung von Mais hatte eine solche Vermehrung bewirkt.

Im Winter verkriechen sich diese Eichhörnchen in hohle Bäume, wo sie auch Magazine anlegen. Im Sommer aber bauen sie an die Spitzen der Baumäste aus kleinen Zweigen und Blättern Nester; doch sollen die Weibchen ihre Jungen auch in hohlen Bäumen werfen.

Taf. 107. **Das Masken-Eichhorn.** Sciurus capistratus.

L'Ecureuil à masque.

Grau oder schwarzgrau, mit schwarzem Kopf; Schnauze, Ohren und Bauch weiß. Die Haare am Körper sind von zweyerley Art, die einen schwarz, die obere Hälfte weiß, die andern weiß, die obere Hälfte schwarz. Der Schwanz so lang als der Körper, die langen Haare desselben sind an der Wurzel schwarz, an der Spitze weiß, in der Mitte weiß und schwarz geringelt; daher erscheint der Schwanz mit einem doppelten, weiß und schwarzen

Streifen geziert. Ueberhaupt varirt dieses Eichhorn sehr, es giebt ganz schwarze, ganz graue, und graue mit schwarzem Bauche. Die Ohren sind rund, die äußern Haare länger als die innern.

Von der Schnauze bis zur Schwanzspitze hat es eine Länge von 2 Fuß.

Dieses Eichhorn ist ziemlich weit in den vereinigten Staaten verbreitet, doch nur in den wärmern Theilen, besonders auch in Carolina. Es bewohnt vorzüglich die Fichtenwälder, von deren Saamen es sich hauptsächlich nährt. Es scheint unter den nordamericanischen Eichhörnchen eines der am wenigsten häufigen.

Die Begattung geschieht im Januar, und schon im März laufen die Jungen auf den Zweigen umher. Wenn sie einen Menschen bemerken, so legen sie sich oben auf einen Ast, und bleiben ganz unbeweglich, so daß es fast unmöglich ist, sie zu sehen. Wenn sie von einem Baum zum andern springen, so machen sie sich ganz platt, um der Luft eine größere Masse entgegenzusetzen, und leichter getragen zu werden.

(Abbildung nach Cüvier.

Taf. 107. Das brasilische Eichhorn. Sciurus aestuans.

L'Ecureuil de la Guyane.

Ganzer oberer Theil des Körpers graubraun, olivenfarb überlaufen, da die Haare röthlich olivenfarb und dunkelbraun geringelt sind; Kinn und Brust gelblich; Bauch rostroth überlaufen. Schwanz lang, wenig behaart, rund, und nur am Ende die Haare zweyzeilig, sonst wie der Körper gefärbt; Haare an den Ohren kurz und rostfarben.

Länge des Körpers und Kopfs 7½ Zoll; des Schwanzes 9 Zoll.

Dieß ist eins der wenigen Eichhörner, welche das südliche Amerika bewohnen; man findet es in Gujana und Brasilien auf Palmen, von deren Früchten es sich vorzüglich nährt. Obschon es vortrefflich klettert, so bleibt es doch nicht immer auf Bäumen, sondern lauft auch auf dem Boden fort. (Abbildung nach der Natur.)

Die übrigen Arten der Eichhörner sind, in Europa: Das Alpeneichhorn, Sciur. alpinus; in den Pyrenäen, in Amerika. Das Coquallin, Sciur. variegatus; in Mexico. Das Rothbauchige, Sciur. rufiventer; das Schwarze, Sciur. niger; das Langschwänzige, Sciur. magnicaudatus; das Vierstreifige, Sciur. quadrivittatus; das Seitenstreifige, Sciur. lateralis; das Weißlinige Sciur. grammurus; alle in Nordamerika. In Asien. Das Georgische, Sciur. anomalus; Georgien. Größtes, Sciur. maximus; Malabar. Ceilonisches, Sciur. ceiloniensis; Ceilon. Prevostisches, Sciur. Prevostii; Indien. Leschenaultisches, Sciur. Leschenaultii; Java. Zweyfarbiges, Sciur. bicolor; Java. Zweyliniges, Sciur. bilineatus; Java. Zweybandiges, Sciur. bivittatus; Sumatra. Ausgezeichnetes, Sciur. insignis; Sumatra. Persisches? Sciur. persicus? Gilan. Indisches? Sciur. indicus? Indien. Paradies-Eichhorn? Sciur. paradisiacus? Java. Rothbauchiges? Sciur. erythraeus? Indien, in Afrika. Madagascarisches, Sciur. madagascariensis; Madagascar. Barbarisches, Sciur. getulus; Nordafrika. Palmeichhorn, Sciur. palmarum. Weißbindiges, Sciur. albovittatus; Cap. Geringeltes, Sciur. annulatus; Vaterland unbekannt. Kleines, Sciur. pusillus; Südamerika. Gelbes, Sciur. flavus; Vaterland unbekannt. Granadisches, Sciur. granatensis; Neugranada. Der Tupaje, Sciur. bivittatus; Sumatra. Der Lary, Sciur. insignis; Sumatra.

18te Gatt. Backenhörnchen. Tamias. (Illig.)

Tamias.

Der Zahnbau ganz wie bey den Eichhörnchen, aber am Munde Backentaschen. Der Schwanz zweyzeilig.

Taf. 108. **Das gestreifte Backenhörnchen. Tamias striata.**

Le Suisse. L'Ecureuil de terre.

Der obere Theil des Kopfs graubraun rostfarb; Augenlieder weißlich; vom äußern Augenwinkel geht eine schwarze Linie bis zum Ohr; Ohren kurz, abgerundet, mit sehr feinen Haaren bedeckt, inwendig rothbraun, auswendig graubraun. Hinterhals schwarzgrau, Rücken aschgrau, schwarz und rostfarb gemischt, auf dem Kreuz ins röthlich kastanienbraune übergehend; Vorderschenkel äußerlich grauröthlich; Hinterschenkel rostroth; von der Schulter an laufen über den Rücken weg fünf parallele schwarze Streifen, davon einer mitten über den Rücken von den andern in gleicher Weite entfernt, die vier andern, je zwey und zwey, fassen einen weißgelben Streifen ein, auf dem Kreuz verlieren sich alle diese. Ganzer Unterleib schmutzig weiß. Schwanz um die Hälfte so lang als der Körper, an der Wurzel rostfarb, am übrigen Theil schwarzgrau, da alle Haare an der Spitze schwarz sind, an der Wurzel weißgelb.

Länge von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 5 Zoll; des Schwanzes 2½ Zoll.

Dieses Eichhorn wohnt nicht auf Bäumen, sondern in Höhlen, welche es gräbt; diese haben zwey Ausgänge, und eben so viel Seitengänge, worin sie Vorrath für den Winter anlegen, den sie in ihren Backentaschen eintragen. Man findet sie im nördlichen Asien, vom Flusse Kama und der Dwina bis ans Ende von Sibirien bis zum 58 Grade, und in Nordamerika von Canada bis Carolina.

Sie finden sich vorzüglich in Birken- und Nadelholzwäldern, besonders wo die Zirbelnuß und die Zederfichte in einiger Menge vorkommt. Die Bäume beklettern sie leicht, um Vorräthe zu sammeln. Ihre Wohnung schlagen sie unter den Wurzeln der Bäume auf. Außer den Saamen der verschiedenen Fichtenarten genießen sie noch mehrere andere Saamen von niedrigen Pflanzen, in Amerika Mais, Eicheln, Zwergkastanien, Wallnüsse u. s. w.; dort findet man sie bis zum 60 Grade nördlich. Sie werden zahm, doch nicht so sehr, wie die gemeinen Eichhörner.

Sie vermehren sich stark, und gebären ihre Jungen unter der Erde.

Das Fell wird wenig geachtet. (Abbildung nach Schreber.)

Zu dieser Gattung gehören: Das hudsonische Eichhorn, Tamias hudsonia; in Nordamerika und vielleicht das Louisianische? Sciurus ludovicianus; in Louisiana. Das Rothlinige, Sciur. rubrolineatus; ist wahrscheinlich eine Varietät der Hudsonischen.

19te Gatt. Flughörnchen. Pteromys.

Le Polatouche.

Zahnbau wie beym Eichhorn. Der Kopf ist etwas abgerundet; die Schnauze vorstehend. Die Ohren mittelmäßig; die Augen groß. Die Vorderfüße vierfingerig, verlängert, und mit scharfen, spitzigen Nägeln versehen; das Daumrudiment hat einen stumpfen Nagel. Die Hinterfüße sind zum Klettern eingerichtet, fünfzehig, mit scharfen Nägeln. Die Seitenhaut sehr ausgedehnt, auf beyden Seiten kurz behaart, so daß sie die Vorder- und Hinterbeine mit einander verbindet, und wenn diese Haut ausgebreitet ist, eine Art von Fallschirm bildet. Der Schwanz lang, bey einigen mit zweyzeiligen Haaren. Das Haar überhaupt weich.

Es sind nächtliche Thiere, welche von trockenen Früchten leben, wie die Eichhörnchen, mit denen sie in ihrer Lebensart vollkommen übereinstimmen.

Man findet sie in Nordeuropa, Nord- und Südasien und in Nordamerika.

Taf. 108. **Das gemeine fliegende Eichhorn. Pteromys volans.**

Polatouche de Sibérie.

Etwas kleiner als das gemeine Eichhorn. Die Schnauze kurz und dick; die Augen groß und vorspringend; die Ohren kurz und abgerundet; die Schnurrbarthaare so lang als der Kopf, steif, schwarz. Der Vorsprung der

Seitenhaut abgerundet; der Schwanz halb so lang als der Körper. Pelz weißlichgrau an den obern Theilen, und schön weiß an den untern; die Flughaut an den Seiten des Körpers mit einem graubraunen Streif; die Fußspitzen weiß; der Schwanz mit langen, aschgrauen, an der Spitze etwas dünklern Haaren besetzt. Es giebt auch ganz weiße.

Länge des Körpers und Kopfs 6 Zoll 4 Linien; des Schwanzes 3 Zoll 10 Linien.

Dieses Eichhorn findet sich in den Birkenwaldungen von Lithauen, Liefland, Finnland, Lappland, und besonders in denen von Sibirien. Am liebsten bewohnt es Birkenwaldungen, welche mit Fichtenwaldung untermischt sind, aber nicht umgekehrt Fichtenwaldungen ohne Birken.

Es lebt auch immer auf Bäumen, nistet aber in den Höhlen derselben, und bauet keine Nester, wie die andern Eichhörner. Nur des Nachts geht es aus seinen Schlupfwinkeln hervor, und schläft den ganzen Tag. Es klettert leicht, und macht vermittelst seiner Flughaut weite Sprünge von einem Baume zum andern. Diese Flughaut dient ihm aber bloß als Fallschirm, ohne daß es damit fliegen oder auch nur flattern könnte. Die Haut wird durch einen Knochen ausgespannt, und ist nichts als eine Verlängerung und Verdoppelung der Seitenhaut, welche aus zwey Blättern besteht, denen jene Knochen und die ausgebreiteten Beine, an deren Rand sie befestigt ist, als Pfeiler dienen. Ueberdieß liegen zwischen den Häuten zarte, weißliche Muskelfasern, welche vom Rücken herkommen.

Es nährt sich von Birkensaamen, Birkenknospen und Kätzchen, auch von Tannen- und Fichtensaamen, so wie von den Knospen anderer Bäume.

Die Fortpflanzung ist nicht stark; das Weibchen wirft in seinem Aufenthaltsorte in einem hohlen Baume höchstens vier Junge, welche ganz kahl und blind sind, und von ihm in die Flughaut eingehüllt werden. Sie bleiben über 14 Tage blind, und wachsen langsam. (Abbildung nach Blumenbach.)

Taf. 108. **Der Assapan.** Pteromys volucella.

L'Assapan.

Kleiner als das Europäische; der Schwanz etwas länger. Die obern Theile des Körpers sind grauröthlich überlaufen, indem die Haarwurzel grau, die Spitzen rostgelb sind. Die untern Theile sind weiß, an einigen Orten gelblich. Der Schwanz fast so lang als der Körper, oben sehr hellbraun, unten weißgelb; über den Augen steht ein weißer Fleck, und die Ränder der Flughaut sind braun. Die Schnurrbarthaare zwey Zoll lang, und schwarz.

Länge von der Schnauze bis zum Schwanz 4 Zoll 10 Linien; des Schwanzes 3 Zoll 7 Linien.

Das Vaterland dieses Thierchens sind die Wälder aller vereinigten Staaten, von Canada bis nach Virginien.

Seine Sitten gleichen denen des Europäisch-Asiatischen; es ist nächtlich, wie dieses, und nährt sich von Birkenknospen, Nüssen, Fichten und andern Saamen. (Abbildung nach Cüvier.)

20ste Gatt. Aye-Aye. Cheiromys. (Cuv.)

Aye-Aye.

Die Vorderzähne sind sehr stark, außerordentlich zusammengedrückt, in beyden Kinnladen gleich. Backenzähne $\frac{4-4}{3-3}$, die Krone platt. Die Füße fünfzehig. Die Vorderbeine kurz, mit einem abstehenden Daum, welcher aber sehr kurz ist; die übrigen Finger dagegen sind sehr lang, der mittlere außerordentlich dünne. Auch die Hinterfüße bilden wahre Hände; der Daum ist auch kurz, abstehend, mit plattem Nagel; die übrigen Finger lang, gleich dick; der Zeigefinger wie bey den Makis, kürzer, und mit einem ahlenförmigen Nagel, welcher spitziger ist, als bey den übrigen Zehen.

Der Schwanz lang und stark behaart. Zwey Säugewarzen in den Weichen. Die Schnauze kurz und spitzig, nicht gewölbt, wie bey den Nagern. Augen sehr groß, vorwärts gerichtet. Der Mund groß. Der Schedelhöhle weit. Die Augenhöhlen und Jochbeine wie bey den Loris.

Diese Gattung gehört, ihrer Zähne wegen, offenbar unter die Nager, nähert sich aber der vier Hände wegen den Makis so sehr, daß sie die ältern Systematiker und auch Desmarest unter die Vierhänder gezählt haben.

Taf. 108. **Der madagasgarische Aye-Aye.** Cheiromys madagascariensis.

Aye-Aye madegasse. (Lemur psilodactylus. Schreb.)

Der Kopf mittelmäßig groß, ziemlich rund; die Nasenlöcher nach unten stehend; Unterlippe sehr kurz; die Augen vorstehend, gerade in der Mitte zwischen Ohren und Nase; Ohren sehr groß, viel länger als breit, sehr dünne, schwarz, platt, auswendig mit einzelnen langen Haaren besetzt; Vorderzähne rein weiß. Der erste obere Backenzahn kleiner als die übrigen, etwas spitzig, fast wie ein Eckzahn. Der Schwanz so lang als der Körper, buschig, mit mehr als zwey Zoll langen Haaren bedeckt, diese sind dick, grob, braunschwarz, an der Wurzel weißlich; die Finger mit kurzen, schwärzlichen Haaren; die Nägel gelblich, lang, gekrümmt und spitzig, mit Ausnahme des Mittelfingers, welcher fast ganz nackt ist, und einen sehr kleinen Nagel hat; das Innere der Hände nackt und schwärzlich; die Brüste des Weibchens sind unten am Bauche nur ein Zoll von den Geschlechtstheilen entfernt. Büschel langer schwarzer Haare stehen unter den Augen und der Nase, an den Backen und am Kinn; Gesicht und Untertheil des Körpers weiß, gelbröthlich; auf dem Rücken und an den Extremitäten sind die Haare von zweyerley Art, ein zartes, weiches Wollhaar von weißfalber Farbe, und längere, braune Haare; die Extremitäten bräunlich rostfarb.

Dieses Thier lebt auf der Insel Madagaskar. Seine Lebensart ist nächtlich, sein Naturel sanft, seine Bewegungen träge und langsam; seine Nahrung besteht in Insecten, Würmern, Knospen und andern Pflanzentheilen, welche es mit dem sehr langen Mittelfinger der Vorderhand in den Mund stößt. Es klettert geschickt. Von seiner Fortpflanzung ist nichts bekannt. Es sieht am Tage schlecht, und schläft daher fast immer, den Kopf zwischen den Beinen, und auf der Seite liegend.

Sonnerat entdeckte dieses Thier, und die Einwohner riefen bey seiner Ansicht: Aye, Aye, daher der Nahme.

(Abbildung nach Sonnerat.)

Die zweyte Abtheilung der Nager begreift diejenigen, welchen das Schlüsselbein fehlt, oder bey welchen es unvollständig ist.

21ste Gatt. Stachelthier. Hystrix.

Porc-épic.

Die obern Vorderzähne sehr stark, vorn platt, meiselförmig endigend; die untern stark und seitlich etwas zusammengedrückt; Backenzähne $\frac{4-4}{4-4}$, mit platter Krone, und umgeben mit einer Schmelzlinie, welche mehr oder weniger tiefe Buchten auf beyden Seiten der Zähne bildet; auch bemerkt man noch einige mehr oder weniger große Kreise von Schmelzlinien auf dem Innern der Krone.

Der Kopf stark; die Schnauze sehr dick; die Ohren kurz und abgerundet. Die Zunge mit stacheligen Schuppen bedeckt. Die Vorderfüße vierzehig, mit einem Daumrudiment mit stumpfem Nagel; die hintern fünfzehig, alle mit scharfen Klauen versehen. Der Körper ist mit kürzern oder längern Stacheln, welche oft mit Haaren untermengt sind, besetzt, unten mit groben Haaren. Der Schwanz mehr oder weniger lang, bey einigen greifend.

Sie nähren sich von Vegetabilien, Früchten, Körnern und Wurzeln, graben sich Höhlen, oder verbergen sich in Baumlöchern, da einige geschickt klettern.

Man findet sie in beyden Amerika's, im südlichen Europa, in Afrika und Indien.

Herr Friedrich Cüvier hat nach dem Zahnbau aus dieser Gattung vier kleinere gemacht, welche er Acanthion, Erethizon, Synethere und Sphiggurus nennt; da aber nur der eigentliche Naturforscher diese Unterschiede bemerken kann, so ist für unsern Zweck diese Theilung unwichtig.

Die erste Abtheilung begreift die Stachelthiere mit kurzem Schwanz. Sie leben in der alten Welt.

Taf. 109. **Das gemeine Stachelthier. Hystrix cristata.**

Porc-épic commun.

Der Kopf lang, an den Seiten platt; Schnauze sehr dick, breiter als lang; die Lippen gespalten; die Augen klein; Ohren breit und kurz, gerandet; Hals dick; Körper stark; Schwanz kurz und kegelförmig. Die Stacheln auf dem Rücken sehr lang, hart, schwarzbraun und weiß geringelt, an beyden Enden zugespitzt, mit Längslinien, 9 — 10 Zoll lang; auf Kopf und Nacken eine Mähne von langen, steifen Haaren, welche einen Busch bilden; auf dem Kreuz, den Schenkeln und Seiten sind die Stacheln kürzer, am Schwanze sehr dünne, ganz hohl, 1½ Zoll lang, und schief abgeschnitten; auf Hals, dem Vorderrücken, den Schultern, der Brust, dem Bauch und den Beinen stehen nur kleine, dünne, biegsame Stacheln. Alle Haare und kleinen Stacheln sind schwarz. Beym neugebornen Thier sind ebenfalls alle Stacheln schwarz und biegsam.

Länge von der Schnauze bis zum Schwanz 1 Fuß 4½ Zoll; des Schwanzes 3 Zoll.

Das Vaterland dieses Thieres, welches wegen seinem grunzenden Ton gemeiniglich Stachelschwein heißt, ist Afrika, Indien, Persien, Griechenland, und in Italien die Gegenden von Rom und Toskana bis zu den Appeninen, Spanien. Es lebt in Höhlen, welche es sich gräbt, und nährt sich von vegetabilischen Substanzen, Wurzeln, Obst, Körnern u. s. w. Da wo es häufig ist, schadet es zuweilen in den Gärten, und macht darin durch graben und plündern große Verheerungen.

Die Haut des Stachelthiers hat inwendig, wie die des Igels, starke Muskelfasern, durch welche die Stacheln, wenn sie schon lose in der Haut zu stecken scheinen, sich leicht bewegen und aufrichten können. Ist das Thier zornig oder in Furcht, so stampft es mit den Füßen, wie der Hase, sträubt seine langen Stacheln, welche an einander anschlagen, und einen klappernden Laut hervorbringen, was dem Thiere ein furchtbares Ansehen giebt; auch kann es die Stacheln leicht auf die Seite hinwenden, wo es einen Angriff befürchtet. Sie fallen leicht aus, und keimen eben so wieder hervor, wie die Federn bey den Vögeln. Die Zähne sind furchtbar, sie beißen aber damit nicht leicht, dagegen nagen sie sich leicht durch; bey zahmen beschlägt man die Behälter mit Eisen. Jung eingefangen werden sie leicht zahm; doch bleiben sie meist furchtsam, gewöhnen sich aber leicht an ihren Herrn.

Die Tragezeit ist unbekannt; im März oder April aber wirft das Weibchen drey bis vier Junge, welche schon mit den Vorderzähnen und mit weichen Stacheln besetzt, geboren werden.

Das Fleisch des Stachelthiers wird in Italien gegessen, und daher das Thier auf den Märkten zu Rom verkauft; es soll sehr süßlich schmecken. Die Stacheln werden besonders als Stiele zu Malerpinseln gebraucht.

(Abbildung nach der Natur.)

Zu dieser Abtheilung gehören zwey noch unvollkommen bekannte Arten: die eine nennt Herr Cüvier die Daubentonische, Hist. Daubentonii; Vaterland wahrscheinlich Afrika. Die andere findet sich in Java.

Die zweyte Abtheilung begreift die Stachelthiere mit langen oder Wirbelschwänzen. Sie bewohnen die neue Welt. Die Zähne sind einfacher, und haben mehr Schmelz.

Taf. 109. **Der Cuiy. Hystrix insidiosa.**

Le Couiy.

Der Körper ist dick; die Füße kurz; Kopf kurz und abgestumpft; Schwanz an der Wurzel dick, aufwärts greifend, daher an der obern Seite nach der Spitze hin nackt, an der untern dagegen mit Borsten bedeckt; Oberlippe wenig gespalten. Augen klein, hellgraublau; Ohren klein, halb zirkelförmig, dünn, mit feinen, gelblich wolligen Haaren bedeckt. Die Füße stark und kurz, zum Klettern eingerichtet, mit vier Zehen, und zusammengedrückten, platten, gekrümmten, mittelmäßig langen Krallennägeln; an der innern Seite des Vorderfußes steht ein starker, abgerundeter Ballen mit einer kleinen Daumwarze, ebenso am Hinterfuß ein Kletterballen. Schwanz kegelförmig. Nase, Mund, Augenlieder und Ohren nackt, röthlich grau, zwischen und unter den Augen und den Backen fangen kurze Stacheln an, welche alle obern und Seitentheile des Körpers und den obern Theil des

Schwanzes bedecken. Sie sind auf dem Rücken, Schenkeln und Seiten am längsten, etwas über einen Zoll lang, hell zitronengelb, mit schwarzbraunen Spitzen und sehr feinen Wiederhäkchen, sie stecken wenig fest in der Haut. Zwischen ihnen ist ein weiches, seidenartiges, graubraunes Haar, welches noch einmal so lang als die Stacheln ist. Beine, Seiten und Bauch sind dunkel graubraun, an Stirn und Bauch ins röthliche ziehend. Der Schwanz unten mit gelbröthlichen Borsten. Fußsohlen nackt.

Länge des Körpers 14 Zoll; des Schwanzes 10 Zoll.

Das Thier lebt in ganz Brasilien und in Paraguay. Es ist langsam, lebt beständig auf Bäumen, die es sehr geschickt besteigt. Zur Paarungszeit giebt es einen starken und unangenehmen Geruch von sich. Es lauft nicht schnell, und ein Mensch kann es auf der Erde leicht einholen. Es geht auf der ganzen Sohle, und ist ein sehr träges Thier; oft bleibt es einen ganzen Tag an derselben Stelle, und bewegt sich nur, um seine Nahrung zu suchen, gemeiniglich gegen neun Uhr des Morgens und um vier Uhr Nachmittag. Fleisch frißt es nicht, aber Brod, Wurzeln, Blätter und Blumen, immer wenig, wobey es die Abwechslung liebt, auch Weidenrinde scheint ihm angenehm. Es ist ein sehr sanftes Thier, beißt nicht und beleidigt Niemand. Sein Geruch ist sehr scharf, seine Stimme ein leises, langgezogenes He. Beym Heraufsteigen bedient es sich seines Schwanzes nicht, wohl aber beym Absteigen. Dieß Thier scheint wenig Leidenschaften zu haben, ist sehr traurig und still, so daß man sagen kann, es möge kaum fressen, um zu leben.

Azara fand nur ein Junges bey einem Weibchen, welches schon stachelig war.

Sein Fleisch wird von den Wilden gegessen. (Abbildung nach Wied.)

Die übrigen Arten sind: Der Coendu, Hyst. prehensilis; Brasilien, Guiana. Der Urson, Hyst. dorsata; vereinigte Staaten. Das mexicanische Stachelthier, Hist. mexicana; Mexico. Das Stachelthier aus Paraguay, Hyst. paraguyensis; Paraguay. Schwarzes, Hyst. nycthymera; Südamerika. Haariges, Hyst. villosus; Brasilien. Halbstacheliges, Hyst. subspinosa; Südamerika.

22ste Gatt. Hase. Lepus. Lièvre.

Vorderzähne $\frac{4}{2}$, diese Zähne haben das Eigene, was man sonst an keinem andern Säugethier wahrnimmt, daß hinter den beyden obern Vorderzähnen noch zwey kleinere, schwächere stehen; die vordern sind stark, keilförmig, vorn mit einer Längsfurche, die hintern sind unmittelbar an die vordern anstehend. Die untern sind schneidend, oben gerade abgeschnitten.

Backenzähne $\frac{6-6}{5-5}$, mit platter Krone, an welcher die Schmelzleisten quer vorstehen; der hinterste Zahn oben ist sehr klein.

Der Kopf ist dick; die Schnauze dick; die Ohren sehr groß; die Augen seitlich, vorstehend und groß; das Innere des Mundes behaart. Die Vorderbeine kurz und dünne, mit fünf Zehen und scharfen Klauen; die hintern sehr lang, nur mit vier Zehen, und mittelmäßigen, wenig gebogenen Klauen; Fußsohlen behaart. Der Schwanz kurz, behaart, aufstehend und vorwärts gekrümmt. Säugewarzen sechs bis zehn.

Der Blinddarm ist ungemein groß und aufgeblasen, inwendig mit einer hautigen Scheidewand, welche der ganzen Länge nach geht. Am Scelet ist der Raum vor den Augen netzförmig durchbrochen.

Es sind nächtliche, sehr furchtsame Thiere, welche ausschließlich von Vegetabilien leben.

Sie finden sich in beyden Welten, unter allen Breitengraden. Die Arten gleichen sich sehr.

Taf. 110.

Der gemeine Hase. Lepus timidus.

Lièvre commun d'Europe.

Ohren länger als der Kopf; die hintern Extremitäten sehr lang. Der Pelz graufalb, ins bräunliche übergehend; an der Basis sind die Haare grau, in der Mitte schwarz, an der Spitze rostroth; Unterkinnlade und Bauch weiß; Ohren hinten grau, Spitze schwarz, inwendig weißlichgelb; Schwanz weiß, mit einer schwarzen Längslinie oben; Füße graufalb; Fußsohlen rostgelb.

Es giebt ganz graue und ganz weiße Varietäten.

Zuweilen soll man Hasen mit Hörnern finden, welche wie Hirschgeweihe aussehen; obschon mehrere solche Köpfe abgebildet sind, so ist die Sache selbst vielen Zweifeln unterworfen.

Länge 1 Fuß 8 — 9 Zoll; des Schwanzes 4 Zoll.

Dieser Hase ist über ganz Europa verbreitet, und da er sich überall sehr vermehrt, so ist er sehr gemein. Er hält sich bald in Wäldern und Gebüschen, bald in freyen Kornfeldern, Wiesen oder in Gärten auf, je nach der Jahrszeit, welche ihm bald hier, bald dort, mehr Nahrung und Schutz giebt. Er hat keinen bestimmten Aufenthalt. Er gehört mehr unter die Nacht- als unter die Tagthiere; doch sieht man ihn an Orten, wo er ruhig seyn kann, und gehegt wird, öfters am Tage. So sehr er auch umherschweift, so entfernt er sich ungezwungen selten weit von der Gegend wo er geboren ist.

Seine intellectuellen Fähigkeiten scheinen nicht groß, und seine Furchtsamkeit ist zum Sprüchwort geworden, und dennoch ist der Hase ein sehr listiges Thier, welches durch verschiedene Mittel sich zu retten weiß. Nie wird der Hase auf dem geraden Wege in sein Nest oder Lager gehen, sondern erst wenn er durch Gänge und Rückgänge seine Spur verstärkt hat, dann nähert er sich seitwärts dem Lager, thut etliche starke Absprünge, geht wieder etliche Schritte, und erst zuletzt macht er einen gewaltigen Sprung. Wenn frischer Schnee gefallen ist, so kann man alle die labyrinthischen Gänge, welche er macht, verfolgen. So werden die Hunde und andere Raubthiere oft getäuscht, und kommen von seiner Spur ab. Oft hat er sein Lager mitten auf dem Felde in einer tiefern Furche, da sitzt er platt auf den Boden gelegt, die Beine ganz eingezogen, die Ohren auf den Schultern ruhend, ganz still, und nur ein sehr geübtes Auge erblickt ihn zuweilen. Man kann oft ganz nahe vorübergehen, ja ihn fast treten, er bleibt ruhig liegen. Geht er aber auf, so ist sein Lauf außerordentlich schnell, und immer im Galopp ist er bald aus dem Gesicht verschwunden. Bergan kann ihn auch der beste Hund nicht einholen, aber abwärts geht er, seiner kurzen Vorderbeine wegen, langsamer. Auch schwimmen kann er gut, und in Gefahren setzt er oft über bedeutende Flüsse.

Die Nahrung des Hasen ist mancherley. Sie fressen grünes Getreide, Hafer, Gras und Heu. Klee, Kohl, Löwenzahn und mehrere gewürzhafte Doldenpflanzen suchen sie vorzüglich auf. Im Winter schälen sie die Rinde der jungen Obstbäume ab, und thun daran oft großen Schaden. In gar harten Wintern aber gehen, besonders bey gefrornem Schnee, oft viele zu Grunde.

Der Fortpflanzungstrieb ist beym Hasen sehr stark, und tritt mehrmal des Jahres ein. Die erste Begattung geschieht Ende Januars und im Februar, daher auch schon Ende März junge Hasen angetroffen werden, da die Häsin nur 30 oder 31 Tage trächtig ist. Die Männchen kämpfen zur Begattungszeit zuweilen mit einander, was sehr possirlich anzusehen ist, weil sie sich mit den Vorderfüßen tüchtig maulschelliren, indem sie sich auf die Hinterbeine setzen und drein schlagen, bis der schwächere weicht. Die Jungen werden sehend geboren und auf einem Neste von abgefallenem Laube, oder im hohen Heidegras, oder in einem gescharreten Loche geworfen. Es sind ihrer vier bis fünf, von welchen aber meistens nur zwey aufkommen, da die Häsin sehr unzärtlich gegen sie ist, und sie oft nur sechs bis acht Tage säugt. Auch das Männchen soll die Jungen oft tödten. Die Mutter ruft ihre Jungen durch Zusammenschlagen der Ohren, wodurch ein lautes Geklapper entsteht. Da sie drey bis viermal im Jahre wirft, und die Jungen des ersten Wurfs sich wieder fortpflanzen, so ist ihre Vermehrung so groß, daß sie nach einigen Jahren schon zur Landplage werden können, wenn man sie nicht vermindert; und auch die stärkste Verfolgung kann sie kaum ausrotten, wenn sie nur im Winter geschieht. Die Jungen lassen sich leicht mit Milch aufziehen, und werden einigermaßen zahm, bleiben aber immer dummscheu und furchtsam, wenn man sich nicht sehr viel mit ihnen abgiebt, und sie beständig unter Menschen sind; doch hat man sie zuweilen zu Künsten abgerichtet, sogar zu Abfeuerung kleiner Kanonen.

Der spanische Hase ist kleiner, und bildet wahrscheinlich eine eigene Art. (Abbildung nach der Natur).

Taf. 110. Der veränderliche Hase. Lepus variabilis.

Lièvre changeant.

Der Kopf ist verhältnißmäßig etwas kleiner als am gemeinen Hasen; die Ohren kürzer; die Augen liegen näher an der Nase; die Regenbogenhaut lebhaft nußbraun; die Hinterschenkel sind etwas kürzer, und so auch der Schwanz.

Die Hinterfüße haben sehr lange Zehen, und sind daher sehr breit. Von der Mitte May an ist die Farbe dieses Hasen oben silberfarb, wird aber später mehr röthlich, aber das Haar ist kürzer als am gemeinen Hasen. Gegen Ende des Septembers fangen die anfangs grauen Füße an weiß zu werden, und man bemerkt deutlich auch am Körper hin und wieder weißliche Flecken, welche immer mehr an Größe zunehmen, bis endlich im November alle Theile schnell das reinste und blendenste Weiß annehmen, bis an die Spitzen der Ohren, welche schwarz bleiben. Bey dieser Veränderung fällt das Haar nicht aus. Im Frühjahr zeigen sich auf dieselbe Art erst graue Flecken, die immer größer werden, wobey aber die Haare ausfallen. Der Schwanz bleibt immer rein weiß. Die Fußsohlen sind im Winter noch stärker behaart als beym gemeinen Hasen. Der Bauch ist im Sommer weißlichgrau.

Länge 2 Fuß 4 Zoll; des Schwanzes 2 Zoll.

Dieser Hase findet sich auf den Alpen der Schweiz, in den Pyrenäen, den Appeninen und im größten Theil des nördlichen Asiens bis nach Kamtschatka, in Lappland, Finnland, Liefland und Rußland, ebenso in Grönland. Es ist aber wahrscheinlich, daß der nordische Hase vom Alpenhasen verschieden sey, und als ausgemacht anzunehmen, daß der grönländische Eishase eine eigene Art, bilde. Dieser soll immer weiß bleiben.

Das Ansehen des veränderlichen Hasen ist munterer, seine Bewegungen weniger dummschen; die Backen sind breiter als beym gemeinen Hasen.

Er lebt auf den höchsten Alpen immer über der Holzregion, und nur der tiefste Schnee kann ihn in die Thäler herabtreiben; er sucht dann sein Futter an den vom Schnee entblößten Stellen, geht aber auf die Höhen zurück, sobald nur immer die Umstände es erlauben. Zuweilen gräbt er sich unter den Schnee und weidet unter demselben, so daß er Tage lang nicht zum Vorschein kommt. Sonst liegt er am Tage hinter oder unter ausgehöhlten Steinen, oder bey schönem Wetter auch wohl auf denselben. Beunruhigt versteckt er sich in Felsenritzen. Im Winter ziehen sie sich oft nach den Heuhütten, und suchen hineinzukommen, wo sie sich dann im Heu lagern, oder sie gehen den Orten nach, wo man etwa Heu getragen hat, um das abgefallene aufzusuchen. Im Frühsommer liegen sie im Grase, ziehen aber immer höher, so wie der Schnee schmilzt.

Die Nahrung besteht aus den besten Alpenpflanzen, besonders der Klee- und Löwenzahnarten, aus den Rinden der Zwergweiden, und im Winter wahrscheinlich aus Wurzeln.

Die erste Paarungszeit fällt in den März, und der zweyte Wurf geschieht im Juli oder August. Jeder besteht aus zwey bis fünf Jungen, welche in der Farbe denen der gemeinen Hasen gleichen; nur fehlt ihnen der weiße Fleck auf der Stirne, welchen diese haben. Sie wachsen schnell und werden nicht lange gesäugt. Bald wissen sie sich in Löchern zu verbergen.

Feinde hat dieser Hase außer dem Menschen an Füchsen, Mardern, Iltisen und großen Raubvögeln. Das Jagen mit Hunden kann bey diesem Thier selten angewandt werden; meist wird er im Winter, wenn neuer Schnee fällt, ausgefährtet und im Lager geschossen. Ueber den Schnee lauft er übrigens leicht weg, indem er seine breiten Hinterfüße ausspreizt und so getragen wird. Sein Fleisch schmeckt eben so wie das des gemeinen Hasen, aber sein Balg ist schlechter und wird weniger gesucht. (Abbildung nach der Natur.)

Taf. 110. **Das Kaninchen.** Lepus cuniculus.

Le Lapin.

Die Ohren und Hinterbeine kürzer als beym Hasen. Das Haar weich und sanft. Die Farbe am wilden Kaninchen grauröthlich, auf dem Nacken ein rostfarber Fleck; Ohren grau, ohne schwarze Spitze; Gurgel und Bauch weißlich. Das Fleisch ist beym Kaninchen weiß, bey den Hasen schwarz. Der Schwanz oben braun, unten weiß. Das zahme Kaninchen varirt in der Farbe in weiß, schwarz, grau, hasenfarbig und gefleckt. Die Ohren sind immer größer als beym wilden, und manchmal länger als beym Hasen.

Das angorische Kaninchen hat sehr lange, seidenartige Haare von verschiedenen Farben.

Länge 1 Fuß 3 bis 4 Zoll; des Schwanzes 2½ Zoll.

Das Kaninchen stammt eigentlich aus Afrika und Spanien. Man findet es aber jetzt in allen sandigen Gegenden des wärmern und gemäßigten Europa, in Asien in Natolien, Caramanien und Persien. Im wilden Zustand findet es sich in kleinen Gehölzen, in trockenen sandigen Ebenen, nicht auf Gebirgen oder an steinigen Orten. Es gräbt sich weite Höhlen mit mehrern Ausgängen, sie laufen winklicht und bilden einen Ellenbogen, und jedes Paar hat seinen eigenen Bau; am Ende findet sich die Lagerkammer, deren Eingang sehr enge ist, so daß der Fuchs nicht durch kann, wenn er auch in den Eingang der Höhle wohl eindringt. Bey anhaltenden Gefahren verlassen sie eine Gegend ganz. Immer leben viele Familien in einem Bezirk.

Gewöhnlich gehen sie nur des Abends aus dem Bau, und in der Nacht ihrer Nahrung nach; sehr oft aber finden sie sich auch am Tage in den nahe an ihrer Wohnung liegenden Büschen und Gärten.

Die Nahrung besteht aus Gras, Kohl, Getreide, Wurzeln, Baumknospen und zarter Baumrinde.

Sie werfen den Sommer durch alle vier Wochen. Jeder Wurf besteht aus vier bis neun, ja sogar zuweilen aus zwölf Jungen, welche neun Tage blind bleiben. Das Lager besteht aus Grashalmen und Haaren, welche die Mutter selbst hergiebt. Ihre Vermehrung ist außerordentlich, und man hat ausgerechnet, daß ein Paar in vier Jahren sich zu einer halben Million vermehren kann, da sie in warmen Gegenden wohl siebenmal werfen, und die Jungen sich im fünften Monat schon wieder vermehren. Sie können daher zur wahren Landplage werden, und haben Holland durch Durchgrabung der Dämme schon mehrmal in große Gefahr gesetzt. Sie laufen anfangs schneller als die Hasen, halten es aber nicht so lange aus. Oft trommeln und klatschen sie mit den Hinterfüßen, stehen auf dieselben und bäumen sich, wobey sie mit den Vorderpfoten sich putzen.

Feinde hat dieses Thier an Hunden, Katzen, Füchsen, Mardern, Iltisen, Wieseln und großen Raubvögeln. Das Frett, dem Iltis sehr nahe verwandt, ist der ärgste Feind, und wird einzig für diese Jagd erzogen, welche man frettiren nennt. Man läßt es mit einem Maulkorbe versehen, (damit es die Kaninchen nicht todt beißen könne), in die Baue hinein, stellt Netze vor die Ausgänge, und fängt so die im Schrecken Flüchtenden.

Das Fleisch wird allenthalben gegessen, und schmeckt viel besser als von den zahmen; doch sind sie nicht so wohlschmeckend als die Hasen.

Die Felle dienen zu allerley Pelzwerk.

Von diesen wilden Kaninchen stammen die zahmen, welche immer etwas größer sind, und wie alle Hausthiere sehr verschiedene Farben annehmen. Die weißen haben alle hellrothe Augen, und sind daher Schwächlinge, welche am Tage nicht gut sehen. Die sogenannten angorischen Kaninchen stammen aus der Landschaft Angora in Kleinasien, wo überhaupt das Klima den Wuchs der Haare begünstigt.

Die zahmen leben in der Vielweiberey. Das Weibchen trägt 36 Tage, und wirft vier bis acht Junge, welche nicht selten von den andern aufgefressen werden.

Jedem Knaben ist es bekannt, welche Grasarten und Pflanzen die Kaninchen vorzüglich lieben. Durch die Hausgenossenschaft haben sie ihren Trieb zum Graben fast ganz vergessen.

Die Haare der langhaarigen geben bekanntlich sehr weiche und warme Zeuge.

Merkwürdig ist es, daß es noch nie gelungen ist, Bastarde von Hasen und Kaninchen zu erhalten, obschon beyde Arten so nahe verwandt sind.

Die übrigen Arten dieser Gattung sind: Der egyptische Hase, Lepus aegyptius, Egypten, Cap der guten Hoffnung. Der amerikanische Hase, Lepus americanus; Nordamerika. Der virginische Hase, Lep. virginianus; vereinigte Staaten. Der brasilische Hase, Lep. tapeti; in Brasilien bis Paraguay. Der Eishase, Lep. glacialis; Grönland. Der Tolai, Lep. Tolai; in der Mongoley, in Daurien, in der Tartarey und in Thibet. Der javanische Hase, Lep. javanicus; in Java. (Abbildung nach der Natur.)

23ste Gatt. Hasenmaus. Lagomys. Pica.

Zahnbau wie bey den Hasen; die obern vordern Vorderzähne sind breit gebogen, in der Mitte mit einer Furche, die untern sind spitzig. Die Backenzähne sind oben platt, und haben zusammenlaufende Schmelzleisten.

Der Kopf mittelmäßig; die Schnauze ein wenig gewölbt. Die Ohren mittelmäßig, abgerundet; Augen mittelmäßig. Hinterbeine verhältnißmäßig kürzer als bey den Hasen, mit vier Zehen; Vorderfüße fünfzehig, alle unten mit langen Haaren. Kein Schwanz. Säugewarzen vier bis sechs. Die Schlüsselbeine fast vollständig.

Diese Thiere leben nach Art der Hasen; doch haben sie etwas verschiedene Gewohnheiten und lieben felsige Gegenden. Sie finden sich im nördlichen Asien.

Taf. 110. **Der Ogotona.** Lagomys ogotona.

Pica ogotone.

Der Körper stark und gedrängt; der Kopf breit; die Beine kurz und stark. Der Pelz sehr weich und blaßgrau in allen Jahrszeiten; die Augen sehr groß; die Ohren eyförmig, etwas zugespitzt, inwendig nackt und braun, auswendig blaßgrau; unterer Theil des Körpers weiß; an den Hinterschenkeln, dem Aeußern der Beine und an den Füßen gelblich; auf der Nase ein dreyeckiger weißer Fleck; die Mundgegend weiß. Die Nägel schwärzlich. Fußsohlen stark behaart, weißlich. Die Haut macht hinten nur eine leichte Erhöhung, statt des Schwanzes.

Länge von der Nase bis zum After 6½ Zoll.

In Sibirien kommt dieses Thier nur in den waldigen Gegenden über dem Baikal-See vor, wo es sehr gemein ist; dann in der ganzen mongolischen Wüste und in der chinesischen Tartarey, in felsigen und sandigen Gegenden.

Es gräbt sich Höhlen, welche einen doppelten, auch dreyfachen Zugang haben, von welchem schief zusammenlaufende Kanäle zum Nest führen. Dieses ist mit weichem Grase ausgefüttert, nicht tief. Oft verbindet eine Art Fußweg zwey benachbarte Bäume mit einander.

Zur Nahrung wählen sie die harte Rinde der Beerenbirne (Pyrus baccata), der Zwergulme (Ulmus pumila) und dann viele Kräuter, welche sie in ihre Höhlen tragen und oft ganze Canäle mit ausfüllen, besonders bey bevorstehender Kälte, daher werden sie für sichere Wetterpropheten gehalten. Im Herbst aber bilden sie vor ihren Höhlen ordentliche Heuhaufen; eine Sitte, wodurch diese Gattung sich auszeichnet, daher nennt Illiger sie Schoberthiere. Sie sind sehr lebhaft, laufen geschwind, und ihre Lebensart ist nächtlich, doch kommen sie oft auch am Tage hervor. Ihre Stimme ist ein vogelartiges, scharfes, zischendes, zwey oder dreymal wiederholtes Pfeifen.

Die Begattungszeit fällt in den April, wo sie dann drey bis vier Junge werfen.

Ihre Feinde sind Iltise, Hermeline, kleine Falken, Elstern und Eulen. (Abbildung nach Schreber.)

Die andern Arten sind: Die Alpenhasenmaus, Lag. alpinus; in Sibirien und am altaischen Gebürge. Die kleine Hasenmaus, Lag. pusillus; in der Tartarey? vielleicht auch der Cuy des Herrn Molina. Lagomys minimus, in Chili.

24ste Gatt. **Vizcazie.** Vizcacia.

Vizcache.

Vorderzähne $\frac{2}{2}$, sie sind stark, Backenzähne $\frac{4-4}{4-4}$, die Krone derselben ist flach, jeder ist aus zwey Lamellen zusammengesetzt; die Rindensubstanz umgiebt aber nicht jeden einzelnen Zahn, sondern bloß die vordere und innere Seite jeder Zahnlamelle; nur der hinterste hat noch einen zirkelförmigen Ansatz nach hinten. Dieses Zahnbaues wegen gehört die Gattung zwischen die Hasen und Meerschweinchen.

Der Kopf ist sehr dick, oben platt, und die Backen stark aufgeblasen; die Schnauze sehr stumpf; der Hals kurz; der Körper unverhältnißmäßig dick; die Ohren mittelmäßig lang, elliptisch und zugespitzt. An den Vorderfüßen sind vier, an den hintern nur drey Zehen; die Nägel lang, zum Graben geschickt. Die Fußsohlen nackt und schwielig; der Schwanz mittelmäßig lang.

Die Lebensart dieses Thiers ist nächtlich und unterirdisch.

Die Vizcazie der Pampas. Vizcacia pamparum.
La Vizcache.

Der Pelz ist hasenartig und sehr weich; die Haare am Schwanze sehr lang, bis zu 2 Zoll, doch nur auf dessen Rücken, an den Seiten sind sie kürzer. Die Farbe des obern Theils des Körpers ist dunkelbraun, weiß gemischt, da die einen Haare ganz weiß, die andern schwarz mit weißer Wurzel sind, an den Seiten heller. Alle untern Theile und das Innere der Schenkel sind weiß; die Unterkinnlade nur weißlich, und der Hals etwas dunkler. Die Schnauze ist schwarz; die Seiten des Kopfs tief schwarz; gleich hinter der Spitze der Schnauze fängt eine weißliche Linie an, welche gegen die Schnurrbarthaare lauft und sich bis hinter die Augen zieht; die Schnurrbarthaare sind bis zu 7 Zoll lang, dieß gibt dem Gesicht ein häßliches Ansehn und macht es breit; auch sind sie überdem sehr hart, und gröber als beym Schwein.

Die Länge des Thiers bis zum Schwanz beträgt 30 Zoll, des Schwanzes 8 Zoll, Schulterhöhe 16 Zoll, Kreuzhöhe 14 Zoll.

Dieses Thier, von welchem man noch keine Abbildung hat, wurde bald den Hasen, bald den Murmelthieren, und bald den Cavien zugesellt, gehört aber zu keiner dieser Gattungen, sondern bildet eine eigene. Es findet sich sehr häufig um Buenos-Ayres und in den Pampas südlich bis nach Patagonien. Es hält sich in Höhlen auf, die es sich selbst gräbt, und welche eine sehr große Menge Ausgänge haben, die im Umkreise von etwa 50 Fuß auslaufen. Hier leben sie in Familien beysammen, und verlassen die Wohnungen nur des Nachts. Sie sind sehr reinlich, und legen den Unrath an einem eigenen Ort in ihren Höhlen ab; haben aber die sonderbare Gewohnheit, vor denselben einen Haufen trockener Holzstücke, Knospen und dürre Blätter anzusammeln, ohne daß man davon einen Grund angeben könnte.

Ihr Gang ist nicht so springend wie bey den Hasen, und nicht so schnell wie bey den Kaninchen; doch holen die Hunde sie nicht leicht ein. Man schießt sie auf dem Anstand, allein man giebt sich selten mit ihrer Jagd ab, wenn sie nicht in Gärten oder Wiesen Schaden anrichten. Obschon ihr Fleisch weiß und schmackhaft ist, so wird es doch gewöhnlich nicht gegessen. Man treibt sie auch mit Wasser aus ihren Löchern und schlägt sie todt, wenn sie herauskommen.

25ste Gatt. Capybara. Hydrochoerus. Cabiai.

Vorderzähne sehr stark, die obern mit einer Längsfurche auf der vordern Seite. Backenzähne $\frac{5-5}{4-4}$, sie sind aus Schmelzleisten zusammengesetzt; der letzte Zahn, sowohl oben als unten, ist eben so groß als die übrigen alle zusammen, und besteht aus einem Dutzend Schmelzleisten, welche schief aber unter sich parallel laufen. Die vordern zeigen zwey oder drey gegabelte Leisten, welche oben am innern Rand, unten am äußern zusammenstoßen.

Der Kopf stark; die Schnauze aufgetrieben; die Augen sehr groß; die Ohren abgerundet, mittelmäßig. Die Vorderfüße mit vier, die hintern nur mit drey Zehen, alle unter sich durch eine Haut verbunden. Kein Schwanz. Zwölf Säugewarzen. Das Haar dünn und grob.

Taf. 111. **Das Flußschwein. Hydrochoerus capybara.**
Cabiai capybara.

Der Körper ist dicker als bey einem Schwein. Die Augen sind sehr groß, und viel näher den Ohren als der Nase. Der Kopf ist dick, lang, an den Seiten platt; die Schnauze ist dicker als breit; die Nase rund; die Ohren kurz, abgerundet, gerade, nackt, an der Spitze ausgeschnitten; der Hals dick und kurz; der Körper gedrängt; die Beine kurz; die Hinterfüße fast sohlengängig, stärker als die vordern. Das Haar dünne stehend, borstig, doch feiner als beym Schwein; auf dem Kopf, dem Körper und den äußern Schenkeln an der Wurzel schwarz, gegen

die Spitze mit falben Ringen, Spitze schwarz; ein Kreis um die Augen; am untern Theile des Kopfs und Körpers und am Innern der Glieder falb; Schnurrbärte schwarz; die Haare auf dem Rücken mehr als 2½ Zoll lang.

Ganze Körperlänge 2 Fuß 8 Zoll.

Es ist das größte Thier aus der Familie der Nager, und findet sich an den Ufern aller Ströme des südlichen Amerika's, besonders in Brasilien, Gujana und Paraguay's.

Der Capybara ist ein halbes Wasserthier, welches eine große Zeit seines Lebens im Wasser zubringt. Er schwimmt vortrefflich und taucht gut; dagegen ist sein Gang auf dem Lande langsam und träge, und selten entfernt er sich über hundert Schritte davon. Wird er erschreckt, so schreyt er aus vollem Halse Ape, dann stürzt er sich ins Wasser, wobey er schwimmend nur die Nase vorstreckt; wird die Gefahr noch größer, oder ist er verwundet, so taucht er unter und kommt an einem andern Orte wieder ans Ufer, da er nicht lange unter dem Wasser aushalten kann. Sie leben in Familien beysammen, und verlassen ihren Aufenthalt nicht leicht; doch reisen sie zuweilen von einem Fluß oder See zum andern. Seinen Aufenthalt verräth er durch seinen Koth, welcher verlängerte Klumpen bildet.

Die Nahrung des Capybara besteht durchaus aus Vegetabilien, und es ist falsch, daß er Fische fresse; besonders liebt er die Wassermelonen. Er gräbt sich nicht in die Erde, bringt aber einen großen Theil seines Lebens in sitzender Stellung zu, und ist des Nachts viel unruhiger als am Tage. Sein Naturel ist sanft und friedliebend. Jung läßt er sich ohne alle Mühe zähmen, und thut durchaus Niemandem etwas zu leide; läßt man ihn frey, so kommt er von selbst wieder nach Hause, folgt auf den Ruf seines Herrn, und läßt sich gerne kratzen.

In einem Lager von Stroh wirft das Weibchen vier bis acht Junge.

Das Fleisch der Jungen und Alten ist vortrefflich und zart, und soll wie Schweinfleisch schmecken.

Mit so wenigen Vertheidigungsmitteln würde der Capybara bald sich sehr vermindern müssen, da er zahlreiche Feinde hat; allein seine starke Vermehrung erhält die Art. Der Jaguar und die übrigen amerikanischen Katzenarten nähren sich besonders von diesen Thieren; auch die Boaschlangen sind ihnen gefährlich.

(Abbildung nach Schreber.)

26ste Gatt. Meerschweinchen. Cavia. Cobaye.

Obere Vorderzähne ohne Längsfurche, die untern schmal, lang und scharf. Backenzähne $\frac{4-4}{4-4}$, mit platter Krone aus Schmelzleisten bestehend, welche um den Zahn herumlaufen und inwendig ein lateinisches W bilden, die Winkel stehen oben nach außen, bey den untern nach innen.

Die Schnauze ziemlich stumpf, niedrig. Die Augen ziemlich groß und vorspringend. Die Ohren abgerundet und mittelmäßig. Die Beine kurz; die Vorderfüße mit vier, die hintern mit drey Zehen. Kein Schwanz.

Taf. 110.

Das gemeine Meerschweinchen. Cavia cobaya.

Cabaye cochon d'Inde.

Beym wilden Urstamm ist der Pelz gelbröthlich braun. Die Haare glänzend, dicht, seidenartig, lang, am After kürzer, am Bauche blaß gelblichgrau, an den Vorderfüßen silberfarb. Durch die Zähmung hat das Thier meist ein geflecktes Fell bekommen, und man sieht sehr selten einfärbige. Die meisten sind mit schwarzen, rothen und weißen, oder auch nur von rostrothen und weißen, oder nur von weißen und schwarzen, unregelmäßigen Flecken bezeichnet. Das Hasengrau der wilden, welches man Aperea nennt, hat sich ganz verloren; doch soll es auch unter den wilden ganz weiße geben. Das Haar ist grob und nicht dicht stehend, aber kurz, anliegend und glänzend.

Das wilde Meerschweinchen lebt in Brasilien und Paraguay, und wurde von da nach Europa gebracht und gezähmt. Sie leben in ihrem Vaterland in steinigen Gegenden, welche mit Dornen und Buschwerk besetzt sind, oder in dichtem Grase, unter Hecken, und ohne sich Höhlen zu graben. Sie fressen alle Arten von Pflanzen,

und selbst Fleisch; gehen aber nur des Nachts auf Nahrung aus. Sie haben dieselbe Stimme wie die zahmen, sollen nur einmal im Jahr werfen, und jedesmal nicht mehr als ein oder zwey. Sie haben auch nur zwey Säugewarzen. Die wilden Indianer, welche ihr Fleisch sehr lieben, fangen sie bey Hunderten, wenn sie bey Ueberschwemmungen gezwungen werden, sich auf Hügel zu flüchten. Sie werden leicht zahm.

Die nach Europa verpflanzten zahmen Meerschweinchen verlangen einen trockenen, warmen und geräumigen Stall, welcher im Winter sehr warm seyn muß; sonst gehen sie zu Grunde. Sie sind sehr lebhaft und nicht einen Augenblick ruhig; zwar gesellig, doch zanken sie sich zuweilen, grunzen und quicken den ganzen Tag, und wenn so Junge und Alte beysammen sitzen, rein und grob quicken, so ist es, als ob sie mit einander sprächen. Sie genießen alles, wie die Hausmäuse, auf den Hinterbeinen sitzend. Einerley Speisen werden sie bald überdrüssig, obgleich sie keine Kostverächter sind, und alles das fressen, was die Kaninchen. Sie laufen schnell, schlafen oft, aber nicht lange. Männchen und Weibchen sind sehr zärtlich gegen einander, lecken und kämmen sich oft. Wenn sie böse sind, knirschen sie mit den Zähnen, grunzen, stampfen mit den Füßen, schlagen hinten aus und beißen sich auch.

Die zahmen unterscheiden sich durch ihre große Fruchtbarkeit von den wilden, denn sie werfen den Sommer durch alle zwey Monate, und tragen vier Wochen. Der Wurf erstreckt sich von vier bis auf zwölf, und noch im ersten Jahr pflanzen sich die Jungen wieder fort. Sie werden sehend geboren, und laufen gleich nach der Geburt. Der Vater frißt sie zuweilen auf, wenn sie noch klein sind.

Man ißt sie bey uns selten, und ihr Fleisch ist unschmackhaft. Katzen und Hunde beißen sie todt.

(Abbidung nach der Natur.)

Taf. 110. Das Felsen-Meerschweinchen. Cavia rupestris. (Wied.)

Cobaye de roche.

Schlanker und größer als das gemeine. Die Mahlflächen der Backenzähne stellen zwey spitzwinklichte, an einander liegende Dreyecke dar. In der Gestalt gleicht es dem Aperana; der Kopf ist aber länglicher und schlanker. Das Haar dicht, kurz, glatt, weich, wie bey den Mäusen, etwas glänzend, oben aschgrau, schwärzlich und gelbröthlich gemischt, auf dem Rücken mehr schwärzlich. Gegend um Nase und Augen, und die äußere Seite der Füße hellgelblich überlaufen. Unterseite des Kopfs bis zur Kehle weißlich; am Hals graugeblich; Unterleib weiß; After und Hinterseite der Schenkel hell rostfarb.

Länge 13 Zoll.

Dieses Meerschweinchen lebt in Brasilien in Steintrümmern und Felsenhöhlen, in welchen es sich verbirgt. Seine Lebensart gleicht übrigens der des gemeinen Meerschweinchens. Es ist eine der zahlreichen Entdeckungen des Prinzen von Wied. Es soll ein bis zwey Junge werfen. (Abbildung nach Wied.)

27ste Gatt. Aguti. Dasyprocta. Agouti.

Die obern Vorderzähne vorn platt, die untern spitzig, vorn abgerundet. Die Backenzähne $\frac{4-4}{4-4}$ haben eyförmige Kronen, und sind fast platt; die obern nach außen, die untern nach innen ausgeschnitten.

Der Kopf lang; Stirne platt; Schnauze dick. Augen groß und vorspringend. Ohren mittelmäßig und abgerundet oder stark verlängert. Beine sehr dünne und mager; die vordern Füße mit vier Zehen und einem Höcker statt des Daums. Die Hinterbeine viel länger; die Füße dreyzehig, mit starken Nägeln. Sohlen nackt und schwielig. Kein oder sehr kurzer Schwanz. Das Haar grob. Der Magen einfach; der Blinddarm sehr groß.

Taf. 111. **Der Aguti.** Dasyprocta aguti.
L'agouti acuti.

Der Kopf schmal; die Schnauze stark gebogen; die Oberlippe gespalten; die Ohren nackt und abgerundet; die Augen groß; die Unterkinnlade sehr kurz. Die Beine sehr dünne und mager; der Schwanz nur wie eine unbewegliche Warze. Die Farbe des Pelzes olivengrün, da die Haare braunschwarz und gelb geringelt sind; das Gelbe herrscht am Halse, an der Brust, am Bauche und auf dem Kreuz, welches überdem lebhaft rothbraun überlaufen ist; die Beine sind ebenfalls gelblich; die Füße schwarz. Die Haare auf dem Kreuz sind fast 4 Zoll lang, während die andern kaum einen lang sind. Die Haare sind grob und borstig. Die Nägel sind dick. Zwölf Säugewarzen.

Länge 8 Zoll, Schulterhöhe 10 Zoll, Kreuzhöhe 1 Fuß.

Die Agutis sind sehr häufig in Brasilien, Gujana und St. Luzie, seltener auf den andern Antillen und in Paraguay. Man trifft ihn oft weit vom Wasser selbst in trockenen Gegenden an.

Die Lebensart des Aguti ist nächtlich. Er läßt sich gar leicht zahm machen, wenn er jung gefangen wird; man hat solche, welche in Städten und Dörfern frey herumlaufen, und in dem Hause ihres Herrn ab- und zugehen. Er durchnagt alles mit seinen Zähnen, und ist daher schwer eingesperrt zu erhalten. Man findet ihn in den Wäldern, wo er sich unter umgefallenen Bäumen verbirgt, oder auch in den Löchern alter Stämme; in der Erde wühlt er aber nicht. Bindet man ihn an, so zerbeißt er die Bande im Augenblick, und wenn er frey ist, so ist immer das erste, Gesicht und Ohren mit den Vorderfüßen zu reiben. Böse ist er nicht, läßt sich kratzen, und verspreitet dabey aus Vergnügen seine Beine. Den Tag über ist er immer verborgen, und geht nur des Nachts hervor. Er lauft schnell, so daß ein Mensch ihn nicht einholen kann. Im Zorne sträubt er die langen Haare auf dem Kreuze, und stellt sie senkrecht in die Höhe; bey sehr starker Angst fallen durch die starke Zusammenziehung der Haut oft Haare aus. Ihre Stimme ist ein kurzer, sehr lauter Pfiff, der öfters wiederholt wird, besonders wenn man sie plötzlich erschreckt.

Dieses Thier ist eben so begierig nach Fleisch, als nach Wurzeln, Gras und Früchten. Es nimmt alles mit dem Munde, was es genießen will, und hält es mit den Vorderfüßen fest. Es trinkt nicht, und sein Urin ist sehr stinkend. Im Stehen krümmt es den Körper stärker als ein Kaninchen, und auf dem Kreuz ist es breiter. Wenn es auf den Hinterfüßen steht, streckt es die Vorderbeine vorwärts; der Kopf bleibt horizontal.

Azara glaubt, es werfe nur einmal des Jahres, und meist nur zwey Junge, welche blind geboren werden; nach Wied wirft es aber bis fünf Junge.

Das Fleisch des Aguti, das oft gegessen wird, ist weiß, und hat etwas vom Hasen und Kaninchen, wildert aber sehr stark. (Abbildung nach der Natur.)

Die übrigen Arten sind: Der gehaubte Aguti, Dasyprocta cristata; im französischen und holländischen Gujana. Der patagonische Aguti, Dasyp. patagonica, an den Küsten des atlantischen Ozeans, südlich von Buenos-Ayres und in Patagonien.

28ste Gatt. Paca. Coelogenys. Paca.

Vorderzähne sehr stark; die obern vorn platt und quer meiselförmig abgeschnitten; die untern etwas zusammengedrückt und vorn abgerundet. Backenzähne $\frac{4-4}{4-4}$, die Wurzel unterscheidet sich deutlich von der Krone; diese ist anfangs höckerig, wird aber durch den Gebrauch platt, und zeigt dann mehr oder minder zusammengesetzte Schmelzleisten; die obern sind sich an Größe ziemlich gleich; die untern werden vom letzten bis zum ersten Zahn immer kleiner.

Der Kopf ist dick; die Schnauze breit. Die Augen groß, mit runder Pupille. Die Ohren mittelmäßig, abgerundet. Die Nasenlöcher schief. Am Munde stehen Backentaschen; die Zunge ist weich. Die Haut der Backen faltet sich auf den Jochbogen, welche sehr vorspringend sind, und bildet eine Art von Sack, welche nach außen und unten sich öffnet. An allen Füßen fünf Zehen; der äußere und innere am Hinterfuß ist sehr klein und rudimentartig; die Klauen konisch, dick, stark, zum Graben

eingerichtet. Der Schwanz nackt, nur aus einer Warze bestehend. Vier Säugewarzen; zwey an der Brust und zwey am Bauche. Das Haar kurz, dünne und hart.

Es sind allesfressende grabende Thiere, welche in sumpfigen und seichten Gegenden leben.

Man findet sie im südlichen Amerika.

Taf. 111. **Brauner Paka.** Coelogenys brunnea.

Paca brun.

Haar kurz und grob, besonders auf dem Kopf; die Farbe umberbraun an allen obern Theilen des Körpers; ausgenommen vier bis fünf Reihen von weißlichen Flecken, welche parallel laufen, an den Schultern anfangen und auf den Hinterbacken sich endigen; diese Flecken stehen einander sehr nahe, besonders an beyden Enden, wo die Linien fast zusammen stoßen; die Reihe am Bauch vereinigt sich fast mit diesem, dessen Farbe weiß ist, so wie der untere Theil des Kopfs und Halses, und ein Theil des Innern der Glieder; Schnurrbarthaare sehr stark; Klauen weißlich.

Länge des Kopfs und Körpers 1 Fuß 9 Zoll; Höhe der Schultern 1 Fuß, des Kreuzes 1 Fuß 2 Zoll.

Man findet dieses Thier in Gujana, Brasilien, und in Paraguay, wo es aber selten ist.

Es gräbt sich Höhlen in der Nachbarschaft der Wälder, wo es aber nur einzeln leben soll. Diese Höhlen sollen drey Ausgänge haben, welche jedesmal, wenn das Thier ausgeht, mit Laub verdeckt werden. Es ist sehr reinlich und soll seinen Unrath nie innerhalb seines Baues ablegen, sondern immer heraus gehen. Seine Lebensart ist nächtlich. Es ist lebhaft und lauft schnell. Wird es verfolgt und ist Wasser in der Nähe, so stürzt es sich in dasselbe, und läßt bloß die Schnauze ob dem Wasser. In der Noth vertheidigt es sich aber gegen Hunde und andere Thiere.

Es läßt sich zähmen, will dann gern gestreichelt seyn, und leckt Bekannten die Hände, ohne zu beißen, streckt sich auf den Bauch aus, wenn es gekratzt wird. Ein kleines Geschrey drückt sein Wohlgefallen aus. Ein solches biß aber fremde Personen, konnte besonders Kinder nicht leiden, und fiel unbekannte Hunde an. Im Zorn klapperte es mit den Zähnen und grunzte. Es saß öfters lange auf den Hinterbeinen, und streichelte gern Kopf und Schnauze mit den Vorderfüßen, indem es erst dieselben beleckte, wie die Katzen thun. Es war übrigens etwas schwerfällig und träge, vielleicht wegen seiner Fettigkeit. Es nahm alle Lebensmittel, welche man ihm gab, und war sehr gefräßig. Brod, Rüben, Sellerie, Zwiebeln, Knoblauch, Wurzeln, Kohl und andere Kräuter waren nach seinem Geschmacke, selbst Baumrinde; Obst und Zucker zog es allem vor, und aus dem Stroh, welches ihm gegeben wurde, suchte es die Körner hervor. Fleisch fraß es wenig. Es soff wie ein Hund, leckend. Der Urin war dick und übelriechend; der Koth wie beym Hasen. Gegen Kälte war es nicht sehr empfindlich.

Ueber seine Fortpflanzung weiß man sehr wenig, es soll zwey Junge werfen. (Abbildung nach Cüvier.)

In den Zuckerfeldern soll es viel schaden. Sein Fleisch wird gegessen und schmeckt gut.

Die andere Art ist das rothgelbe Paka, Coelogenys fulva; in Cayenne und Brasilien.

Fünfte Ordnung der Säugethiere.

Zahnlose. Edentata. E'dentés.

Sie haben keine Vorderzähne, weder oben noch unten; bey einigen sind Eckzähne und Backenzähne, bey andern nur Backenzähne, und endlich bey einigen gar keine Zähne.

Die vier Extremitäten sind an den Zehen mit großen und scharfen Nägeln bewaffnet.

Die Augen- und Schläfengrube ist vereinigt.

Die Nahrung besteht aus Pflanzen bey den einen, aus Insecten und Fleisch bey den andern.

Es sind Thiere, welche meistentheils einen langsamen Gang haben, überhaupt in ihren Bewegungen träge sind; die einen klettern auf Bäume, die andern graben sich in die Erde.

Sie finden sich in Südamerika, in Südafrika, auf den Inseln des indischen Archipels und in Neuholland.

Man kann sie in mehrere Gruppen theilen.

Erste Gruppe.

Langsamgehende. Tardigrada.

Das Gesicht ist kurz. Zähne. Entweder Eckzähne und Backenzähne, oder nur Backenzähne. Die Klauen sehr lang und gebogen.

Vaterland Südamerika.

1ste Gatt. Faulthier. Bradypus. Paresseux.

Eckzähne $\frac{1-1}{1-1}$, sie sind länger als die Backenzähne, pyramidalisch und ziemlich spitzig. Backenzähne $\frac{4-4}{3-3}$, sie sind bey jungen Thieren kegelförmig, bey alten walzig, oben abgeschnitten, mit ausgehöhlter Krone.

Der Kopf ist klein, rund; die Schnauze kurz, wie abgeschnitten; der Hals kurz. Die Augen von einander entfernt, nach vorn sehend. Die Nasenlöcher etwas auswärts, an der Spitze der Schnauze stehend. Die äußern Ohren sehr kurz. Die vordern Extremitäten länger als die hintern, sehr schlank, am Ende mit zwey oder drey durch eine Haut ganz verbundene Zehen; die Klauen sehr stark, zusammengedrückt, gebogen, und unten in eine Rinne ausgehöhlt. Die Hinterbeine dreyzehig, die Nägel wie an den Vorderfüßen, kein oder ein sehr kurzer Schwanz. Zwey Säugewarzen an der Brust. Die Haare dicht stehend, lang, trocken, wie abgestorben, an der Spitze dicker als an der Wurzel; am Vorderarm sind sie nach den Ellenbogen gerichtet.

Der Magen häutig, durch Falten in mehrere Säcke oder Lappen getheilt, allein das Thier wiederkauet nicht. Der Darmkanal sehr kurz. Kein Blinddarm, aber eine Cloake wie bey den Vögeln. Eine Art hat 9 Halswirbel, das Becken ist sehr breit, und die Einlenkung der Hinterschenkel sehr weit nach hinten. Der Fuß ist schief mit dem Unterschenkel eingelenkt. Die Zehen haben sehr wenig Beweglichkeit.

Diese Gattung findet sich nur in den wärmsten Gegenden von Südamerika, besonders in Brasilien, und zwar in den dunkeln, von civilisirten Menschen nicht besuchten Urwäldern, besonders wo es etwas sumpfig ist. Meist sind es Indianer und Neger, welche das Faulthier fangen und den Weißen bringen.

Die Lebensart dieses Thieres ist mit den sonderbarsten und abentheuerlichsten Fabeln entstellt worden. Selbst Büffon hat sich einer großen Uebertreibung schuldig gemacht, und das Faulthier als das elendeste Geschöpf dargestellt. Seine Worte sind zu merkwürdig, als daß wir sie nicht anführen sollten: „Wenn die Natur (sagt er) sich gleichsam erschöpft hat, die zahlreichen Sippen von Affen zu erschaffen, so hat sie dagegen nichts auf das Faulthier verwandt; weniger träg als elend, ist es ganz vernachläßigt in seiner Bildung, aus welcher diese Trägheit, diese Verlassenheit, und das beständige Elend hervorgehen mußte. Gebunden, nicht an ein Land, aber an eine Erdscholle oder an einen Baum, vertrauert es sein langweiliges und schmerzhaftes Leben, und verkündigt sein Elend durch den traurigen Ton, welchen es nur des Nachts ausstößt. Wenn die Länder, welche das Faulthier bewohnt, stärker bevölkert wären, lange schon wäre die Gattung verschwunden. Unter allen Wesen, welche Fleisch und Blut haben, ist das Faulthier das erbärmlichste; es ist ein Monstrum, von der Natur gleichsam zum Spotte geschaffen. Auch hier einen Zweck voraussetzen, den die Natur im Auge gehabt habe, als sie dieses Thier bildete, oder dieses Machwerk derselben als vollkommen ansehn, heißt dieselbe durch ein Vergrößerungsglas betrachten, und ihr mehr zuschreiben, als sie nicht leistete. Indeß, durfte sie nicht auch Thiere erschaffen, welche dem Elend gewidmet sind? da doch auch der größte Theil der Menschheit, von der Geburt an, zum Unglück und Elend bestimmt ist, welches freylich mehr durch eigene Schuld, als durch Schuld der Natur herbeygezogen wird. Vielleicht ist diese unglückliche Gattung die einzige, welche die Natur gleichsam in übler Laune geschaffen, und als Stiefkind von Geburt an zum Elend bestimmt hat!“ Wer muß nicht bedauern, daß ein so großer Mann, wie Büffon wirklich ist, sich solche Verirrungen der Phantasie zu Schulden kommen läßt, daß ein Naturforscher so denken konnte.

Das Faulthier lebt ganz gewiß in seiner Art so glücklich, als irgend ein anderes Thier, es ist für seine Bedürfnisse so vollkommen gebaut, als jedes andere Geschöpf, und seine außerordentliche Langsamkeit ist gar sehr übertrieben worden. Es ist durchaus falsch, daß das Faulthier in einem beständigen Nothzustande sich befinde, daß es eine ganze Stunde brauche, um auf einen Baum zu klettern, daß es sich die Mühe nicht nehme, herabzugehen, sondern wenn es einen Baum kahl gefressen, sich zusammenkugele und auf den Boden fallen lasse. Alles dieses gehört in's Reich der Fabeln, welche von einem Buche ins andere sind nachgeschrieben worden.

Die Wahrheit ist die, das Faulthier ist ein Baumthier, es wird auf den Bäumen geboren, lebt immer auf denselben bis zu seinem Tode, und geht nie auf die Erde, als wenn es durch Zufall dahin kommt. Geschieht dieß, dann freylich geräth es in Noth, denn auf dem glatten Boden kann es durchaus nicht fortkommen; seine Arme sind zu lang, und seine Hinterbeine zu kurz und so weit hinten eingelenkt, daß sie gleichsam verschroben da stehen, und alle vier Extremitäten sind durch ihre Lage vollkommen unfähig in perpendicularer Richtung zu wirken. Setzt man es auf die platte Erde, so ruht der Bauch auf dem Boden, daher kann es, wenn keine Vorragungen da sind, gar nicht weiter kommen. Allein jeder Stein, jede Graswurzel genügt ihm; es bewegt seine Arme nach allen Richtungen, um etwas zu finden woran es sich halten kann, und wenn ihm dieß gelungen, so zieht es sich vorwärts, und setzt seinen Weg fort, aber auf eine so langsame und ungeschickte Weise, daß es daher seinen Namen erhalten hat. Blicke und Bewegungen zeigen deutlich seine Unbehaglichkeit an, und wenn der Weg platt getreten ist, so ist es in großer Angst. Es eilt daher so schnell es kann, einem erhobenen Gegenstand zu, kriecht z. B. in einem Zimmer an eine Stuhllehne, oder auf die Kante einer Thüre, zieht dann alle vier Beine an sich, und ruht so Stunden ja Tage lang auf einem Fleck, zeigt aber auch hier durch Schreyen, daß es noch nicht ganz bequem sey. Ganz anders ist es, wenn es klettern kann. Herr Freycinet hatte auf seinem Schiffe, mit welchem er die Reise um die Welt machte, ein Faulthier, und man sah dasselbe in zwanzig Minuten an dem Tackelwerk des hundert und zwanzig Fuß hohen Mastes denselben erklimmen. Eines Tages stürzte es sich sogar von freyen Stücken ins Wasser, und schwamm sehr gut, hielt den Kopf über dasselbe, und bewegte seine Glieder viel schneller, als beym Klettern. Nie verläßt es daher im wilden Zustand die Bäume, wenn es nicht durch Gewalt oder Zufall dazu gezwungen wird. Es bewegt sich an den Zweigen hängend, ruht daran hängend, und schläft daran hängend. Um dieß letztere zu thun, hängt es sich an einen mit der Erde parallel laufenden Ast, indem es mit dem einem Arm denselben ergreift, dann den andern nachbringt, so daß alle vier Beine in einer Reihe stehen; so ruht es vollkommen. Eben so geht es beym Aufwärtsklettern.

Da diese Thiere die dichtesten Wälder bewohnen, wo die Bäume an einander stoßen, so ist kein Grund vorhanden, warum sie sich auf einen einzelnen Baum beschränken müßten, und diesen allein kahl fressen sollten. Man findet daher keine solche entlaubten Bäume, und sie würden auch einen solchen nicht einmal kahl fressen können; die Vegetation ist so stark, daß sie wieder von vorn anfangen könnten, wenn sie fertig wären. Bey stillem Wetter hält es sich ruhig, aber wenn der Wind sich erhebt, so schieben sich die Aeste der benachbarten Bäume unter einander, und dann ergreift sie das Faulthier und klettert herüber. Auch sind die Bäume meist mit rankenden Pflanzen so verkettet, daß es auch auf diesen, wie auf einer Brücke, leicht von einem zum andern gelangen kann. Es führt bey dieser Wanderung einen ordentlichen Schritt, ohne indeß sehr schnell zu seyn. Da der Wind sich gewöhnlich erst um 10 Uhr Morgens erhebt, so kann es alle Tage um diese Zeit seine Wanderung beginnen, an dem einen Orte frühstücken, an dem andern aber Mittagessen, und an einem dritten schlafen.

Seine liebste Nahrung sind die Blätter des Ambaibabaumes (Cecropia peltata); die meisten andern Pflanzen nahm ein Gefangenes gar nicht an, nur Sellerie genoß es, wenn man ihm die Blätter ins Maul schob. Es soll aber sehr lange hungern können. Ulloa will sogar ein Faulthier 40 Tage lang aufhängend gesehen haben, ohne zu fressen. Einen, auf ein am Boden liegendes Faulthier, gehetzten Hund, ergriff dasselbe so fest, daß er ihm gar nichts thun konnte. Sein Leben soll überhaupt sehr zähe, und seine Unempfindlichkeit unglaublich groß seyn.

Sein Geschrey ist kläglich, welches es besonders des Nachts ausstößt, oder wenn es auf dem Boden mühselig fortkriecht. Alle bekannten Arten werfen nur ein Junges, welches die Mutter meist auf dem Rücken trägt, auf dem es sich fest anklammert. Die Geschlechtstheile sind wie bey ähnlichen Thieren gebildet.

Taf. 112. Gemeines Faulthier. Bradypus tridactylus. L'Ai.

Die Vorderbeine doppelt so lang als die hintern. Das Gesicht ist nackt und schwärzlich, an Mund und Nase mit einzelnen weißen Härchen. Das Haar des Körpers von zweyerley Art; zu unterst eine dichte Wolle, kurz und sehr fein; darüber ein langes, trockenes, wie abgestorbenes, etwas plattes Haar. Die Farbe ist ein blasses röthlich aschgrau, am Bauche silbergrau; die Haare oft mit blaßgelblichen weißen Spitzen versehen. Auf jeder Seite des Rückens zieht sich von den Schultern bis in die Schwanzgegend, ein zuweilen sehr deutlicher, zuweilen etwas undeutlicher breiter Längsstreif von weißlicher Farbe hinab. Vor der Stirn hin, bis über die Augen weg, geht eine breite weißliche Binde. An jedem Fuße sind drey Klauen von gelblicher oder bräunlicher Farbe. Auf dem Rücken bemerkt man oft hellere graugelbe Flecken, besonders bey Weibchen, welche vom Urin der Jungen herzukommen scheinen.

Ganze Länge 19½ Zoll; der Schwanz 1½ Zoll.

Diese Faulthiere leben in den Wäldern von Brasilien, doch nicht weiter südlich als bis zum Flusse St. Mattheus. Man findet sie auf hohen und niedern Bäumen, nur selten überrascht man sie auf der Erde. Ihre Stimme hört man selten, und nur wenn sie beunruhigt werden; auch hat der Prinz von Wied diese Stimme nie in der Nacht gehört, es ist ein feiner kurzer Ton, der gar nicht gleichlautend mit dem Worte „Ai" ist, und nur eintönig sich hören läßt.

Man findet sie auf vielen Waldbäumen, hoch oben in dem dichtesten Theil der Krone. Neben den Blättern der Cecropia fressen sie noch viele andere, besonders auch die Blätter des Sapadillbaumes (Achras sapota.) Sie können lange hungern, und haben ein sehr zähes Leben. Oft ist man genöthigt, viele Flintenschüsse zu thun, um ein solches Thier von einem Baume herabzuschießen. Auf dem Boden geschehen seine wahrhaft komischen, langsamen Bewegungen, mit einem stupiden, kläglichen Ausdrucke; die matten, kleinen, feuchten Augen sind ohne Glanz und Leben; der lange Hals mit dem kleinen Kopfe wird hoch ausgestreckt; der Vorderkörper ist etwas aufgerichtet, und einer der Arme bewegt sich sogleich langsam, und gleichsam mechanisch mit den langen Klauen im Halbzirkel gegen die Brust hin, um den Feind zu umklammern, dieses ist die einzige Vertheidigung dieses hülflosen Thieres. Die Stärke ihrer Arme ist indeß beträchtlich, und nur mit Mühe kann man sich von ihnen befreyen.

Das Junge ist ungefleckt, und klammert sich mit seinen starken Klauen auf dem zottigen Rücken der Mutter fest an, und läßt sich auf diese Art von ihr herumtragen, bis es schon stark genug ist, sich selbst zu helfen. Seine Stimme gleicht der der Mutter vollkommen, nur ist sie viel schwächer.

Zur Jagd bedarf man langer, scharfschießender Flinten, welche mit einem starken Schuß groben Schrotes geladen sind. Das verwundete Thier verändert seine Stellung nicht, und klammert sich so fest an, daß nur der Tod oder die gänzliche Zerstörung der Beine es herabfallen machen. Die Wilden schießen sie mit Pfeilen, oder steigen auf den Baum und reißen sie herab. Wilde, Neger und Weiße essen ihr Fleisch.

Die übrigen Arten sind: Das Faulthier mit dem schwarzen Nacken, Bradypus torquatus; Brasilien. Das gefleckte Faulthier, Bradypus variegatus; Brasilien? Der Ueno, Bradypus didactylus; Brasilien und Gujana.

In der Vorwelt gab es Thiere, welche sich den Faulthieren näherten, aber viel größer, fast wie Nashörner waren. Sie bilden die

2te Gatt. Großthier. Megatherium. (Cuv.)

Megalonyx. (Jefferson.) Mégathère.

Weder Vorder- noch Eckzähne; die Backenzähne $\frac{4-4}{4-4}$, haben eine platte, mit Hügelchen versehene Krone, welche bey der einen Art quer nach der Richtung der Kinnladen laufen; bey der andern Art sind die Zähne walzenförmig, in der Mitte hohl und mit umgebogenen Rändern. Die Jochbogen sind ganz, und am vordern Theil mit einem starken nach unten stehenden Vorsprung, wie bey den Faul

thieren. Die aufsteigenden Aeste der Unterkinnlade sind sehr breit, und der vorspringende Winkel mit einer Rinne. Die Nasenbeine sehr kurz. Die Oberkieferknochen sehr verlängert. Sieben Hals-, sechs Rücken- und drey Lendenwinkel. Der Schwanz, wenn ein solcher da war, sehr kurz. Vollkommene Schlüsselbeine. Die hintern Extremitäten viel entwickelter als die vordern. An jedem Fuße fünf Zehen, von welchen nur drey mit sehr starken und gebogenen Klauen versehen, die beyden andern nur rudimentarisch. Am hintern Fuß nur eine mit einer Klaue versehene Zehe, von ungeheurer Größe, und vier rudimentarische.

Es sind zwey Arten bekannt worden.

Taf. 107. **Das Cüvierſche.** Megatherium Cuvieri.
Animal du Paraguay.

Die Backenzähne mit transversalen Längsfurchen.

Ganze Länge des Körpers 12 Fuß; Höhe auf dem Winderrüst 5 Fuß 3 Zoll.

Die außerordentliche Dicke der Unterkinnlade, welche selbst die des Elephanten übertrifft, scheint anzuzeigen, daß dieses Thier nicht bloß Blätter fraß, sondern selbst Zweige brechen und kauen konnte, wie der Elephant und das Nashorn. Die aneinander stehenden starken Zähne mit ihrer gefurchten und höckerigen Krone waren dazu sehr geschickt.

Der fast ganze Scelet eines solchen Thieres wurde etwa 100 Fuß tief im Sande vergraben, in der Nachbarschaft des Flusses Luxan, drey Meilen west südwestwärts von Buenos-Ayres, gefunden; zwey andere weniger vollständige wurden nach Spanien geschickt, eines aus Paraguay, das andere von Lima.

Die zweyte Art das **Jefferſoniſche**, Megatherium Jeffersonii hatte die Größe eines Ochsen, und wurde in einer Kalksteinhöhle der Grafschaft Greenbriar, im Westen von Virginien gefunden.

Zweyte Abtheilung der zahnloſen Thiere.

Grabende Zahnloſe. Edentata effodientia.

Sie haben entweder bloß Backenzähne, oder überall keine Zähne. Die Glieder stehen im Verhältniß zum Körper.

Sie leben von Insecten oder Aas; graben in die Erde. Man findet sie in Amerika, Afrika und Indien.

3te Gatt. Gürtelthiere. Dasypus. Tatou.

Backenzähne $\frac{7-7}{7-7}$ oder $\frac{8}{7}$ oder $\frac{8}{8}$ oder $\frac{9}{10}$ oder $\frac{17}{17}$, also in Allem entweder 28 oder 30 oder 32 oder 38 oder gar 68. Die Zähne sind aber schwach, walzenförmig, einfach, ohne Schmelzleisten, von einander abstehend, und scheinen sich bey geschlossenen Kinnladen zu kreuzen. Der Kopf verlängert sich in eine mittelmäßig lange Schnauze. Der Mund ist klein; die Zunge platt, wenig dehnbar. Die Augen klein und seitlich. Die Ohren mehr oder minder groß, spitzig und steif.

Der Körper mit einer knöchernen, in vieleckigen Schuppen getheilten Hülle bedeckt. Diese Schuppen stehen in regelmäßigen Querreihen, welche in der Haut sich bilden. Der Panzer besteht in dem Kopfschild, in dem großen Rückenschild, in beweglichen Querbändern, in dem Kreuzschild, welcher durch diese ebenfalls aus Schuppen bestehenden Ringen, mit dem Schulter- oder Rückenschild verbunden wird, und endlich aus den Schwanzringen. Der Schwanz ist lang und rund. An den Hinterfüßen sind fünf Zehen, an den vordern bald vier, bald fünf, alle mit starken, zum Graben geschickten Klauen

bewaffnet. Nur einzelne Haare, welche zwischen den Schuppen des Panzers zum Vorschein kommen; am Bauche und an den Füßen sind sie häufiger und stehen in Büscheln. Säugewarzen zwey bis vier.

Der Magen einfach. Kein Blinddarm.

Die Arten sind zahlreich über ganz Südamerika verbreitet, und werden sowohl in beholzten, als in offenen und sandigen Gegenden angetroffen, und haben im Allgemeinen dieselbe Lebensart. Ueberall verbergen sich die meisten Arten dieser Thiere in Höhlen, welche sie in die Erde graben, und man trifft sie in bewohnten Gegenden selten über der Erde an, in weniger bewohnten Gegenden geschieht es aber öfters; sie scheinen daher mehr durch Furcht zu nächtlichen Thieren zu werden.

Es sind allesfressende Thiere, welche von Würmern, Maden, Weichthieren, mancherley Insecten, Früchten, Blättern, Wurzeln und von Aas sich nähren. Azara sagt, sie nähren sich auch von Ameisen und Termiten, worauf hin auch ihre schmale und zugespitzte, jedoch wenig ausdehnbare Zunge hindeutet. Nach Azara sollen sie sogar Vögel und ihre Eyer, Schlangen, Eidechsen und Kröten fressen, und die Cadaver von Menschen angreifen.

Sie laufen nicht besonders schnell, ein Hund und selbst ein Mensch kann sie leicht einholen, sie fangen aber augenblicklich an zu graben, sobald sie Gefahr merken, und graben sich schnell ein, so daß sie oft schon mit dem halben Körper in der Erde sind, ehe man sie aus geringer Entfernung erreichen kann. Ihre Muskelstärke ist sehr groß, und wenn sie einmal ein wenig in die Erde eingedrungen sind, so hält es schwer sie wieder herauszuziehen. Einige rollen sich, wie die Igel, zusammen; den meisten Arten aber mangelt diese Eigenschaft.

Die frühere Bestimmung nach der Zahl der Gürtel ist nicht sicher, da diese sich verändert, obgleich sie im Allgemeinen bey einer Art sich gleich bleibt.

Obschon die Gürtelthiere nur vier Säugewarzen haben, so sollen sie doch bis neun Junge werfen, wovon aber meist einige sterben. Ihre Vermehrung ist daher stark. Sie geben den Bewohnern ihres Vaterlandes das gemeinste und schmackhafteste Wildpret, und werden allgemein gegessen.

Taf. 113. Das gemeine Gürtelthier. Dasypus novemcinctus.

Dasypus longicaudus. (Wied.) Tatou Peba.

Der Kopf verlängert und klein; die Stirn mit runden Schuppen bedeckt, welche bis zur Spitze der Schnauze gehen und das Ohr umgeben; auf den Backen sind abgerundete Schuppen; Ohren groß, schuppig; Hals nackt; Backenzähne 8 auf jeder Seite; Schwanz lang, konisch, mit Ringen bedeckt, welche aus zwey oder drey Reihen Schildern bestehen; an Bauch und Gliedern sind Schuppen, aus welchen gewöhnlich Haare hervorsprossen; die Schuppen der Füße stärker als die andern; vier Säugewarzen, nämlich zwey an der Brust, zwey am Bauche; die beyden Schilder bilden regelmäßige Mosaiken, aus kleinen, runden, sechseckigen Stücken bestehend; acht, neun bis zehn Gürtel gehen um die Mitte des Körpers und geben ihm Beweglichkeit, und bestehen aus Dreyecken, welche eine Zickzacklinie bilden. Die Farbe des ganzen Panzers ist schwarz, wenn die Schuppen durch Reiben die Oberhaut nicht verlieren.

In Brasilien, Guyana, Paraguay sehr gemein, sowohl in Wäldern, als besonders in sandigem Boden; in manchen Gegenden äußerst zahlreich. Ihre Höhlen findet der Jäger leicht, und die Spur ist im Sande unschwer zu erkennen, indem es mit dem Schwanze eine kleine Rinne zieht. Diese Art soll nichts faulendes verzehren, daher ihr weißes fettes Fleisch allgemein beliebt ist. Man bratet oder röstet es in dem Panzer des Thiers selbst, nachdem es zerstückt worden ist, dann ist es sehr wohlschmeckend. Die jungen Thierchen, welche sie in ihren Höhlen werfen, sind allerliebst; ihre Farbe mehr weißlich als die der alten.

Sie sind ziemlich schnell, und man verliert sie leicht, wenn man keinen Hund hat; sie graben sich zu schnell in die Erde ein, können sich aber nicht zusammenkugeln.

Man gräbt sie aus, oder fängt sie in Schlagfallen. Man kann sie leicht lebend erhalten, und selbst nach Europa bringen, sie müssen jedoch feste Behältnisse haben, oder sie graben sich durch. Eine Stimme hört man nicht von ihnen. (Abbildung nach der Natur.)

Taf. 113. **Der Enkubert.** Dasypus sexcinctus.

Tatou poyou. L'Encubert.

Kopf breit, dreyeckig, platt oder leicht gewölbt; Schnauze kurz; der Panzer besteht aus zahlreichen Schuppen von unregelmäßiger Form; die Ohren mittelmäßig und verlängert; auf jeder Seite oben neun Backenzähne, unten zehn, also 38 in Allem. Auf den Backen sitzt ein kleiner Schild aus 15 platten, unregelmäßigen Schuppen bestehend. Auf dem obern Theil des Halses sitzt eine Reihe von 8 bis 9 Schildern, von fast viereckiger Form. Das Schulterschild hat auf der Mittellinie des Rückens fünf oder sechs Reihen Schilder. Der beweglichen Gürtel sind sechs oder sieben, sie bestehen aus rechtwinkeligen oder viereckigen Schildern, und sind an ihrem Rande leicht gefurcht. Der Schwanz ist kaum die Hälfte so lang als der Körper, und hat nur an seiner Wurzel drey oder vier Ringe; der übrige Theil ist mit unregelmäßigen, höckerigen Schuppen bedeckt. An der Brust zwey Säugewarzen. Klauen mittelmäßig; die Haare weißlich und lang.

Der Körper erreicht eine Länge von 1 Fuß 5½ Zoll; der Schwanz 9½ Zoll.

In Paraguay sehr gemein. Er gräbt sich mit einer unglaublichen Schnelligkeit in die Erde ein; hat viele Muskelstärke, und lauft schnell, ohne zu gallopiren. In der Ruhe berührt er mit seinem Leibe den Boden, und verbirgt seine Füße darunter. Er geht sehr gerne aufs Aas. (Abbildung nach Cüvier.)

Die übrigen Arten sind: Das große Gürtelthier, Dasypus gigas; Brasilien. Das Borstige, Das. setosus; (Wied) Brasilien. Das Nacktschwänzige, Das. gymnurus; Brasilien. Der Apar, Das. tricinctus; in Tucuman, Buenos-Ayres. Der Tatuay, Das. unicinctus; Cayenne, Brasilien. Das Sammethaarige, Das. villosus; am Platastrom. Der Pichiy, Das. minutus; Buenos-Ayres. Zweydeutiges, Das. hybridus; in Paraguay.

4te Gatt. Schildtrager. Chlamyphorus.

Chlamyphore.

Vorder- und Eckzähne fehlen; Backenzähne $\frac{4-4}{4-4}$, jeder steht einzeln in seiner Höhle; die Krone der beyden ersten sind allein etwas zugespitzt und ähneln den Eckzähnen; die übrigen sechs haben oben fast flache Kronen; ihre Struktur ist einfach; ein Cylinder von Email durchaus von gleicher Dicke, umgiebt einen Centralknochen-Cylinder. Zwischen Körper und Wurzel des Zahns ist kein Unterschied; die untere Hälfte ist hohl und die Höhlung bildet einen in die Länge gezogenen Kegel; im Unterkiefer dringen die Zähne durch dessen ganze Tiefe. Die Zähne des Unterkiefers sind vorwärts und aufwärts gerichtet; die des Oberkiefers haben die entgegengesetzte Richtung, so daß die Kronen einander schräge treffen, und der hintere Rand der Unterzähne, so wie der vordere Rand der Oberzähne ihre Schärfe auf den zu beißenden Gegenstand richten.

Der ganze Körper ist mit einem Panzer bekleidet, welcher einigermaßen dem der Gürtelthiere ähnlich ist, sich aber doch sehr in Lage, Form, Textur, und in der Art wie er am Körper befestigt ist, unterscheidet. Der Panzer ist etwas dichter als Sohlenleder, von gleicher Dicke. Er besteht aus einer Reihe von Platten von viereckiger oder rhombaidalischer Form. Jede Reihe ist durch ein membranartiges Gebilde geschieden, welches oberhalb und unterhalb über die Plattenränder hinüberragt. Die Ränder enthalten 15 bis 22 Platten. Der Panzer ist an seiner hintern Hälfte breiter, und erstreckt sich dort halb um den Körper herum. Diese Bedeckung ist durchaus frey, ausgenommen längst der Wirbelsäule und auf dem Obertheil des Kopfes. Auf dem Rücken ist er dicht über dem Rückgrath durch eine schlaffe Verlängerung der Haut und durch zwey merkwürdige Knochenfortsätze befestigt; auf dem Obertheil des Stirnbeins aber mittelst zweyer breiten Platten, welche mit den darunter liegenden Knochen fast ganz eins sind, verbunden. Ohne diese Befestung, und ohne die Umbiegung des Schwanzes nach unten, könnte diese Schale leicht abgenommen werden. Die Zahl der Plattenreihen

auf dem Rücken, wenn man vom Scheitel zu zählen anfängt, ist vierundzwanzig. An der vierundzwanzigsten biegt sich der Panzer plötzlich nach unten, so daß er einen rechten Winkel mit dem Körper bildet; diese abgestutzte Oberfläche besteht aus Platten, welche denen des Rückens fast ähnlich sind; sie sind in fünf halbzirkelartige Reihen vertheilt; der untere Rand, der etwas elliptisch ist, zeigt einen Höcker in der Mitte, woran die freye Portion des Schwanzes befestigt ist, welche sich plötzlich umbiegt und unter dem Bauche parallel mit der Axe des Körpers fortgeht. Dieser Schwanz besteht aus 14 Wirbeln, von eben solchen Platten umgeben wie am Körper. Das Ende des Schwanzes ist platt und breit wie ein Ruder, der übrige Schwanz zusammengedrückt. Die Schwanzwirbelbeine erstrecken sich unter der abgestutzten Oberfläche, womit das Kreuzbein gebogen ist, bis zum Rücken hinauf. Der obere halbzirkelförmige Rand der abgestutzten Oberfläche sammt den Seitenrändern des Panzers sind schön gefranzt mit seidenartigem Haare. Die hintere Hälfte des Kopfes ist breit; die vordere vor den Augen sich allmählig zuspitzend; das Hinterhaupt durch die fünf ersten Reihen der Rückenplatten, in welche sie sich fortsetzen, bedeckt und äußerlich nicht zu unterscheiden. Die vordere Hälfte des Kopfes bedecken erstens eine Reihe von fünf Platten, welche, besonders die zwey äußern, fest an dem unterliegenden Knochen befestigt sind; zweytens eine Reihe kleinerer, sechs an der Zahl, von welchen die Spitze der Schnauze mit kleinern irregulär vertheilten Platten bedeckt ist.

Das äußere Ohr besteht aus einer runden, etwas weiten, dicht hinter den Augen befindlichen Oeffnung, welche mit einem erhabenen Rande umgeben ist, und zu einem knöchernen Gehörgang führt. Das Auge klein, ganz schwarz, und wie das Ohr fast ganz vom langen seidenartigen Haare verborgen.

Taf. 116. Abgestutzter Schildtrager. Chlamyph. truncatus.

Chlamyphore tronqué.

Alle Theile des Körpers, welche nicht unter dem Panzer verborgen sind, sind mit feinen, seidenartigen, weißlichen Haaren bedeckt, welche feiner sind als am Maulwurf, aber nicht so dicht stehen. Schuppen des Schildes rhombenförmig und gelblich. Die Füße alle fünfzehig; die Nägel an den Vorderfüßen sehr lang, zusammengedrückt; die äußern Ränder scharfschneidend; der Schwanz steif, unter dem Bauche umgebogen.

Der Vordertheil der Brust ist breit, voll und stark; die vordern Extremitäten kurz, dick und kraftvoll; das Haar bedeckt noch einen großen Theil der Handfläche. Die Zehen der Vorderhand vereinigt; fünf große Nägel entspringen einer hinter dem andern, der äußerste ist am kürzesten und breitesten, und der ganze Fuß bildet ein etwas schaufelförmiges, schneidendes Instrument, wodurch das Graben und die Fortbewegung unter der Erde sehr begünstigt, die Bewegung auf der Oberfläche aber gehindert wird. Die Hinterbeine schwach und kurz; die Füße lang und schmal. Die Sohle dem menschlichen Fuße sehr ähnelnd, indem sie eine deutliche auf dem Boden ruhende Ferse hat, in der Mitte aber bogenartig gewölbt ist. Zehen getrennt; die Nägel horizontal, flach.

Der Mund ist klein. Das Ende der Schnauze ist mit einem breiten Knorpel versehen, wie beym Schwein; die Nasenlöcher öffnen sich unterwärts am untern Rande.

Im Allgemeinen könnte man das Thier in etwas mit dem Maulwurf vergleichen; das kleine Auge, der starke Hals, die kraftvolle Brust und Schultern, die kurzen Extremitäten und die langen Klauen, machen beyde Thiere einander ähnlich.

Das Thier lebt zu Mendoza im Innern von Chili, östlich von den Cordilleren unterm 33° 25 Min. südlicher Breite und 69° 47 Min. der Länge. Es findet sich, wie der Maulwurf, unter der Erde. Es soll seine Jungen unter dem Schuppenkleide tragen?

Nahrung unbekannt, vermuthlich Wurzeln.

Ganze Länge 5 Zoll 2 Linien; des Schwanzes 1 Zoll 2 Linien.

(Abbildung aus den Annalen des Lyzeums zu Neu-York.

5te Gatt. Ameisenscharrer. Orycteropus.

Oryctérope.

Weder Vorderzähne noch Eckzähne. Backenzähne $\frac{6}{6}$, von einander abstehend, ohne Wurzel oder deutliche Krone, sie bestehen aus Knochensubstanz, welche der Länge nach durch eine Menge von kleinen, geraden, parallelen Röhren gebildet wird. Der erste Zahn ist sehr klein; der zweyte etwas dicker, und besteht aus zwey an einander hängenden Cylindern; der dritte und vierte haben dieselbe Form, nur sind sie noch dicker; der fünfte ist der größte von allen, und der sechste endlich hat die Größe des dritten.

Der Kopf ist sehr verlängert; die Schnauze mittelmäßig, spitzig. Die Ohren sehr groß und spitzig. Die Zunge etwas dehnbar. Die Augen mittelmäßig. Die Vorderfüße vierzehig; die hintern fünfzehig und sohlengängig, alle mit dicken, platten, zum Graben geschickten Nägeln versehen; sie ähneln etwas den Hufen. Der Schwanz lang und rund. Die Haut sehr dick, mit wenigen borstigen Haaren besetzt.

Die Zusammensetzung der Hinter- und Mittelfußes fast wie bey den Vielhufern.

Die einzig bekannte Art, der capische Ameisenscharrer, ist nirgends so gut abgebildet, daß wir eine Nachbildung hätten machen können, welche einigen Werth gehabt hätte. Das Thier lebt am Cap der guten Hoffnung, hat einen dicken Körper, und steht niedrig auf den Beinen. Der Kopf ist sehr lang; die Ohren groß; die Augen stehen ihnen näher als der Schnauze; die Zunge ist dünn und platt, sechs Zoll lang, mit einer klebrigen Materie überzogen. Der Schwanz an seiner Wurzel sehr stark, lauft aber am Ende spitzig zu; Nägel stark, abgerundet, an den Hinterfüßen größer; das Haar an Körper und Schwanz sehr kurz, am Rücken und an den Seiten länger. Die Farbe schmutziggrau, an Seiten und Bauch etwas röthlich; Füße dunkelbraun.

Das Thier, welches ohne den Schwanz eine Länge von 3½ Fuß erreicht, gräbt sich Höhlen, und geht nur des Nachts hervor; lebt hauptsächlich von Ameisen und Termiten, welche es mit seiner kleberigen Zunge, die in die Ameisenhaufen gesteckt wird, nachdem es diese mit seinen Klauen geöffnet hat, fängt und verschluckt.

6te Gatt. Ameisenfresser. Myrmecophaga.

Fourmilier.

Gar keine Zähne. Der Kopf mehr oder minder lang, in eine spitzige Schnauze auslaufend; die Mundöffnung sehr klein. Ohren klein, abgerundet; Augen klein; Zunge sehr lang, wurmförmig, ausdehnbar. Beine sehr dick und stark, mit sehr starken Nägeln, vorn bald mit vier, und hinten mit fünf Zehen, oder vorn nur zwey und hinten vier, immer bis zur Klauenwurzel verwachsen. Schwanz sehr lang, bald greifend, bald schlaff. Körper behaart. Säugewarzen zwey oder vier. Die untere Kinnlade sehr dünne, die Aeste nicht aufsteigend, kaum beweglich. Keine Jochbogen; vollständige Schlüsselbeine. Darmkanal mittelmäßig lang. Magen einfach, und gegen den Pförtner hin muskulös.

Diese Thiere leben einzig von Ameisen und Termiten, und ihre Organe sind ganz zu deren Ergreifung geschaffen. Sie schlürfen ihre Nahrung ein; auch wenn sie Zähne hätten, könnten sie, wegen der Unbeweglichkeit ihrer Kinnlade, nicht kauen; der Mund ist fast röhrenförmig. Die einen leben auf Bäumen, und haben einen Greifschwanz; die andern bewohnen nur den Boden.

Taf. 114. Der große Ameisenfresser. Myrmecophaga jubata.

Fourmilier Tamanoir.

Vorderfüße mit vier Zehen, hintere mit fünf; der Schwanz schlaff, nicht greifend, mit sehr langen Haaren. Der Körper sehr lang, und niedrig auf den Beinen. Der Kopf sehr schlank und lang, endigt mit einem dünnen Rüssel und sehr kleiner Mundspalte; Augen sehr klein; Ohren kurz und abgerundet. Die Zunge sehr lang und dehnbar, und kann 16 Zoll weit her vorgestreckt werden. Der Hals dünne; Beine dick, rund; Zehen undeutlich; Klauen gekrümmt und schneidend, und nach unten umgebog wenn er geht, so daß er nur auf den Nägeln und der Ferse geht. Gelenke sehr steif und wenig beweglich. Die Haare am Kopf sehr kurz; die am Körper dagegen

bis 3 Zoll lang, grob und borstig; über den Rückgrath lauft eine Art von Mähne von 6 bis 9 Zoll langen Haaren. Der Schwanz sehr buschig; die Haare davon ebenso grob, lang und dürre, wie am Körper, von 1 Fuß bis zu 18 Zoll lang, und zu beyden Seiten herunterhängend. Der Kopf oben schön aschgrau, schwarz gemischt; der Rücken schwarz und schmutzigweiß oder gelblich, da jedes Haar abwechselnde, breite, schwarz und weißgelbe Ringe hat; vorn am Halse hat das Schwarze, am Hinterrücken das Gelbe die Oberhand; Unterkinnlade, Hals und ganzer Unterleib, so wie die Hinterbeine und untere Seite des Schwanzes schwarz. Vom Unterkiefer und Hals zieht sich über die Schultern weg ein anfangs breiter, dann an der Mitte des Körpers spitzig zulaufender und sich endigender Streif; Vorderbeine, Seiten des Streifs und der Brust schmutzigweiß, ins Brandgelbe übergehend, besonders am innern Theil der Beine, am Fußgelenk nach Außen ein schwarzer großer Fleck; Schwanzrücken brandgelb und schwärzlich gemischt. Zehen schwarz; Nägel hornfarbig.

In Guyana, Brasilien, Peru, Paraguay. Dieses Thier, welches mit dem Schwanz über 9 Fuß mißt, ist ziemlich selten an den meisten Orten, an einigen aber nicht. Dieser Ameisenfresser lebt in waldlosen Gegenden, wo er auf Eröffnung der Termitengebäude angewiesen ist, von deren Bewohnern er sich nährt.

Sein Gang ist langsam, obgleich er gallopirt, wenn er in Gefahr ist, und ein Mensch kann ihn sehr leicht einholen. Wenn man ihm begegnet, so zwingt man ihn vorwärts zu gehen; ist man aber zu heftig, so setzt er sich auf die Hinterbeine, und wehrt sich mit seinen Klauen, den einzigen, aber nicht schwachen Waffen, die er hat. Gegen den Menschen ist er aber so wehrlos, daß die ganze Art leicht ausgerottet werden wird, wenn die Bevölkerung sich vermehrt; in bewohnten Gegenden ist dieß schon geschehen, da man ihn des Abends, wenn er ausgeht, leicht mit einem Stocke erschlagen kann. Auf Bäume geht er nicht. Er ist ein großer und träger Langschläfer. Um zu schlafen legt er sich auf die Seite, den Kopf zwischen den Vorderbeinen, und gekrümmt, den Schwanz auf die obere Seite des Körpers anlegend, und den Körper bedeckend. Er lebt einsam; selten wird er fett. Das Weibchen wirft nur ein Junges, welches an der Mutter hängt, und von ihr immer begleitet wird, wenn es auch schon gehen kann. Die männlichen Geschlechtstheile sind von außen nicht sichtbar.

In der Freyheit genießt diese Gattung nichts als Ameisen. Um diese zu erhalten, zerreißt der Ameisenfresser die Ameisenhaufen mit seinen Klauen, und in dem Augenblick, wo die Ameisen in Menge hervorstürzen, um sich zu vertheidigen, streckt er seine Zunge aus, welches schnell geschieht, und zieht sie mit den daran hängenden Ameisen wieder zurück. Dieses Geschäft wiederholt er oft mit großer Geschwindigkeit, so daß es in einer Sekunde wenigstens zweymal geschieht; man könnte sagen, er lecke die Ameisen ebenso ein, wie andere Thiere das Wasser; nie aber steckt er die Zunge in die Haufen ein. Es müßte auffallen, wie ein so großes Thier sich allein mit Insecten nähren könnte, wenn es nicht bekannt wäre, wie groß die Zahl dieser Thiere und ihrer Haufen im Vaterlande der Ameisenfresser wäre, wo oft ein solcher Haufe an den andern stößt. Man hat es auch versucht, dieses Thier zu zähmen, und sogar eines lebend nach Spanien gebracht. Solche wurden mit Brodkrummen, kleinen Stückchen Fleisch und mit Mehlbrey erhalten.

So nützlich diese Thiere sind, da sie die Zahl der schädlichen Ameisen vermindern, so werden sie doch öfters verfolgt, und die Indianer tödten sie, wo sie sie antreffen, bloß um ihr Fleisch zu genießen; daher sind sie in den bewohnten Gegenden schon meist ausgerottet, und werden mit zunehmender Bevölkerung ganz verschwinden, da sie keine Vertheidigungswaffen haben, nicht schnell laufen und sich nicht stark vermehren. Die Portugiesen und Europäer essen sie zwar nicht, wohl aber die Neger und Indianer. Das Fell wird zuweilen gebraucht.

(Abbildung nach der Natur.)

Die übrigen Arten sind: Der mittlere Ameisenfresser, Myrmeophaga tetradactyla; der Zweyzehige, Myrm. didactyla; beyde Arten leben in Brasilien, Paraguay, Guiana u. s. w.

7te Gatt. Schuppenthier. Manis. Pangolin.

Keine Zähne. Der Körper stark, lang, sehr niedrig auf den Beinen, mit starken, hornartigen, dreyeckigen, an den Seiten schneidenden, ziegelförmig übereinander liegenden Schuppen bedeckt. Die

Schnauze sehr lang; der Mund klein, ganz am Ende der Schnauze stehend. Die Zunge sehr lang, rund, ausdehnbar. Die Augen klein. Keine äußern Ohren; der Eingang des Ohres sehr nahe an den Augen. Die Füße meist fünfzehig, mit starken gebogenen Nägeln. Der Schwanz sehr lang, an seiner Wurzel so breit als der Körper, dann niedrig, mit etwas gewölbtem Rücken, unten platt, und wie der Körper mit Schuppen bedeckt.

Zwey Säugewarzen an der Brust.

Die Unterkinnlade sehr schlank, ohne aufsteigende Aeste. Die Jochbogen unvollkommen. Der Magen in der Mitte etwas getheilt. Kein Blinddarm.

Sie nähern sich sehr den Ameisenfressern in Gestalt des Leibes, der langen Schnauze, dem zahnlosen Mund, den gewaltigen Klauen, der wurmförmigen Zunge und der Langsamkeit ihrer Bewegungen. Der Schuppenpanzer unterscheidet sie vorzüglich. In Gefahr rollen sie sich zusammen, wobey die Schuppen sich von einander sträuben. Diese Schuppen sind sehr hart, dick, steif, und haben viele Aehnlichkeit mit den Schuppen der Tannzapfen, sowohl in der Farbe, als in der Lage und Befestigung. Auch wenn sie bloß zornig sind sträuben sie diese Schuppen, welche durch ihre Härte, ihre scharfen Seitenränder und ihre Spitzen die Raubthiere abhalten, die daher diesen Thieren nichts anhaben können, die sonst gar keine Vertheidigungsmittel besitzen. Sie leben in Erdlöchern, welche sie sich mit ihren Klauen ausgraben, nähren sich von Insecten, vorzüglich Ameisen und Termiten; auch von Würmern, welche sie mit ihrer langen, schmalen, ausdehnbaren, kleberigen Zunge einschlürfen. Sie sind nächtlich, geben keinen Laut von sich, als daß sie etwa schnauben. Ihr Gang ist langsam, daher sind sie leicht zu fangen. Man ißt ihr Fleisch.

Sie finden sich in Asien und Afrika, und vertreten die Stelle der Ameisenfresser in diesen Welttheilen. Sie werfen höchstens zwey Junge.

Taf. 114. Das afrikanische Schuppenthier. Manis tetradactyla.

Pangolin d'Afrique.

Der Schwanz viel länger als der Körper, niedergedrückt. Die Schuppen bilden auf dem Rücken eilf Längsreihen. Der untere Theil des Kopfs, Brust, Bauch und Extremitäten mit weißen Haaren bedeckt. Die Schuppen haben einen sehr deutlichen Kiel. Am Schwanze sind drey ganze Schuppenreihen und zwey Seitenreihen; die untere Seite hat ebenfalls drey Reihen. Die Schuppen auf dem Kopfe sind klein, und gehen fast bis zur Schnauze. Die Beine sind kurz; die Klaue der Mittelzehe des Vorderfußes viel länger als die andern; Nägel und Schuppen braun. Die Haare an den nicht mit Schuppen bedeckten Theilen kurz, grob, steif, braunschwarz.

Länge des Körpers von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 1 Fuß 2 Zoll, des Schwanzes 1 Fuß 7 Zoll.

Diese Art lebt in Afrika, am Senegal und in Gujana. (Abbildung nach Blumenbach.)

Die andern Arten sind: Das kurzschwänzige Schuppenthier, Manis brachyura; Ostindien. Das Javanische, Manis javanica; Java.

Sechste Ordnung der Säugethiere.

Monotremen. Monetremata.

Diese Abtheilung umfaßt die höchst merkwürdigen Thiere, welche in mancher Hinsicht mit den Vögeln einige Aehnlichkeit haben. Wir wissen von ihrer Fortpflanzung annoch sehr wenig bestimmtes, so daß man selbst noch nicht mit Gewißheit weißt, ob sie Eyer legen oder lebende Junge gebären.

Sie haben wie die Vögel nur eine Oeffnung für den Urin, die Excremente und den Ausfluß des Saamens. Die Geschlechtstheile sind also äußerst abweichend von denjenigen der Säugethiere, welchen sie in Hinsicht ihres Körpers gleichen. Sie haben keinen Beutel, aber

Beutelknochen, und nähern sich daher den Beutelthieren, welche in Neuholland, ihrem Vaterlande, die weit größere Zahl ausmachen. Nach Meckel's Entdeckung haben sie wirklich Säugewarzen, welche noch dazu sehr bedeutend sind. Dadurch wäre also die Säugethiernatur völlig ausgemittelt; dennoch wäre es möglich, daß sie Eyer legten, welche vielleicht sehr bald auskommen, wo dann das Junge von Milch sich nährt?

Der Mund ist zahnlos. Die vier Füße sind mit langen Klauen bewaffnet, welche zum Graben dienen.

Man kennt zwey verschiedene Gattungen.

1ste Gatt. Schnabelthier. Ornithorhynchus.

Ornithorhinque.

Statt der Kinnladen der Säugethiere ein breiter, sehr platter, mit einer empfindlichen Haut bekleideter, vorn ganz abgerundeter Entenschnabel, von welchem die obere Kinnlade fast ¾ Zoll länger und viel breiter ist als die untere. Keine Zähne. Die obere Kinnlade in der Mitte mit acht deutlichen Querfurchen; die untere Schnabellade mit gezähneltem Rande, völlig wie bey den Enten. Die Nasenlöcher vorn auf der obern Schnabellade in der Mitte neben einander liegend.

Füße fünfzehig. Die vordern durch eine Schwimmhaut verbunden, welche weit über die Klauen hinausragt, wie eine Manschette. Hinterfüße ebenfalls mit einer Schwimmhaut verbunden, welche aber nur bis zur Wurzel der spitzigen Klauen reicht.

Die Schnabelhaut geht hinten über die Wurzel des Schnabels weg, und bildet einen aufstehenden Kragen.

Die untere Schnabellade paßt in eine Rinne des Oberschnabels, und wird von diesem so weit überdeckt, daß man von oben her dieselbe gar nicht sieht, indem die platten Ränder desselben weit darüber hinausragen. Die obere Schnabellade ist hinten etwas schmäler, bey den Nasenlöchern aber am breitesten; die untere ist hinten breit, wird dann schmäler, und ist vorn am breitesten. Da, wo sonst sich die Zunge befindet, ist eine große hohle Rinne im Schnabel.

Die Beine sehr kurz; die hintern und vordern fast gleich lang, und ganz nach außen gekehrt, so daß das Thier einen sehr mühsamen kriechenden Gang haben muß, und sich mit dem Bauch auf der Erde liegend, langsam fortschleppt.

Der Kopf klein, rund, nicht dicker als der Hals, welcher undeutlich und sehr kurz ist. Die Augen klein, liegen 1 Zoll weit hinter dem Schnabel, hoch gegen den Scheitel hin, mehr aufwärts als vorwärts sehend.

Schwanz abgerundet, platt, fast gleich breit, ja vor der zugerundeten Spitze eher breiter als an der Wurzel; oben mit rauhen, steifen, kurzen, verwirrten Borstenhaaren dicht besetzt; unten fast nackt, mit wenigen, sehr kurzen, hart anliegenden Härchen bekleidet.

Der Pelz am übrigen Körper mit überall gleichlangen, kurzen, besonders auf dem Rücken seidenweichen Haaren bekleidet, zwischen welchen sammetartig glänzende, etwas längere vorstehen und sie bedecken, so daß der Rücken wie naß erscheint.

Diese Thiere leben im Wasser, und nähren sich wahrscheinlich von Wasserpflanzen, und vielleicht auch von Wasserinsecten und andern thierischen Substanzen. Sie tauchen und schwimmen vortrefflich, und bedienen sich wahrscheinlich ihres Schnabels als Tastorgan, womit sie selbst im trüben Wasser oder tief auf dem Grunde ihre Nahrung zu erkennen vermögen, wie die Enten, ohne das Gesicht dazu zu gebrauchen.

Am Hinterfuße des Männchens ist ein sonderbares Organ, völlig wie der Sporn an einem Hahnenfuß, am äußern Rande desselben in die Höhe stehend, und etwas nach außen umgekrümmt. Es soll durchbohrt seyn, und eine feine Oeffnung haben, welche mit einer Drüse im Zusammenhang steht, aus welcher ein scharfer Saft in die Wunde fließt, wenn man sich daran verletzt. Aber sonderbar ist es, daß

diese Oeffnung nicht bey allen angetroffen wird. Am Körper des Weibchens entspricht eine Grube diesem Stachel. Diese kleine Grube sitzt gerade an der Stelle, wo beym Männchen der Sporn sich befindet, führt aber durchaus zu keinem Gange. Es scheint daher äußerst wahrscheinlich, daß diese Organe Bezug auf die Geschlechtsverrichtungen haben, aber welchen, und wozu der Sporn diene, ist bis jetzt gar nicht ausgemittelt.

Die Luftwege des sonderbaren Thieres sind ebenfalls sehr merkwürdig. Der Schildknorpel ist groß und breit, der mittlere Theil desselben knorpelig; die Seitentheile dagegen sind knöchern, wozu noch kommt, daß sich auf jeder Seite zwey Knochenblätter, ein vorderes und ein hinteres finden. Der Ringknorpel ist schmäler, und enthält gleichfalls vorn und in der Mitte etwas, aber weniger harte, Knochensubstanz. Die Luftröhre ist, wie bey allen Wasserthieren, sehr weit, und besteht aus 15 breiten, dicken, festen, und fast ihren ganzen Umfang umgebenden Knorpeln; sie theilt sich etwa ¼ Zoll oberhalb der Aorta in ihre Aeste, von welchen der rechte kürzer und breiter ist, und sich auch früher in drey Zweige spaltet, als der linke. Anfangs kommt der Bau der Luftröhrenäste mit dem der Luftröhre überein, in der Nähe der Lungen aber erweitern sie sich plötzlich; die Ringe werden schmäler, aber vollkommen knöchern. Diese Bildung besteht durch die ganze Lunge, so daß sie dort noch weit weniger zusammenfallen, als außerhalb der Lunge. Eine Anordnung, welche dieses Thier durchaus mit keinem andern Säugethier, als mit einer Art von Delphin und mit mehrern Vögeln gemein hat. Die Stimmritze hat übrigens einen Kehldeckel, wie bey den Säugethieren. An jeder Seite der Schnabelwurzel soll sich eine Backentasche befinden. Der Magen ist einfach, eyförmig und verhältnißmäßig sehr klein. Seine Muskelhaut ist stark; die beyden Magenöffnungen nahe beysammen. Der Darmkanal ist gleichartig, ohne einen Dickdarm; doch findet man etwa 4 Zoll vom After einen anderthalb Zoll langen Blinddarm, ähnlich dem der Vögel, aber inwendig zellig. Das Verhältniß der Länge des Darmkanals zum Körper ist wie 1 zu 5¼. Auf jeder Seite des Unterleibs findet sich eine Drüse, welche durch mehrere kleine Löcher einen Saft von besonderer Eigenschaft in den Mastdarm ergießt. Die Leber besteht aus vier großen und einem kleinen Lappen, und ist mit einer Gallenblase versehen. Das ovale Loch des Herzens ist verschlossen.

Die Zunge ist gleichsam doppelt, eine befindet sich im Schnabel mit haarartigen Stacheln besetzt; an der Wurzel derselben befindet sich eine Art von zweyter Zunge, welche dicker, und vorn mit zwey kleinen Fleischwarzen besetzt ist.

Aeußerlich sieht man keine Geschlechtstheile. Die Testikel des Männchens liegen in der Bauchhöhle unter den Nieren; die Saamenbläschen fehlen; die Harnröhre lauft nicht durch das männliche Glied, sondern öffnet sich in den Mastdarm. Die Eichel ist doppelt, und endigt mit mehrern durchbohrten Höckern. Die Ruthe hat einen eigenen Saamencanal, der sich theilt; jeder Theil mündet in eine kleine Höhle, aus welcher der Saame durch die Poren der angegebenen Höcker ausfließt.

Beym Weibchen bildet sich eine Cloake, wie bey den Vögeln, es ist keine eigentliche Scheide und auch keine Gebärmutter vorhanden; dagegen zwey lange häutige Röhren mit dünnen häutigen Wänden; jede dieser Röhren mündet mit einer eigenen Oeffnung in den Canal der Harnröhre, unmittelbar unter dem Blasenhals, und endet dort mit einem blinden Sacke. Die Harnröhre selbst öffnet sich gerade in die Cloake, wie beym Männchen. Diese Röhren scheinen Eyerleiter zu seyn. Die Eyerstöcke sind doppelt, wie bey den Säugethieren. Nach Humes Bemerkungen scheint der linke Eyerstock allein thätig zu wirken, welches abermal dieses Thier den Vögeln nähern würde, die nur auf der linken Seite einen Eyerstock haben.

Taf. 116. Das braune Schnabelthier. Ornithorhynchus fuscus.

Ornithorinque roux.

Das Haar an dem ganzen obern Theil des Körpers einfärbig graubraun glänzend; vor jedem Auge ein weißer runder Fleck. Der ganze untere Theil dagegen schmutziggrau weißröthlich, um den Unterschenkel rostfarb. Die

kurzen Vorderbeine gelbgrau, die hintern braun. Schnabel, Zehen und Schwimmhäute schwarz; Nägel hornfarben. Die untere fast nackte Schwanzseite ebenfalls schwärzlich. Der Sporn am Hinterfuß des Männchens hell hornfarben, sehr spitzig und hart. Das Haar sehr weich und kurz, auf dem Schwanz aber borstig. Der Körper allenthalben fast gleich dick und beynahe walzenförmig.

Länge von der Schnabelwurzel bis zur Schwanzwurzel 1 Fuß; des Schwanzes 4 Zoll 8 Linien. Breite des Schwanzes 1 Zoll. Länge des Oberschnabels 2 Zoll 2 Linien; größte Breite 1½ Zoll. Länge des Unterschnabels 1 Zoll 4 Linien; Breite 11 Linien.

Die Schnabelthiere bewohnen die Flüsse und Sümpfe von Neuholland, und sind dort zahlreich, besonders in der Nähe von Port Jackson.

Sie tauchen vortrefflich, schwimmen aber nicht auf der Oberfläche des Wassers, wie die Enten oder andere Schwimmvögel, sondern halten den Leib immer unter dem Wasser, und schwimmen so, daß sie meist nur die Nase hervorstrecken, um Athem zu holen. Man sagt, ihre Stimme soll der der Turteltauben etwas ähnlich seyn. Auf der Erde kriechen sie mit der Leichtigkeit einer Schildkröte, obschon ihre Füße zum Gehen fast noch ungeschickter sind. Auf dem Lande brauchen sie ihre Nägel zum Graben.

Ihre Nahrung kennt man nicht, wahrscheinlich sind es Wasserpflanzen und Wasserinsecten, vielleicht auch kleine Fische.

Home erzählt, die Eingebornen Neuhollands fangen sie auf folgende Weise: sie sitzen am Ufer mit kleinen hölzernen Lanzen bewaffnet, und erwarten den Augenblick, wo sie, um Luft zu schöpfen, an die Oberfläche kommen, wo sie dann schnell nach ihnen mit großer Geschicklichkeit stechen, und sich oft ihrer auf diese Art bemeistern.

Ob das Schnabelthier nun Eyer lege oder nicht, das ist eine Frage, welche nach der Entdeckung der Zitzen durch Meckel bald entschieden seyn sollte. Allein eine Nachricht, welche der Schiffschirurg Patrik Hill aus Neu-Süd-Wallis unterm 8. Januar 1820 giebt, scheint dieß vollständig zu wiederlegen.

Er bestätigt zuerst die merkwürdige Eigenschaft des Sporns am männlichen Säugethier, daß seine Verwundung dadurch schmerzhafter und bösartiger werde, daß derselbe eine Höhlung am Ende der convexen Seite des Sporns habe, aus welcher, als er eine Borste einstecken wollte, Tropfen einer durchsichtigen hellen Flüssigkeit ausflossen, indem diese Röhre mit einer Drüse an der Wurzel des Sporns in Verbindung stand. Herr Jameson hatte ein Schnabelthier durch einen schwachen Flintenschuß verwundet. Einer seiner Begleiter wollte dasselbe fangen, und verwundete sich mit dem Stachel am Arm. In kurzer Zeit schwoll das Glied auf, und es traten alle Symptome, wie bey vergifteten Wunden ein, welche erst dann wichen, als man äußerlich Oel anwendete, und innerlich Salmiae gab; allein der Verwundete litt lange Zeit Schmerzen am Arm, und konnte einen ganzen Monat durch den Arm nicht brauchen.

Hill erhielt ein lebendes Schnabelthierweibchen, welches man in seinem Neste am Campellfluße gefunden hatte. Man mußte aber das Nest zerreißen, um das Thier herauszubringen. Es bestand aus Schilf und Binsen, und hatte eine lange Röhre zum Eingang, durch welche bloß der Schnabel des Thiers hervorguckte. Man that das Thier in einen Zuber Wasser, worin es sich wohl befand, und sich manchmal auf den Rücken warf, um sich den Kopf mit dem Hinterfuß zu kratzen. Nach kurzer Zeit schien es nicht mehr gerne im Wasser zu seyn, man nahm es heraus und es kroch mühsam im Grase herum. Es schien sich gerne den Kopf kratzen zu lassen, und rührte sich nicht, wenn man es that. Schon am folgenden Tag starb es, und wurde nun secirt. Im linken Eyerstock fand Hill ein rundes gelbes Ey von der Größe einer kleinen Erbse. Es fanden sich noch zwey kleinere Eyer, und durchs Vergrößerungsglas entdeckte man noch eine unzählige Menge kleiner Bläschen. Eine Röhre geht aus der Cloake vorwärts gegen die Eyerstöcke und theilt sich in zwey Theile, von denen jeder an seinen Eyerstock sich begiebt. Sie sind viel größer und weiter als die fallopischen Röhren der lebendiggebärenden Thiere. Im rechten Eyerstock war keine Spur von Befruchtung.

Nach der Erzählung eines Häuptlings der Eingebornen soll das Thier zwey Eyer legen, von Größe, Gestalt und Farbe der Hühnereyer: Diese Eyer soll es eine beträchtliche Zeit brüten, und ein Nest im Schilf anlegen.

Man finde das Thier oft weit vom Wasser entfernt; es werde nie gegessen. Die Verwundung mit dem Sporn schmerze sehr und schwelle stark an, sey aber nie tödtlich.

Ob dieses nun wahr sey, steht dahin. Sagen der Eingebornen darf man wenig trauen, und so lange nicht ein Naturforscher die Eyer selbst sieht, billig an ihrer Existenz zweifeln. Die Bläschen am Eyerstocke beweisen noch nichts. Uebrigens von einem so außerordentlich sonderbar gebildeten Thiere läßt sich auch in der Fortpflanzung viel wunderbares und außergewöhnliches vermuthen, und so müssen wir noch zuwarten, bis wir sicherere Nachrichten haben, besonders auch über die Nahrung dieser Thiere, von welcher wir auch gar nichts wissen.

Auch das Saugen müßte bey einem Thier mit Schnabel sehr sonderbar zugehen; indeß könnte es wohl seyn, daß der Schnabel im ganz jungen Thiere weich und biegsam wäre. Wo sind dann aber die Muskeln zum Ansaugen? oder wie geht es dabey zu?

Nun aber hat Herr Professor Meckel in Halle die Säugewarzen des Schnabelthiers mit Bestimmtheit entdeckt und vortrefflich abgebildet; er hält jene häutigen Röhren für die Hörner der Gebärmutter, und schließt daraus, daß das Thier ein wahres Säugethier sey; auch selbst in dem sehr zweifelhaften Fall, wenn es Eyer legen sollte, da die ausgekrochenen Jungen dennoch saugen könnten; die Möglichkeit wäre vorhanden.

(Abbildung nach der Natur.)

Die röthlichbraune Art Ornithorhynchus rufus ist wohl nur Varietät.

2te Gatt. Ameisenigel. Echidna. Echidne.

Keine Zähne. Der Körper kurz, abgerundet, niedrig auf den Beinen. Kopf klein, konisch, mit sehr zugespitzter Schnauze, an deren Ende die sehr kleinen Nasenlöcher sitzen, eben so der Mund mit seiner kleinen Oeffnung. Die Zunge sehr lang, ausdehnbar, etwas platt, an der Wurzel mit weichen Wärzchen bedeckt; diese sind konisch, nach hinten gerichtet, liegen in regelmäßigen Reihen. Am Gaumen sind ähnliche Wärzchen. Die Augen sind sehr klein und an den Seiten des Kopfs. Keine äußern Ohren. Die Füße kurz, fünfzehig, die vordern breit, mit fünf sehr langen und dicken, wenig gekrümmten Nägeln, welche am Ende viereckig abgestutzt sind, der mittlere ist der längste. Bey den Hinterfüßen ist der innerste Nagel der kleinste, und nach vorn gerichtet; der zweyte ist sehr stark, unten gefurcht, und nach hinten umgebogen; der dritte und vierte haben dieselbe Form, aber kleiner; der fünfte ist der kleinste, und wie der erste abgerundet. Beym Männchen findet sich ein beweglicher, hohler, an der Spitze durchbohrter Sporn an der hintern Seite der Hinterfüße, welcher nach innen und rückwärts steht; dieser Ausführungskanal steht in Verbindung mit einer Drüse, welche eine scharfe Flüssigkeit absondern soll, die in eine Wunde geflossen heftige Zufälle erregen kann. Der Schwanz ist sehr kurz und konisch. Der Körper ist mit starken Stacheln besetzt, welche theils ungemischt, theils mit Haaren gemischt sind. Die Jochbogen sind vollständig. Die untere Kinnlade sehr schwach. Man findet fünfzehn Rippenpaare am Scelet, sechs wahre und neun falsche. An beyden Schulterknochen ist eine Art von Schlüsselbein befestigt, welches dem Gabelknochen der Vögel entspricht.

Der Magen ist sehr weit, eyförmig, beym Pylorus sehr zusammengezogen; der Darmkanal siebenmal länger als der Körper; der Blinddarm klein. Die Testikel sind im Bauche verborgen. Kein Beutel am Weibchen, aber Beutelknochen, welche sehr groß sind, und den vordern Rand des Beckens einnehmen.

Sie sollen von Ameisen und Insecten leben, und sich derselben wie die Ameisenfresser mit Hülfe ihrer langen Zunge bemächtigen. Sie graben leicht, und scheinen sich zusammenrollen zu können, wie die Igel. Ueber ihre Sitten, Fortpflanzung und über die weiblichen Geschlechtstheile kennt man noch nichts. Nach der Sage sollen sie Eyer legen, wie die Schnabelthiere.

Taf. 116. Der stachelige Ameisenigel. Echidna hystrix.

Echidné épineux.

Der Körper ist auf dem Rücken mit dicken Stacheln, ohne Beymischung von Haaren, besetzt, welche ein bis drey Zoll Länge haben; der größte Theil ihrer Länge nach sind sie schmutzig weiß, die Spitze schwarz, ihre Richtung

ist nach hinten, nur am Schwanze sind sie sehr kurz und perpendicular in die Höhe gerichtet. Die untern Theile des Körpers sind mit einzelnen Borsten besetzt, welche an den Seiten länger als am Bauche sind; der Kopf ist mit kurzen Borsten bedeckt, und am Anfang der Rückenstachel stehen einige rostfarbne Haare, welche man nur dann bemerkt, wenn man die Stacheln auseinander breitet. Die Klauen sind sehr lang und schwarz.

Man findet dieses sonderbare Geschöpf, welches ungefähr die Größe eines Igels hat, in Neuholland, in der Nähe von Port Jackson und au den blauen Bergen; es wird oft zahm gemacht, um an Naturforscher verkauft zu werden.

Von seiner Lebensart weißt man noch sehr wenig, ja nicht einmal was es eigentlich frißt, da man das Thier sehr lange lebend erhalten kann, ohne daß es Nahrung zu sich nimmt, wie sich bey einem zeigte, welches ein gewisser Herr Garnot lebend nach der Insel Frankreich brachte. Er erhielt es wenig Tage vor seiner Abreise von Port Jackson, als es schon einige Zeit gezähmt war. Der Verkäufer versicherte, er habe das Thier mit Vegetabilien erhalten; man sagte ihm auch, es fresse sogar Mäuse, welches aber, da es keine Zähne hat und den Mund nicht recht öffnen kann, durchaus unwahrscheinlich ist. Man that es in eine Kiste mit Erde, und versuchte nun allerley Nahrungsmittel, Vegetabilien, Fleisch, Suppe, es beschnüffelte alles ohne davon zu kosten; auch von einer großen Menge Fliegen, welche sich um dasselbe versammelten, fraß es keine. Wasser suchte es aber mit großer Begierde, und trank davon, indem es seine lange Zunge, welche drey bis vier Zoll lang ist, in dasselbe steckte und lappte; drey Monate lang genoß es nichts anders, und lebte dabey munter fort. Als man dem Igel auf der Insel Frankreich Ameisen gab, berührte er sie eben so wenig als Würmer, welche in der Erde waren; dagegen liebte er sehr die Milch der Cocosnüsse. Er starb durch einen Zufall, wahrscheinlich an Gift.

Die Erde in seinem Gefängnisse schien dem Thier nicht zu behagen, (ob es darin gegraben habe, wird nicht angegeben) daher nahm man sie weg, und lies es frey laufen. So bemerkte man, daß es regelmäßig in vier und zwanzig Stunden vier Stunden herumlief, die übrige Zeit aber schlief. Es hatte sich einen bestimmten Spaziergang in seinem Zimmer angewöhnt, und lief immer gerade aus; legte man ihm ein Hinderniß in den Weg, so versuchte es alles mögliche, es aus dem Wege zu räumen, und erst wenn dieß unmöglich war, änderte es die Richtung seines Ganges. Es hatte sich einen Winkel in der Kammer gewählt, wohin es regelmäßig seine Exkremente hinlegte, und den dunkelsten um zu schlafen. Oft wenn es seine Wanderungen machte, lief es einer Scheidewand nach auf und ab, ohne die Grenzen zu überschreiten, welche es sich vorgesetzt hatte. In einer Minute machte es etwa 30 bis 36 Schritte, obschon sein Gang langsam und ungeschickt schien. Die Exkremente waren schwarz, wenig consistent und übelriechend. Jedesmal wenn es sie fallen ließ, lief es in seinen Winkel und verbarg sich, als ob es sich schämte.

Es scheint einer periodischen Erstarrung unterworfen zu seyn; einst machte es nämlich seinen gewohnten Gang nicht, und man fand es fast ohne Bewegung, wie in den letzten Zügen liegend; man rieb es, brachte es an die Sonne, und so erholte es sich wieder, und fieng seine gewohnte Lebensart an. Allein nach einigen Tagen erstarrte es aufs Neue, und blieb oft 48 bis 80 Stunden in diesem Zustande; dann erwachte es, um seine Spaziergänge fortzusetzen. Man sah es des Tages, wie des Nachts herumlaufen. Sein größtes Vergnügen war, die Nase in die Schuhe seines Herrn zu stecken. Es war sehr sanft, ließ sich gerne schmeicheln, aber furchtsam rollte es sich, wie ein Igel, bey jedem fremdartigen Geräusch zusammen, und streckte nur langsam die Nase hervor, um zu horchen, ob die Gefahr vorbey sey, dann rollte es sich wieder auf. Die Ohrmuschel bemerkte man nur, wenn es aufmerksam auf etwas hörte; man kann sie am besten mit dem Ohr einer Eule vergleichen.

Alle diese Umstände zeigen die merkwürdige Lebensart dieses Thieres an, und müssen um so begieriger machen, dieselbe auch im freyen Zustand kennen zu lernen. Mit dem Schnabelthiere ist diese Gattung gewiß eine der größten Merkwürdigkeiten des an Wundern so reichen Neuhollands, wo die Natur sich in Hervorbringung anderer Formen als derjenigen gefiel, die in den übrigen Welttheilen vorkommen. Beyde Thiergattungen nähern sich in manchen Hinsichten sehr den Vögeln, und schließen auf der andern Seite sich der Form der Beutelthiere an, welche in diesem Welttheil unter den Säugethieren die herrschende ist. Die immer zunehmende Civilisation des großen Landes wird uns auch mit der Lebensart und räthselhaften Fortpflanzung dieser Geschöpfe bekannt machen.

Die zweyte Art dieser Gattung ist der borstige Ameisenigel, Echidna setosa. Auch aus Neuholland.

Taf. 115. Scelet des Großthiers. Megatherium.

Unter den Säugethieren der Vorwelt verdient wohl kaum eines die Bewunderung der Naturforscher und der denkenden Menschen überhaupt in so hohem Grade, als dieses merkwürdige Geschöpf. Zwar scheint seine Plumpheit nicht zum Vortheil jener Schöpfung, im Gegensatz der unsrigen zu sprechen, da die jetzige nichts ähnliches aufzuweisen hat, aber das Geschöpf selbst ist darum nicht weniger bemerkenswerth, und giebt zu wichtigen Betrachtungen Anlaß.

Das Faulthier ist bereits in unserm Texte geschildert und gezeigt worden, daß es in seiner Art ein sehr ausgezeichnetes, und nach der Meinung einiger Naturforscher sogar ein unvollkommenes und beklagenswerthes Geschöpf sey, was aber dort ist bestritten worden. Unsere Verwunderung muß sich aber noch sehr vermehren, wenn wir ein Thier vor uns sehen, welches mit der sonderbaren Gestalt und dem kläglichen Ansehn des Faulthiers, annoch eine Größe verbindet, die eine ganz andere Lebensart voraussetzt, wenn man nicht auch annehmen will, die Baumwelt, an welcher unser Großthier habe herumklettern können, sey verhältnißmäßig viel größer gewesen, so daß Thiere von der Größe eines Nashorns sich haben an die Aeste hängen können, ohne sie zu brechen. Wem kommt so etwas wahrscheinlich vor? und doch wenn wir die ungeheuern Klauen des Großthiers ansehen, so könnte die Vermuthung, daß es habe klettern können, nicht ganz ungegründet scheinen; aber eine nähere Untersuchung zeigt die Unmöglichkeit dieser Meinung, eher daß es dieselben zum Graben angewendet habe. Ein solcher Maulwurf erscheint indeß wahrlich noch abentheuerlicher und sonderbarer, als ein solches Kletterthier. Anatomische Gründe zeigen, daß das Thier gar nicht klettern konnte. Die Gelenkfläche des Sprungbeins ist ohne rollenartige Erhabenheit, welches beweist, daß das Gelenk den Körper nur horizontal tragen konnte, und so müssen wir eher das Letzte annehmen. Es konnte sich nur langsam und schleppend fortbewegen, und hatte außer seinen langen Krallen keine Vertheidigungswaffen gegen Raubthiere, und scheint in Höhlen gelebt und seine Nahrung zum Theil unter oder in der Erde aufgesucht zu haben.

Das Scelet zeigt eine ungeheure Masse von Knochen, alle vom plumpsten Ansehen. Jeder einzelne befremdet durch Größe und Form. Die Länge des ganzen Scelets, von der Spitze des Kopfs bis zum Ende des Kreuzbeins, beträgt 14, die größte Höhe am Hintertheil gemessen, 7 spanische Fuß. Gegen diese Masse erscheinen die Scelete des Nashorns und Elephanten zierlich und schlank. Zu dieser geringen Höhe ist der Körper doch sehr breit und von großem Umfang. Die Brust ist stark gewölbt, das Becken zeigt einen großen Bauch; die Schlüsselbeine sind stark und vollkommen. Der Körper war vorn niedriger als hinten, und der Fuß trat mit der ganzen Sohle auf.

Daß der Schedel mit dem des Ai oder dreyzehigen Faulthiers viele Aehnlichkeit hat, ist auffallend. Dieselbe Zahl und Stellung der Backenzähne ist vorhanden, und ihr Bau ist ähnlich, aber es fehlen die Eckzähne gänzlich.

Die Füße sind zum Raube und zum Klettern gleich untauglich. Da dieses Thier seine Klauen, weder wie andere Raubthiere aufzustellen noch zurückzuziehen vermögend war, indem die Mittelglieder des einen Fingers verwachsen, und dadurch die Bewegung des Nagelgliedes eingeschränkt ist, so konnte es nicht klettern; auch könnten beym Klettern die Hinterfüße mit ihrem einzigen Nagel den großen Körper unmöglich tragen. Die Beschaffenheit der Krallen der Vorderfüße zeigt dagegen die Geschicklichkeit zum Graben und Scharren deutlich an. Auch die Schlüsselbeine, welche stark sind, zeigen diese Bestimmung; sie schließen aber nicht, wie bey andern Thieren, an das Brustbein, sondern an die ersten Rippen an, die zum Ansatze derselben am untern Ende umgebogen sind.

Die Enge des Beckeneingangs läßt vermuthen, das Megatherium habe nur kleine Junge geboren, daß sie daher lange habe wachsen und das Thier ein bedeutendes Alter habe erreichen müssen.

Es würde uns zu weit führen, und dem Zweck dieser Blätter zuwider seyn, eine genauere anatomische Beschreibung aller Theile dieses Scelets zu geben. Alles zeigt, daß dieses Thier das plumpste aller bekannten Thiere ist, welche wir auf dieser jetzigen Erde und aus der Vorwelt kennen; daß es einer Schöpfung angehört habe, welche sehr von der jetzigen verschieden war. Daß es sich nur langsam fortbewegen konnte, und nur wenige Vertheidigungsmittel hatte und vielleicht in Höhlen lebte; sich von Vegetabilien nährte und in dieser Hinsicht dem Elephanten und Nashorn nahe stand.

Das Scelet, von welchem diese Abbildung nach dem Werke des Herrn Pander und D'Alton genommen ist,

steht im königlichen Museum zu Madrid, wo es wohl das Sehenswertheste seyn mag. Es wurde im Jahr 1789 aus Buenos-Ayres vom Vicekönige Marquis von Loretto dahin gesandt.

Europa hatte in der Vorwelt ein Thier, welches diesem Großthier an Größe und Kraft nicht nachstand; man kann aus den Ueberresten schließen, daß es den Schuppenthieren nahe stand, aber einem Schuppenthier von vielleicht 24 Fuß Länge. Man fand die Ueberreste von Rhinozeros, Elephanten und Tapirknochen bey Eppelsheim am Rh in im Darmstädtischen.

Taf. 117.

Diese Tafel stellt die Köpfe des Bibers, des Hasen, des großen Ameisenfressers, des Gürtelthieres mit 9 Gürteln, des Schuppenthiers und des Schnabelthiers vor, wovon das Weitere in dem Text über diese Gattung zu finden ist.

Siebente Ordnung der Säugethiere.

Pachydermen. Vielhufer. Pachydermata.

Multungula. Pachydermes.

Die Zähne sind bald von allen drey Arten, bald nur von zweyerley Art.

Die vier Extremitäten sind bloß zum Gehen dienlich; die Füße sind mit Klauen oder mit Hornscheiden versehn, deren Zahl ungleich ist.

Keine Schlüsselbeine. Der Magen häutig, einfach oder höchstens durch häutige Näthe getheilt.

Es sind meistens große plumpe Thiere, mit dicker rauher Haut, welche entweder fast kahl oder mit Borsten, selten mit Haaren bedeckt ist.

Sie nähren sich meist ausschließend von Vegetabilien, einige unter ihnen genießen indeß auch thierische Substanzen. Alle haben einen Blinddarm; die dicken Gedärme sind beträchtlich lang.

Die meisten halten sich gerne in sumpfigen Gegenden auf, sind in ihren Bewegungen plump und schwerfällig.

Sie bewohnen meistentheils nur die Tropenländer, und gehen nicht in die kalte Zone über.

Die Gattungen sind heut zu Tage arm an Arten. In der Vorwelt aber waren sie viel zahlreicher, sowohl in Gattungen als Arten, und über die ganze Erde zerstreut; auch in den jetzt kalten Gegenden häufig.

Die Gattungen sind sehr bestimmt unterscheiden, und bilden mehrere Familien.

Erste Familie.

Rüsseltrager. Proboscidea.

Die obern Vorderzähne sind von ungeheurer Größe, und bilden Hauzähne; die Backenzähne sind zusammengesetzt und in geringer Zahl vorhanden. An allen vier Füßen fünf Zehen, welche aber in einer Hülle eingeschlossen sind.

Die Nase ist in einen Rüssel verlängert, walzenförmig, nach allen Seiten beweglich; am Ende mit einem Anhang versehen, welcher zum Ergreifen und zum Tastorgan dient. Der Körper ist sehr plump; die Haut dick.

Die Nahrung besteht allein aus Pflanzen.

Die noch lebenden Arten bewohnen einzig die wärmsten Gegenden der alten Welt.

1ste Gatt. Elephant. Elephas. Eléphant.

Oben zwey Vorderzähne, welche als Hauzähne vorstehen, sie werden sehr dick, sind walzenförmig, anfangs nach unten, an der Spitze aber vorwärts und aufwärts gerichtet; sie bestehen aus einem festen

Knochengewebe; in welchem sich härtere und festere Streifen zeigen, welche krumme convergirende Linien bilden, und durch andere gekreuzt werden, so daß sie krummlinige, sehr regelmäßige Rauten bilden; äußerlich ist der ganze Zahn mit einer sehr dünnen Lage Schmelz überzogen.

Die Backenzähne, deren im Alter nur einer auf jeder Seite in beyden Kinnladen steht, sind aus verticalen und queren Lagen zusammengesetzt. Die Lagen bestehen in Knochensubstanz mit Schmelz bedeckt, und werden durch eine harte Zwischensubstanz zusammengekittet. Die Backenzähne etsetzen sich nicht so, daß der untere den obern wegstößt, wie z. B. beym Menschen, sondern durch Vorrücken von hinten nach vorn, so daß wenn ein Zahn sich abnutzt, der hintere ihn nach vorn stößt; so hat der Elephant bald nur einen, bald zwey auf jeder Seite, also bald 8, bald nur 4 im Ganzen. Die ersten Zähne haben wenig Lagen, die folgenden immer mehr. Die ersten Backenzähne erscheinen sechs Wochen nach der Geburt, sind im dritten Monat vollkommen entwickelt; im zweyten Jahr kommen die zweyten Backenzähne; im sechsten Jahre fallen die ersten aus, und es kommt ein neues Paar; im neunten Jahr wechseln sie sich abermal, und so kommen nach und nach 8 Backenzähne auf jeder Seite, wobey immer die Zahl der Blätter oder Lagen wächst, so daß der erste Zahn nur vier hat, der zweyte acht oder neun, der dritte dreyzehn bis vierzehn, und der siebente zwey oder dreyundzwanzig. Zuerst in der ersten Jugend und nach dem letzten Zahnwechsel hat also der Elephant nur vier Backenzähne.

Die Hauzähne fallen nur einmal aus, etwa am Ende des ersten Lebensjahres; die folgenden scheinen dann bis ins hohe Alter immerfort zu wachsen.

Der Körper ist sehr dick und niedrig auf den Beinen. Der Kopf dick; der Hals kurz. Der lange walzenförmige Rüssel wird durch die langen Röhren der Nasenlöcher gebildet, und endigt mit einem beweglichen fingerförmigen Anhang. Die Augen sind sehr klein und stehen auf der Seite. Die äußern Ohren sind platt, sehr groß und seitlich. Die Zunge ist platt, sehr fleischig und dick. Die Beine sehr dick; die fünf Zehen an den Füßen so von der dicken, schwieligen Haut umwickelt, daß man sie äußerlich nur durch die Klauen unterscheidet, welche an dieser Art von Hufen sitzen; der ganze Fuß bildet also eine Masse. Die Klauen sind Hornmassen oder Hornschuhe. Der Schwanz ist mittelmäßig lang, und endigt mit einem Büschel dicker Haare, wie Dräthe. An der Brust sitzen zwey Eiter.

Die Haut ist sehr dick, runzelig oder rissig, locker anliegend, und bey den lebenden Arten nackt, bey den untergegangenen war sie wahrscheinlich behaart. Die Stirn und Kinnbackenhöhlen sind ungeheuer entwickelt, und diese großen Höhlen geben dem Kopf einen gewaltigen Umfang. Die obere Kinnlade ist sehr hoch und die Nasenknochen sind sehr klein, durch die großen Zahnhöhlen der Hauzähne so verkürzt, daß die Nasenlöcher am Scelet ganz oben am Gesicht sich finden. Die untere Kinnlade ist vorn zugespitzt und bildet eine Art von Rinne, ohne Vorderzähne. Der Magen ist einfach; der Darmkanal lang und weit; der Blinddarm ungeheuer groß. Die Leber hat zwey Lappen, aber keine Gallenblase.

Die Elephanten der gegenwärtigen Welt leben nur in den heißesten Gegenden von Asien und Afrika; die der Vorwelt aber waren über ganz Europa und das nördliche Asien verbreitet, und bewohnten Gegenden, welche jetzt unter ewigem Schnee und Eise bedeckt sind; man findet ihre Ueberreste selbst im Ureise des Eismeeres.

Taf. 118. u. 119. Der asiatische Elephant. Elephas indicus.

L'Eléphant des Indes.

Größer als der afrikanische, von welchem er sich besonders durch den Bau der Zähne und durch die Form des Schedels unterscheidet. Der Kopf ist ablang; die Stirn ausgehöhlt, zu beyden Seiten aber stehen pyramidalische Höcker. Die Zähne sind aus parallelen, schmalen, wellenförmigen Schmelzleisten zusammengesetzt; die Ohren sind mittelmäßig; die Hauzähne weniger groß, als bey den afrikanischen Elephanten, besonders bey den Weibchen; an den Hinterfüßen ist eine Hufe mehr; die Hautfarbe ist heller.

Die Länge von der Stirne bis zum Schwanz 10 Fuß 4 Zoll, des Schwanzes 3 Fuß 9 Zoll, des Rüssels 7 Fuß 1 Zoll, Schulterhöhe 7 Fuß 10 Zoll bis 10 Fuß, die Kreuzhöhe 7 Fuß. Die größten Hauzähne wiegen 70 bis 100 Pfund. Man behauptet, es gebe Elephanten von 13 bis 16 Fuß Höhe. Gewicht bis 7000 Pfund.

Es giebt weiße Elephanten dieser Art, welche ehedem in Indien sehr verehrt wurden; es sind wahre Albino.

Man findet diesen Elephanten in allen Gegenden des heißen Asiens, in Cochinchina, Siam, Pegu, Ava, in Hindostan, auf den Inseln Ceylon, Borneo, Java und Sumatra. Zum Aufenthaltsort zieht der Elephant schattige Thäler, feuchte Gegenden und die Nachbarschaft der Flüsse allen andern vor; denn große Hitze ist ihm eben so beschwerlich als Kälte, und Feuchtigkeit ist ihm durchaus nothwendig, um seine trockene Haut zu erfrischen, da sie sonst rissig wird, und die Oberhaut abgeht. Daher liebt der Elephant es sehr, sich zu baden, und wenn er dieß nicht kann, den Rüssel mit Wasser zu füllen und sich damit zu begießen. Zuweilen nimmt er auch Staub, Stroh oder Gras, und bestreut sich die Haut, wahrscheinlich um die Insecten abzuhalten.

Der Elephant lebt gesellig, in großen Truppen, im Innern der Wälder, welche er selten für lange verläßt. Dieß geschieht nur dann, wenn er in die benachbarten bewohnten Gegenden geht, um Getreide oder andere Feldfrüchte zu fressen, wobey ein solcher Trupp mit den Füßen noch zehnmal mehr zertrittet, als er frißt, daher ungeheuern Schaden anrichtet. Diese Truppen bestehen aus vierzig bis hundert Stücken von allen Altern und von beyden Geschlechtern. Der Trupp wird von den größten und ältesten Männchen und Weibchen angeführt. Bey der geringsten Gefahr, und überhaupt außer den Gehölzen beobachten diese Truppen eine bestimmte Ordnung; die Weibchen mit den Jungen gehen in der Mitte, die alten Männchen aber umgeben die übrigen in einem Kreise von allen Seiten, und die Mütter halten die ganz Jungen mit dem Rüssel umfaßt.

Da der Körper des Elephanten leichter ist als Wasser, so schwimmt er auch leicht, und hält dabey den Rüssel außer das Wasser, so daß er leicht athmen kann.

Man trifft indeß auch einzelne Elephanten an, und dieses sind immer Männchen, welche vielleicht durch die Eifersucht der übrigen genöthigt wurden, sich von der Heerde zu entfernen. Diese Elephanten sind meist in einer Art von Wuth, und es ist sehr gefährlich, ihnen zu begegnen; sie greifen den Menschen an, ohne gereizt zu werden, verwüsten die Felder, werfen die Hütten der Landleute um, tödten Schafe und anderes Vieh. Die Landleute sind daher genöthigt, bey ihren Gütern Wache zu halten; sie verbergen sich in Bambushütten, um ihrerseits sich auch vor den Tigern zu sichern, und wenn sie Elephanten bemerken, so geben sie sich gegenseitig Zeichen, und verjagen dieselben durch Geschrey und Flintenfeuer. Wenn die Elephanten in die Dörfer eindringen, so richten sie fürchterliche Verwüstungen an, und einzig Feuer kann sie vertreiben. In Ceylon mußten öfters Dörfer verlassen werden, weil sie oft von Elephanten beunruhigt wurden. Die Elephanten, welche in Heerden gehen, sind nur dann gefährlich, wenn man sie reizt, und ein Mensch kann vor ihnen vorbeygehen, ohne daß sie ihn beobachten.

Die indischen Elephanten zeigen verschiedene Varietäten in Hinsicht der Größe, der Farbe und der verhältnißmäßigen Stärke der Stoßzähne; die natürliche Farbe ist braunschwarz, häufig verändert sich diese in schmutziggrau, weil sie meist mit Staub bedeckt sind; man trifft auch röthliche an, welche Farbe aber ebenfalls nur von einer rothen Erde herkommen soll, mit welcher sie sich bedecken. Die weißen Elephanten scheinen von der Weißsucht ergriffene zu seyn, und werden von den Indiern, welche an die Seelenwanderung glauben, gar sehr verehrt, weil sie glauben, die Seelen ihrer Könige seyen in diese Thiere gefahren. Daher kommt auch unter den Titeln der Könige von Siam, Pegu und anderer Reiche jenseits des Ganges, der eines Besitzers des weißen Elephanten vor; solche werden in schönen Gebäuden unterhalten, und von eignen Dienern gewartet und bedient. Die Weibchen haben immer nur kurze Hauzähne; es giebt aber auch Männchen, welche nie größere bekommen, ohne daß man die Ursachen kennt. Andere Männchen dagegen haben sehr große Hauzähne, allein dieser Unterschied hat weniger Einfluß auf den Preis des Thieres, als der Character desselben, und die gutmüthigen werden vorzüglich theurer bezahlt, und sind beliebter als andere von bösartigem Naturel, welche dann freylich um je größer ihre Zähne auch um so mehr zu fürchten sind. Die indischen Könige lieben aus Aberglauben besonders die Elephanten, welche nur einen Zahn haben, und zur Arbeit werden die kurzbeinigen mit dickem und langem Körper vorgezogen; sie sollen munterer und ausharrender seyn.

Die Elephanten wurden in ihrem Vaterland schon von den ältesten Zeiten her gezähmt, lange ehe die Europäer dieses Thier kannten. Homer redet oft vom Elfenbein, kannte aber den Elephanten nicht. Herodot erwähnt seiner zuerst, und Alexander der Große war der erste Grieche, der in dem Kriege mit dem indischen Könige Porus die Elephanten zu bekämpfen hatte. Aristoteles beschreibt den Elephanten sehr genau und sehr wahr. Nach Alexanders Tode hatte Antigonus die meisten Elephanten. Pyrrhus brachte im Jahre Roms 472 die ersten nach Italien, und da er sie in Tarent ausschiffte, nannten die Römer diese Thiere, welche sie gar nicht kannten, lukanische Ochsen. Curius Dentatus erbeutete vier Elephanten von Pyrrhus, welche seinen Triumphzug in Rom verherrlichten. Bald wurden sie nun gemein. Metellus ließ die Elephanten, welche er im Jahr 502 den Carthaginensern in Sizilien abnahm, an der Zahl 120 bis 140 nach Rom führen. Claudius Pulcher führte bey den Spielen im Circus sogar 655 auf. Lucullus, Pompejus, Cesar, Claudius, Nero thaten dasselbe, und man sah im Circus Kämpfe der Elephanten gegen Ochsen, Löwen, und selbst gegen Menschen aufführen. Den Wagen des Pompejus, bey seinem afrikanischen Triumph, zogen Elephanten. Germanikus führte tanzende Elephanten auf die Schaubühne, und unter Nero sah man sogar solche auf dem Seile tanzen, welche man in ihrer ersten Jugend abgerichtet hatte, auf ihrem Rücken römische Ritter tragend. Aelian bemerkt bestimmt, daß es Elephanten gewesen seyen, welche in Rom geboren wurden.

Seit den Zeiten des Unterganges der römischen Kaiser wurden sie in Europa nur einzeln gezeigt oder gehalten, und galten immer als Seltenheiten. In Asien aber werden sie noch jetzt in Menge, theils von den indischen Fürsten, theils von den Engländern gehalten, und zur Jagd, zur Arbeit, zum Reiten und Tragen von Gepäck gebraucht.

Da die Elephanten bey den Römern so häufig waren, so kann man wohl die Frage aufwerfen, bekamen sie diese Thiere nur aus Asien, oder bezogen sie nicht auch solche aus dem benachbarten und viel nähern Afrika. Bezogen die Carthaginenser die Ihrigen ebenfalls aus Asien, und nicht aus ihrem Welttheile. Die Frage ist darum von naturhistorischer Wichtigkeit, weil heut zu Tage der afrikanische Elephant nirgends gezähmt wird. Es ist schwer diese Frage zu lösen; der Weg ins südliche Afrika, wo der Elephant vorkommt, war in gewisser Hinsicht eben so weit, als der nach Indien, da den Römern und Phöniziern oder ihren Nachfolgern den Carthaginensern Südafrika wenig bekannt seyn konnte. Die Römer sprechen zwar von Elephanten, welche aus Abeßynien kamen; sollten sie nicht wirklich solche über Nubien und Egypten bezogen haben? Merkwürdig wäre es immer, warum die Kunst Elephanten zu zähmen, in Afrika ganz verloren gegangen wäre, während in Ostindien diese Kunst noch immer blühet. Der afrikanische Elephant soll aber wirklich ein boshafteres, schwerer zu zähmendes Naturel haben, als der asiatische. Es ist daher wirklich wahrscheinlicher, die Kriegselephanten der Alten seyen eher asiatischer Abkunft gewesen, als afrikanischer. Die Letzten sind jetzt so selten nach Europa gebracht worden, daß wohl noch kein Naturforscher Gelegenheit hatte, beyde Arten neben einander zu sehen, nicht einmal in Sammlungen, wo man höchstens den Scelet des afrikanischen findet.

Die gewaltige Größe des Elephanten, seine Stärke, und besonders seine vorzüglich großen intellectuellen Eigenschaften, haben schon lange die Aufmerksamkeit, nicht bloß der Naturforscher, sondern überhaupt der gebildeten Menschen auf sich gezogen, und besonders ist es der asiatische Elephant, der berücksichtigt wurde, weil die Zeit seiner Zähmung schon ins höchste Alterthum hinaufreicht, mithin Gelegenheit genug sich darbot, um dieses Thier näher kennen zu lernen. Aber eben diese häufigen Gelegenheiten und die verschiedenen Ansichten der Menschen über die Ursache der Handlungen der Thiere, haben uns eine solche Menge von seyn sollenden Thatsachen gegeben, so viele Uebertreibungen hervorgebracht, daß es unendlich schwer hält, die wirklichen Thatsachen auszuheben, und das Wahre vom Fabelhaften zu unterscheiden. Die Ueberlegenheit des Elephanten über andere Thiere, gründet sich auf wirkliche Bildungsvorzüge, welche er durch die wunderbaren Eigenschaften seines Rüssels, die Feinheit seines Gehörs und Geruchs, die Stärke seiner Muskeln und durch die Länge seines Lebens erhalten hat. Zwar sind seine Nerven nicht feiner als bey andern Thieren; sein Gehirn ist im Verhältniß zu seinem Körper klein, aber die großen Höhlen am Kopf vergrößern mit ihren Knochen denselben sehr, und geben ihm scheinbar eine eben so große Wölbung, wie am Menschen, und eine ernste, man könnte sagen, würdevolle Physiognomie. Alles dieses zusammengenommen bildete den Ruf, den dieses Thier erhalten hat. Die Malajen geben ihm einen Namen, der so viel als Mensch

bedeutet, und ihn als ein vernünftiges Wesen bezeichnet. Die Alten, welche seine Sanftheit, seine leichte Zähmbarkeit, seine Anhänglichkeit an seinen Herren, seine Dankbarkeit, und seine Rachsucht für erhaltene Beleidigungen kannten, Eigenschaften, welche er wirklich besitzt, aber mit dem Hunde gemein hat, schrieben ihm die Kraft, vernünftig zu raisonniren, und sogar eine Naturreligion bey. Alles dieses aber scheint nach Cüviers Meinung, der das Thier oft und lange zu beobachten Gelegenheit hatte, nicht zu berechtigen, ihn höher als Hund oder Affe zu stellen. Wir möchten aber doch fragen, ob Herr Cüvier Gelegenheit hatte, seine Elephanten unter allen den Umständen beurtheilen zu können, wie es in ihrem Vaterlande, wo sie nicht bloß eingeschlossen leben, sondern zu den verschiedensten Arbeiten benutzt werden, und wo man sie auch in ihrem freyen Zustand beobachten kann, der Fall ist? Viele Nachrichten über den Elephanten sind ganz gewiß übertrieben, viele aber kommen aus den Beobachtungen unbefangener und wahrheitsliebender Männer, so daß wir dagegen, ohne ihnen selbst Unrecht zu thun, keine begründeten Einwürfe machen können. Wir stehen in der Ueberzeugung, es sey nicht bloßer Instinct allein, der die Thiere der höhern Klassen in ihren Handlungen leite, sondern dasselbe Princip, was dem Menschen die Vernunft giebt, könne gar wohl auch im Thiere vorhanden seyn, und müsse nur deßwegen anders wirken, weil das Organ, durch welches es allein wirkt, weniger vollkommen ist. Sobald ein Thier der Vervollkommnung seiner Fähigkeiten, der Erziehung fähig sey, so gehöre es in eine höhere Klasse, und dieß ist allerdings beym Elephanten in vorzüglicherm Grade als bey einem andern Thiere, der Fall, und er möchte leicht noch über den Hund sich erheben, welcher sonst wohl dem Menschen am nächsten in Fähigkeiten steht. Es ist indeß genug zu wissen, der Elephant sey ein sehr kluges Thier, und wir wollen es jedem überlassen, ihm in dieser Hinsicht die Stelle einzuräumen, welche er für gut findet, und uns mit den Thatsachen begnügen, welche das Gepräge der Wahrheit, nicht der Uebertreibung haben.

Das merkwürdigste Werkzeug des Elephanten ist sein Rüssel, er besteht aus Häuten, Muskeln und Nerven. Er kann damit die mannigfaltigsten Bewegungen machen, ihn drehen und wenden wie er will; er besitzt darin eine solche ungemeine Stärke und Kraft, daß er den stärksten bengalischen Tiger damit leicht zu Boden schlägt, und 200 Pfund schwere Dinge in die Höhe hebt. Zugleich kann er damit die kleinsten Geldstücke oder andere Dinge vom Boden aufheben, Knoten auflösen, Thüren durch Umdrehung des Schlüssels aufmachen, Pfröpfe aus den Flaschen ziehen, Blumen abpflücken. Alles dieses verrichtet er mittelst der fingerähnlichen Spitze, womit sich der Rüssel endigt. In der Mitte dieser Spitze ist eine Oeffnung, auf deren Grunde man die beyden Nasenlöcher wahrnimmt. Er hat die Nase im eigentlichen Sinne in der Hand. Er kann den Rüssel ganz mit Wasser anfüllen, und sich damit selbst an allen Theilen bespritzen; ebendas thut er mit Sand. Einzig durch den Rüssel bringt er alle Nahrungsmittel in den Mund, welcher so tief am Kopfe sitzt, daß man ihn kaum wahrnimmt. Er hat einen sehr feinen Geruchssinn, und wenn eine Menge Personen um ihn stehen, so wird er diejenigen leicht auffinden, welche etwas für ihn zu fressen in der Tasche haben, und diese Dinge, wenn sie es gestatten, leicht aus der Tasche selbst herausholen. Kurz der Rüssel ist das vollkommenste Organ, was man nur sich denken kann.

Seine obschon rauhe und harte Haut ist sehr empfindlich. In den Falten, oder wo sie sonst weich oder feucht ist, fühlt er den Stich der Fliegen sehr lebhaft; er schlägt daher mit Schwanz, Rüssel und Ohren nach denselben, zieht die Haut zusammen und erdrückt sie, oder er bricht Baumzweige ab und verjagt sie mit denselben vermittelst des Rüssels, oder nimmt dazu Heu und Stroh.

So schwerfällig er scheint, so sind doch seine Bewegungen schnell und seine Schritte sehr groß. Sein gewöhnlicher Schritt gleicht an Schnelligkeit dem Trabe eines Pferdes, und sein Traben dem Galopp desselben. Menschen und Pferde kann er daher leicht einholen, und man könnte ihm nicht entrinnen, wenn er sich so geschwind umkehren könnte; durch Ränke und Umwege kann man ihm eben deßwegen entkommen, denn wenn er sich wenden will, muß er einen beträchtlichen Umweg nehmen. Selbst mit Gepäck beladen schwimmt er leicht über Flüsse; dagegen kann man ihn nicht über solche Brücken bringen, wo er das Wasser sieht, er fürchtet hinunter zu fallen.

Wohlriechende Blumen liebt er sehr, er sammelt daher solche in einen Strauß, riecht daran, und führt sie dann zum Munde; dagegen verabscheuet er üble animalische Gerüche, darum soll er auch das Schwein nicht leiden können.

Von der Dankbarkeit des Elephanten und seiner Erinnerung an erwiesene Wohlthaten zeugen folgende Thatsachen. Zu Asmer in Ostindien pflegte eine Gärtnersfrau einem Elephanten, der mit andern täglich nach dem Wasser geführt wurde, wenn er über den Markt kam, allemal eine Handvoll Kräuter zu geben. Während der Brunstzeit riß sich das Thier einst los, und jagte alle Leute vom Markt weg; auch die Gärtnersfrau ergriff die Flucht, ließ aber in der Angst ihr Kind neben der Krambude sitzen. Der Elephant aber erkannte auch in seiner Wuth noch den Platz, wo seine Wohlthäterin zu sitzen pflegte, hob das Kind sanft mit seinem Rüssel in die Höhe, setzte es auf das Dach der Hütte und lief fort. Zu Pondichery hatte ein Soldat die Gewohnheit, jedesmal wenn er seinen Sold erhielt, einem Elephanten eine gewisse Quantität Arrak zu geben. Einst hatte sich dieser Soldat betrunken, und da er Ausschweifungen begieng, so verfolgte ihn die Wache, um ihn in Verhaft zu nehmen. Im Rausche nahm er seine Zuflucht zum Elephanten, legte sich unter ihm nieder und schlief ein. Vergeblich versuchte es die Wache, in hier hervorzuziehen, er vertheidigte ihn mit seinem Rüssel. Als der Soldat von seinem Rausche erwachte, erschrak er gewaltig, als er sich unter dem Thiere befand, allein dieser schmeichelte ihm mit seinem Rüssel, und ließ ihn ungestört gehen.

Seinen Wärter liebt der Elephant so sehr, daß er ihm liebkost, seine Befehle gleichsam im Voraus erräth und ausführt. Er lernt sehr leicht Worte verstehen und Töne begreifen, noch leichter als der Hund. Bey seinen Arbeiten kann man ihn durch Schmeicheleyen und Versprechungen zu allem bringen was man will, man muß aber seine Versprechungen auch halten, wenn man nicht in Gefahr kommen will. Die Elephantenführer befehlen ihren Elephanten mit dem Rüssel jemand zu grüßen, sich niederzulegen. Er hört mit Aufmerksamkeit die Stimme seines Herrn, und vollführt seine Wünsche mit Klugheit und Eifer, aber gleichsam mit abgemessener Würde, ohne sich zu übereilen. Sein Character überhaupt scheint gesetzt und ernsthaft zu seyn. Seine Freunde liebkost er mit seinem Rüssel, hebt damit Lasten in die Höhe und beladet sich selbst. Allein seinen Gehorsam leistet er bloß seinem Führer, der ihm gemeiniglich auf dem Nacken sitzt, und ihn mit einem eisernen Stabe leitet, wenn er nicht gehorchen sollte, was aber selten geschieht, wenn der Führer ihn nicht mißhandelt und sein Vertrauen erworben hat. Ist er aber einmal böse, so ist er fürchterlich, und wenn er sich der empfangenen Wohlthaten erinnert, so vergißt er auch Beleidigungen und Neckereyen nicht leicht, wovon man viele Beyspiele hat. Manchmal rächt er sich zwar nur auf eine lächerliche Art, allein häufiger wird es Ernst. Bey einem zur Schau herumgeführten Elephanten nahm sich ein Herr heraus, ihm zwar anfangs mehreres Naschwerk zu geben, dann aber ihn zu necken. Der Elephant schien dieß ganz philosophisch zu ertragen, allein er wartete nur auf einen günstigen Augenblick, sich zu rächen. Der Wärter gab ihm Wasser, damit füllte er sich den Rüssel ganz voll, und unversehens bespritzte er den elegant gekleideten Herrn von oben bis unten, zum großen Gelächter der Zuschauer. Ein Mahler in Versailles wollte den dortigen Elephanten mahlen, in der Stellung, wie er den Rüssel in die Höhe hält und den Mund öffnet. Um dieß zu bewerkstelligen, warf ein Bedienter dem Elephanten Nüsse in den Mund, oft aber neckte er ihn bloß; darüber wurde der Elephant gewaltig aufgebracht, füllte seinen Rüssel mit Wasser, und bespritzte den Mahler so damit, daß die ganze Mahlerey verdorben wurde. In einem andern Fall nahm der Elephant eine solche Neckerey so übel, daß er über den Necker herfiel, ihn durch einen Schlag mit dem Rüssel zu Boden warf, zwey Rippen und ein Bein zerbrach, und ihn getödtet hätte, wenn es nicht gelungen wäre das wüthende Thier abzuhalten.

Die Schildwache bey der Menagerie in Paris mußte die Zuschauer abhalten, den Elephanten, welche in einem Hofe umherspazirten, zu fressen zu geben; einst wollte dieselbe einen solchen warnen, der den Thieren ein Stück Brod darbot, als sie plötzlich von dem einen Elephanten über und über mit Wasser begossen wurde. Ungeachtet des entstehenden Gelächters wischte sich die Schildwache ruhig ab, und vertrat den Dienst weiter sehr eifrig; aber unversehens riß ihm das Weibchen mit dem Rüssel die Flinte aus der Hand, trat darauf, und wand den Lauf wie eine Schraube. In Cassel versäumte einst ein Elephantenwärter, dieß Thier zu rechter Zeit zu füttern; darüber wurde dasselbe so aufgebracht, daß es sich losriß, sich sein Futter in der Nähe mit Gewalt holte, alle Geräthschaften des Wärters, Kleider, Betten u. s. w. in einen Winkel seines Stalles trug, seinen Urin und Unrath darauf ließ, und endlich alles in Stücken stampfte.

Wein und hitzige Getränke sind diesen Thieren sehr angenehm, und sie können eine große Quantität davon zu sich nehmen, ehe sie berauscht werden. Giebt man einem Elephanten eine Bouteille voll Wein, so zieht er mit dem Rüssel den Pfropf aus, faßt die Bouteille behutsam, steckt den Hals derselben in den Mund, leert sie aus, und stellt sie sorgfältig wieder auf den Boden, ohne sie zu zerbrechen.

Auch der zahmste Elephant hat Perioden wo er gefährlich wird, und wo man oft sich nicht anders zu helfen wußte, als ihn zu tödten. Zwey Beyspiele der Art sind vor einigen Jahren in Europa vorgefallen. In Venedig hatte ein solches Thier sich losgerissen, und in der Stadt vielen Unfug angerichtet; unter anderm lief er in eine Kirche, wo es besonders die Beichtstühle zerstörte, und dieselben durcheinander warf. In Genf durchlief ein anderer in der Wuth, welche noch durch hitzige Getränke vergrößert wurde, alle Straßen, warf den einen Führer in die Rhone, und konnte endlich in den Hof des Zeughauses gelockt werden, wo er sich amusirte Kanonen umzuwerfen, und mit den Kugeln zu spielen. Man wollte ihn vergiften, allein es gieng nicht, und so wurde er mit einer Kanonenkugel erschossen. Sie haben Drüsen hinter den Ohren, welche einen klebrichten stinkenden Saft zu gewissen Zeiten absondern, während dieser Zeit, wo die stärkste Absonderung geschieht, und dieß dauerte bey einem männlichen Elephanten in Paris 40 Tage, sind sie sehr böse, und spielen ihren Wärtern viele Streiche, besonders sind sie während den letzten Tagen dieses Ausflusses unbändig; sie fressen dann auch nichts, aber gerade dieses Aufhören der Freßlust ist ein sicheres Zeichen, daß ihr exaltirter Zustand seinem Ende nahe. Man hat diese Absonderung nur am Männchen beobachtet, wo sie mit dem fünfzehnten Jahr ihren Anfang nahm. Das Weibchen hat zwar auch Drüsen, aber sie scheinen wenig oder gar nicht abzusondern. Man sah in dieser Periode das Männchen mit dem Weibchen kämpfen.

Gezähmt ist der Elephant ein sehr nützliches Thier; er arbeitet mehr als sechs Pferde, allein er verlangt auch mehr Aufsicht und mehr Futter, daher wird er selbst in seinem Vaterland nur von Fürsten und reichen Leuten gehalten. Man benutzt ihn zum Fortschaffen großer Lasten; sie tragen solche auf ihrem Rücken, Hals, Hauzähnen, und selbst mit dem Rüssel, und verbinden mit der Stärke viele Klugheit; sie zerbrechen nichts, und können wenigstens eine Last von 2000 Pfund tragen, ja wenn sie von Jugend auf gewöhnt werden, bis zu 4000 Pfund. Bey den Alten trugen sie in der Schlacht Thürme mit 20 bis 30 Menschen gefüllt. Philippe erzählt, daß er in Goa gesehen habe, Elephanten große Stücke Holz zum Schiffsbau auf folgende Art ziehen. Man band um die Enden der schwersten Lasten ein Seil, reichte es dem Thiere, dieses nahm es in den Mund, wickelte es um seinen Rüssel, und zog es ohne Führer an den Ort hin, den man ihm vorher angezeigt hatte; so zog es Lasten leicht fort, welche 20 Menschen nicht von der Stelle gebracht hätten. Lagen andere Balken im Weg, so hob es den seinigen in die Höhe, damit er darüber hingleiten könne. Ja ein Elephant legte unter Leitung eines Knaben sogar mehrere Baumstämme geschickt auf einander. D'Obsonville sah zwey Elephanten vereinigt eine Mauer niederreißen. Sie vereinigten dazu ihre Kräfte, bedienten sich ihrer Rüssel, welche mit Leder geschützt waren, stießen damit gegen den stärksten Theil der Mauer, lehnten sich daran, und fuhren so lange fort, bis die Mauer stürzte. Versprechungen von Obst und Branntwein hatten sie dazu gebracht. Sie beobachteten genau den Fall der Mauer, um nicht beschädigt zu werden.

Seitdem die Feuergewehre im Kriege gebraucht werden, taugen die Elephanten nicht mehr für den eigentlichen Krieg, sie werden nur als Lastthiere gebraucht. Die ostindische Compagnie hält deren wenigstens 250 auf den verschiedenen Stationen. Aber auch viele reiche Privatleute, und besonders die indischen Fürsten, halten noch sehr viele, von welchen manche in der Hausgenossenschaft geboren worden sind. In Feldzügen tragen sie das Gepäck der Armee, und werden mit besonderer Aufmerksamkeit gefüttert und unterhalten; einige Commissairs sind beauftragt, über die genaue Befolgung der Verordnungen zu wachen, weil vernachlässigte oder übelbehandelte Elephanten leicht große Unordnung und selbst Unglück anrichten können. Führer, welche ihre Elephanten schlecht behandeln, leben selten lange. Beym Uebersetzen über Flüsse leisten sie vortreffliche Dienste, sie tragen das Gepäck trocken durch, und oft hängt man noch Stricke an, welche von den Soldaten angefaßt und diese so übergesetzt werden. Die Alten banden ihnen Schwerdter an den Rüssel, oder gaben ihnen eiserne Ketten, womit sie tapfer herumschlugen.

Zur Jagd wird der Elephant in Indien häufig gebraucht, und so gezähmt, daß man von dem Thiere herunter genau schießen kann. Einzig auf Elephanten kann die Tigerjagd mit einiger Sicherheit unternommen werden, da der Tiger den Elephanten gewöhnlich nicht angreift, sondern eher fürchtet. Die indischen und englischen Großen in Ostindien und Ceylon machen daher diese Jagd nie anderst, als auf Elephanten reitend. Aber nicht bloß auf Tiger und andere Thiere, wie Nashörner, Büffel, macht man auf Elephanten Jagd, sondern auch häufig auf wilde Elephanten, welche von den zahmen eingefangen werden. Nicht selten werden von den indischen Fürsten Jagden mit 100 bis 300 Elephanten gemacht, wobey eine ungeheure Menge Wild erlegt wird.

In einem Kriege der Franzosen in Indien erhielt ein Elephant durch eine Kanonenkugel eine Fleischwunde; nachdem man ihn mehrmals in den Spital geführt und verbunden hatte, gieng er von selbst allein dahin, streckte sich aus, und ließ geduldig alles mit sich machen, was der Wundarzt für nöthig hielt, selbst das Ausbrennen der Wunde hielt er aus, und zeigte gegen den Wundarzt nie andere, als dankbare Aeußerungen, bis er hergestellt war. Ein junger Elephant erhielt eine starke Kopfwunde, welche ihn so toll machte, daß sich ihm niemand nähern durfte. Endlich gelang es dem Führer, sich durch Hülfe der Mutter des Thiers, desselben zu bemächtigen, er konnte ihr zu verstehen geben, was er wünsche, sie ergriff ihr Junges, hielt es auf der Erde bis es verbunden war, und dieß that sie täglich bis zu geendeter Heilung.

Baron von Lauriston erzählt als Augenzeuge, daß er einst in Laknoor gesehen, wie der Nabob oder Fürst auf seinem Elephanten ausritt, als gerade eine ansteckende Krankheit unter den Bewohnern herrschte. Die Hauptstraße war mit Kranken und Sterbenden bedeckt, welche man, um das Mitleid der Fürsten zu erregen, hingebracht hatte. Es schien unmöglich, daß der Elephant vorbeykommen konnte, ohne einige zu zermalmen, wenn der Fürst nicht so lange wartete, bis man sie auf die Seite schaffen konnte. Allein das that er nicht; der Elephant aber stand, ohne langsamer zu gehen, den Unglücklichen bey, schob die einen mit dem Rüssel auf die Seite, half andern auf die Beine, und schritt über die übrigen so geschickt hinweg, daß keiner auch nur verwundet wurde.

Tavernier erzählt dagegen, ein indischer Fürst sey mit seinem Sohne auf einem Elephanten auf die Jagd geritten, als derselbe in seine periodische Wuth verfiel, und ganz unlenksam und rasend wurde. Um das Leben des Fürsten zu retten, opferte der Führer, dem der Fürst Versorgung seiner Familie versprochen hatte, sich selbst auf; der Elephant ergriff ihn mit seinem Rüssel und zertrat ihn, dann aber, wie von Reue ergriffen, wurde er ganz ruhig, und schien fast traurig zu seyn. Ein anderer tödtete in der Wuth seinen Führer, in Gegenwart dessen Frau und Kinder; diese vor Entsetzen warf ihre Kinder dem Elephanten vor die Füße, allein derselbe wurde sogleich ruhig, schien große Reue zu haben, ergriff den ältern Knaben sanft mit dem Rüssel, setzte ihn sich auf den Hals, und wollte hinfort nur ihm gehorchen. Ein anderer zeigte eine große Zuneigung gegen das kleine Kind seines Führers, und suchte immer in dessen Nähe zu seyn, um mit ihm zu spielen, woran das Kind auch bald Freude fand. Die Mutter stellte nicht selten die Wiege zwischen die Beine des Elephanten, der nicht fressen wollte, wenn das Kind nicht da war; schlief dasselbe, so jagte er ihm die Fliegen weg; schrie es, so spielte er mit ihm, oder wiegte es. (Aus den philosophischen Transactionen).

Sonnini erzählt, in einer Anmerkung zu Büffons Naturgeschichte, von der Lenksamkeit und Klugheit eines Elephanten, der dem Könige von Neapel gehörte. Den Maurern, welche im Schlosse arbeiteten, diente er als Handlanger; er reichte ihnen das nöthige Wasser, das er in großen kupfernen Gefäßen aus einem benachbarten Brunnen holte. Er mußte einst diese Gefäße zu einem Kupferschmiede tragen, um sie repäriren zu lassen; als sie nachher wieder rannen, soll er von selbst zu dem Kupferschmiede gegangen seyn. Er gieng frey auf den Straßen Neapels herum, und that niemandem etwas zu leide; er spielte mit den Kindern, setzte sie sich mit dem Rüssel auf den Rücken, und wieder auf die Erde, ohne sie zu drücken.

Er soll sogar den Werth des Geldes kennen lernen, wie man auch vom Hunde gesehen haben will, wenn man ihm bemerkbar macht, daß er dafür etwas für ihn angenehmes haben kann. Ein sehr wahrheitsliebender Mann versichert davon auch in Ostindien Proben gesehen und sie selbst gemacht zu haben.

Daß die Elephanten gegen einander große Anhänglichkeit haben, das beweisen die beyden Elephanten, welche zur Zeit der Revolution aus der Menagerie im Haag nach Paris gebracht wurden, und daselbst lange lebten.

In Ceylon geboren, wurden sie im Jahr 1786 nach Europa gebracht. Bis Nimwegen kämen sie zu Schiffe, dann wurden sie zu Fuß nach dem Schlosse Loo gebracht. Die größte Mühe hatte man, sie über die Brücke zu Arnheim zu bringen; man mußte sie hungern lassen, dann zeigte man ihnen von Ferne Nahrung; ehe sie aber die Brücke betraten, untersuchten sie mit jedem Schritt erst die Festigkeit derselben, und endlich giengen sie herüber.

Sie waren sehr zahm, und liefen allenthalben herum, ja sie kamen selbst in die Zimmer und nahmen die Leckereyen, welche man ihnen anbot. Durch unvernünftige Behandlung mehrerer Personen, verloren sie viel von ihrer Sanftheit, und noch mehr durch ihren Transport nach Paris, welcher in ungeheuren Käfigen statt hatte, so daß man sie daselbst nicht frey lassen durfte. Beyde hatten die zärtlichste Anhänglichkeit an einander; wenn dem einen etwas sonderbares aufstieß, wenn es etwas neues sah, oder das eine sich in Gefahr glaubte, so lief das andere sogleich herbey, um zu helfen; dann liebkoseten sie sich mit ihren Rüsseln, und gaben überhaupt alle Zeichen der Freude und Zuneigung. Besonders zeigte sich diese Freude lebhaft bey ihrer Ankunft in Paris, wo sie nach einer Trennung von mehrern Tagen sich wiedersahen. Eben so belustigten sie sich, wenn sie Musik hörten, oder wenn sie sich baden konnten; sie machten ein ordentliches Geheul und verschiedenartiges Geschrey, und sogar einige Sprünge.

Ihr Geschrey ist von dreyerley Art; das eine kommt aus dem Rüssel, es ist scharf, und man hört es nur, wenn sie unter sich spielen; ein anderer schwacher Ton wird durch den Mund hervorgebracht, wenn sie Nahrung oder Befriedigung anderer Bedürfnisse fordern; und endlich stoßen sie ein fürchterliches Geschrey aus, welches aus der Gurgel kommt, wenn sie erschrecken.

Der Elephant ist ein durchaus grasfressendes Thier, und sein Bedürfniß steht im Verhältniß mit seiner Stärke und Größe. Ein zahmer Elephant bekommt täglich 100 Pfund Reis, eben so viel Gras oder Heu und Früchte. Dem Elephanten in Versailles gab man täglich 80 Pfund Brod, nebst Suppe und Reis im Wasser gekocht, und eine Garbe Getreide, nebst 12 Maaß Wein. Diejenigen der Pariser Menagerie bekommen täglich jeder einen Centner Heu, 18 Pfund Brod, einige Körbe mit Rüben und Kartoffeln, ohne das zu rechnen, was die Zuschauer ihnen geben. Sie fressen den ganzen Tag, ohne in der Zeit einen Unterschied zu machen, und trinken bis auf 30 Maaß Wasser jeder.

Büffon und andere ältere Naturforscher haben die Behauptung aufgestellt, der Elephant pflanze sich nicht in der Gefangenschaft fort, und Büffon mahlt auch hier seine dießfälligen Eigenschaften gar zu schön aus, wenn er sagt, er sey zu schamhaft, um sich vor den Augen der Menschen zu begatten; er fliehe zu diesem Zweck in die dicksten Wälder, und halte es unter seiner Würde, sich zum Vortheil der Menschen zu vermehren; es gebe daher keine gebornen Hauselephanten, alle müssen gefangen und gezähmt werden. Allein auch dieß ist durchaus falsch; nur das ist wahr, daß noch sehr wenige wilde Elephanten in diesem Geschäft betroffen wurden, daß in Europa und in wenig warmen Ländern die Fortpflanzung höchst selten statt hat. Allein es ist sehr wahrscheinlich, und man hat ziemlich sichere Nachrichten, daß die Römer die Elephanten zur Begattung bringen konnten, und daß viele in Italien geboren wurden, obschon es seit der Zeit in Europa nicht mehr gelang. In Ostindien aber geschieht dieß häufiger, und sehr viele Elephanten der ostindischen Compagnie und der indischen Großen sind geborne Hausthiere.

Man glaubte, der Ausfluß jenes kleberigen und stinkenden Saftes aus den Ohrdrüsen zeige die Brunstzeit an, allein dieß ist nicht ganz richtig, und es scheint überhaupt, diese Thiere haben gar keine bestimmte Brunstzeit. Die Fortpflanzung hat wahrscheinlich nicht vor dem sechszehnten Jahre statt, da der Elephant bis ins zwey und zwanzigste wächst. Man kann die Begattung befördern, wenn man dem Thiere sehr nahrhafte und erhitzende Speisen giebt. Die Begattung selbst hat nichts besonderes, und geschieht wie beym Pferde. Das brünstige Weibchen soll ein eigenes Geschrey haben. Drey Monat nach der Empfängniß bemerkt man das Anschwellen der Euter; die Tragezeit aber dauert 20 Monate und 18 Tage, oder fast 21 Monate. Der junge Elephant ist etwa 3 Fuß hoch, und wird mit allen Sinnen geboren. Er saugt bestimmt mit dem Munde, nicht mit dem Rüssel, indem er den Mund seitwärts an das Euter anbringt, was in den ersten Tagen schwer seyn müßte, wenn die Mutter sich nicht bückte. Bey den wilden Elephantenheerden sollen die Jungen ohne Unterschied an allen Weibchen saugen, welche Milch haben. Auch will man bemerkt haben, daß, wenn man das Junge einige Tage von der Mutter trennt, es sie nicht mehr kennt,

obschon es sie aufsucht und mit Geschrey zu saugen verlangt. Der junge Elephant saugt zwey Jahre, und wird im ersten Jahre ungefähr 4 Fuß hoch, im zweyten 4½ und im dritten 5 Fuß.

Man weißt nicht recht wie alt die Elephanten werden können, aber in der Gefangenschaft lebten einige bis zu hundert und zwanzig oder dreißig Jahren, und nach der Zeit des Wachsthums, welche bis ins zwey oder fünf und zwanzigste dauert, ist es wahrscheinlich, ein freyer Elephant könne nahe an 200 Jahre leben.

Die Jagd, um die Elephanten lebendig zu fangen, ist verschieden, je nachdem man einzelne Thiere oder ganze Heerden fangen will. Die einzeln gehenden sind immer Männchen. Diese werden von eigens dazu abgerichteten weiblichen Elephanten gefangen. Die Jäger begeben sich des Abends mit vier weiblichen Elephanten in den Wald, wo sie die männlichen bemerkt haben. Sind die Nächte finster, so entdeckt man die männlichen Elephanten durch den Lärm, den sie bey der Reinigung und Säuberung ihres Futters machen, den sie dadurch bewirken, daß sie die Zweige an den Vorderbeinen abwischen und abschlagen, damit Insecten, Staub und dergleichen entfernt werden. Ist es Mondenschein, so kann man sie in bedeutender Entfernung wahrnehmen. Die Weibchen gehen behutsam vorwärts, und fressen unterwegs, wie wilde Elephanten thun. Das Männchen wird anfangs zwar unruhig, und will sie nicht näher kommen lassen, schlägt mit dem Rüssel auf die Erde, und macht einen großen Lärm; dann ist es für die Weibchen nicht selten gefährlich, das Männchen greift sie an, und verwundet sie oft, meist aber läßt es sie näher kommen, oder geht ihnen entgegen. Nun führen die Treiber auf jeder Seite ein Weibchen neben ihn, so daß sie an demselben sanft anliegen; das dritte Weibchen stellt sich hinten quer an, dann fängt das Männchen an mit ihnen zu spielen; nun kommt das vierte Weibchen, und stellt sich vorn an den Kopf, so daß der wilde Elephant überall umgeben ist, und nicht weit sehen kann. Nun kriechen die Begleiter der Elephantinnen, mit Stricken versehen, von hinten unter den Bauch des Männchens, und binden einen dünnen Strick um dessen Hinterbeine, so daß es diese leichte Fessel nicht bemerkt; dann binden sie einen zweyten, etwas stärkern, in der Figur eines 8 um, und so brauchen sie sechs bis acht solcher Stricke, einen über den andern, und befestigen sie in der Mitte, wo sie über einander laufen, mit einem andern Strick; und endlich schlingt man ein starkes Tau mit einer Schlinge um jedes Bein, welches hinten sehr lang herunter hängt. Alles dieses geschieht mit großer Stille und Geschicklichkeit, und dauert etwa zwanzig Minuten, während welcher Zeit die Weibchen immer stille stehen, und das Männchen so zu beschäftigen suchen, daß es nichts bemerkt; nun zieht man diese zurück, das Männchen will folgen, allein da seine Beine befestigt sind, so sucht es sich in den Wald zu ziehen. Die Treiber folgen ihm auf den zahmen Elephanten, nebst einer Menge Leute, welche sich bisher verborgen gehalten haben; sobald er sich einem Baume nähert der stark genug ist, um ihn fest halten zu können, so schlingen sie die langen Taue, welche er hinter sich her schleppt, etlichemal um denselben herum. Da er nun auf diese Art nicht weiter fortkommen kann, wird er wüthend, und bietet alle Kräfte auf, sich los zu machen. Er stürzt auf die Erde nieder, und zerwühlt sie mit seinen Hauern. Manchmal gelingt es ihm, bey seinem Toben die Taue zu zerreißen, und dann entwischt er, und alle Arbeit ist umsonst. Hat er aber ausgetobt, ohne daß er sich losmachen konnte, und ist ermüdet und erschöpft, so werden die Weibchen wieder näher gebracht, und diese nehmen ihre vorige Stellung wieder ein; man sucht ihn nun noch näher an den Baum zu bringen, und bindet ihn so, daß ihm alle Möglichkeit zur Flucht benommen ist. Nun werden auch die Vorderbeine mit Stricken, so wie die Hinterbeine, gebunden, so daß er keinen vollkommenen Schritt machen kann, und seine Stärke gebrochen ist. Man bindet Taue um seinen Hals, und diese werden an den beyden Weibchen, welche zu seinen Seiten gehen, festgemacht. Diese treiben ihn mit Mühe, an den Ort, wo man ihn haben will. Dort wird er abermals fest gebunden, und mit Güte und Strenge behandelt. So wird er in einigen Monaten lenksam und zahm. Doch bleiben solche einzeln gefangene Männchen meist unlenksamer als andere, und sind mehr ihrer periodischen Wuth unterworfen.

Ganz anderst fängt man dagegen eine Heerde Elephanten. Man macht in der Gegend, wo diese sich befinden, aus sehr großen und starken Pallisaden eine dreyfache Einfassung, welche durch enge Oeffnungen Verbindung hat. Die äußere dieser Einfassungen ist die größte, die innerste die kleinste. Man sucht alles mit Baumzweigen und Bambusblättern, die man in die Erde steckt, so zu verbergen, daß es ein Gebüsch zu seyn scheint. Der Eingang ist enge, so daß zwar ein Elephant leicht durchkommen sich aber nicht wenden kann. Nun wird der Wald, in

welchem die Elephanten sind, mit wenigstens fünfhundert bis tausend Menschen umgeben, die durch Schreyen, Trommeln, Schießen und durch Feuer, mehrere Tage lang die Elephanten gegen die Gegend hintreiben, wo die Einfassung ist, und jeden Ausgang aus dem Wald zu versperren suchen. Sind die Anführer der Truppe am Eingang der Einfänge angelangt, so wird der Lärm verdoppelt, und so geht der erste nach vielen Bedenklichkeiten und gezwungen hinein, die übrigen folgen dann ohne weiters. Sobald alle hinein sind, wird der Eingang verschlossen und ringsum Feuer angezündet, so wird die Heerde unter schrecklichem Lärm auch nach der zweyten und endlich in die dritte Einfassung gezwungen. Sobald sie darin sind, wird auch dieser Kreis geschlossen. Die Gefangenen laufen nun nach dem Graben hin, der um den Einfang herumlauft, und suchen unter vielem Schreyen durchzubrechen, allein allenthalben finden sie Feuer und Lärm. Dann füllt man den Graben mit Wasser an, sie laufen hin um zu trinken und sich abzukühlen. So läßt man sie mehrere Tage eingesperrt, und reicht ihnen kümmerliche Nahrung. Dann öffnet man die Thüre des Ausgangs, welcher gegen 60 Fuß lang und schmal ist, so daß das Thier durchaus nicht umkehren kann. Nun streut man Futter hinein, und lockt einen der Elephanten damit, indem der Hunger ihn treibt; ist er weit genug hinein, so schließt man hinter ihm die Thüre, und vorwärts macht man ebenfalls Sperrbalken. Der Elephant fängt an zu brüllen, rennt gegen diese an, und sucht sie zu erdrücken oder wegzustoßen. So läßt man ihn sich abmatten, bindet ihn dann mit Seilen, wie es bey den einzelnen Männchen geschieht, und bringt ihn mit Hülfe zahmer Elephanten an den Ort, wo man ihn haben will, und wo er nach und nach gezähmt wird. In Zeit von fünf bis sechs Wochen lernt der Elephant seinen Wärter kennen und ihm gehorchen, nach und nach löst man seine Fesseln, und nach etwa 6 Monaten läßt er sich führen wohin man will, und versteht auch schon die Worte. Nur muß man sich vorsehen, daß man dessen ehemaligen Aufenthalt nicht zu nahe komme, weil er sich sonst seiner Freyheit erinnert, und davon lauft.

Auf Ceylon werden sie auf ähnliche Art gefangen, doch ist die Einrichtung etwas anderst. Schon ein oder zwey Monate vor der Jagd, wird eine große Strecke Landes mitten in einem Cocoswalde eingezäunt, und in dem Raume ein Wasserbehälter gegraben; diese Umzäunung besteht aus großen Pallisaden und natürlichen Bäumen, welche man mit einander verbindet, alles wird ebenfalls mit Aesten bedeckt. Zu dieser Umzäunung führen lange zirkelförmige Gänge, welche sich dem Raum in der Mitte nach allen Richtungen nähern, so breit, daß Elephanten leicht durchgehen können. Andere schmale Gänge sind für die Jäger, die sich auf denselben nähern oder zurückziehen. Nun wird der Wald von allen Seiten umgeben, und kein Elephant herausgelassen; dagegen alle Teiche und Wasserbehälter bewacht, so daß diese Thiere kein Wasser bekommen können. Der Durst setzt sie nun in die äußerste Noth, und da sie zugleich von allen Seiten Lärm hören, und der Punkt, wo die Umzäunung liegt, ruhig gelassen wird, so nähern sie sich endlich diesem, und gehen nach langem Prüfen endlich in die Falle. Sobald sie darin sind, werden ihnen zahme Elephanten nachgeschickt, und so die wilden einzeln eingefangen. Die zahmen benehmen sich hierbey sehr gut, und leisten alle möglichen Dienste, und wenn der wilde sich nicht fügen will, so wird er von den zahmen so lange durchgeprügelt, bis er nachgiebt. Thunberg wohnte einer solchen Jagd bey, auf welcher man hundert fieng; man fängt aber zuweilen noch mehr.

Es ist nicht wahr, daß der Elephant ein so gutes Gedächtniß besitze, daß er ein zweytesmal nicht in die Falle gehe, wenn er wieder zum Besitz seiner Freyheit gelangt ist. In den philosophischen Abhandlungen finden sich dagegen folgende Beyspiele.

Im Jahr 1765 hatte der Rajah Kischun Maunik einen weiblichen Elephanten gefangen, den er einem seiner Unterthanen schenkte. Dieser ließ, da er mit dem Rajah in Streit gerieth, denselben nach zwey Jahren laufen. Man fieng ihn wieder, allein er riß sich wieder los. Im Jahr 1782 wurde er mit andern Elephanten in die Einfassung getrieben und gefangen. Man erkannte ihn an einigen Merkmalen, rief ihn beym Namen, er wurde aufmerksam, und lief nicht, wie die andern Elephanten, voll Wuth umher, doch kam er erst nach 18 Tagen dem Eingang nahe. Endlich nachdem nur noch einige junge Elephanten da waren, näherte er sich auch; man schickte ihm zahme Elephanten entgegen, die er anfangs unwillig von sich stieß, allein bald wurde er mit ihnen vertraut; ein Wärter schwang sich dann auf seinen Rücken, wobey er zuerst sich sonderbar geberdete, bald aber zufrieden war, und gieng, wo man ihn haben wollte, auch alles that, was man ihm befahl, wie vorher. Im Juni 1787 riß sich

ein Männchen, aus Furcht vor einem Tiger, los, und lief mit seinem Führer nach einem Walde. Dieser suchte sich zu retten, und hieng sich an einen Baumast an, worauf der Elephant ganz in den Wald rannte. Als achtzehn Monate nachher eine Heerde Elephanten gefangen wurde, ward dieser darunter erkannt. Sein voriger Wärter ritt kühn auf einem andern Elephanten auf ihn los, und befahl ihm, sich niederzulegen. Ganz erstaunt gehorchte er augenblicklich. Ein anderer weiblicher Elephant wurde 12 Jahre nach seiner Entweichung wieder gefangen, erkannte sogleich seinen vorigen Wärter, grüßte ihn mit dem Rüssel, ließ ihn gleich aufsteigen, indem er niederkniete; half die andern jagen, und brachte drey von ihm während dieser Zeit geworfene Junge mit.

Der gewöhnliche Preis eines Elephanten auf Ceylon ist 10 bis 50000 Pfund Sterling oder 1 bis 500,000 Gulden, wenn er keinen Fehler hat; außerdem stehn sie in weit niedrigerm Preise.

Feinde hat der Elephant außer dem Menschen eigentlich keine, er ist allen Thieren zu mächtig; selbst der grimmige Tiger kann ihm nichts anhaben, und die Feindschaft zwischen dem Elephanten und dem Nashorn ist ein Mährchen.

Taf. 120. Der afrikanische Elephant. Elephas africanus.

L'Eléphant d'Afrique.

Der Kopf rund; die Stirne sehr convex, zurücktretend, nach hinten platt; Ohren sehr groß. Die Backenzähne bestehen aus einer Reihe rautenförmiger Emailbändern. Die Hauzähne sind in der Regel viel größer und stärker als bey dem indischen Elephanten, und in beyden Geschlechtern ungefähr gleich. An den Hinterfüßen bemerkt man bloß drey Hufen.

Höhe 8 bis 9 Fuß vom Rücken bis auf den Boden; Länge des Körpers von der Stirn bis zum Schwanze 8½ bis 9½ Fuß; des Schwanzes 2½ bis 3 Fuß. Es soll auch solche von 12 bis 14 Fuß Höhe geben.

Man findet diese Elephanten vom Senegal über ganz Südafrika verbreitet. Man weiß nicht bestimmt, ob sie nicht an der Ostküste von Afrika, durch den indischen ersetzt werden. Sie leben in großen Heerden bis zu hundert und noch mehr. Clapperton soll am Tsadsee im Innern Afrika's bis zu 400 gesehen haben. Die Zähne wiegen oft 100 bis 200, ja sogar zuweilen 160 Pfund, ein jeder.

Diese Art ist viel wilder und schwerer zu zähmen als der asiatische, und es ist ungewiß, ob ihn die Alten zähmen konnten, doch ist es wahrscheinlich, wie schon angeführt worden. Heut zu Tage wird er nirgends zahm gemacht, sondern bloß um des Elfenbeins und des Fleisches willen getödtet. An der Ostküste sollen sie viel größer seyn? Ehedem war dieser Elephant am Cap häufig, und die Colonisten mußten des Nachts die Felder vor ihren Verheerungen beschützen, und Feuer anmachen, um sie zu vertreiben. Heut zu Tage aber sind sie innert den Grenzen der Colonien völlig ausgerottet, und man findet sie erst eine bedeutende Strecke landeinwärts. Sie sind zwar gefährlich, und man hat Beyspiele, daß sie Menschen und Pferde, selbst unangegriffen, tödteten; dennoch werden oder wurden sie ehemals häufig gejagt und geschossen, wozu man starke gezogene Gewehre und Bleykugeln gebraucht, welche mit ⅓ Zinn versetzt sind. Man zielt, um das Herz zu treffen, nach dem Ohrzipfel. Durch den Kopf geht selten eine Kugel. Die Haut ist uneben, knotig, schrundig. Am Schwanze befinden sich 1½ Fuß lange, schwarze, ganz runde, ungemein harte Haare, fast wie von Horn oder Fischbein; sie sind sehr hart und nicht zu zerreißen, doch bilden sie nur einen dünnen Wedel. Man bedient sich ihrer zuweilen um Tabakspfeifenrohre rein zu machen. Man gräbt auch Gruben, in deren Grunde spitzige Pfähle sind, um sie zu fangen; diese werden oben mit Baumästen bedeckt. Stürzt der Elephant hinein, so kann er sich nicht mehr heraushelfen, und spießt sich.

Das Fleisch soll hart und zähe seyn, wenn es von alten kommt, von jungen ist es viel besser. Besonders werden Rüssel und Füße als vortrefflich gerühmt. Die Hottentotten hängen das Fleisch in 3 bis 4 Zoll dicken Riemen an die Luft, um es zu dörren. Allein das Fleisch ist immer nur Nebensache bey der Jagd, weit mehr wird das Elfenbein gesucht, welches bekanntlich ein Haupthandelsartikel des Innern von Afrika ausmacht, und daher ausgeführt wird. Schon Salomon bekam durch die Schiffe von Ophir Elfenbein, ob aber dieß Land in Afrika oder Indien war, ist noch nicht ausgemacht; wahrscheinlich wurde das Elfenbein damals schon aus beyden Ländern bezogen.

Stark und kühn ist der afrikanische Elephant eben so, wie der asiatische, und es bedarf oft vieler Kugeln, um ihn zu tödten. Ein Beyspiel davon erzählt Bosmann. Im Dezember 1700 kam ein Elephant, Morgens um 6 Uhr, auf das Fort Mina an der Goldküste zu, und nahm seinen Weg längs dem Flusse unter dem Berg von St. Jago. Einige Neger liefen unbewaffnet um ihn herum, und dieß litt er ohne das geringste Mißtrauen zu äußern. Allein ein holländischer Officier schoß nach ihm, und verwundete ihn über dem Auge. Das Thier setzte aber seinen Weg mit gespitzten Ohren nach dem holländischen Garten fort, wo der Generaldirector nebst andern Personen unter den Palmbäumen saßen. Es hatte mit der größten Leichtigkeit mehrere dieser Bäume umgeworfen, als man mehr als hundert Kugeln auf dasselbe abschoß. Nun blutete es wie ein Ochse, dem man die Kehle abgeschnitten hat, aber es hielt sich doch noch auf den Beinen und wankte nicht im geringsten. Ein Neger neckte ihn, und zerrte ihn am Schweife; diesen packte er mit dem Rüssel, warf ihn zu Boden, trat ihn mit den Füßen, und bohrte ihm mit den Zähnen zwey Löcher in den Leib, daß man eine Hand hinein legen konnte, gieng dann weg, und ließ andere Neger ungestört den Leichnam fortschaffen. Nun blieb der Elephant noch über eine Stunde im Garten und beobachtete die Holländer, die nicht weit von ihm entfernt waren. Dann gieng er zu einer andern Thüre, und riß, obgleich die Gartenmauer aus einer doppelten Reihe von Steinen bestand, sie mit geringer Mühe um, gieng dann langsam nach dem Flusse, wusch seine Wunden ab, mit denen er ganz bedeckt war, und kehrte abermals in den Garten zurück. Die Holländer hatten sich unterdessen wieder mit Pulver und Bley versehen, und ihre wiederholten Schüsse setzten endlich den Elephanten außer Stand, ihnen länger Widerstand zu leisten. Hierauf hieben sie ihm mit großer Mühe den Rüssel ab, wobey er, da er bisher ganz still geblieben war, fürchterlich brüllte, und endlich starb.

Die Fortpflanzung dieses Elephanten geschieht höchst wahrscheinlich unter denselben Umständen, und die Tragezeit dauert so lange, wie beym asiatischen Elephanten, was man aber nicht mit hinlänglicher Gewißheit behaupten kann. Ueberhaupt ist die Naturgeschichte dieser Art viel weniger bekannt, als diejenige der asiatischen, weil sie in Ländern lebt, welche von Europäern weniger bewohnt sind. Man könnte aus den Reisen des Herrn Baillant belustigende Jagdgeschichten von diesem Thiere erzählen, wenn man der Wahrheit derselben trauen dürfte; allein da dieß nicht ist, so übergehen wir sie lieber, um nicht falsche Ansichten zu verbreiten.

Der foßile Elephant. (Der Mammouth.) Elephas primigenius.

Eléphant fossile.

Der Kopf ablang; die Stirn ausgehöhlt; die Hauzähne und ihre Höhlen sehr groß; die Backenzähne breit, mit sehr schmalen Schmelzleisten, welche unter sich parallel laufen, so daß sie in mehrerer Hinsicht den Zähnen der asiatischen Elephanten gleichen. Man hat Stoßzähne gefunden, welche an 14 Fuß lang waren. Dessen ungeachtet scheint dieser Elephant nur um weniges größer gewesen zu seyn, als der jetzige. Die Hauzähne waren nicht bloß viel länger, sondern auch mehr oder weniger spiralförmig gebogen und nach außen gerichtet.

Durch ein Individuum, welches man in Sibirien mit Haut und Haar gefunden hat, und welches ohne Zweifel aus dem Ureis herausgeschwemmt wurde, ergiebt es sich, daß diese Art stark behaart war; der Körper war mit röthlicher, grober und dichter Wolle bedeckt; über den Rückgrath aber liefen schwarze borstige Haare, welche so lang waren, daß sie eine Art von Mähne bildeten.

Die Knochen dieser merkwürdigen Art der Vorwelt sind über viele Länder verbreitet; besonders zahlreich sind sie im Norden, und vorzüglich in Sibirien längs dem Eismeer anzutreffen, woher man fast ganze Ladungen von Zähnen aufgesammelt hat. Viele tausende seiner Cadaver sind von Spanien bis zum Eismeer überall verbreitet, und man findet sie in ganz Nordamerika. In kalten Ländern sind ihre mit Schmelz bedeckten Stoßzähne noch so gut erhalten, daß man sie zu denselben Arbeiten, wie frisches Elfenbein benutzt. Die Tartaren und Chinesen glauben, es sey ein Thier, welches unter der Erde lebe, und das, sobald es den Tag erblicke, sterbe. Deutschland hat ihrer ebenfalls eine große Menge gehabt, wie die berühmten Fundgruben von Kannstadt und Tiedge beweisen, wo sie in ganzen Ladungen gefunden wurden. In England fand man sie in Höhlen mit Knochen von Nashörnern, Tigern und Hyänen vermischt. Wahrscheinlich haben sie an den Orten gelebt, wo sie noch jetzt in ihren Ueberresten sich finden,

und sind alle mit einander durch ein unbekanntes Naturereigniß schnell zu Grunde gegangen. Die Haare zeigen, daß sie auch in einem weniger warmen Clima gelebt haben können. Ehmals hielt man diese Knochen für Riesenknochen. Ein solcher Riese, welcher nach der Berechnung 19 Fuß hoch gewesen seyn sollte, war an dem Rathhaus in Luzern abgemalt, da man die Gebeine eines solchen Elephanten nicht weit von Luzern fand.

2te Gatt. Zitzenzahn-Elephant. Mastodon.

Mastodonte. Animal d'Ohio.

Vorderzähne 2, sie sind, wie bey den andern Elephanten, wahre Hauzähne, die zerschnitten in ihrem Innern krummlinige Rauten bilden, welche aus einer härtern Knochensubstanz bestehen. Backenzähne rechtwinkelig, nur aus Knochen und Schmelz bestehend, ohne, wie bey den Elephanten, durch eine Zwischensubstanz verbunden zu werden. Die Krone ist mit großen zitzenförmigen Höckern besetzt, welche paarweise stehen, und in der Zahl nach dem Alter von 6 bis 10 variren. Diese Zähne entstehen im hintern Theile der Kinnlade und rücken nach vorn, bilden dann auf ihrer Krone, wenn sie halb abgenutzt sind, eben so viele Rauten oder kegelförmige Figuren, als vorher Spitzen waren, je nach den Arten. Die Zwischenkieferknochen stehen vor und haben eben so große Zahnzellen für die Hauzähne, wie bey den Elephanten. Die Unterkinnlade endigt mit einer Spitze mit einem ausgehöhlten Canal.

Der Hals sehr kurz. Die Beine dagegen hoch und mit fünf Zehen versehen. Der Schwanz mittelmäßig lang. Siebenzehn Rippenpaare, davon sechs wahre.

Nur von einer Art kennt man bis jetzt den ganzen Scelet. Die Arten unterscheiden sich durch die verschiedene Form der Backenzähne. Bey sehr alten Thieren fand sich, wie bey den Elephanten, nur ein Backenzahn auf jeder Seite.

Die Ueberreste dieser Gattung, welche ohne Zweifel der Gattung des Elephanten darin glich, daß sie neben den Hauzähnen einen Rüssel hatte, der ihr wegen der ungemeinen Größe des Kopfs und der Kürze des Halses nöthig war, finden sich weit über Amerika und über Europa zerstreut. Die Größe glich zum Theil der der Elephanten. Es gab aber auch viel kleinere Arten.

Sie scheinen in feuchten, sumpfigen Gegenden gelebt zu haben, und nährten sich, wie die Flußpferde und Schweine, von Wurzeln und den fleischigen Theilen der Pflanzen; aber nicht, wie man aus dem Bau ihrer Zähne anfangs glaubte, von Fleisch. Allein ihrer Gestalt nach zu urtheilen, waren sie zum Schwimmen und zum Aufenthalt im Wasser nicht so gut gebaut, wie das Flußpferd.

Die Gattung scheint ganz untergegangen zu seyn. Man hat zwar behaupten wollen, solche Thiere noch lebend an den großen Seen Amerika's gesehen zu haben, aber davon sind nie keine wirklichen Data gegeben worden. Die Ueberreste finden sich in ausgetrockneten Sümpfen, im Sand, in Steinkohlen, und selbst in Höhlen.

Es sind folgende Arten genauer bekannt geworden: Der große Mastodon, Mastodon giganteum; in den Sümpfen am Missisipi, Ohio und andern Strömen Nordamerika's, nicht weiter als bis zum 31 Grad nördlich, und nicht höher als bis zum 43, nahe beym See Erie. Man hat aber auch in Europa neulich Spuren dieser Art gefunden. Sie erreichte eine Höhe von 10 Fuß, und ihre Hauzähne bis zu 9 Fuß. Die Backenzähne hatten ein Gewicht von 11 bis 12 Pfunden. Der schmalzahnige Mastodon, Mast. angustidens; ein Drittheil kleiner als der vorige. Die Ueberreste finden sich in Frankreich, bey Simorrn, Sorde, bey Trevoux, Montpellier, in Deutschland, in der Schweiz, vorzüglich in den Braunkohlengruben am Zürichsee, im Arnothal und an andern Orten in Italien, und in Südamerika bey Santa-Fe di Bogota. Der Mastodon der Cordilleren, Mast. Cordillerarum. Humboldt fand davon einen Zahn nahe beym Vulkan Imbaburra im Königreich Quito, 1200 Toisen über dem Meer, und einen andern zwischen Chichas und Tariia in derselben Provinz. Humboldtischer Mastodon, Mast. Humboldtii. Ein Zahn dieser Art wurde in Chili gefunden. Kleiner Mastodon, Mast. minus. Ein Zahn dieser Art wurde bey Montabüsard bey Orleans gefunden. Zürcherisches, Mast. turicense. Zähne dieser wahrscheinlich neuen Art wurden bey Elgg im Canton Zürich in Braunkohlengruben gefunden.

3te Gatt. Flußpferd. Hippopotamus.

Hippopotame.

Oben und unten 4 Vorderzähne; die obern sind dick, kurz, konisch, auseinanderstehend und nach unten gerichtet; die untern walzenförmig, schief, nach vorn stehend; die mittlern stärker, und mit vielen aber nicht tiefen Furchen an ihrer vordern Seite. An jeder Seite der Kinnlade steht ein Eckzahn oder vielmehr ein Hauzahn von großer Stärke, er ist gebogen und vorn schief abgeschnitten, seine Substanz zeigt concentrische, nicht sich kreuzende, Linien. Backenzähne $\frac{7-7}{7-7}$, die drey oder vier ersten sind conisch, einfach, die übrigen mit konischen Spitzen versehen, so daß ihr Durchschnitt die Figur eines doppelten Kleeblattes bildet. Die Oberfläche ist ganz mit Schmelz bedeckt. Der Körper sehr dick und unförmlich. Der Kopf mittelmäßig, viereckig; die Schnauze am Ende sehr breit, mit einer gespaltenen Gosche. Die Augen klein; die Ohren tutenförmig, stehen niedrig am Kopf. Die Beine kurz, sehr dick, mit vier Zehen versehen, welche mit kleinen Hornschuhen oder Hufen bedeckt sind. Der Schwanz kurz. Zwey Säugewarzen am Bauche.

Das Leder ist sehr dick; der Körper unbehaart, nur am Schwanze stehen einige wenige grobe Haare.

Der Scelet des Kopfes zeigt sehr feste und grobe Knochen, der Kopf lauft gerade von der Hinterhauptsgräthe bis zum Ende der Nase. Die Augenbraunenbogen erheben sich über die Nase. Die Schnauze ist vorn sehr breit, um die ungeheuren Zähne aufzunehmen; die Schläfengruben sind sehr tief; die Jochbogen gerade; die Ohröffnung sehr klein und nach hinten stehend; die Nasenknochen sehr lang und schmal; die Stirnhöhlen dagegen wenig entwickelt.

Sieben Halswirbel, fünfzehn Rückenwirbel, vier Lendenwirbel, sieben Heiligenbein und vierzehn Schwanzwirbel. Fünfzehn Rippenpaare, davon sieben wahre und acht falsche.

Der Magen ist in mehrere Säcke getheilt. Die Nahrung einzig aus dem Pflanzenreich.

Taf. 121. **Das Flußpferd.** Hippopotamus amphibius.

L'Hippopotame.

Der Körper sehr schwerfällig; die Beine so kurz, daß der Bauch fast am Boden schleppt; die Gosche sehr stark gespalten, so daß die Eckzähne und die untern Schneidezähne, selbst bey geschlossenem Munde, sichtbar sind. Die Haut nackt und braun.

Länge von der Schnauze bis zum Anfang des Schwanzes 13 bis 15 Fuß; des Schwanzes 1 Fuß 4 bis 6 Zoll.

Das Flußpferd war ehmals in Unteregypten noch häufig anzutreffen, jetzt aber ist es daselbst nicht mehr zu finden, wohl aber in Oberegypten und Aethiopien, in allen großen Flüssen Afrika's vom Cap Landeinwärts, im Senegal, dem Zaire, der Gambia u. s. w., wo es zum Theil noch zahlreich ist. Man findet dasselbe nur am Ufer der Flüsse, nie im Innern weit von den Flüssen entfernt. Zu den Zeiten der Römer wurde das Flußpferd zum erstenmal unter dem Aedil Marcus Scaurus nach Rom gebracht, und später wahrscheinlich mehreremale: Seitdem sah man dasselbe nicht mehr in Europa; nur in Constantinopel sah Bellon ein solches lebend. Es scheint das plumpste aller bekannten Geschöpfe, welche jetzt leben. Sein Körper ist eine unförmliche Masse, von so kurzen Füßen getragen, daß er fast den Boden berührt. Die Dicke der Haut läßt weder Gelenke noch Muskeln bemerken. Der Kopf ist vom Halse schwer zu unterscheiden, und die dicken platten Lippen vollenden die Ungestalt. Es lebt meist im Geröhre an den Ufern, kann aber ungeachtet seiner Plumpheit doch schnell laufen, und man darf ihm ohne Gefahr nicht nahe kommen. Es ist zwar friedfertig, und flieht den Menschen, so lange es nicht gereizt wird, dann aber bedient es sich seiner ganzen ungeheuern Stärke, um den Feind zu zertreten; flieht es, so geschieht es immer nach dem Wasser, worein es sich stürzt und untertaucht. Es schwimmt außerordentlich fertig, taucht vortrefflich, und soll auf dem Boden des Wassers gemächlich umhergehen können. Zu lange kann es sich aber nicht unter dem Wasser aufhalten, es muß wieder herauf, um Athem zu holen, wozu es aber nur die Nase aus dem Wasser steckt.

Meist nur des Nachts geht es aus dem Wasser hervor, um zu fressen. Seine Nahrung ist rein vegetabilisch, und es genießt allerley Pflanzen; doch vorzüglich die Wurzeln der Wasserpflanzen. In behauten Gegenden thut es

aber sehr großen Schaden, und verderbt oft die Ansaat eines ganzen Feldes, weniger durch das, was es frißt, als durch das, was es mit seinen plumpen Füßen und dem schweren Körper zerstampft und zerdrückt; daher verjagt man es durch Lärm und Geschrey. Seine Stimme ist ein fürchterliches Gebrüll, wie das eines Ochsen, aber schärfer; sonst schnauben sie im Wasser außerordentlich stark. Zur Brunstzeit schlagen sich die Männchen unter einander, sind dann überhaupt wüthend, und gefährlich anzutreffen; doch weiß man kein Beyspiel, daß sie Menschen angreifen. Das Weibchen wirft nur ein Junges, welches sehr bald schwimmen kann. Einige Nachrichten behaupten, die Mutter trage es in den ersten Tagen auf dem Rücken, wenn sie schwimme, es ist dieß aber nicht wahrscheinlich. Die Tragezeit ist unbekannt. Das Männchen soll sich mit mehrern Weibchen begatten.

Feinde hat dieses nächtliche Thier außer dem Menschen wohl keine; seine Verminderung ist daher auch einzig dem Menschen zuzuschreiben. Es ist schwer zu schießen, und noch schwerer zu fangen. Am sichersten tödtet man es, wenn man die Kugel gegen die Nasengegend hinrichtet, an den übrigen Theilen dringen die Kugeln nur wenig ein und werden platt. Lebendig fängt man es in Fallgruben.

Das Fleisch soll gut schmecken, wenn das Thier nicht zu alt ist, und die Haut giebt ein sehr hartes, aber auch festes und zähes Leder. (Abbildung nach Schmid.)

Die Vorwelt hatte mehrere Arten des Flußpferdes; es ist eins der häufiger vorkommenden fossilen Thiere. Die bekannten Arten sind: Das Flußpferd der Vorwelt, Hippopotamus antiquus; häufig im Arno-Thale in Toskana, mit einer eisenschüssigen Substanz durchzogen; auch bey Montpellier und in der Ebene von Grenelle bey Paris. Kleineres Flußpferd, Hippop. minor; von der Größe eines wilden Ebers. Man hat diese Art in den Knochenbreccien (ein rother und harter Kitt, der aus Felsenstücken und Süßwasserschaalthieren zusammengesetzt ist, der viele Knochen von meist Vierfüßern einschließt, und welcher zwischen den dortigen Felsklüften eingekeilt liegt) bey Gibraltar, Cette und in Dalmatien gefunden. Mittleres Flußpferd, Hippop. medius; Größe zwischen dem großen und kleinen fossilen Flußpferd. Man hat die Zähne dieser Art bey St. Michel in Chaisine im Departement der Maine und Loire gefunden. Kleines Flußpferd, Hippop. minimus; kleiner als das Schwein. Die Knochen dieser Art fanden sich mit Crocodilknochen in 20 Fuß Tiefe, in einem Kalklager bey Blaye, Departement der Charente.

4te Gatt. Schwein. Sus. Cochon.

Vorderzähne $\frac{4}{6}$ oder $\frac{6}{6}$; die untern stehen schief vorwärts, und sind am Ende schneidend; die obern conisch. Die Eckzähne $\frac{1-1}{1-1}$ sind stark, gehen aus dem Mund vor und krümmen sich nach oben; zuweilen sind sie sehr lang und bilden eine Art Hörner. Sie haben wahre Wurzeln, und wachsen so lange das Thier lebt. Backenzähne $\frac{7-7}{7-7}$, sie sind einfach; die vordern klein, schmal; die vier hintern mit stumpfen Höckern auf der Krone, welche paarweise stehen. Die Nase in einem Rüssel verlängert, knorpelig, am Ende abgestumpft, mit einem eigenen Knochen. Augen klein, mit runder Pupille. Ohren groß und entwickelt. An allen vier Füßen vier Zehen; die mittlern groß und allein den Boden berührend, und ein paar kleinere höher stehende hintere, alle mit kleinen dreyeckigen Hornschuhen. Schwanz mittelmäßig. Zwölf Säugewarzen. Die Haut am Körper dick, mit langen, steifen Borsten bedeckt. Der Magen häutig, einfach.

Diese Thiere sind allesfressend, leben aber vorzüglich von Wurzeln und Früchten, und sind sehr gefräßig. Sie suchen feuchte Orte auf, und wälzen sich gerne im Schlamme.

Taf. 121. Das wilde Schwein. Sus scrofa aper.

Le sanglier.

Der Kopf groß und verlängert; der Hals kurz; der Körper dick und fleischig; die Nase gerade; das Hinterhaupt sehr erhaben; die Ohren kurz, sehr beweglich; die Augen klein. Der Mund weit gespalten; die Oberlippe durch die langen Fangzähne aufgeschürzt, da sich diese seitlich nach oben erheben. Die Hautbedeckung dünne, aus langen,

elastischen Borsten bestehend, an deren Wurzel wenige Haare sich zeigen, welche sanft und wollig gekräust sind; auf dem Rücken bilden die längern Haare eine Mähne. Die Farbe grauschwärzlich.

Das Weibchen oder die Sau ist kleiner, und die Hauzähne weniger stark.

Die Jungen oder Frischlinge sind in den ersten sechs Monaten mit Längsstreifen, welche unter sich parallel laufen, bezeichnet; sie sind abwechselnd hellfalb und braun.

Länge von der Spitze der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 5 Fuß 9 Zoll; des Schwanzes 10 Zoll.

Das wilde Schwein bewohnt ganz Europa und die gemäßigten Gegenden von Asien. In England und im Norden vom baltischen Meer findet es sich eben so wenig als im kältern Asien.

Es ist ein wildes unbändiges Thier von großer Stärke, aber wenig intellectuellen Fähigkeiten, und der Erziehung unfähig, obgleich es sich ganz jung eingefangen, doch einigermaßen zähmen läßt. Unflätig wälzt es sich am liebsten im Kothe, und zieht daher feuchte dunkle Wälder zu seinem Aufenthalt vor, wechselt aber mit demselben oft, da das Bedürfniß nach Nahrung bey der großen Gefräßigkeit diesen Wechsel nöthig macht. Sie lieben die Gesellschaft, und man sieht sie, da wo sie noch sehr häufig sind, oft in Haufen von 40 Stücken beysammen. Sie vertheidigen sich auch gemeinschaftlich gegen Raubthiere und Hunde, und sobald eines zu grunzen anfängt, rüstet sich die ganze Schaar zum Angriffe. Eine solche Gesellschaft (in der Jägersprache Rudel) besteht aus etlichen Weibchen (Sauen) mit ihren Jungen (Frischlingen) aus zwey und dreythalbjährigen Männchen und Weibchen; nur selten ist ein alter Eber dabey, da diese mit dem dritten Jahre vom Rudel abgehen, und dann einsam leben.

Das Lager eines solchen Rudels, welches er zum gewöhnlichen Aufenthalt wählt, ist immer im dichten Gebüsche, und wird durch ein weites aufgewühltes Loch, welches sie mit Reisern, jungem Holz, Laub und Moos auszufüttern und weich zu machen wissen, bezeichnet. Man nennt dieses Lager den Kessel. Hier bringen sie meist den Tag zu. Gewöhnlich gehen sie erst des Abends auf Nahrung aus, und am Tage sieht man nur einzelne aufgejagte Thiere.

Dieses Thier ist ein wahrer Allfraß, und seine Gefräßigkeit erstreckt sich über das Pflanzen- und Thierreich, Eicheln, Kastanien, Buchekern, Früchte aller Art, Wurzelgewächse, Kartoffeln, Rüben, Gras, Erbsen, Linsen, Getreide werden nach den Jahrszeiten von ihnen aufgesucht. Bey ihrem Wühlem in der Erde gehen sie sehr gerne nach Würmern, besonders den Larven gewisser Fliegen, auch das Aas verachten sie nicht, und die Trüffeln wissen sie sehr geschickt zu finden. Die Eyer und Jungen der auf der Erde brütenden Vögel verschonen sie ebenso wenig, kurz, nichts ist vor ihnen sicher. Daher richten sie auch in Wiesen und Feldern so großen Schaden an, daß endlich eine menschenfreundlichere Politik auch die jagdliebensten Fürsten bewogen hat, die Zahl dieser schädlichen Thiere zu vermindern, und sie für vogelfrey zu erklären, oder wenigstens sie nur in eingezäunten Parks zu hegen, damit nicht die Früchte des fleißigen Landmanns von ihnen zerstört werden. Ein Rudel Schweine wühlt einen Kartoffelacker in einer Nacht so um, als ob er geackert wäre, und zerstört die ganze Hoffnung der Erndte.

Die Begattungszeit fällt in den November, wo durch gute Nahrung das Thier am meisten Kräfte gesammelt hat. Sie dauert fast fünf Wochen. Der alte Eber (Keuler) gesellt sich nun zu den Sauen, die Jungen werden von ihm weggejagt, wobey es heftige Kämpfe absetzt. Die Seiten- oder Hauzähne, wovon die untern den Rüssel fletschend aufsperren, ragen im dritten Jahre wo die Begattungszeit eintritt, oft fast 3 Zoll breit vor, und werden durch das beständige Wetzen an den obern scharf wie Messer. Mit diesen Zähnen knirrschen sie vor Wuth, und hauen von unten herauf gegen den Nebenbuhler, wobey sie sich oft sehr große Wunden schlagen. Sie streifen dabey mit den Schultern und Rücken scharf aneinander, schlagen die Zähne in die Schultern, und reißen tief ein. Die Verwundeten reiben sich dann an Fichten, so daß das Harz derselben die Wunden verklebt, und eine Harzkruste alles Haar zusammenhält. Man nennt solche Schweine Panzerschweine. Bey alten Ebern findet man oft viele geheilte Narben. Die Sau (Bache) trägt vier Monate, und wirft nach 19 bis 20 Wochen vier bis sechs Junge. Jede Mutter verbirgt sich dann im Dickigt, trägt im Rüssel Moos und Laub zusammen, um ihren Jungen weich und warm zu betten. Die Jungen bleiben hier drey Tage so stille liegen, daß man sie betasten kann. Nach acht Tagen aber gehen sie mit der Mutter, und nach zwey Monaten mit ihr zum Rudel. Die Mutter entfernt sich nie weit von ihnen, und beym geringsten Geschrey kommt sie mit fürchterlicher Wuth zurück, um den Feind anzugreifen. Die Jungen aber verbergen sich unter die dichsten Gesträuche.

Die Jagd des wilden Schweins ist sehr gefährlich für Hunde und Jäger. Ein angeschossener Eber rennt mit Wuth gegen den Jäger, der sich vor ihm in Acht zu nehmen hat; sie hauen entweder im Vorbeylaufen nach der Seite hin, oder stämmen sich, wo es möglich ist, mit dem Hintertheil des Leibes gegen einen Baum, und fechten so mit der größten Wuth und Verzweiflung gegen eine Menge Menschen und Hunde. Ein gefährliches Kunststück des fertigen Jägers ist das Abfangen des Schweins, welches dadurch geschieht, daß der Jäger den Hirschfänger so hält, daß das anlaufende Schwein sich selbst spießt und die Brust durchsticht; dazu wird oft auch ein eigener Spieß gebraucht. Man hat auch große abgerichtete Hunde, welche das Schwein an den Ohren packen und festhalten, bis der Jäger es todt sticht; aber mancher Hund muß mit dem Leben seine Verwegenheit büßen, da ihm das Schwein den Bauch aufschlitzt.

Außer dem Menschen hat das wilde Schwein nur den Wolf zu fürchten, allen andern Thieren ist es zu stark.

Das Fleisch des wilden Schweines ist gesunder für den Menschen, als das des zahmen, und wird daher sehr geschätzt. Die dicke Haut wird zu Ranzen, Kumten und Decken vor die Thüren gebraucht. Aber ihr Schaden überwiegt den Nutzen in cultivirten Gegenden weit.

Taf. 122. Das zahme Schwein (Sus scrofa domesticus) stammt vom wilden Schwein ab. Es unterscheidet sich von dem letztern durch sehr lange hängende oder halbhängende Ohren, geringere Größe der Hauer, Verschiedenheit der Farbe und Körpergröße. Man kennt davon folgende Varietäten.

1) Das gemeine Schwein mit großen Ohren. Die Ohren lang, hängend oder halb hängend; die Borsten stehen nicht dicht, und nicht mit Unterhaar gemischt. Die Eckzähne sehr kurz, in Vergleichung mit denen des wilden Ebers; die Größe oft bedeutend; die Farbe schmutzig weiß, rothfalb, schwarz oder gefleckt; der Schwanz gewunden. Fast jede Gegend hat in der Farbe der Schweine etwas eigenes, so wie auch die Größe sehr veränderlich ist. Die Haupt-Untervarietäten dieser Rasse sind: a. Die Englische, mit langem Körper, sehr langen und hängenden Ohren; die Farbe meist weiß oder weißgelb; das Gewicht kann bis zu 1000 ja 1200 Pfund steigen. b. Die Fütländische, mit hängenden Ohren, langem Körper, gekrümmtem Rücken, langen Beinen, bedeutender Größe. c. Die Schwedische halb wilde, mit aufgestülptem Rüssel, fast umgelegten Ohren, langem Körper, langen Beinen; sie entstand durch Vermischung des wilden Ebers mit sehr großen Schweinen.

2) Das siamische oder chinesische Schwein. Mit kurzen, geraden, beweglichen Ohren; der Körper mit wenigen Haaren bedeckt; an Kopf und Nacken sind sie borstig und dicht; an den Backen und der untern Kinnlade gekräuselt; an den untern Theilen dünne, meist schwarz und hart; die Haut schwarz, ausgenommen unter dem Bauche; der Augenkreis leicht feuerfarbig. Die Beine niedrig. Die ganze Länge etwas zu 3 Fuß, des Schwanzes 9 Zoll.

Untervarietäten dieser Rasse sind: a. Das Schwein vom Cap. Sehr ähnlich dem siamischen, aber kleiner; die Farbe schwarz oder dunkel kastanienbraun; die Borsten hart und sehr dünne stehend; die Ohren gerade; der Schwanz hängend, am Ende mit einem Haarbüschel. Diese Rasse stammt wahrscheinlich aus Indien; man findet sie auf allen Inseln der Südsee, bis nach Neuholland, in Südafrika und in einigen Gegenden von Südasia. b. Das kurzbeinige Schwein. Der Kopf kurz; die Kinnbacken dick; die Stirne gestaucht; die Stelle über den Augen faltig; die Ohren kurz, etwas spitzig, fast gerade; der Hals dick und stark; der Körper rundlich, doch lang; die Beine kurz und stark; die Haut sehr dünne; die Borsten dünn und kurz. Die Farbe meist kupferfarb, zuweilen feuerroth. Dieses Schwein ist zwar sehr klein, bringt aber viele Junge, und wird so fett, daß es mit dem Bauche den Boden berührt. Man zieht es in Spanien, Portugall, Calabrien, Toskana und Savoyen; auch in den Landen von Bayonne. c. Edlere englische Rasse. Gestalt klein; Hals dick; Kreuz lang, breit und abgerundet; Ohren klein, kurz und gerade; Beine kurz und stark; Borsten auf dem Nacken sehr häufig; Farbe weiß. Diese Rasse wurde in England durch Herrn Kortright, durch Vermischung des chinesischen Schweins mit dem amerikanischen (ursprünglich aus Europa dahin gebrachten) wilden Schwein hervorgebracht d, Das wittische Schwein. Die Ohren mittelmäßig; der Hals dick und rund; die Schultern breit und stark; die Seiten breit; der Rücken gerade; das Kreuz lang, breit und abgerundet; die Beine kurz; die Borsten weiß, am Nacken dicht

stehend, am Rücken dagegen dünne. An Größe übertrifft es die vorige Rasse. Es ist aus Vermischung des chinesischen mit dem zahmen Schwein entstanden, wird sehr fett und vermehrt sich stark. e. Das seeländische Schwein. Die Ohren aufrechtstehend; der Körper kurz; der Rücken mit vielen Borsten; die Gestalt klein; nach zwey Jahren kann es ein Gewicht von 240 Pfund erreichen. Es ist eine Mittelrasse, von der chinesischen und einer andern Rasse erzeugt.

3) Das türkische oder ungarische Schwein. Die Ohren kurz, umgebogen und spitzig; die Beine kurz und dünne; der Körper viel länger als hoch, allenthalben mit dünnen, gekräusten Haaren bedeckt, meist von heller, graulicher, selten von schwarzer Farbe, noch seltener von rothbrauner. Die Jungen sind grauweiß oder rothbraun, mit schwarzen, der Länge nach laufenden Längsstreifen. Es wird drey bis vierhundert Pfund schwer, und mästet sich in der Hälfte der Zeit, wie das gemeine Schwein. Es stammt aus der europäischen Türkey, und wird in Ungarn, Croatien, Bosnien, bis in die Nähe von Wien gezogen.

4. Das polnische und russische Schwein. Rostroth oder gelb, und wird kaum größer als ein jähriger Frischling.

5. Das guineische Schwein. Der Kopf klein; die Ohren lang, dünne und sehr spitzig; der Schwanz lang und ohne Haar, fast bis zur Erde reichend; die Borsten des Körpers kurz, glänzend rothbraun, viel feiner und weicher, als bey allen andern Rassen; der Rücken nackt. Größe des siamischen Schweins. Es soll eigentlich aus Guinea stammen, und von dorther nach Brasilien gebracht worden seyn. Ob alle diese Rassen von unserm wilden Schwein abstammen, ist noch nicht ausgemacht, da das Schwein von den ältesten Zeiten her Hausthier ist.

Das zahme Schwein kann im höhern Norden nicht gedeihen, sonst ist es über die ganze Erde verbreitet, und war auf den Südseeinseln schon bey ihrer Entdeckung einheimisch, und neben dem Hunde das einzige Säugethier daselbst. Sein Aufenthalt ist bald in engen Ställen, bald in halbwildem Zustand in Wäldern. So unreinlich das Thier auch ist, so verlangt es doch einen reinlichen Stall, und alle acht Tage wenigstens frisches Stroh, wenn es gedeihen und fett werden soll. Auch dürfen nicht beyde Geschlechter zusammen wohnen, weil der Eber sich zu sehr entkräften und die Jungen auffressen würde.

Das Grunzen und Geschrey der Schweine ist bekannt, und ebenso ihre Liebe zur Unreinlichkeit, ihre Liebhaberey sich im Kothe zu wälzen, und mit ihrem Rüssel alles durchzuwühlen. Die Sinne sind stumpf, nur der Geruch scheint vorherrschend. Sie sind dumm, ungeschickt und steif in Handlungen und Bewegungen, und stehen unter allen Säugethieren in Hinsicht ihrer intellectuellen Fähigkeiten fast auf der tiefsten Stufe. Der ganze Umfang ihrer Triebe bezieht sich auf die Fortpflanzung und Freßlust. Sie müssen beständig den Magen gefüllt haben, und sättigen ihren Appetit mit allem nur genießbarem aus dem Thier- und Pflanzenreich, wobey ihr Geschmackssinn stumpf scheint und wenig Unterschied macht. Sie verzehren nicht allein Aas, sondern fressen oft ihre eigenen Jungen auf. Sie graben Leichen aus, fallen Kinder an, sind große Liebhaber von Schlangen, Eidechsen, Engerlingen, Regenwürmen und Feldmäusen.

Ein Mann gerieth auf den Einfall, Ferkel nach den Tönen des Dudelsacks zum Tanzen und Springen abzurichten, und bekleidete sie vom Fuß bis zum Scheitel, wie man etwa Affen bekleidet. Sie ließen sich zu allen Bewegungen sehr gut abrichten, tanzten nach dem Commando allerley lustige Tänze, und machten ihr Compliment. Sie folgten ihrem Herrn überall nach, und liebkoseten ihn, wobey sie indeß ihr Grunzen nicht lassen konnten. Dieses Spiel war das einzige, welches Ludwig XI. in seinen letzten Tagen zum Lachen bringen konnte. Man hat sogar ein gelehrtes Schwein gesehen, welches Stunden und Minuten nach Ansicht einer Uhr durch Zeichen andeuten konnte. Also ist auch dieß Thier der Erziehung fähig.

Unter allen größern, ja überhaupt unter allen, Säugethieren pflanzen sie sich am stärksten fort. Die Schweine sind schon im achten Monat mannbar; die Tragezeit ist vier Monat, nach welcher Zeit die Sau wenigstens vier, höchstens vierundzwanzig Junge wirft, die mittlere Zahl ist aber sechs bis zwölf. Sie sorgt schlecht für die Jungen, und frißt sie zuweilen in den ersten Tagen auf. Sie wirft zweymal des Jahres, und wird oft noch zum drittenmal trächtig, wobey indeß der Wurf sich ins folgende Jahr hinein zieht, so daß man in zwey Jahren fünf Würfe erhalten kann. Der Eber ist nach einem Jahr schon zur Fortpflanzung tüchtig, und bleibt es bis zum zehnten Jahre

oder noch länger, man läßt ihn aber nicht so lange leben. Er bekommt große Hauzähne, wird wild und selbst gefährlich; auch ist das Fleisch eines alten Ebers grob und fast ungenießbar. Die meisten werden aber in den ersten Monaten ihres Lebens verschnitten.

Man hält die Schweine bloß zur Zucht oder zum Schlachten, und ein Schwein wird selten mehr als ein Jahr am Leben gelassen. Das Fleisch ist bekannt vortrefflich, aber wegen seiner Fettigkeit ungesund. Nach Beobachtungen, welche man an Thieren, besonders Hunden gemacht hat, verdauet es sich am schnellsten, ist daher sehr nahrhaft, erzeugt aber schlechte Säfte, und ist in warmen Ländern besonders ungesund; daher ist das Verbot dieses Fleisches für die Juden und Mahomedaner sehr wohlthätig, so lange sie in wärmern Ländern leben, paßt aber nicht für kalte Länder. Viele Bewohner der heißen Climate verabscheuen das Schwein, wenn sie auch weder Mohomedaner noch Juden sind.

Die zahmen Schweine sind sehr vielen Krankheiten unterworfen: dahin gehören die Krätze, die Bräune, der Zungenkrebs, der Durchfall und die Finnen. Die letztere Krankheit besteht in Blasenwürmern, welche sich an den Muskeln ansetzen; das Fleisch wird dadurch unansehnlich, aber nicht schädlicher als anderes.

Taf. 122. **Der Hirscheber.** Sus babyrussa.

Cochon Babyrousse.

Die Hauzähne sind sehr lang, dünne und aufwärts gerichtet; die obern krümmen sich spiralförmig nach hinten; die Hinterbeine etwas höher als die vordern; der Kopf ablang und schmal; die Ohren spitzig und aufgerichtet; die Schnauze spitzig; oben stehen nur vier Schneidezähne; die untern Hauzähne sind wie beym Eber, und die obern wachsen mit dem Alter immer mehr; an den Weibchen bleiben sie kleiner. Der Körper ist mit weichen, etwas gekräuselten Haaren besetzt. Die Farbe graulich, ins Rothbraune übergehend. Der Schwanz lang und gewunden, mit einer Haarquaste am Ende. Die Größe gleicht der des größten gemeinen Schweines, aber die Beine sind viel länger.

Man findet dieses Schwein in Java, Celebes und auf der Insel Booro, nahe bey Amboina, auch auf andern Inseln des indischen Meeres. Es lebt in Heerden in Wäldern.

Die Formen des Hirschebers sind weniger grob als die der andern Arten der Gattung; die höhern Beine und der schlankere Körper geben ihm ein leichteres und gefälligeres Ansehen. Dennoch ist sein Gang etwas schwerfällig; der Hals dick; die Schnauze endigt mit einem Rüssel; die Augen sind klein. Die äußern Ohren sind wenig entwickelt; unter der dünnen Haut ist keine Specklage. Der Geruch ist der entwickeltste Sinn, und sein Fleisch hat einen angenehmen Geschmack; die Stimme gleicht dem Grunzen des Schweines.

Er nährt sich von den Blättern der Bananen und anderer Bäume, und soll weder Früchte noch Wurzeln genießen, auch nicht wühlen. Wenn er gejagt wird, stürzt er sich selbst ins Meer, und soll so leicht schwimmen, daß er von einer Insel zur andern gelangt. Er ist schwer zu zähmen, und was in dieser Hinsicht bemerkenswerth ist, sein Hirn hat fast den doppelten Umfang, als das des gemeinen Ebers, der aber dann weit größere Stirnhöhlen besitzt.

Zu dieser Gattung gehört das Larvenschwein, Sus larvatus; es lebt auf Madagaskar und andern Gegenden Afrika's, welche nahe an diese Insel grenzen. (Abbildung nach Schreber.)

5te Gatt. Warzenschwein. Phascochaerus.

Phascochaere.

Vorderzähne $\frac{2}{6}$; Eckzähne $\frac{1-1}{1-1}$; Backenzähne $\frac{5-5}{4-4}$. Die obern Schneidezähne sind dick, dreyeckig, vertical und etwas gebogen. Die untern mittlern klein und auseinander stehend, die zwey folgenden dicker und genähert. Die obern Eckzähne ungeheuer, wie Hörner, nach der Seite und oben auf jeder Seite abstehend; die untern gleichen ihnen in Form und Richtung, sind aber kleiner. Der vordere obere

Backenzahn klein, wächst von unten herauf, vom zweyten nicht berührt; die übrigen drey wachsen von hinten nach vorn treibend, wie bey den Elephanten, sind sehr groß, und bestehen aus Schmelzcylindern, welche in Reihen zu drey und drey stehend durch eine dritte Substanz verbunden werden. Die drey untern Backenzähne sind klein, stumpf, von einander entfernt stehend, wachsen von unten herauf; der hinterste ist sehr dick, aus mehrern Zähnen zusammengesetzt, welche selbst wieder aus Schmelzcylindern, wie die obern, bestehen.

Der Kopf ist sehr groß; der Mund weit gespalten. Die Ohren sehr groß, seitlich, spitzig; die Augen klein; auf dem Gesicht stehen große fleischige Höcker oder dicke Warzen.

An jedem Fuße stehen vier Zehen, zwey große in der Mitte, von gleicher Länge, welche allein die Erde berühren, die andern sind hinten und seitlich, kürzer, aber gleich lang unter sich. Der Schwanz kurz.

Taf. 123.

Der Emgallo. Phascochaerus africanus.

Phascochaere africain. (Sus aethiopicus).

Größe und Gestalt des wilden Schweins; der Kopf sehr breit, wie platt gedrückt, und am Rüssel viereckig abgeschnitten; die Stirn viereckig; Augen klein, sie liegen fast oben an der Stirne. Die Ohren legen sich an den Hals an, und sind im Pelze verborgen. Auf jeder Backe, unter dem Auge steht eine drey Zoll lange und eben so breite Warze, von knorpeliger Substanz. Die Haut ist sehr dick; die Borsten sind braun, rostbraun und gelb gemischt. Auf dem Wiederrüst findet sich eine Mähne von 15 bis 16 Zoll langen Borsten.

Ganze Länge bis zur Schwanzwurzel 4 Fuß 9 Zoll, des Schwanzes 10½ Zoll.

Man findet dieses ungeschlachte, wilde und boshafte Thier am Vorgebürge der guten Hoffnung, am grünen Vorgebirge, am Senegal und in Guinea. Diejenigen am grünen Vorgebirge haben immer vollständige Vorderzähne, bey denen vom Cap sind sie dagegen oft im Zahnfleisch verborgen.

Der Emgallo giebt einen ganz eigenen Geruch, wie Schabzieger, von sich. Wegen seines schnellen und unermüdlichen Laufes nennen ihn die Holländer am Cap Hartlooper. Durch diese Schnelligkeit und durch den wüthenden Gebrauch, den das Thier im Zorn von seinem starken Nacken und von seinen Hauzähnen macht, wird es so furchtbar, daß die Hottentotten lieber auf einen Löwen, als auf ein solches Schwein, Jagd machen. In seiner Lebensart aber hat es mit dem wilden Schwein große Aehnlichkeit. (Abbildung nach Blumenbach.)

6te Gatt. Die Pekaris. Dicotyles. Pecari.

Vorderzähne $\frac{4}{6}$; Eckzähne $\frac{1-1}{1-1}$; Backenzähne $\frac{6-6}{6-6}$. Die obern Schneidezähne stehen vertical; die untern nach vorn. Die Eckzähne klein, dreyeckig, scharf schneidend, in derselben Richtung wie beym wilden Eber, aber nicht aus dem Mund vorragend. Backenzähne mit abgerundeten, unregelmäßig vertheilten Höckern. Der Kopf lang und spitzig; Nase gerade, mit einem Rüssel endigend. Ohren mittelmäßig, spitzig, aufgerichtet; Augen klein, mit runder Pupille. Die Vorderfüße haben vier Zehen, von welchen nur die mittlern den Boden berühren, die andern beyden längern aber hinten und seitwärts stehen, aber nicht die Erde berühren. Hinterfüße nur mit drey Zehen, wovon zwey lange den Boden berühren, der dritte aber noch innen steht. In der Lendengegend sitzt eine Drüse, welche immerwährend einen klebrigen stinkenden Saft absondert, und sich nach außen in einer Hautfalte öffnet. Statt dem Schwanze eine Erhöhung ohne Knochen. Borsten hart und sehr steif. Die Knochen des Hinter- und Vorderfußes sind wie bey den Wiederkauern mit einander verwachsen. Der Magen ist durch häutige Querbänder in mehrere Säcke getheilt.

Sie bewohnen die Länder Südamerika's, und nähern sich in ihrer Lebensart den wilden europäischen Schweinen.

Taf. 123. Der Pekari mit dem Halsband. Dicotyles torquatus.

Pécari à collier ou Taytétu.

Der Körper etwas kurz; die Ohren zugespitzt und gerade; die Borsten am Hinterkopf lang; die Beine kurz; der ganze Körper mit langen schwarz und weiß geringelten sehr harten und steifen Haaren bedeckt. Von der Schulter zieht sich ein weißes Halsband nach dem Hals. Das Haar am Kopfe kürzer als an den andern Theilen. Die Haut ist blaulich fleischfarbig. Die Lendendrüsen sondern einen Saft ab, welcher nach Knoblauch riecht.

Ganz junge Thiere sind hellbraun falb, mit einer schwärzlichen Rückenlinie und einem weißlichen Schulterstreif.

Länge 2 Fuß 7 Zoll; Höhe vorn 1½ Fuß; am Kreuz 1 Fuß 7 Zoll.

Man findet dieses Schwein einzeln oder in kleinen Heerden am Tage in dichten Gebüschen zwischen umgefallenen Baumstämmen, ja selbst in den an der Erde befindlichen Höhlungen alter fauler Urwaldstämme verborgen. Es ist über ganz Südamerika verbreitet, von Guyana bis Paraguay; dagegen scheint es die Kette der Anden nicht zu bewohnen und überhaupt weniger zahlreich zu seyn, als die andere Art oder der Tajassu. Auch ist es kleiner und furchtsamer. Sein Fleisch liebt man sehr, und jagt es daher wo immer möglich, wobey Hunde von größtem Nutzen sind.

Es wühlt in der Erde, wie die wilden Schweine, um alle Arten von Wurzeln, Schwämmen, Würmern, Maden und Früchten zu suchen.

Das Weibchen soll jährlich nur einmal und nur ein Junges werfen. Diese lassen sich jung gefangen leicht zähmen, und zeigen dann weit mehr intellectuelle Fähigkeiten als unsere Schweine. Sie sind den Menschen ergeben, suchen ihre Liebkosungen, kennen ihren Herrn sehr leicht, folgen seiner Stimme, und scheinen überhaupt weit über unsere Schweine zu stehen. Im Zorne sträuben sie ihre harten Borsten, welche den Uebergang zu Stacheln machen, allenthalben; dann verbreitet sich auch der Knoblauchsgeruch von dem in ihren Drüsen abgesonderten Saft.

Hierher gehören: Der Tajassu, Dicotyles labiatus; lebt in zahlreichern Heerden in Brasilien und andern Gegenden Südamerika's, und ist größer. Eine kleine Art, Dicot. minor, findet sich im Frankfurter Museum; die Farbe ist gelbgrau schwärzlich, über den Rücken eine schwarze Linie. Die Zähne zeigen, daß es kein junges Thier, sondern wahrscheinlich eine eigene Art sey.

Die Vorwelt hatte auch Schweine, und man findet zuweilen Köpfe von solchen in Höhlen; man hat dieses Schwein Urschwein, Sus priscus, genannt.

(Abbildung nach der Natur.)

Sehr nahe verwandt waren sich unter den Thieren der Vorwelt die

7te Gatt. Anoplotherium. Anoplotherium.

Anoplothère. (Cuv.)

Vorderzähne $\frac{6}{6}$; Eckzähne $\frac{\text{I}-\text{I}}{\text{I}-\text{I}}$; Backenzähne $\frac{7-7}{7-7}$. Die Vorderzähne sind zusammengedrückt, schneidend; die Eckzähne derselben ziemlich ähnlich und nicht viel länger. Die Backenzähne stehen an den Vorderzähnen an, und so bilden alle Zähne eine ununterbrochene Reihe. Die drey vordern Backenzähne sind zusammengedrückt; die vier hintern obern sind viereckig, und gleichen denen des Nashorns oder des Paleotheriums; die vier untern entsprechenden zeigen doppelte oder dreyfache Halbmonde von Schmelz, oder konische paarweise stehende Hügelchen. Im Allgemeinen scheint diese Gattung zwischen Nashorn und Pferd auf der einen, und zwischen Flußpferd, Schwein und Kameel auf der andern Seite zu stehen.

Die Nasenknochen sind so lang, daß kein Rüssel vorhanden seyn konnte.

Die Füße haben zwey Klauen; die Mittelfußknochen sind getrennt; einige Arten hatten ein oder zwey Afterklauen.

Man findet die Ueberbleibsel dieser Thiere in den Gypsbrüchen von Paris, mit Knochen der Paleotherien, Schildkröten und Crocodilen vermischt.

Das gemeine Anoplotherium, Anopl. commune, hatte die Größe eines Esels. Ein zweytes, Anopl. secundarium, die Größe eines Schweins. Ein drittes, Anopl. medium oder gracile, die Größe und den schlanken Körper einer Gazelle. Ein viertes, Anopl. minus oder leporinum, die Größe eines Hasen; und ein fünftes, Anopl. murinum oder minimum, die Größe eines Meerschweinchens. Herr Cüvier hat später diese Gattung noch in zwey Untergattungen, welche er Xiphodon oder Dichobune nennt, geschieden.

8te Gatt. Nashorn. Rhinoceros. Rhinocéros.

Die Vorderzähne fehlen, oder es sind oben oder unten zwey oder vier vorhanden; die Eckzähne fehlen; Backenzähne $\frac{7-7}{7-7}$; die Vorderzähne, wenn solche sich vorfinden, sind am Ende abgestutzt und ungleich groß. Die obern Backenzähne bilden eine ununterbrochene Linie, welche nach außen etwas conver, nach innen etwas concav ist; der erste ist kleiner als die andern, fast dreyeckig; die andern gleichen sich fast alle, nehmen aber immer an Größe zu. Die Krone ist viereckig, der äußere Rand schneidend, bildet einen Längshügel der etwas ausgeschweift ist, an welchen zwey fast querlaufende andere Hügel stoßen; der siebente hinterste ist fast dreyeckig, und sein Querhügel ist eine Fortsetzung des äußern Randes. Die untern Backenzähne sind schmaler als die obern; der erste ist klein, viereckig; der zweyte eben so, aber dicker; die vier folgenden nehmen immer an Größe zu, und zeigen zwey Halbmonde, deren Convexität nach außen geht.

Der Kopf ist kurz; die Nasengegend vertieft; das Hinterhaupt erhöht. Die Augen klein und seitlich. Die Ohren lang, schmal, tutenförmig, stehen sehr hoch oben. Auf der Nase stehen ein oder zwey Hörner, eins in der Reihe des andern. Sie sind von faserigem Bau, wie aus zusammengebackenen Haaren bestehend, auf den eigentlichen Nasenknochen aufsitzend, welche sehr dick und bogenförmig gewölbt sind. Die Füße dick, mit drey Hornschuhen. Der Schwanz kurz, rund an der Basis, zusammengedrückt an der Spitze. In den Weichen zwey Säugewarzen.

Die Haut sehr dick, aber fast nackt, bey einigen Arten mit dicken Falten auf den Schultern, dem Kreuz und den Oberschenkeln.

Neunzehn Rückenwirbel; drey Lendenwirbel; fünf Heiligenbeinwirbel und zwey und zwanzig Schwanzwirbel. Neunzehn Rippenpaare, von welchen sieben wahre. Der Darmkanal sehr lang; der Magen groß und weit; der Blinddarm weit; keine Gallenblase; die Eichel des männlichen Gliedes lilienförmig.

Es sind wilde und ungestalte Thiere, welche schattige und feuchte Gegenden der heißen Länder bewohnen, und sich von Blättern und Baumreisern ernähren. Die lebenden Arten bewohnen Indien und Afrika, die fossilen sind besonders häufig in Sibirien und Italien, aber auch in Deutschland, Frankreich, England und der Schweiz gefunden worden.

Taf. 124 u. 125. Das einhörnige indische Nashorn. Rhinoceros indicus. Rhinocéros des Indes.

Ein einziges Horn auf der Nase; der Kopf verkürzt, vorn wie abgeschnitten; der Mund mittelmäßig gespalten; die Lippen ganz, die obere zugespitzt; die Zunge sanft; die untern Backenzähne mit doppeltem oder dreyfachem Halbmonde; in jeder Kinnlade zwey starke Vorderzähne, in der obern mit einem kleinen Seitenzahn auf jeder Seite, und in der untern mit zwey kleinen Mittelzähnen. Die Augen sehr klein; die Augenlieder einfach; die Pupille rund; die Nasenlöcher öffnen sich an der Oberlippe, und bilden vorn eine breitere Oeffnung als hinten. Die äußere Ohrmuschel groß; das Ohr beweglich, von tutenartiger Form und einfachem Bau. Die Haut sehr dick, höckerig, fast nackt, bildet sehr große Falten, auf deren Grund dieselbe fleischfarb und weich ist. Eine Falte entsteht auf der Stirn vor den Ohren, und geht auf jeder Seite etwas hinter die untere Kinnlade. Das Horn konisch, spitzig, rund, leicht mit der Spitze nach hinten gekrümmt und fest auf den Nasenknochen aufsitzend. Am

Halse zwey starke nahe stehende Hautfalten, von welchen die vordere sich in eine Art von Halsband verlängert, das unter dem Halse 4 Zoll breit ist; die hintere Falte steigt von der Schulter herunter, und vereinigt sich mit einer Längsfalte, welche auf dem Winderrüst entsteht; eine große Falte umgiebt den ganzen obern Theil des Körpers, hinter der Schulter anfangend und auf jeder Seite bis auf die Beine herabsteigend, und dann quer gehend, etwa 1 Fuß 5 Zoll ob der Erde; eine zweyte große Falte bildet einen Gürtel gegen das Kreuz hin, sie ist dicker an den Seiten als auf dem Rücken, sie wendet unten an den Seiten etwas vorwärts und endigt dann; eine andere Falte geht von dieser aus, und bezeichnet den vordern Theil der Schenkel, etwa 1 Fuß 8 Zoll ob der Erde; eine horizontale Falte fängt an der Schwanzwurzel an, und vereinigt sich in der Lendengegend mit der Querfalte; endlich findet sich noch eine Falte unter dem After, welche sich mit der Falte auf den Hinterschenkeln vereinigt. Nur an Schwanz und Ohren bemerkt man einige wenige Borstenhaare; auch hin und wieder am Körper finden sich einige krause Haare. Der Schwanz ist hängend; die Hoden von außen nicht sichtbar. Die Farbe ist im Allgemeinen dunkelgrau violet.

Der Kopf ist sonderbar gestaltet, da die Stirne sehr hoch ist, und ebenso die Nase, auf welcher das Horn steht, so ist die Zwischengegend sattelförmig vertieft. Die kleinen Augen sind matt und schläfrig, und das ganze Ansehn plump.

Länge bis zur Schwanzwurzel 9 Fuß 6 Zoll, des Schwanzes 2 Fuß; Schulterhöhe 4 Fuß 8 Zoll.

Das Vaterland dieser Art ist Ostindien, besonders die Gegenden jenseits des Ganges. Ob das in Abessinien lebende einhörnige Nashorn zu dieser Art gehöre, ist ungewiß.

Es lebt einsam in dichten sumpfigen Wäldern, in Bengalen, Siam, Ava u. s. w.

Schon zu den Zeiten der Römer kannte man sowohl das asiatische einhörnige, als das afrikanische zweyhörnige Nashorn; doch scheint es, letztere seyen häufiger nach Rom gebracht worden, wenn man nach den Münzen schließen darf, welche zu den Zeiten der Kaiser geschlagen wurden, da auf diesen nur das zweyhörnige abgebildet ist. Die Aufführung des Nashorns verherrlichte die Spiele des Pompejus, den Triumph des Augustus über die Cleopatra, und es wurden zu Domitians; Antonins des Frommen, Gordians, Eliogabals und Heraklius Zeiten Nashörner gezeigt. Dio Cassius, Strabo, Pausanias, sprechen davon mehr oder weniger ausführlich. Auf einer Münze Domitians ist das zweyhörnige Nashorn abgebildet; auf einem Würfelboden, welchen man zu Preneste fand, der zu Syllas Zeiten gemacht worden, ist ebenfalls ein zweyhörniges Nashorn abgebildet. Von den Zeiten des Heraklius bis zum Jahr 1513 wurde das Nashorn nicht mehr nach Europa gebracht, damals aber erhielt König Emanuel von Portugall ein solches, welches er dem Papst schenken wollte, allein es wurde auf dem Wege so wild, daß das Schiff zu Grunde gieng, auf welchem es transportirt werden sollte. Ein zweytes kam 1685 nach England, wo es der berühmte Albrecht Dürrer zeichnete. Das dritte kam im Jahr 1739 nach Europa, und wurde fast allenthalben gezeigt. Ein viertes im Jahr 1741; und ein fünftes im Jahr 1748. In diesem Jahrhundert kam eins im Jahr 1800 nach Paris, und noch eins sollte im Jahr 1815 dem König von Würtemberg zukommen, und wurde dann in ganz Frankreich, der Schweiz und Deutschland gezeigt.

In der Freyheit ist das Nashorn ein friedliches und furchtsames Thier, welches besonders sumpfige Gegenden liebt, und sich oft bis an den Kopf in Sumpf begraben soll. Außer dem Menschen hat es keinen Feind, denn selbst der Tiger kann ihm nichts anhaben. Ungereizt geht es aus dem Wege, gereizt und verwundet ist es dagegen fürchterlich, und gebraucht sein Horn als gefährliche Waffe. Gezähmt ist es meist sanft, und gehorcht seinem Meister; doch bekommt es oft Anfälle von Wuth, und kann dann nur durch gereichte Nahrung besänftigt werden, und dasjenige, welches im Jahr 1800 in Paris war, tödtete zwey junge Leute, welche sich unbedachtsam in seinen Behälter wagten. Mit seinem Horn soll es einen Ochsen, wie einen Fangball in die Höhe werfen. Pennant führt einen Fall an, wo ein Nashorn in Ostindien einem Engländer den Bauch aufriß, ohne daß dieser jedoch daran starb. Das Horn erreicht an seiner Basis einen Umfang von 18 Zoll, und ist sehr spitzig; bey Gefangenen aber wird es immer abgerieben, daher zeigen es alle Abbildungen stumpf. Der Tiger greift noch lieber den Elephanten als das Nashorn an, da er ihm seiner dicken Haut wegen nichts anhaben kann. Bleikugeln sollen auch nicht durchgehen, ausgenommen in den Falten, am Auge und am Bauche.

Der Trieb zur Freyheit scheint die Gefangenen oft unruhig zu machen, so daß sie ihre Ketten zu zerbrechen suchen, und daher gefährlich werden, doch steht es auf Befehl seines Herrn auf, und schmeichelt ihm mit der Zunge und dem Kopf. Das Gesicht scheint blöde, dagegen Gehör und Geruch sehr fein. Die Aufmerksamkeit womit Gefangene alles betrachten, scheint zu zeigen, daß es ihm nicht an allen intellectuellen Eigenschaften mangle.

Im Freyen genießt es am liebsten Laub und Baumzweige; auch soll es mit seinem Horne Wurzeln ausgraben, was aber nicht wahrscheinlich ist. In der Gefangenschaft wird es mit Brod, Früchten und Heu gefüttert. Es bedarf täglich etwa 20 Pfund Brod und 100 Pfund Heu. Wasser trinkt es sehr viel. Zucker und Süßigkeiten sind ihm sehr angenehm. In der Freyheit genießt es lieber Baumblätter als Gras, und zermalmet mit Leichtigkeit selbst ganz stachelige Gewächse, so daß sein Mund oft blutet, ohne daß es dabey viel zu empfinden scheint. Die obere Lippe ist sehr beweglich, und es bedient sich ihrer als einer Art von Rüssel, welcher jedoch dem des Elephanten nicht zu vergleichen ist. So hart die Haut scheint, so ist sie doch weich und sanft anzufühlen, und besonders an den Falten ist sie weich, wie Sammet.

Die Feindschaft, welche das Nashorn gegen den Elephanten haben soll, ist eine der vielen Fabeln, womit man die Naturgeschichte angefüllt hat. In der Freyheit hat das Nashorn keinen Grund mit dem Elephanten zu kämpfen, da es kein Fleisch frißt. Wenn es aber von Elephanten gereizt und angegriffen wird, so vertheidigt es sich gegen diese. Man sah wohl in den Thiergefechten der Römer den Elephanten mit dem Nashorn kämpfen, und bildete daraus die Fabel des gegenseitigen Hasses. Der Pater Borri wohnte in Ostindien einer Nashornjagd bey, welche der Stadthalter von Nuncmann, in der Provinz Palucambi in einem Walde, mit mehr als hundert Personen anstellte. Als das Nashorn aufgejagt war, gieng es ohne anscheinende Furcht vor der Menge der Menschen auf sie los, und als diese bey seiner Annäherung aus einander liefen, so lief es ganz durch die von ihnen gebildete Linie, und stieß am Ende derselben auf den Elephanten, auf welchem der Statthalter saß. Es fiel über diesen her, und suchte ihn mit dem Horne zu verwunden, wogegen der Elephant nach allen Kräften das Nashorn mit seinem Rüssel abzuhalten und zu fassen suchte. Nach hartnäckigem Kampfe ersah der Stadthalter die Gelegenheit, demselben seinen Spieß in den Bauch zu stecken, worauf es stürzte. Bey einer Jagd, welcher Bruce in Abyssinien beiwohnte, stürzte ein Nashorn betäubt nieder, als eine Kugel die Spitze seines Horns abgeschlagen hatte, erholte sich aber bald wieder. Wird das Nashorn verfolgt, so lauft es immer im dicksten Gesträuche. Abgestorbene oder angefaulte Bäume stürzt ein solches Thier eben so leicht nieder, als ob sie mit Kanonen abgeschossen würden, und sie fallen vor und hinter ihm in allen Richtungen nieder, während sich junge und saftvolle biegen. So lange das Thier fliehen kann, flieht es; kann es aber nicht mehr ausweichen, so stürzt es wüthend auf den Feind, und zertritt ihn, oder sucht ihm sein Horn in den Leib zu stoßen. Zwar ist sein Gang schwerfällig, aber dennoch schnell, nur kann es sich nicht leicht umkehren. Ohne Noth scheint es aber träge, und zeigt überhaupt wenig List oder Verschlagenheit.

Die Tragezeit des Nashorns ist nicht, wie Büffon glaubt, neun, sondern achtzehn Monate. Das junge Nashorn ist ganz wie die Mutter, nur mangelt ihm das Horn, und die Farbe ist Lila. Immer wird nur eins geworfen.

Der Bau des männlichen Gliedes ist sehr merkwürdig, es ist in einer Scheide verborgen, tritt aber oft vor, und biegt sich beym Harnen nach hinten.

Man ißt das Fleisch, und braucht seine Haut zu Schildern, Panzern, und in Afrika zu Peitschen.

Großen Ruf hatte im Alterthum das Horn des Nashorns als Arzneymittel. Mehrere indische Fürsten trinken aus Bechern von Nashorn, weil sie den Wahn haben, daß, wenn das Getränk vergiftet wäre, es in dem Becher zu gähren anfange und heraus fließe.

Es erreicht dieses Thier wahrscheinlich ein sehr bedeutendes Alter von mehr als hundert Jahren.

(Abbildung nach dem Leben.)

Taf. 126. Kopf des zweyhörnigen Nashorns von Sumatra.

Rhinoceros sondaicus. Rhinocéros de Sumatra.

Dieses Nashorn gleicht zwar in Rücksicht seiner zwey Hörner dem afrikanischen. Es hat aber in beyden Kinnladen vier Vorderzähne, allein nur in der Jugend, die beyden äußern kleinern fallen mit dem Alter aus.

Die Hautfarbe ist dunkelbraun, und die Hautfalten sind nur wenig tief; es hat eine vor den Schenkeln und eine hinter den Schultern, die übrigen sind fast unmerklich, am Halse aber bildet sich eine Art von Wamme. Die Haut ist platt, und mit ziemlich viel Haar bedeckt. Der Schwanz ist an den Seiten platt, und nur oben und unten behaart. Es lebt in Sumatra.

Taf. 126. Schedel des zweyhörnigen afrikanischen Nashorns.

Rhinoceros africanus. Rhinocéros d'Afrique.

Das afrikanische Nashorn hat eine ganz platte Haut ohne Falten; gar keine Vorderzähne; und zwey Hörner auf der Nase, von welchen das vordere weit größer, sehr spitzig, oben dünne und rückwärts gebogen ganz auf der Spitze der Nase steht; das hintere dagegen ist gerade, kleiner, und steht an der Nasenwurzel. Am Gaumen steht nur ein ganz kleiner blinder Zwischenkieferknochen. Es lebt in Südafrika.

Die übrigen Arten dieser Gattung sind: Das Nashorn von Java, Rhinoc. javanicus; in Java. Mit einem Horn und faltiger Haut; mit vier Vorderzähnen in der Jugend, zwey im Alter. Das stumpfnasige Nashorn, Rhinoc. simus; in Afrika. Mit einem Horn. Das größte von allen.

Die Form des Nashorns ist der jetzigen Schöpfung nicht allein eigen, sie fand sich eben so häufig in der Vorwelt. Man hat in Alt- und Neu-Sibirien eine große Menge Schedel gefunden, welche viel länger sind, als die der lebenden Arten, sie waren zweyhörnig, mit einer knöchernen verticalen Nasenscheidwand. Einen fast ganzen Körper fand man am Willui in Sibirien, mit Haut und Fleisch, im Jahr 1771 im Eise. Die Haut war mit dichtem Haar bedeckt, wie die des Elephanten, dessen Ueberreste man in jenen Gegenden findet, daher dieß Thier eher in kältern Gegenden leben konnte. Herr Cüvier hat es das Pallasische, Rhin. Pallasii, und später Rhin. tichorhinus oder clausus, wegen der Nasenscheidwand, genannt. Das Cüvierische, Rhinoc. Cuvieri, später Rhin. leptorhinus genannt. Ein ganzer Kopf dieser Art wurde in Italien bey Pulgnasco, mit Elephanten, Wallfisch- und Delphinknochen gefunden. Man fand auch solche im Arnothale. Auch in Deutschland fand man Nashörner; ferner in den Knochenhöhlen von England und in den Braunkohlenlagern bey Elgg in der Schweiz. Die letztern scheinen dem Pallasischen nahe verwandt gewesen zu seyn. Eine dritte Art nennt Cüvier, Rhin. minutus, sie war nicht größer als ein Schwein, und eine vierte Art, Rhin. incisivus, da es Vorderzähne hatte.

9te Gatt. Klippschliefer. Hyrax. Daman.

Vorderzähne $\frac{2}{4}$; Eckzähne mangeln; falsche Backenzähne oben, auf jeder Seite einer; Backenzähne $\frac{6-6}{6-6}$; in allem 32 Zähne.

Die obern Schneidezähne groß, gebogen, an der Basis eckig, meiselförmig und scharf; die untern vorwärts liegend, an einander stehend, walzig, mit schief abgeschnittener Krone. Zwischen den Vorderzähnen und Backenzähnen ist ein leerer Raum, in welchem nur bey jüngern Thieren oben ein falscher Backenzahn steht. Der vordere obere Backenzahn hat eine platte, dreyeckige Krone, bey den andern ist die Krone in der Mitte etwas vertieft, mit schneidendem Rande. Bey den untern Backenzähnen ist der innere und äußere Theil der Krone platt, der vordere und hintere aber erhaben nnd schneidend, und eine Längsleiste trennt den Zahn in zwey Theile.

Der Kopf groß; die Nase breit; die Nasenlöcher schief. Die Augen klein, mit einer sehr deutlichen Nickhaut. Die Oberlippe gespalten, mit starken Schnurrbarthaaren; die Zunge lang, schmal, hinten dick, glatt und weich. Die Ohren kurz, breit, abgerundet. Die Glieder nicht lang; die Sohlen nackt. Die Vorderfüße mit vier kurzen Zehen, von welchen der zweyte am längsten ist. An den Hinterfüßen nur drey Zehen, der mittlere lang, die übrigen gleich lang. Die Nägel klein, platt, vorn wie gerade ausgeschnitten, Hornschuhen ähnlich, kaum die Zehen bedeckend. Kein Schwanz. Das

Der Esel kommt nicht so weit in Norden fort als das Pferd; doch findet man ihn noch in Schweden, er geht indeß nicht über den 60 Grad hinauf.

Geruch, Gehör und Gesicht sind beym Esel sehr fein, weniger ist es der Geschmack. Sie lieben vorzüglich trockene und stachlichte Pflanzen, wie Disteln, Nesseln, ferner salzige und bittere Kräuter, welche besonders häufig in den Steppen seines ursprünglichen Vaterlandes wachsen. Dagegen ist der Esel in Ansehung des Wassers sehr delikat, und trinkt es nicht, wenn es nicht rein und helle ist.

Die Fähigkeiten des Esels sind größer als man gewöhnlich glaubt; freylich hat die Vernachlässigung und schlechte Zucht, worunter sie gewöhnlich gehalten werden, diese Eigenschaften vermindert. Zwang und beständige Furcht vor Schlägen macht ihn furchtsam, jung ist er sehr munter, und gegen den Treiber, welcher ihn mißhandelt, ist er immer tückisch und oft eigensinnig. Wenn er seiner Last los ist, so läßt er sich auf die Knie nieder, wirft sich um, wälzt sich einigemal und schreyt sein langgedehntes Ya, und macht im Springen und Trottiren die sonderbarsten Wendungen. Die Luftröhre ist ganz besonders beschaffen, um diese sonderbaren, höchst wiedrigen Töne hervorzubringen, wobey er die Lippen gewaltig einzieht. Die Stimme der Eselin ist noch stärker und durchdringender als die des Hengstes.

Seine Haut ist hart und unempfindlich, daher er die Schläge gut verträgt. Auf seinem Kreuze trägt er weit schwerere Lasten als das Pferd, bis zu 500 Pfund. Koth und Nässe verabscheuet er sehr, und kann nur durch Schläge ins Wasser gezwungen werden. Sein Tritt ist sicherer als der des Pferdes, und er schläft noch weniger als jenes. Er lernt seinen Treiber sehr leicht kennen, und sucht ihn auf, wenn er ihn von Weitem gewahr wird. Er ist ein sicherer Wetterprophet. Ist er beym Austreiben munter, so bleibt das Wetter gut; hängt er aber den Kopf niedrig und reibt sich an Bäumen und Wänden, so wird es bald regnen oder Gewitter geben.

Der Esel ist viel zäher als das Pferd, wird sehr selten krank, und ist überhaupt wenig Krankheiten unterworfen.

Die Brunstzeit fällt in den Mai und Juni, dann schreyt er unaufhörlich. Die Stute trägt 11 Monate und einige Tage, und wirft fast immer nur ein Füllen, welches sechs Monate saugt. Sieben Tage nach der Geburt wird sie oft schon wieder trächtig, und kann das ganze Jahr durch Milch geben. Diese Milch ist sehr fade und süßlich, hat wenig Käse und Fett, und gleicht der menschlichen am meisten, daher kann sie derselben am besten substituirt werden. Sie ist für den Menschen sehr nahrhaft, und eines der vorzüglichsten Mittel abzehrende Personen zu nähren und ihnen neue Kräfte zu geben. Der Esel begattet sich mit Pferd, Zebra und Quagga fruchtbar. Sein Alter kann sich bis auf 30 und mehr Jahre erstrecken.

Von Insecten wird der Esel gar nicht geplagt; doch hat Redi auf demselben eine Laus entdeckt, sie ist aber äußerst selten und vielleicht ganz zufällig an das Thier gekommen. Sein übelriechender Schweiß scheint die Insecten abzuhalten, so wie die Härte und Unempfindlichkeit der Haut.

Die Haut giebt ein vortreffliches Leder, und das Fleisch des wilden Esels wird von den Kirgisen allem andern vorgezogen.

Taf. 148.

Das Zebra. Equus Zebra.

Le Zèbre.

Kopf und Ohren länger im Verhältniß als beym Pferd; der Hals kürzer und dicker; der Schwanz endigt mit einem langen Haarbüschel; am Halse ist durch eine Hautverlängerung eine Art von kurzer Wampe gebildet. Das Haar ist kurz, und bildet nur am Halse eine kurze Mähne. Die Grundfarbe der Haare ist weißgelblich; die Schnauze braunschwarz; die Linien, welche über die Nase laufen, sind rostbraun, und nicht schwarz; ebenso diejenigen am Mundwinkel, diese sind schmal und longitudinal; die andern Streifen des Kopfs hingegen sind quer, bis an einen, welcher um die Augen einen Kreis bildet; die Ohren sind unregelmäßig, an ihrer untern Hälfte weiß und schwarz gebändert, an der obern Hälfte schwarz; die Spitze weiß, ihr Inneres graulichweiß. Ueber den Hals laufen acht schwarze Bänder, zwey über die Schultern, welche an den Vorderschenkeln auseinanderlaufen, um den Schenkelbändern Platz zu machen, diese bilden um den Schenkel Querringe. Ueber den Körper laufen zwölf

Bänder, von denen die drey oder vier letzten sich ob den Querbändern der Hinterschenkel vereinigen; die Bänder auf dem Kreuz verkürzen sich, und bilden einen verlängerten Triangel, von welchem die Bänder an der Schwanzwurzel die Fortsetzung sind; vier Bänder, breiter als die andern, bezeichnen sehr deutlich den Umfang der Gesäßmuskeln. Alle vier Beine sind mit unregelmäßigen Querbändern geziert. Der Bauch ist zwischen den Schenkeln weiß; ein Drittheil des Schwanzes ist weiß, die lange Endquaste aber schwarz. Die Mähne kurz, die Bänder laufen über sie hin und bilden an ihr ebenfalls weiß und schwarze Streifen.

Länge von der Spitze der Schnauze bis zum After 6 Fuß 11 Zoll; Schulterhöhe 3 Fuß 4 Zoll; Kreuzhöhe 4 Fuß.

Ein Bastard von einem weiblichen Zebra und einem Eselshengst ist grau, mit schwarzen, sehr deutlichen Querbändern an der äußern Seite der Hinterschenkel, und andern schmalen, undeutlichen, am Kopf und an den Seiten. Ueber die Schultern lauft, wie beym Esel, ein schwarzer Querstreif über den Längsstreif des Rückens.

Ein Fötus von einem Pferdehengst mit dem Zebra erzeugt, hatte viele schwarze Streifen am Kopf.

Die Verbreitung des Zebra's geht vom Cap aus über einen großen Theil von Afrika, bis nach Congo und Guinea; es ist auch sehr gemein in Abessinien. Sie leben in großen Heerden.

Ihr Gang ist sicher, ihr Lauf ungemein schnell; Gesicht und Gehör sehr gut. Man findet die Heerden der Zebra's fast immer in der Nähe der Straußheerden; es scheint, ihr Instinkt treibe sie, sich zusammenzuhalten, um desto sicherer zu seyn. Lauft die eine Art dieser Thiere davon, so lauft auch die andere, und es muß ein eigener Anblick seyn, eine große Straußenheerde und eine Zebraheerde mit einander laufen zu sehen. Pferde holen sie nicht ein, wenn sie nicht eine Sehne von Bogen abschneiden können, welchen die wilden Thiere mehrentheils in ihrem Laufe beschreiben.

Die Nahrung des Zebra's besteht in den dürren und trockenen Kräutern, welche die afrikanischen Ebenen bedecken.

Ihr Character ist mißtrauisch, wild und unbändig. Durch Beißen und Schlagen vertheidigen sie sich, wie das Pferd, und wenn sie nicht ganz jung eingefangen werden, so ist ihre Bändigung schwer, und erfordert auf jeden Fall große Geduld. Indeß ist sie doch schon mehreremale gelungen, und man ist so weit gekommen, sie zum Reiten gebrauchen zu können. Barrow sah in Zwellendam am Cap ein paar Zebra's, welche, so lange sie jung waren und ordentlich gewartet wurden, sich sehr zahm zeigten, und sanft und gelehrig waren; allein durch späteres Plagen und durch erhaltene Schläge wurden sie außerordentlich falsch. Ein englischer Dragoner bestand darauf, auf dem Weibchen reiten zu wollen; er setzte sich auf dasselbe, allein es schlug hinten aus, stürzte nieder und blieb liegen. Der Dragoner blieb aber sitzen, da wurde es wild, sprang mit ihm von einem hohen Flußufer herunter in den Fluß, und warf ihn ins Wasser. Er hielt sich am Zügel fest, das Thier zog ihn zwar aus demselben, wendete sich dann aber ganz ruhig gegen den Dragoner und biß ihm ein Ohr ab.

Was von dem Ritte Levaillants auf einem neu eingefangenen Zebra zu halten sey, das wagen wir nicht zu entscheiden. Lustig genug mag es anzusehen gewesen seyn, wie es anfangs Sprünge machte, dann aber ruhig fortgegangen seyn soll. Zur Vorsicht war es mit einem Maulkorbe versehen.

Der sichere Schritt, die Schnelligkeit und Gewandtheit des Zebra, seine Eleganz und Schönheit, machten es allerdings wünschbar, daß es gezähmt werden könnte. Ein Gespann von vier Zebrahengsten möchte nicht übel anzusehen seyn, und schnell genug sich fortbewegen.

Die fruchtbare Begattung zwischen dem Zebra mit Pferd und Esel, zeigt die nahe Verwandtschaft der Arten. Die Zebrastute trug ein Jahr, aber die erhaltenen Jungen scheinen unfruchtbar, wie die Maulthiere. Die Begattung scheint indeß nicht immer leicht zuwege gebracht werden zu können. Lord Clive brachte sie nur dadurch zwischen Esel und Zebra zu Stande, daß er den Esel Zebra-artig bemalen ließ, was wohl auch sonderbar mag ausgesehen haben. Sie ist aber mehreremale seitdem ohne eine solche Kunstmalerey gelungen.

Die Hyänen wagen es kaum das Zebra anzugreifen, welches in seinen Füßen ein treffliches Vertheidigungsmittel hat; wohl aber wird es vom Löwen leicht überwältigt, wenn er es im Sprunge erhaschen kann.

(Abbildung nach Cüvier.)

Taf. 148. **Das Bergzebra.** Equus montanus.

Le Dauw.

An allen obern Theilen des Körpers isabellfarbig, an allen untern dagegen weiß. Die obern Theile bis auf die Schenkel sind mit braunen oder schwarzen Querbändern bedeckt, welche dem Thier ein sehr schönes Ansehn geben. Die Schnauze ist ganz schwarz; an den Nasenlöchern entstehen 14 schwarze Binden, sieben gehen nach außen, und vereinigen sich auf der Nase mit einer gleichen Zahl, welche vom Scheitel herkommen, und so in einander stehende Rauten bilden; die andern laufen schief über die Backen, und vereinigen sich fast im rechten Winkel mit sieben oder acht andern Bändern, welche unten von den Kinnbacken herkommen, eines derselben theilt sich und schließt das Auge ein. Die Ohren sind äußerlich weiß, an der Spitze schwarz. Am Halse stehen abermals schwarze Bänder, und zwischen diesen laufen schmalere braune. Die Binden laufen über die nur kurze und steife Mähne weg, so daß auch diese weiß und schwarz, an ihrem Ursprung an der Stirne aber ganz schwarz ist. Die unterste Halsbinde theilt sich an ihrem untern Theil und bildet eine gebrochene Ecke, welche drey oder vier andere Streifen umgiebt; die zwey oder drey folgenden sind wie diese buchtig, sie laufen aber quer; die letzten vier oder fünf entstehen auf dem Kreuz, laufen schief, und endigen an den Seiten des Bauchs; zwischen ihnen aber laufen noch schmälere, hellere, und eben so findet sich mitten der ganzen Länge des Bauchs nach ein schwarzer Streifen von der Brust bis zum After. Der Schweif ist ganz weiß.

Die Haare sind sehr kurz, und nur an der Mähne und dem Schweifende verlängert, denn der übrige Theil des Schwanzes ist mit kurzen Haaren bedeckt.

Männchen und Weibchen sind wenig verschieden; das Männchen hat zwey Bänder mehr auf den Schenkeln, aber die braunen Zwischenbänder sind weniger bemerkbar.

In der Form nähert sich dieses Thier mehr dem Quagga als dem Zebra. Sein Kopf ist zwar groß, aber weniger als beym Zebra. Es unterscheidet sich aber leicht durch die Vertheilung der Bänder von beyden.

Die Länge von der Schnauze bis zum Schwanz ist 4 Fuß 8 Zoll; die Höhe des Wiederrüsts 3 Fuß 4 Zoll; der Schwanz 15 Zoll.

Lebensart und Zähmbarkeit hat es mit den andern Arten gemein, und mit Sorgfalt und Ausharren könnte man es nach und nach zum Hausthier machen. Dasjenige in der Pariser Menagerie kannte seinen Wärter sehr gut, und ließ sich gerne streicheln.

Man findet dasselbe in Heerden in den Gebirgen des südlichen Afrika's. Es ist eben so flüchtig und scheu, wie das Zebra und Quagga, soll aber nie auf die Ebenen kommen. (Abbildung nach Cüvier.)

Taf. 147. **Das Quagga.** Equus Quagga.

Cheval Couagga.

Das Männchen kleiner als das Zebra; der Kopf kürzer; die Ohren ebenfalls kürzer; Hals und Kopf dunkelbraun schwärzlich; Rücken, Seiten, Kreuz und Oberschenkel hellbraun; das Hellbraune wird blasser und grauröthlich auf der Mitte der Schenkel; der untere Theil des Körpers, Beine, Unterschenkel und Schwanzhaare schön weiß. Ueber die Stirne, Schläfen und Nase laufen schmale, engstehende Bänder, von weißgrauer, ins röthliche ziehender Farbe; ähnliche, aber weit auseinander stehende Querbänder laufen über die Backen, und bilden zwischen Aug und Mund Dreiecke; Kreis um den Mund ganz braun; Oberlippenrand graulich. Ueber den Hals laufen zehn hellgraue Bänder; die Mähne reicht nur bis zum neunten, ist kurz und gerade, und zeigt als Fortsetzung der Bänder eben so viel weißliche Flecken. Ueber die Schultern vier graue, immer kürzer werdende Bänder; auf dem übrigen Theil des Körpers laufen sehr hellbraune, kaum sichtbare Linien. Die Rückenlinie ist braunschwarz, und ihr zur Seite lauft eine schmale, grauröthliche, parallel bis zum Schwanze. Alter und Geschlecht scheinen einige Verschiedenheit hervorzubringen.

Die Schulterhöhe beträgt 3 Fuß 9 Zoll, die Kreuzhöhe 3 Fuß 6 Zoll.

Auch diese Pferdeart lebt in Afrika in der Gegend des Vorgebirgs der guten Hoffnung. Man findet sie in zahlreichen Heerden von hundert und noch mehr Stücken, immer von den Zebra's getrennt, aber eben so oft in der Nähe der Straußheerden.

Es ist eben so schnell, stark, muthig, tückisch und bissig, als das Zebra, soll aber doch leichter zu zähmen seyn als jenes. In Paris besaß man ein lebendes, welches aber sehr wild war. Zwar ließ es sich zuweilen annähern und streicheln, allein oft wurde es dann sehr unwillig, fieng an zu schlagen, fiel auf die Knie, und biß in alles, was er erfassen konnte, mit großer Wuth. Sein Geschrey war Oo, Oo, wohl zwanzigmal wiederholt, besonders wenn es Pferde sah. Es glich mehr einem Geheule als einem Gebelle, mit welchem es sonst verglichen werden wollte. Es fraß sehr wenig, und die Natur scheint es als ein Thier, welches die trockenen Gegenden Afrika's bewohnt, auf dürre und trockene Kräuter angewiesen zu haben.

Ein sehr jung eingefangenes Quagga soll man am Cap zum Ziehen mit Pferden haben eingewöhnen können: es soll auch stärker als ein Pferd gleicher Größe gewesen seyn. De Jong sah bey Herrn von Rheenen ein solches Gespann von zwey Quaggas. Selbst zum Reiten soll man es brauchen können. Da sie mit dem schlechtesten Futter zufrieden sind, und wenig Krankheiten unterworfen zu seyn scheinen, so wären wiederholte Versuche sie zu zähmen und in der Gefangenschaft fortzupflanzen, wenigstens für das Cap nicht unwichtig. Die Hottentotten und Kaffern essen sein Fleisch.

Taf. 147. Der Halbesel oder Dshiggetai. Equus hemionius.

Cheval Dziggtai.

Die Hauptfarbe ist isabell; Vorderhals, Bauch, Inneres der Schenkel und Hinterbacken weißlich. Mähne, Rückenlinie und Schwanz schwärzlich. Die Nasengegend schwärzlich, dann die Gegend gleich dahinter weißlich, der übrige röthlichgelb; der Hals fahlgelb; der Körper fast ochergelb. Der Kopf ist groß; der Hals lang und dünne; die Ohren groß, doch weniger als beym Esel; die Brust breit; der Rücken lang; Schultern schmal und das Kreuz spitzig auslaufend. Die Haare im Winter sehr lang, bis zu 6 Zoll; im Sommer sehr kurz. Das ganze Ansehn gleicht einem Maulthier; der Schwanz endigt mit einer Haarquaste.

Länge von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 5 Fuß; des Schwanzes 2 Fuß; Schulterhöhe 3 Fuß 9 Zoll; Kreuzhöhe 4 Fuß 3 Zoll.

Das Vaterland dieses Thiers sind die weiten und öden Steppen von Daurien und der Mongolei zwischen den Flüssen Onon und Argun, die Wüste Gobi bis an die Grenzen von Tibet und Indien.

Es lebt in zahlreichen Heerden, welche immer umherziehen. Diese Heerden bestehen aus einem alten Hengst und fünf bis zwanzig Stuten und Füllen, oft aber sieht man nur fünf bis sechs beysammen. Junge aus der Heerde vertriebene Hengste folgen derselben so lange nach, bis sie einige junge Stuten an sich gezogen haben, und selbst eine Familie bilden können.

Die Hengste beißen und schlagen sich gegenseitig, besonders zur Brunstzeit. Gesicht, Gehör und Geruch sind vortrefflich. Der Hengst geht immer der Heerde voraus und sieht sich um. Im Laufe sind sie mit den flüchtigsten mongolischen Pferden nicht einzuholen, und müssen aus dem Hinterhalte geschossen werden. Die Mongolen lauern ihnen bey Bächen, Pfützen und Salzlecken auf, besonders bey regnigtem und stürmischen Wetter, wo ihre Sinnen weniger scharf sind. Die Hengste sind sehr eifersüchtig, und halten ihre Stuten immer zusammen, treiben die jungen Hengste, welche sich zu fühlen anfangen, aus der Heerde. Wenn sie etwas ungewöhnliches von Ferne sehen oder wittern, so sprengt der Hengst voraus, und sucht sich dem Gegenstand durch Umschweife zu nähern, und kommt dem auf der Erde liegenden und lauernden Jäger hierbey oft so nahe, daß er erschossen wird, wo dann die Heerde sich zerstreut, und so leichter geschossen oder gefangen werden kann. Merkt aber der Hengst die Gefahr, so sprengt er zurück und treibt die Heerde zur schnellsten Flucht. Die Mongolen halten dieses für das schnellste Thier, und die Tibetaner geben es ihrem Gott des Feuers und des Krieges zum Reitpferd. Ist der Dshiggetai flüchtig, so

trägt er den Hals hoch, wirft den Kopf in die Höhe, um hinter sich zu sehen, und hebt den Schwanz auf. Er hat eine Art von Wiehern, tiefer und lauter als das Wiehern des Pferdes.

Er sucht offene, trockene, mit guten nahrhaften Kräutern begraste Ebenen und Berglehnen, wie die Gegend seines Vaterlands sie häufig bieten. Sie sollen wenig trinken und selten zum Wasser kommen, welches aber auch in jenen Gegenden oft nur in großen Entfernungen gefunden wird.

Bis jetzt ist es nicht gelungen den Halbesel zu zähmen, obgleich die Mongolen, als treffliche und gleichsam geborne Reiter, es oft versucht haben sollen. Dennoch ist die Möglichkeit der Zähmung wahrscheinlich, und gelänge sie, so würde man dadurch die schnellsten Reitthiere erhalten. Bis jetzt aber ist er nur ein jagdbares Thier für die Mongolen, Tunguſen und andere Steppenvölker, welche dessen Fleisch für ihren besten Braten halten, und aus den Fellen Stiefel verfertigen.

Die Brunstzeit fällt in die Mitte des Augusts, und die Stute wirft im Frühjahr ein Füllen, welches bis zum dritten Jahr bey der Heerde bleibt.

Achte Ordnung.

Wiederkauende Säugethiere. Ruminantia, Pecora. Ruminants.

Keine Ordnung ist von der Natur so bestimmt, wie diese, keine ist wohl natürlicher, und alle dazu gehörigen zahlreichen Thiere sind sich einander sehr ähnlich.

Der erste Hauptcharacter ist der Mangel an Schneidezähnen in der Oberkinnlade; in der untern aber finden sich fast immer acht; statt der Zähne ist die Oberkinnlade mit einem harten Wulst versehen. Zwischen den Vorder- und Backenzähnen ist meist ein weiter leerer Raum, da den meisten die Eckzähne fehlen; indeß ist dieß nicht bey allen Gattungen der Fall, und einige haben sogar mehrere Eckzähne, bey noch andern finden sie sich nur bey den Männchen. Die Backenzähne, deren es immer sechs auf jeder Seite hat, sind an der äußern und innern Seite wellenförmig erhöht und vertieft; die Krone dagegen ist schief und mit Linien bezeichnet, welche einen doppelten Halbmond vorstellen, dessen Hörner oben auswärts unten einwärts gerichtet sind.

An den Füßen befinden sich immer zwey Zehen, welche mit einer Hornscheide bedeckt sind. Diese Hornscheiden liegen an einander, sind, wo sie an einander stehen, platt und gleichen einer zerschnittenen Hufe; man nennt daher diese Thiere, Thiere mit gespaltenen Hufen. Hinter diesen Hufen stehen zuweilen zwey kleine Spornen oder Afterhufen, welche aber den Boden nicht berühren. Der Mittelfuß wird nur aus zwey langen Knochen gebildet, welche mit einander verwachsen nur einen darstellen, welcher die Röhre genannt wird.

Der Name Wiederkauer bezeichnet die höchst merkwürdige Eigenschaft dieser Thiere, die schon heruntergeschluckten Nahrungsmittel wieder heraufwürgen zu können, um sie noch einmal zu kauen, eine Eigenschaft, welche einen ganz besondern Bau des Magens und der Verdauungswerkzeuge überhaupt voraussetzt. Sie haben eigentlich einen vierfachen Magen. Die drey ersten sind so eingerichtet, daß die Nahrungsmittel in einen oder den andern gehen können, da die Speiseröhre in alle drey mündet. Der erste Magen ist sehr groß und weit, der größte von allen, und fällt deßnahen gleich in die Augen, wenn man die Bauchhöhle öffnet; er heißt der Panzen, und nimmt die nur leicht gekauten Speisen auf, welche deßwegen auch einen großen Raum einnehmen; aus diesem gehen sie in den zweyten Magen über, welcher die Mütze heißt. Die innerste Haut dieser Magenabtheilung ist so gefaltet, daß die Falten regelmäßige sechseckige Figuren bilden, welche Bienenzellen gleichen. Er ist klein und rundlich, und nimmt daher nur kleine Portionen aus dem Panzen auf. Die Pflanzen werden hier erweicht und noch mehr

befeuchtet, und bilden kleine Ballen oder Bissen, welche nach und nach durch eine Art von Erbrechen durch die Speiseröhre und Schlund wieder aufwärts gehen, um nochmals länger und besser gekaut zu werden. Dieses Aufstoßen und Wiederkauen dauert so lange, bis alles in dem Panzen befindlich gewesene wieder in den Mund getreten ist. Bey diesem Geschäft ist das Thier immer ruhig, und es wird häufig oder meist liegend verrichtet. Das nunmehr gehörig verkleinerte wird nun abermals verschluckt und geht nun in den dritten Magen über, welcher Blättermagen oder Psalter heißt, indem die innere Haut mit breiten der Länge nach laufenden Hautplatten versehen ist, welche den Blättern eines Buchs gleichen. Dann gelangen sie endlich in den vierten oder Labmagen, und hier ist es, wo die stärkste Auflösung und ihre Verwandlung in einen gleichartigen Brei bewirkt wird. Er hat dicke, runzlichte Wände und eine starke Muskelhaut, und entspricht dem einfachen Magen der andern Säugethiere. Jene ersten Magen aber sind einigermaßen mit dem Kropf der körnerfressenden Vögel zu vergleichen, worin diese auch zuerst eingeweicht werden, und dann in den eigentlichen Magen erst übergehen. Die Umwandlung der Pflanzen in Blut bedurfte allerdings um so mehr einer zusammengesetzten Einrichtung, als sie oft grob und hart sind, und das Thier zu seiner Ernährung eine zum Verhältniß des Körpers sehr bedeutende Menge derselben bedarf. So lange die Wiederkauer saugen, sich also bloß von Milch nähren, verdaut der Labmagen fast nur allein, und es hat kein Wiederkauen statt, er ist daher am meisten ausgebildet, und der Panzen erhält seine vollkommene Größe und Ausbildung erst, wenn das Thier Gras geniest, wo er durch die Menge desselben nach und nach erweitert wird. Der Darmkanal ist sehr lang; der Dickdarm hat nur wenig Buckeln; der Blinddarm ist lang und platt.

Das Fett der Wiederkauer ist an gewissen Stellen sehr stark angehäuft, und wird dort beym Erkalten härter und selbst brüchig. Man nennt dieses Fett, welches vorzüglich in der Nierengegend sich absetzt, Talg oder Unschlitt.

Die Euter liegen zwischen den Hinterschenkeln, und bilden eine größere zusammenhangende Drüse, an welcher zwey bis vier Zitzen sitzen.

Unter allen Thieren sind die Wiederkauer für den Menschen die wichtigsten und nützlichsten, und einige sind seit den ältesten Zeiten Hausthiere geworden, so daß man meist ihre Stammeltern nicht mit Zuverlässigkeit oder gar nicht kennt. Das Fleisch von allen ist eßbar, und das vorzüglichste und nahrhafteste. Einigen Völkern ist nur dieses zu essen erlaubt. Einige bilden vorzüglich Last- und Zugthiere; andere nützen überdieß durch ihre Milch, Talg, Fleisch, Leder, Hörner u. s. w. Ganze Nationen sind von ihrem Daseyn abhängig.

Es sind die einzigen Thiere, welche wahre Hörner, deren immer zwey auch wohl viere sind, tragen; bey vielen Arten fehlen diese den weiblichen Thieren, und bey den Gattungen Kameel und Bisamthier fehlen sie beyden Geschlechtern.

Ihre Gattungen sind weniger zahlreich als die Arten. Sie sind über alle Climate zerstreut, fehlen vielen Inseln ursprünglich, und keine einzige Art war in Neuholland anzutreffen.

1ste Gatt. Kameel. Camelus. Chameau.

Vorderzähne $\frac{2}{6}$, die obern gleichen indeß eher den Eckzähnen, und sind wohl als solche zu betrachten, da sie zu hinderst im Zwischenkieferknochen zu beiden Seiten stehen. Eckzähne $\frac{1-1}{1-1}$, insofern man nämlich die beyden ersten falschen Backenzähne, welche oben und unten vereinzelt stehen, nicht auch zu Eckzähnen rechnen will. Diese falschen Backenzähne sind hakenförmig von den Backenzähnen getrennt, und stehen mitten in dem Zwischenraum zwischen den eigentlichen Backenzähnen und Eckzähnen, daher kann man sie eben so gut zweifelhafte Eckzähne als zweifelhafte Backenzähne nennen; Backenzähne $\frac{5-5}{5-5}$, also in allem 36 Zähne. Der Kopf ist lang; die Nase gebogen; keine Thränenhöhlen. Die Oberlippe

stark gespalten, und jeder Lappen kann sich einzeln bewegen. Die Nasenlöcher werden durch einfache Spalten bezeichnet, welche sich nach Willkühr öffnen und schließen können. Die Augen sind groß und vorspringend; die Ohren klein; der Hals lang und gekrümmt. Die Beine sehr lang und dünne; die Füße nicht ganz gespalten, sondern unten fast bis zur Spitze durch eine bindende Sohle vereinigt, und zwey kurze gebogene Hornscheiden endigen die Zehen.

Auf dem Rücken findet sich ein oder zwey Fetthöcker. An der Brust und den Vorderschenkeln aber stehen starke Schwielen.

Der Schwanz mittelmäßig. Am Euter vier Säugewarzen. Das Haar wollig.

Am Panzen ist ein Anhang, welcher durch eine große Menge Zellen innerlich gebildet wird, und als Wasserbehälter gleichsam einen fünften Magen bildet.

Die männliche Ruthe ist sehr dünne und nach hinten gerichtet. Die Röhrenknochen an den Füßen getrennt.

Die Kameele sind Thiere von sanftem gelehrigem Character, und scheinen seit den ältesten Zeiten Hausthiere zu seyn. Man weißt auch nicht, ob es noch ursprünglich wilde Kameele giebt. Das Aeußere des Thiers scheint Trägheit und Stupidität zu verrathen, was aber nicht der Fall ist. Die Nahrung besteht aus harten, trockenen und stacheligen Kräutern, deren sie wenig bedürfen. Dagegen trinken sie auf einmal eine große Menge Wasser, welches, indem es in dem zelligen Nebenmagen sich sammelt, ihnen das Wasser lange Zeit entbehrlich macht. Das Weibchen wirft nur ein Junges, welches mit den Brust- und Beinschwielen geboren wird.

Das Vaterland sind die heißen und gemäßigten Länder Asien's und die nördlichen und westlichen Länder Afrika's.

Taf. 149. Das Kameel mit zwey Höckern. Camelus bactrianus.

Le Chameau a deux bosses.

Mit zwey Fetthöckern, wovon der eine auf dem Wiederrüst, der andere auf dem hintern Theil des Rückens sitzt. Der Scheitel ist sehr hoch; die Schnauze dagegen sehr dünne; die obere Lippe tief gespalten; die Nasenlöcher aufgeworfen, spaltförmig, 3 Zoll lang, schief nach vorn, eins gegen das andere, gerichtet; der Hals sehr lang; der vordere Höcker 9 Zoll hoch, der hintere in der Lendengegend 8 Zoll; die Haut auf der Spitze der Höcker hat kleine Vertiefungen, aus welchen Haarflocken hervorwachsen; die Brustschwiele ist größer als die übrigen, und dreyeckig. Das Haar wollig, sehr dicht, es besteht aus weicher Wolle, mit einzeln, gröbern, längern Haaren vermischt. Die Farbe im Allgemeinen braun, an Nase und Lippe graulich; an den Seiten des Halses und an der Halswamme rostfarb; an der Schwanzspitze schwarz.

Länge von der Spitze der Schnauze bis zum After 10 Fuß 6 Zoll. Höhe am Wiederrüst 6 Fuß 1 Zoll; des Kreuzes 5 Fuß 1 Zoll. Länge des Schwanzes 1 Fuß 8 Zoll.

Diese Art, welche vorzüglich zum Transport der Kaufmannswaaren und Armeebedürfnisse gebraucht wird, findet sich in Turkestan oder der alten Landschaft Bactriana, in Thibet, bis zu den Grenzen von China, in der ganzen Tartarey und in Persien; und die Mongolen reisen mit ihnen bis zum See Baikal. Man hat den Versuch gemacht, sie in die Antillen und selbst auf das feste Land von Amerika einzuführen, aber, sey es daß das Klima ihnen zuwieder ist, oder daß man nicht genug Sorgfalt auf sie wandte, die Versuche mißlangen. Dagegen wurden sie von Herzog Leopold in Toskana eingeführt, und gedeihten dort sehr gut; sie vermehrten sich in wenig Jahren, und konnten zum Nutzen des Landes verwendet werden. Wahrscheinlich giebt es größere und kleinere Rassen; es soll in China eine sehr kleine Art vorhanden seyn.

Auch in etwas kalten und gemäßigten Himmelsstrichen kann dieses Thier leben, und ein harter Winter scheint ihm wenig zu schaden.

Man kann sich kaum ein häßlicheres Thier denken als das Kameel. Sein dicker Körper, seine beiden Höcker, seine dürren Glieder, seine ungestalteten Füße, der lange Hals, der kleine lange Kopf, die gespaltene Lippe, die weiten Nasenlöcher und der mühsam scheinende Gang sind dem Auge unangenehm. Allein die intellectuellen

Fähigkeiten sind groß; Gesicht, Gehör und Geruch sind fein und vortrefflich; der Körper ist stark; der Character biegsam. Sie sind daher sehr der Erziehung fähig, lernen leicht sich niederlegen, um sich beladen und abladen zu lassen. Sie laufen schnell, und können ungemein lang Strapazen aushalten.

Ihr Körper scheint sich, je nach dem Klima, mehr oder weniger zu behaaren, und selbst ihre Bedürfnisse sich nach der Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit des Bodens zu richten, auf welchem sie leben. Selbst die merkwürdige Eigenschaft, das Wasser lange entbehren zu können, ist nur durch Angewöhnung von Jugend auf entstanden. Ihre Glieder sind nicht so schwach, wie sie zu seyn scheinen, und ihre Plumpheit ist nur scheinbar. In einem großen Theil des Orientes, in der Türkey und in Persien, bedient man sich ihrer als der vorzüglichsten Lastthiere. Die stärksten tragen eine Last von 12 bis 1500 Pfund, und der Araber durchstreift auf seinem Kameel in einem Tage einen Strich Landes von 30 bis 40 Stunden. Die große Nüchternheit und ihre geringen Bedürfnisse machen sie zu den nützlichsten und unentbehrlichsten Thieren zur Reise durch die Wüsten, und mit vollem Recht werden sie in der blumenreichen arabischen Sprache das Schiff der Wüste genannt, denn eben so wenig als man die weiten Flächen des Meeres ohne das Schiff befahren könnte, so wenig könnten die höchst unfruchtbaren und öden Sandmeere, aus welchen die Wüsten bestehen, ohne sie durchreist werden. Einige trockene Blätter, einige stachlichte und dürre Kräuter, stillen schon ihren Hunger, ja sie sollen selbst von Pflanzenkohlen leben können, dabey bedürfen sie, des glühenden Sandes und der fürchterlichen Hitze ungeachtet, nur alle zehn bis zwölf Tage Wasser. Ihr vortrefflicher Geruch wittert aus weiter Ferne die dürftige Quelle im weiten Sandmeere, und, den Kopf hoch in die Luft haltend, verdoppeln sie ihre Schritte, um bald das gewünschte Ziel zu erreichen und ihren Durst löschen zu können, der ihren Herrn noch mehr plagt als sie selbst. Sind die Wasserschläuche geleert, und drohet der brennende Durst den Reisenden zu tödten, so werden ein oder mehrere Kameele geschlachtet, und das klare Wasser in ihrem Magen reicht Labung dem verschmachtenden Menschen. Ihre Höcker zeigen die physiologische Thatsache, daß das Fett ein Magazin sey, welches die überflüssige Nahrung, die eine reichliche Weide gewährt, auf die Zeit der Noth aufbewahrt hat; sie schwinden, und die schon abgeschiedenen Säfte treten in die Blutmasse zurück, und ersetzen den Abgang. Also selbst diese, dem Auge so unangenehmen Verunstaltungen, sind dem Thiere von großem Nutzen, und vermehren ihre Brauchbarkeit. Nach langen Reisen sind daher diese Höcker klein, schlaff und fast hängend, füllen sich aber bey eintretender Ruhe und reichlicher Nahrung bald wieder an, und erhalten ihre ehevorige Härte und Größe. Ihr Geschmackssinn ist indeß nicht so stumpf, wie er zu seyn scheint, wenn man sieht, wie leicht sie sich mit den trockenen Gräsern, welche sie in den Wüsten finden, befriedigen lassen; hingegen wenn sie auswählen können und reichliche Weiden haben, nur die besten und nahrhaftesten Kräuter aussuchen und die übrigen nicht berühren. Ihr Gehör ist sehr entwickelt, und selbst im Schlafe weckt sie das leiseste Geräusch. Der Sinn des Getastes scheint in ihren Lippen zu seyn; damit berühren sie zuerst alles, und die große Beweglichkeit dieser Organe muß ihnen den Gebrauch erleichtern und die Eindrücke vervielfältigen. Sie haben zweyerley Haare, die langen sind zwar sparsam zerstreut, aber die wolligen sind lang und sehr dicht auf dem Kopf, den Höckern und an den Vorderschenkeln. Je kälter das Klima, in welchem sie leben, desto dichter und länger werden sie.

Die Augen sind wie bey den meisten Wiederkauern beschaffen; die Pupille ist nicht rund, sondern der Queere nach gespalten; die Thränenhöhlen fehlen, so wie der Drüsenapparat, der das Maul der meisten andern Wiederkauer umgiebt. Die äußere Ohrmuschel ist wenig entwickelt; die Zunge lang, weich und sehr sanft. Die Farbe variirt vom Dunkelbraunen bis ins Weiße.

Die männliche Ruthe sieht gewöhnlich nach hinten, und so harnen auch die Männchen nach hinten; der Hodensack ist schmal. Die Männchen haben hinter dem Kopf einen Drüsenapparat, welcher eine braune, dicke, und, zur Brunstzeit besonders, sehr stinkende Schmiere absondert.

Von der frühesten Jugend an, an Strapazen und Entbehrungen gewöhnt, sind diese Thiere sehr lenksam und sanft; aber diese guten und vortrefflichen Eigenschaften bleiben nicht immer so, und auch diese haben eine Schattenseite. Zuweilen nämlich werden die Kameele launig, böse, fast unregierbar, beißen und schlagen auf eine furchtbare Art, so daß oft wirklich durch sie Menschen getödtet werden. Angethane Beleidigungen und harte Schläge vergessen sie nicht leicht, und sollen sich oft lange nachher an ihrem Beleidiger furchtbar zu rächen suchen. Diese schlimmen

Eigenschaften betreffen jedoch meist nur die Männchen, welche zur Zeit der Brunst wirklich unlenkbar und gefährlich werden, da die langen Eckzähne ihren Biß sehr furchtbar macht.

Die Kameele machen den Hauptreichthum der Araber aus, die sich ihrer zum Reiten und Lasttragen bedienen. Die Reisen durch die Wüsten werden in zahlreichen Caravannen gemacht, bey welchen sich oft viele tausend Kameele befinden. Dem Araber der Wüste gewährt ihre Milch fast alleinige Nahrung, bey welcher diese nüchternen Menschen oft ein sehr hohes Alter erreichen. Diese Milch ist sehr fett, nahrhaft und wohlschmeckend, allein für sich allein zu stark, daher wird sie immer mit wenigstens einem Drittheil Wasser vermischt. Das Fleisch, besonders das der Weibchen und jüngern Thiere, ist vortrefflich. Die Haut giebt ein sehr schönes Leder, und aus den langen Wollhaaren werden Zeuge gemacht. Aus dem Urin bereitet man Salmiak. Der Kameelmist giebt ein sehr gutes Brennmaterial, wenn er getrocknet ist, und wird in den an Holz und andern Brennstoffen armen Gegenden auch allgemein zu diesem Gebrauche verwendet.

Die ganze Gattung scheint von den frühesten Zeiten schon gezähmt und im Dienst der Menschen erzogen worden zu seyn. Mit Gewißheit findet man nirgends wilde Kameele, zwar streifen solche in der großen Tartarey und in Thibet, nach Pallas Bericht, herum, welche von besonderer Größe und Stärke sind, allein ihre Zahl ist klein, und es ist höchst wahrscheinlich, daß es nicht ursprünglich wilde, sondern nur verwilderte Thiere sind.

Die Brunstzeit dauert fast vier Monate; während dieser Zeit frißt das Männchen fast gar nichts, daher magert es ab, und seine Höcker verlieren sich so, daß nur eine Hautfalte übrig bleibt. Die Drüsen hinter dem Kopfe sondern jene Schmiere in größerer Menge ab, und diese verbreitet einen sehr unangenehmen und starken Geruch. Zu gleicher Zeit wird aus dem Munde eine große schaumende Blase öfters ausgetrieben, welche roth und sehr gefäßreich ist. Diese Blase ist nichts anders als das Halszäpfchen des Thiers, welches sehr aufschwillt, durch Luft sich aufblasen läßt, und so aus dem Munde hervortritt. Es ist beym Männchen viel größer als beym Weibchen, und hinten durch eine Hautfalte mit dem Rande des weichen Gaumens verbunden, welche Falte eine Art von Bändchen bildet, so daß daß Zäpfchen hinten die Rachenhöhle der Nase ganz decken kann. Dieses Bändchen läßt dem mittlern Theil des hängenden Zäpfchens freyen Spielraum nach vorn zu treten, und so bildet sich ein blinder Sack. Am obern Rande aber ist das Zäpfchen so breit, daß es hinten die ganze Breite des weichen Gaumens einnimmt. Wenn nun das Kameel eine solche Blase bilden will, so schließt es, während dem Ausathmen, die Nase. Die Luft geht also hinterwärts gegen den Rachen, der zu gleicher Zeit gegen die Mundtheile verschlossen wird; so muß die Luft die schlaffe Haut zu einem blinden Sack auftreiben, welcher aus dem Mund vortritt, und wegen der Menge der nun stark angefüllten Gefäße blutroth erscheint. Sobald aber das Thier wieder ausathmet, so tritt die Luft in die Nase zurück, und die Blase verschwindet. Bey keinem Säugethier ist das Zäpfchen so groß, und auch hier beym Weibchen und jungen Männchen viel kleiner, ja selbst außer der Brunstzeit beym Männchen; dann erst wird es blutreicher, vergrößert sich so, und tritt vor. Diese Erscheinung steht mit den Geschlechtsverrichtungen ungefähr in derselben Verbindung, wie das Wachsen und Anschwellen des Kamms oder der Kehllappen bey dem Hahn, oder dem Puter, oder das Entstehen der Schnabelhöcker bey einigen Enten. So scheint auch das Ausschwitzen jener stinkenden Feuchtigkeit aus den Drüsen hinter dem Kopf zu den Geschlechtsverrichtungen einigen Bezug zu haben, ungefähr wie das Wachsen des Bartes beym Manne oder der Geweihe beym Hirschen; aber worin dieser Bezug besteht, wissen wir nicht. Das Kameel hat noch eine andere sonderbare Gewohnheit in der Brunstzeit; es nimmt nämlich beym Uriniren den Schwanz zwischen die Beine, pißt darauf, erhebt ihn dann schnell und spritzt den Urin sich auf den Rücken. Die Tragezeit des Weibchens dauert ein Jahr, und das Junge kommt sehend zur Welt; es saugt zwey Jahre.

Da die Männchen während der langen Brunstzeit fast unlenkbar sind, und sehr gefährlich werden, so verschneidet man die meisten, und läßt nur so viele ganz, als zur Fortpflanzung nöthig sind.

Der gewöhnliche Gang des Kameels ist ein weites Traben, während sie den Kopf ganz in die Höhe halten, und den Schweif steif und wagerecht emporgehoben tragen. Gewöhnlich treibt sie der Araber durch eine Art von Gesang an, nach dessen Verschiedenheit sie ihren Gang langsamer oder schneller einrichten. Man kann es daran gewöhnen, das Schießen ohne Furcht zu hören. Die Franzosen in Egypten hatten eine schöne Kameelreiterey

errichtet, und die Perser haben eine Art reitender Artillerie auf Kameelen, wo bey jedem Schusse, welchen der Artillerist thun will, das Kameel stille steht und den Kopf senkt. Da sein Trab etwas hart ist, so ermüdet es denjenigen sehr, welcher nicht daran gewöhnt ist. Ist ein Kameel böse, so macht es oft plötzlich Halt, dreht seinen Hals um und sucht den Reiter zu beißen; dann darf dieser nicht absteigen, sonst würde er sich großer Gefahr aussetzen. Er darf es auch nicht schlagen, und es giebt kein anderes Mittel, als Geduld; man sucht sie mit Streicheln zu besänftigen, dann beruhigen sie sich nach und nach, und setzen ihren Weg von selbst wieder fort.

Nach der Brunstzeit tritt die Mauser ein, welche so schnell erfolgt, daß fast alles Haar auf einmal ausfällt und die Haut ganz nackt wird; erst nach zwey Monaten ist das Haar wieder völlig nachgewachsen.

Das Kameel schläft auf den Knieen und der Brustschwille ruhend, und soll dabey die Augen offen haben; das Niederwerfen auf die Knie ist daher eine Gewohnheit, welche dem Kameel an und für sich schon eigen ist, aber von den Menschen benutzt wird, um sie besser beladen zu können; sie werden daran gewöhnt, dieses Niederlegen auf den Befehl ihrer Herrn zu vollführen.

Ob das einhöckerige Dromedar und das Kameel sich fruchtbar begatten, darüber wallten noch einige Zweifel.

Der ganze Bau des Kameels ist für die Ebenen geschaffen; in gebirgigten Gegenden taugen sie nichts. Es ist indeß doch mehr für die feuchtern Gegenden gebildet, als für die heißen Sandwüsten, wo das Dromedar vorkommt. Es taugt daher besonders für die weiten Steppen Asiens und der Tartarei.

Sein Alter erstreckt sich auf mehr als vierzig Jahre.

Taf. 149. Das Dromedar. Camelus Dromedarius.

Le Dromadaire.

Auf dem Rücken ist nur ein Höcker vorhanden, und zwar auf der Mitte desselben. Die Schnauze ist dünner; der Scheitel weniger hoch; der Hals verhältnißmäßig kürzer als am Kameel; der Höcker ist mitten auf dem Rücken abgerundet und verliert sich nicht, wie beym Kameel. Die Beine sind sehr dünne. Das Haar fein, wollig, mittelmäßig lang; auf dem Höcker, an der Wamme und oben an den Schenkeln häufiger als an den übrigen Theilen des Körpers. Die Farbe meist grau, fast weiß, im Alter grauröthlich, zuweilen weiß, schwarz oder braun.

Ganze Länge von der Schnauze bis zum After 7 Fuß 6½ Zoll; des Schwanzes 1 Fuß 4½ Zoll. Höhe am Wiederrüst 4 Fuß 8 Zoll; des Kreuzes 4 Fuß 7 Zoll.

Das Dromedar ist viel weiter verbreitet als das Kameel; es ist sehr häufig in Arabien und ganz Nordafrika, von Egypten bis nach Mauritanien, und vom Mittelmeer bis zum Senegal; auch in Abyssinien, Persien, der südlichen Tartarey und in Indien.

Diese Art ist es eigentlich, welche von der Natur für die heißen und dürren Sandebenen der afrikanischen Wüsten geschaffen ist, ohne deren Hülfe diese öden, von allen Pflanzen entblößten, von heißen Winden durchweheten, Landstriche nicht bereist werden können; auf sie paßt noch mehr, als auf das zweyhöckerige Kameel, der Name: Schiff der Wüste.

Man kennt mehrere Varietäten dieser Art, welche man nach ihrer Größe und Stärke zum Tragen und Reiten abrichtet. Die braune Varietät scheint viel gelehriger und sanfter zu seyn als die übrigen. Könnte man sie auch in weniger warme Gegenden verpflanzen, so würden sie wirklich für den Landbau wichtige Dienste zu leisten im Stande seyn, besonders bey solchen Arbeiten, welche mehr Stärke als Geschwindigkeit erfordern. Auf langen Reisen, wo es an frischem Futter mangelt, füttert man sie mit etwas Gerste, Bohnen oder Datteln, oder mit Kugeln von Waizenmehl.

Wenn man sie überladet, so stehen sie nicht auf, bis man die zu schwere Last weggenommen hat. Sie lieben die Musik, und das sicherste Mittel sie schnell gehen zu machen, ist ein lebhafter Gesang. Man muß sorgfältig vermeiden, daß ihr Höcker nicht verwundet werde, weil solche Wunden in der Hitze sehr leicht bösartig und gefährlich werden.

In der Brunstzeit, welche im Mai eintritt, wird das Männchen eben so unlenkbar, als das Kameelmännchen, beißt und schlägt fürchterlich um sich, daher verschneidet man die meisten, und braucht meist nur diese zum Tragen oder Reiten. Die Tragezeit ist ein Jahr, und das Saugen dauert eben so lang, und erst nach fünf bis sechs Jahren ist das Thier völlig erwachsen, und kann ein Alter von fünfzig Jahren erreichen. Das Weibchen wirft nie mehr als ein Junges. Man läßt die Begattung erst im dritten Altersjahr vor sich gehen.

Die Araber behalten das Fleisch junger Dromedare in Gefäßen auf, welche sie mit Fett anfüllen. Sie bereiten aus der Milch Butter und Käse. Diese Milch ist sehr fett und dick, daher sehr nahrhaft.

Die Sättel, welche man den Dromedaren auflegt, sind in der Mitte hohl, und haben an den beiden Bogen ein Stück rundes wagrecht gestelltes Holz, welches man beym Reiten mit der Hand anfaßt, um sich daran fest zu halten. Lange Beutel, welche man an den Seiten herabhängen läßt, und in welche man einige Lebensmittel für Menschen und Kameele packt, ein Schlauch mit Wasser für den Reisenden, und ein lederner Gurt in der Hand, um das Thier zu peitschen, machen das Reisegeräth aus. Aber diese Art zu reisen ist sehr ermüdend, wenn man es nicht sehr gewohnt ist. Die Lenden werden durch die starken und schnellen Erschütterungen wie zerbrochen; die Hände schwellen auf und schmerzen, und die Schnelligkeit des Laufs hemmt fast den Athem. Sonnini erzählt von einem Beduiner Araber, der die Reise von Kairo in Egypten bis Mekka, welcher Weg 200 deutsche Meilen beträgt, und wozu die Pilgrims-Caravannen mehr als dreißig Tage brauchen, auf seinem Dromedar in fünf Tagen zurückgelegt hatte.

Das Wasser in den Magenzellen bleibt darin 12 bis 14 Tage frisch und unverdorben, und Bruce sah im Magen eines geschlachteten Dromedars an vier Maß Wasser, welches zwar eine blauliche Farbe, aber einen guten Geschmack hatte, und gar nicht widrig roch. (Abbildungen nach der Natur).

2te Gatt. Schafkameel. Auchenia. Lama.

Vorderzähne $\frac{3}{6}$; Eckzähne $\frac{1-1}{0-0}$; falsche Backenzähne $\frac{1-1}{0-0}$; Backenzähne $\frac{5-5}{5-5}$. Die Zähne sind vollkommen wie beym Kameel gebildet. Die Lippen wenig aufgetrieben; die obere Lippe gespalten. Keine Thränenhöhlen. Augen groß und spitzig. Die Füße mit zwey deutlich geschiedenen Zehen, an welchen die Nägel klein und krumm sind; an der Ferse eine Schwiele, welche den Boden berührt. Keine Fetthöcker. Schwielen an der Brust und an den Knieen. Der Schwanz kurz. Der blasige Anhang am Panzen fehlt. Zwey Säugewarzen.

Thiere der neuen Welt, von sanftem aber lebhaftem Naturel. Sie leben in Heerden in bergigen Gegenden.

Taf. 150. Das Lama oder Glama. Auchenia Lama.

Le Lama.

Der Kopf lang; die Nase leicht gewölbt und mit der Stirne eine Linie bildend; die obere Lippe stark über die Nase vorstehend und tief gespalten; Augen rund vorspringend, sehr lebhaft, mit langen dichtstehenden Wimpern; die Ohren beweglich, oft zurückgelegt, elliptisch, wenig spitzig, halb so lang als der Kopf; der Hals dünne, seitlich zusammengedrückt und wenig gebogen; der Hals gerade; das Kreuz schwach; der Schwanz ziemlich kurz, halb aufgerichtet, am Ende unterwärts gebogen; die Schenkel mittelmäßig dick; Mittelfuß lang und mager; Füße kürzer als beym Kameel, besonders im Verhältniß zu ihrer Breite; die Zehen vollkommen getrennt; Schwielen an den Knieen und eine am Brustbein. Kopf, Beine und unterer Theil des Halses mit viel kürzern Haaren besetzt als der Rücken, die Schultern und die äußern Glieder; diejenigen auf den Rückenlinien sind am längsten; die Hinterbacken und die Gegend unter dem Schwanz nackt und röthlich; die Haare am Unterleib sehr kurz. Die Farbe veränderlich, wahrscheinlich eine Folge der Zähmung. Im Allgemeinen ist die Farbe kastanienbraun oder rothbraun; auf dem Kopf und an den Schenkeln weiß, entweder in großen oder kleinen Flecken.

Länge von der Schnauze bis zum After 4 Fuß 7½ Zoll; des Schwanzes 9 Zoll. Kreuzhöhe 2 Fuß 7½ Zoll; Wiederrüst 2 Fuß 5¾ Zoll.

Es ist wahrscheinlich, daß der Huanako keine eigene Art, sondern nur die wilde Stammrasse des Lama sey; er ist etwas größer, und die Farbe ist einfärbig kastanienbraun.

Die Lama's haben nicht das dumme und träge Aussehen der Kameele; sie sind munter, ihr Blick lebhaft und doch sanft. Der Kopf ist nicht so schwer wie bey den Kameelen, und ihr Gang ist lebhafter. Im Allgemeinen aber haben sie denselben Bau; doch hat das Lama nur 6 Schneidezähne, und es fehlt der Höcker.

Die Lama's leben in Heerden von zwey bis dreyhundert Stücken, in den hohen Gebirgen von Peru, wild. Gegen die Kälte dieser hohen Gegenden sind sie durch ihr dichtes Haar hinlänglich geschützt. Sie sind sehr wachsam, und das erste, welches eine Gefahr zu bemerken glaubt, giebt diese durch ein lautes Blöcken zu erkennen, wo dann alle die Flucht ergreifen und so lange laufen, bis sie glauben außer Gefahr zu seyn; dann stehen sie still und sehen den Feind neugierig an. Ihr Lauf ist so schnell, daß ein Hund sie nicht einzuholen vermag.

Seit sehr langer Zeit war die Art von den Peruanern gezähmt worden, und bildete das einzige wiederkauende Hausthier der Südamerikaner. Es wurde zum Lasttragen gebraucht, und trägt eine Last von etwa 100 Pfund. Sein Gang ist dabei langsam und gesetzt, und man soll es durch kein Mittel dahin bringen können, diesen Gang zu ändern. Ueberhaupt muß man dieses Thier nur mit Güte behandeln, Schläge machen es nur störisch, es legt sich nieder und läßt sich eher todtschlagen, als daß es weiter gienge, ebenso wenn es überladen ist. Nur Liebkosungen und gute Behandlung machen es folgsam. So macht es täglich einen Weg von 4 bis 5 Meilen, und geht auf den steilsten Klippen und Felsenwegen sicher, ohne zu straucheln. Wenn es böse wird, so kann es seinen Speichel mehrere Schritte weit ausspritzen. Daß er auf der Haut Zucken errege und eine Entzündung verursache, ist eine Fabel.

Seine Nahrung besteht, wie beym Kameel, aus dürren und trockenen Kräutern, von welchen es aber viel bedarf; dagegen nimmt es auch mit wenig Wasser verlieb. Diese Thiere haben die sonderbare Gewohnheit, sich ihres Kothes wo möglich an Einer Stelle zu entledigen und ihn daselbst anzuhäufen.

Man brauchte sie ehmals häufiger als jetzt zur Ausbeutung der Bergwerke von Potosi, allein ihr Gebrauch ist durch die Einführung der Pferde und Maulthiere sehr beschränkt worden; nur in den steilsten und gefährlichsten Päßen sind sie ihres sichern Ganges wegen vorzüglicher. Sie sollen zuweilen mehrere Tagereisen hinter einander machen, ohne viel zu ruhen; dann aber ruhen sie auch wieder zwanzig bis dreißig Stunden lang. Wollen sie ausruhen, so kauern sie sich mit dem Körper sehr vorsichtig nieder, damit ihre Ladung nicht herabfalle. Sobald aber der Führer pfeift, stehen sie wieder eben so vorsichtig auf und setzen ihren Weg ruhig fort. Sie wiederkauen des Nachts.

Ihre Stimme ist eine Art von Wiehern. Zur Brunstzeit bemerkt man an ihnen weder den stinkenden Saft hinter dem Kopfe, noch die Blase im Munde. Sie werfen jährlich nur ein Junges, und die Tragezeit ist nicht genau bekannt. Ihre Milch benutzt man nicht.

Das Fleisch des Lama's ist gut, und den wilden stellt man auch um des Fells willen nach. Die Wolle hat zwar einen übeln Geruch, ist aber eine der feinsten die man kennt, und wird, wie die Wolle der Vicogna, zu feinen Zeugen verarbeitet. (Abbildung nach Cüvier.)

Von den übrigen Arten dieser Gattung ist der Pako (Auchenia Paco) ebenfalls in Amerika gezähmt, und soll sich mit dem Lama fortpflanzen. Die Vicunna oder Vicogna (Auch. Vicunna) von der Größe eines Schafes, lebt auf den Anden von Chili, und giebt eine Wolle wie die schönste Seide. Der Guanako dagegen und der Hueque (Auch. Huanaco et araucana) sind als bestimmte Arten zweifelhaft und vielleicht nur wilde Stammrassen. Die ganze Gattung ist den südamerikanischen Hochgebirgen eigen.

3te Gatt. Bisamthier. Moschus. Chevrotain.

Vorderzähne nur unten 8; Eckzähne am Männchen bloß in der Oberkinnlade, sie sind lang, zusammengedrückt, etwas nach hinten gebogen, und stehen weit aus dem Mund vor. Backenzähne $\frac{6-6}{6-6}$.

Der Kopf ist klein und leicht; die Thränenhöhlen und Geweihe fehlen; die Ohren sind lang und spitzig. Die Zehen der Füße gut getrennt; sie sind die einzigen Wiederkauer, welche ein Wadenbein haben. Der Schwanz ist sehr kurz; das Haar kurz, trocken und brüchig. Die Form schlank.

Es sind friedliche, pflanzenfressende Thiere, von großer Schüchternheit. Sie finden sich nur in Asien.

Taf. 150. Das ächte Bisamthier. Moschus moschiferus.

Chevrotain porte musc.

Graubraun, die Haare sehr grob und sehr brüchig. Die Stirn etwas gewölbt und rundlich; die Nase gerade; die Augen groß; die Regenbogenhaut braunroth; der Rand der Augenlieder und der Nasenlöcher schwarz; die Ohren groß, breit und sehr beweglich; die Eckzähne des Männchens weiß, sehr sichtbar, aus dem Mund vorragend und auf jeder Seite die Lippen aufschwellend. Die Hinterbeine viel stärker als die vordern. Das Haar ist mehrfach gefärbt, besonders braun, falb und weißlich; die letztere Farbe bildet die Wurzel, die andern die Spitze; Stirn, Nase und äußere Ohren schwarz röthlich, grau gemischt; Augengegend falb gelblich; Schultern, Beine und Füße braunschwarz; Schenkel und Hinterbeine etwas heller; auf der Stirn einen weißen Fleck. Statt des Schwanzes eine kaum Zoll lange Warze.

Die jungen Thiere sind, wie die Thiere der Hirschgattung, gefleckt, und erhalten erst im Alter eine bestimmte Farbe; zuweilen soll es auch ganz weiße oder Albinos geben.

Länge von der Schnauze bis zum After 2 Fuß 3 Zoll. Schulterhöhe 1 Fuß 8 Zoll; Kreuzhöhe 1 Fuß 7½ Zoll. Länge der männlichen Eckzähne 1½ Zoll.

Das ächte Bisamthier findet sich in den chinesischen Provinzen Chinsi, Suchuen und Junan, in Thibet, Tunquin, Pegu, im Königreich Aracan und in Butan, in mehrern Provinzen von Hindostan, in der chinesischen Tartarey und einigen Theilen der russischen Tartarey. Es ist häufig in den Gebirgen jenseits des Jenisei beym See Baikel, in den Gebirgen von Kutznetzk beym See Telet Koi, in den obern Gegenden der Lena und des Witim. Das westlichste Land wo es vorkommt, ist Kaschmir; gegen Osten findet man es an dem Indigirka und Amur bis an das Meer.

Es bewohnt hauptsächlich die steilen Klippen und Thäler der hohen Schneegebirge, die Schwarzwälder auf denselben und ihren Vorgebirgen.

Die Lebensart gleicht der der Gemse, denen es im Laufen, Springen und Klettern über die steilsten Felsen, gleich kommt, sie aber an Leichtigkeit des Körpers und an Schönheit des Baues übertrifft. Leicht lauft es über Eisfelder und Schneeflächen, kann auch in Wäldern den Bäumen gut ausweichen, und schwimmt durch breite und reißende Flüsse. Seine Klauen spreizt es beym Laufen über den Schnee weit auseinander, und hinterläßt fast keine Spur in demselben. Es ist sehr furchtsam, und zieht sich daher aus bewohnten Gegenden zurück.

Sie streifen meist einzeln herum, und sammeln sich nur im Herbst in Rudel; sind mehr nächtliche als Tagthiere, daher man sie selten antrifft. Ihr Geruch und Gehör soll sehr fein seyn, das Gesicht weniger.

Der Bisam, welcher nur von dem Männchen gewonnen wird, findet sich in einem eigenen Beutel, welcher vor der Oeffnung der männlichen Geschlechtstheile liegt. Dieser Sack ist mit convergirenden Haaren besetzt, und hat in der Mitte einen fast kahlen Kreis, innerhalb dessen sich eine doppelte Oeffnung zeigt; die vordere glatte führt in den Beutel, die hintere ist die Oeffnung der Vorhaut. Der Bisambeutel ist unvollkommen eyförmig, in vielfaches Zellengewebe ringsum eingewickelt, und unter der Haut mit einer Schichte lockern Fleisches bedeckt. Nach abgesonderten Hüllen erscheint er als eine dünne, fast trockene und spröde Haut, ohne sichtbare Gefäße, die aber häufig im Zellengewebe sich finden; inwendig bilden sich viele häutige Zellen, welche ohne Ordnung sich durchkreuzen, und in alten Thieren diejenige stark riechende bröcklige Materie enthalten, welche man Bisam nennt. In jungen Thieren ist der Beutel leer und inwendig runzelig. Beym Weibchen fehlt der Bisambeutel gänzlich, und die Euter stehen, wie bey andern Wiederkauern, zwischen den Beinen.

Der Bisam wird als ein vortrefflich belebendes, krampfstillendes, Mittel in mehrern Krankheiten gebraucht. Es ist aber nicht von allen Thieren von derselben Güte. Der sibirische hat einen weniger starken Geruch als der thibetische, cochinchinesische und tunkinische. Die sibirischen Bisambeutel sind an Ort und Stelle sehr wohlfeil, werden aber von den Chinesen aufgekauft und zwischen thibetische gelegt, von welchen sie den Geruch annehmen, oder man thut etwas starken Bisam hinein, und verbessert so den schlechten scheinbar. Der Unterschied dieser abgesonderten Materie mag wohl in der Nahrung und dem Aufenthalt des Thiers liegen. Wozu der Bisam dem Thiere selbst dient, und ob er etwa in Beziehung auf die Geschlechtsverrichtungen steht, ist gänzlich unbekannt. Die Kostbarkeit dieses Produkts würde es wünschbar machen, daß man dieses Thier in weniger, von dem cultivirten Europa, entfernte Gegenden verpflanzen könnte. Dazu würden unstreitig unsere Hochalpen vortrefflich seyn, denn es ist kaum einem Zweifel unterworfen, daß das Bisamthier da nicht leicht ortkommen würde, wo es einen, dem Klima seines Vaterlandes durchaus entsprechenden, Aufenthaltsort und angemessene Nahrung finden würde. Es läßt sich wohl auch zähmen, aber ob dadurch nicht die Bisam absondernde Kraft geschwächt würde, wenn es eine ganz andere Nahrung erhielte, mag wohl kaum zu bezweifeln seyn. Daß es selbst in Frankreich aushalte, ist durch Beispiele erwiesen, da man in Versailles ein männliches Bisamthier drey Jahre unterhielt. Es roch im Sommer stark nach Bisam, besonders bey warmer Witterung, war zahm aber furchtsam, und ließ Fremde nicht näher an sich kommen, hatte einen hüpfenden Gang, fast wie ein Hase, war leicht auf den Füßen, machte gern Sprünge, und sprang oft mit den Füßen an eine Mauer, so daß es davon wieder abprallte. Die Römer kannten den Bisam nicht, wohl aber die arabischen Aerzte, welche dieses Mittel vorzüglich in die Arzneymittellehre einführten. Pallas gab unter den neuern die besten Nachrichten von ihm.

Die Nahrung besteht in Alpenpflanzen, Baumflechten, zarten Wurzelfasern und Knospen.

Die Brunstzeit fällt in den Anfang des Winters, den November und Dezember, wo das Thier am fettesten ist und am häufigsten gefangen wird. Dann streiten die Männchen häufig und hart um die Weibchen, und hauen gegen einander mit ihren Zähnen, welche sie dabey zuweilen verlieren. Das Fleisch der Männchen schmeckt um diese Zeit bockartiger, aber nicht nach Bisam, wohl aber im Sommer. Im Mai oder Juni soll das Weibchen meist zwey Kälber werfen, welche dann gelbgrauröthlich aussehen und mit reihenweise gestellten Punkten gezeichnet sind. Im folgenden Winter sind sie schon braun, doch heller als die Erwachsenen und mit hochgelben Flecken, welche an den Seiten zerstreut, auf dem Rücken aber in die Queere reihenweise geordnet sind. Dann fangen bey den Männchen auch die Hauzähne an herauszubrechen. Im dritten Jahre verlieren sich die Flecken.

Die Einwohner des östlichen Sibiriens fangen die Bisamthiere in Schlingen, in welchen sie mit dem Kopf oder Füßen hängen bleiben, und so lebendig oder erdrosselt gefangen werden; auch stellen sie ihnen Selbstschüsse mit Pfeilen oder Fallen, in welche sie mit Rennthierflechten gelockt werden. Die Tungusen beschleichen sie, oder locken sie durch Nachahmung des Blöckens junger Bisamthiere, und schießen sie mit Pfeilen. Das Fleisch von Jungen ist sehr zart und schmackhaft, dasjenige der Alten riecht etwas nach Bisam. Die Häute werden zu allerley Pelzwerk und Leder verarbeitet. (Abbildung nach Schreber.)

Die übrigen bekannten Arten, welche indeß alle keinen Bisambeutel haben, sind: Das Zwergbisamthier, Moschus pygmaeus; Ceylon. Das Javanische, Moschus javanicus; Java. Der Napü, Mosch. Napu; Sumatra. (Kaum vom Javanischen verschieden). Der Kanchil, Mosch. Kanchil; Sumatra.

4te Gatt. Hirsch. Cervus. Cerv.

Vorderzähne unten 8; die Eckzähne fehlen, oder sind in der obern Kinnlade allein vorhanden; Backenzähne $\frac{6-6}{6-6}$. Der Kopf lang; die Schnauze endigt fast immer mit einem Maul. Die Augen groß; die Pupille ist quer verlängert; bey den meisten Thränenhöhlen. Die Ohren groß, einfach und spitzig; die Zunge weich.

Bey den Männchen aller Arten finden sich Geweihe auf dem Kopf, das heißt Knochenauswüchse von ganz eigener Art. Sie stehen auf einer mit der Haut bedeckten Vorragung des Stirnknochens, und sitzen darauf durch

einen umgerollten Wulst fest, bilden dann eine mehr oder weniger lange, mehr oder weniger ästige, Stange von unebenem körnigem Aeußern. Diese Geweihe fallen alljährlich ab, indem sie sich bey dem Wulst, mit welchem sie auf dem Knochenvorsprung des Stirnbeins festsitzen, ablösen und abfallen. Dann aber erzeugen sie sich von Neuem, indem aus dem Knochen Knorpelmasse ausschwitzt, welche sich mit einer Haut umkleidet und schnell wächst. Ist das Geweihe ausgewachsen, so verhärtet die Knorpelmasse bald zu Knochen, und der hautige und fein behaarte Ueberzug fällt ab. Die ersten Geweihe, welche am jungen Thiere hervorsprossen, sind immer einfache Stangen, welche erst nach ihrer zweyten Erzeugung Aeste oder Enden (wie sie in der Jägersprache heißen) bekommen, deren Zahl sich alle Jahre regelmäßig vermehrt; doch bekommt ein wohlgenährter starker Hirsch oft mehr Enden als er nach seinem Alter haben sollte, und umgekehrt. Nur bey einer Art sind auch die weiblichen Thiere mit Geweihen versehen, bey allen andern fehlen sie. Es gibt indeß als Seltenheit einzelne Hirschkühe, z. B. unter den Edelhirschen, welche Geweihe haben. Diese Geweihe stehen in sehr merkwürdiger Verbindung mit den männlichen Geschlechtstheilen. Sie kommen erst mit der Mannbarkeit hervor und bezeichnen dieselbe. Wird der Hirsch verschnitten, oder seiner Geschlechtstheile beraubt, so wachsen die Geweihe gar nicht; wenn sie schon da sind, so fallen sie nicht ab; und wenn sie eben abgefallen sind, so wachsen sie nicht mehr regelmäßig nach. Sägt man einem Hirsch sein Geweihe dicht über dem Rosenstock weg, so soll er unfruchtbar werden. Man findet nicht selten Hirsche, die ganz sonderbar gebildete, unregelmäßige, blutende, gleichsam sich immer bildende Geweihe haben, welche oft die ganze Stirne, wie eine Perrücke, bedecken; dieß sind an den Geschlechtstheilen verletzte Hirsche, welche man in der Kunstsprache Kümmerer nennt.

Der Körper ist schlank; der Hals lang und dünne; die Schenkel dünne, aber dennoch muskulos.

Das Haar im Allgemeinen grob und brüchig. Die jungen Thiere sind fast bey allen Arten gefleckt und ganz verschieden von den Alten. Man nennt dieß eine Livree tragen. Auf falbem Grunde stehen regelmäßige Reihen weißlicher Flecken, welche bey einigen Arten immer bleiben.

Die Hoden am Männchen sind außer dem Körper in einem Beutel. Die Euter, deren vier sind, stehen zwischen den Beinen. Die Gallenblase fehlt.

Alle Arten sind friedliche, durchaus pflanzenfressende, Thiere, von feinen Sinnen und vielen intellectuellen Fähigkeiten. Sie leben einsam oder paarweise, oder in Truppen und Familien, in großen Wäldern. Das Weibchen wirft ein oder zwey Junge. In gemäßigten Ländern im Frühjahr, wo dann die Brunstzeit in den Herbst fällt; in den warmen Ländern aber ist die Begattungszeit ungewisser.

Man findet die Thiere dieser Gattung unter allen Breiten, selbst über den Polarkreis hinaus.

Nur Afrika hat keine eigene Hirschart; doch soll unser Edelhirsch sich auch in Nordafrika finden? In Neuholland findet sich kein wiederkauendes Thier überhaupt, also auch kein Hirsch.

Taf. 151. Der Elendthirsch. Cervus alces.

Cerf Elan.

Die Geweihe bilden eine breite und mit vielen Enden versehene Schaufel. Kein Maul*). Die Schnauze ist aufgeblasen und knorpelig. Das Männchen hat keine Eckzähne; der Schwanz ist sehr kurz. Dem Weibchen mangeln die Geweihe. Der Kopf ist lang, vor den Augen schmal, und hat viele Aehnlichkeit mit einem Pferdekopf; die Nase ist meist gerade, und steht nicht über die Oberlippe vor; die Oberlippe ist sehr entwickelt und dick; die Nasenlöcher seitwärts, vorn weiter offen als hinten; die Thränenhöhlen groß; die Augen sehr klein und nahe an der Basis der Geweihe stehend; die Ohren lang. Die Geweihe bilden im ersten Jahre eine Zacke, und erst im dritten und vierten Jahre werden sie schaufelförmig; im fünften ist die Schaufel dreyeckig, sehr breit, und hat am Rande 15 bis 25 Enden, dagegen sehr wenig Perlen. Der Hals ist sehr kurz, und an der Gurgel findet sich beym Männchen eine große knorpelige Warze von kegelförmiger Gestalt, welche erst nach dem dritten Jahre zu wachsen

*) Maul heißt die unbehaarte nasse Oberlippe, wie sie z. B. die Kühe haben.

anfängt, und von welcher ein 6 Zoll langer Schopf schwarzer Haare herabhängt. Genick, Brust und Schultern sind außerordentlich stark; der Rücken schmal und gerade. Die Beine lang und dünne, mit langen Füßen und scharfen Klauen. Das Haar sehr grob und brüchig, am Nacken und Wiederrüst bedeutend länger als an andern Theilen, und eine Mähne bildend, welche das Thier im Affect sträubt.

Die Farbe ist, wie bey den mehrsten Hirscharten, nach der Jahrszeit verschieden. Die Schnauze bis über die Nasenlöcher ist gelbbraun. Ein schmaler Ring um die Augen und der innere Theil der Ohren ist aschgrau. Der übrige Theil des Kopfs, Hals, Brust und der ganze obere Theil des Körpers sind schwarzbraun. Die Füße bis über die Knie, auch der untere Theil der Keulen und der ganze Bauch sind aschgrauweißlich. Vom October bis Merz wird das Schwarzbraune heller und mit Grau gemischt, dann vom April an immer dünkler. Zuweilen soll es auch ganz Schwarze geben. Das Junge trägt keine Livree.

Die Länge von der Schnauze bis zum After ist 7 Fuß 10 Zoll; die Schulterhöhe beynahe 6 Fuß; die Länge des Schwanzes 1½ Zoll. Das Gewicht eines alten Hirschen zwischen 6 bis 7 Centner. Die Größe gleicht also einem starken Pferd.

Der Elendthirsch findet sich im Norden aller drey Welttheile. In Europa vom 63 bis zum 53 Grade, in Preußen, Lithauen, Polen, Schweden, Finnland, Kurland, Liefland und Ingermanland, in Norwegen. In Asien vom 61 bis 45 Grade, in Sibirien, in den kaspischen und kirgisischen Steppen, bis an die chinesische Grenze, am Altai, am Baikalsee und in der Mongoley. In Amerika, wo das Elenn einige Verschiedenheiten zeigt, findet man diesen Hirsch vom 43 bis zum 62 Grade, in Canada um die großen Seen und im Norden der vereinigten Staaten. Ueber den Polarkreis hinaus geht es nicht. In ältern Zeiten fand man das Elenn ungezweifelt auch in Deutschland im Harze.

Es lebt in den finsterstenund dichtesten Wäldern, doch meist nur wenn sie sumpfigen Boden haben. Sie halten sich in Truppen zusammen, welche aber selten über 15 bis 20 Stücke stark sind. Die Brunstzeit trennt diese Rudel. In gebirgigen Waldungen findet man sie nicht; doch ziehen sie im Winter die höhern Orte den niedern vor, wo es aber nie an Wasser mangeln darf.

Der Größe wegen ist das Elenn plumper, und seine Gestalt weit weniger angenehm, als die Gestalt der übrigen Thiere aus dieser Gattung. Die weite Nase, der große Kopf und der dicke Körper auf den dünnen Beinen, geben ihm ein unbeholfenes Ansehen. Der Kopf wird durch die schweren Geweihe, welche oft 30, 40, ja sogar 60 Pfund wiegen, niedergedrückt. Dennoch ist sein Lauf außerordentlich schnell, so daß kein Hund oder Pferd es einzuholen vermag. Es setzt dabey leicht durch Moräste und tiefe Bäche, schwimmt durch Flüsse und sogar über Seen hinüber. Die Elastizität seiner Schenkel ist bey weitem nicht so groß als beym Edelhirsch, daher ist es nicht im Stande so ungeheure Sätze und Sprünge zu machen, wie jener oder das Reh, und sein Lauf ist ein starkes Traben. Die Sinnen sind auch nicht alle sehr fein, am besten das Gehör, weniger das Gesicht, und am wenigsten der Geruch. Sehen sie einen Menschen auf sich zukommen, so ergreifen sie die Flucht und laufen so lange, bis sie außer Gefahr sind. Was es mit der Sage, daß das Elenn zuweilen niederfalle und eine Zeitlang wie todt da liege, für eine Bewandtniß habe, wagen wir nicht zu entscheiden. Da auch die Amerikaner diese Gewohnheit angeben, so scheint allerdings daran etwas Wahres zu seyn, aber wie viel, das ist nicht leicht zu bestimmen, wenn man diese Thiere nicht öfters beobachten kann. Auf dem Eise kann es nicht gut fortkommen. Merkwürdig ist das Geklapper, welches man hört, wenn das Elenn lauft; es soll so klingen, als ob die Beine aus allen Gelenken brächen. Man hört indeß dieses Geklapper auch beym Rennthier, es entsteht durch die langen und losen Afterklauen, welche an einander schlagen. Die langen Beine lassen das Thier weit ausgreifen, wodurch seine Schnelligkeit noch mehr befördert wird.

Die Nahrung besteht, wie es scheint, weniger in Gras, als in Blättern von Gesträuchen und Bäumen, Baumrinden und Moos. Dennoch fressen sie Gras und Getreide, besonders sollen sie die Erbsen und den Lein lieben. Seine Größe und sein kurzer Hals machen ihm das Abweiden von kurzem Grase mühsam; aber es ist nicht wahr, daß es dabey auf die Knie falle, es zieht nur die Vorderfüße zurück und biegt sich mit dem Körper vorwärts. Dagegen scheint ihm Laub, Knospen und Rinden der Bäume, von der Natur am meisten zur Nahrung angewiesen.

Die verschiedenen Arten der Weiden, die Pappel, die Aesche, die Ahornen, die Linde, auch die Eiche, geben ihm durch ihre Knospen und Blätter Nahrung; ja selbst die neuen jährlichen Triebe verschiedener Nadelhölzer, sogar des Wachholders, sind ihm angenehm, und die Rinde mehrerer der genannten Bäume und Sträucher frißt es, indem es mit den untern Schneidezähnen dieselbe von unten nach oben abstreift. Auch die Heidenarten (Ericae) liebt es, vorzüglich soll es auch die Dotterblume (Caltha palustris) gerne fressen. Die Rinden geben ihm aber nur im Frühjahr Nahrung, wenn der Saft eingetreten ist. Das Elenn weidet bey Tage und bey Nacht, ohne Unterschied, und scheint außer der Brunstzeit sich nicht weit von seinem Standorte zu entfernen.

Das Elenn hat wenig intellectuelle Fähigkeiten, es ist furchtsam und scheu, und ergreift, obschon es stark genug wäre, vor einem schwachen Feind gleich die Flucht. Seine Stimme ist schwach und blökend. Außer der Brunstzeit und unbeleidigt flieht es den Menschen, wenn es aber angeschossen ist, und man ihm sich unvorsichtig nähert, so vertheidigt es sich durch Schlagen mit den Vorderfüßen, mit welchen sie so gewaltig hauen und schlagen können, daß sie oft einen Wolf mit einem Schlage tödten. Dieses Schlagen mit den Vorderfüßen, und dieses Streifen mit den spitzigen Hufen, nennen die Jäger Schellen. Ein verwundeter Hirsch geht gerade auf den Schützen zu, überwirft ihn, und tritt so lange auf ihm herum, bis er ihn todt glaubt. Man hat Beispiele, daß ein solcher Hirsch einen Reiter vom Pferd geworfen und gefährlich verletzt hatte.

Das Abwerfen des Geweihes geschieht bey starken Thieren am Ende Decembers und im Januar, bey schwächern erst im Februar und Merz, und beym Spießer erst im Mai. Im Juni hat der starke Hirsch schon wieder sein Geweih. Im ersten Jahr ist das Geweih gerundet, und erst im siebenten wächst es breit, mit Zacken am Ende.

Die Brunstzeit fällt in das Ende Augusts, etwa 14 Tage vor der Brunstzeit der Hirsche. Um diese Zeit lassen beyde Geschlechter ein dumpfes Stöhnen von sich hören. Die Hirsche verlassen dann die Truppen und gehen allein. Der Hirsch wird dann ganz wüthend, hört und sieht nicht, stampft beständig mit den Füßen, und scheuet keine Gefahr. Dieß dauert bis Ende Septembers, und da der Hirsch fast keine Nahrung zu sich nimmt, so magert er stark ab, dabey trinkt er viel. Wenn es an Thieren fehlt, oder zwey Nebenbuhler zusammenkommen, so entstehen hitzige Kämpfe, wobey die Mähne aufsteht und das Ansehn fürchterlich wird. Zuweilen brechen Stücke vom Geweih ab. Der Stärkste behält das Feld, und sucht auch wohl den Gegner an den Geschlechtstheilen zu verletzen, wozu er sich seiner Vorderfüße bedient. Sie lassen sich in der Hitze selbst auf der Kuh tödten. Die Brunstzeit tritt bey der Kuh im dritten Jahre ein. Die Tragezeit dauert 9 Monate. Zum Erstenmal wirf sie nur ein Kalb, hernach fast immer zwey, selten drey. Gegen die Geburtszeit geht die Mutter in dunkle und einsame bruchige Gegenden, wo sie ihre Jungen zur Welt bringt. Das Werfen soll sehr leicht geschehen und schnell vor sich gehen. Das Kalb folgt der Mutter schon nach 24 Stunden, und ist sehr anhänglich an sie, so daß es sie auch nach ihrem Tode nicht verläßt, und bey dieser Gelegenheit leicht gefangen wird. Erst im dritten Jahre, wenn die Jungen den Geschlechtstrieb selbst fühlen, verlassen sie die Mutter. Jung eingefangen werden sie sehr zahm, gewöhnen sich an Menschen und Hausthiere, so daß sie wohl mit den Kühen frey auf die Weide gehen und wieder heim kommen. Da der Gebrauch des Elenns als Hausthier manche Vortheile gewähren würde, so hat man viele Versuche sie zu zähmen gemacht, allein sie sind sehr empfindlich gegen die warme Witterung, und retten sich, sobald die Sonne heiß scheint, in die Ställe, oder suchen die Wälder auf. Die meisten starben schon im zweiten Jahr am Durchfall oder an der Abzehrung, und zum Reiten, Ziehen oder Tragen, waren sie nicht abzurichten; zeigten auch keine Lust, sich mit Rindvieh zu verbastarden. Im fünften Jahr hat das Elenn seinen Wuchs vollendet, und wächst im ersten Jahre so schnell, daß es sich auf die Knie niederlassen und zuletzt auf den Rücken niederlegen muß, um zu saugen.

Die Kälber tragen bey der Geburt keine Livree, oder sind nicht gefleckt, sondern die Theile, welche an der Mutter schwarzbraun sind, haben an ihnen eine röthliche Farbe. Die Buckeln oder Kolben der Geweihe kommen am Hirsch bald nach der Geburt hervor, und sind gegen Ende Septembers schon über einen Zoll hoch; im zweyten Jahre bilden sich die etwa ein Fuß langen Spieße.

Das Elenn soll kein hohes Alter erreichen. Man giebt sein Leben zu 16 bis 18 Jahren an, andere setzen es viel höher, und bis auf 50. Man hat Geweihe von 28 Enden gesehen, was ein hohes Alter verräth.

Wie die meisten Thiere der Hirschgattung, und überhaupt manche Wiederkauer, wird das Elenn von vielen

Insekten geplagt, besonders von den Bremsen, welche ihre Eyer entweder in die Nase des Thiers, wie die Nasenbremse, (Oestrus nasalis) oder auf die Haut, wie die Rennthierbremse (Oestrus tarandi) und Ochsenbremse (Oestrus bovis) legen. Vor diesen Thieren flüchtet sich das Elenn in die Sümpfe und in den Schlamm der Brüche, worin es sich wälzt, oder bis an den Kopf vergräbt, und so entweder die Brut tödtet oder die Eyer abhält. Daneben sollen sie mancherley Krankheiten unterworfen seyn, wie das Rindvieh: der Lungenfäule, dem Milzbrande und den Viehseuchen.

Bären, Luchse und Wölfe, sind unter den größern Thieren die Feinde des Elenns; der erste ist selbst dem alten Thiere gefährlich und bezwingt es. Der Wolf aber greift einzeln kein altes Thier an, wohl aber vereint im Winter; dagegen werden Junge seine und des Luchses Beute, auch wohl die des Vielfraßes.

Man schießt es auf dem Anstande, fängt es in Wolfsgruben oder mit Netzen. In nördlichen Ländern sucht man diese Thiere aufs Eis zu treiben, wo sie nicht fortkommen können, und schießt sie dann.

Die Benutzung des Elenns ist mannigfaltig. Das Fleisch ist schmackhaft und gesund, wenn es nicht von gar alten Thieren ist; das von Jungen übertrifft das Hirschfleisch. Maul, Zunge und Ohren werden für Leckerbissen gehalten, noch mehr das Mark. Das Fett giebt gute Lichter. Knochen und Klauen werden von Drechslern verarbeitet, ebenso die Geweihe. Die Haut ist sehr geschmeidig und doch stark, wenn sie gegerbt wird, und kann daher zu verschiedenen Geräthschaften, Beinkleidern, Handschuhen, Riemen u. s. w., auch mit den Haaren gegerbt zu Pferdedecken gebraucht werden.

Sehr nahe verwandt mit diesem Hirsche, war das Riesenelenn der Vorzeit, aber viel größer. Die Geweihe bilden eine sehr breite Schaufel, welche aber an den Rändern weniger Enden hat. Die Augensprossen sitzen über den Rosenstöcken an der vordern Fläche der Stange, und richten sich gerade über die Augenhöhle mit einer, dem Rande der Augenhöhle entsprechenden, Biegung nach vorwärts, indem sie mit der Stange einen fast rechten Winkel bilden. Die Fläche der Schaufel steht senkrecht und in fortlaufender Linie mit den Stangen, und die Sprossen stehen ringsum am obern äußern und untern Rand; die Spitzen sind alle bogenförmig nach hinten gekrümmt. Der Kopf ist nicht größer als beym Elenn, aber die Geweihe übertreffen jene sehr viel an Größe. Der Umfang an den Rosenstöcken ist beym Riesenhirsch 1 Fuß 6 Linien, beym Elenn nur 8 Zoll. Man hat Geweihe gefunden, welche 8 Fuß lang, und die Endspitzen beyder über 13 Fuß von einander abstanden. Häufig findet man solche Geweihe in Torfmooren in Irland; man hat aber solche in England, Frankreich, und in Deutschland im Rhein an verschiedenen Orten gefunden. (Abbildung nach Cüvier.)

Taf. 151. Der Rennhirsch oder das Rennthier. Cervus Tarandus.

Le Renne.

Die Geweihe sind bey beyden Geschlechtern sehr entwickelt; die Stangen sind lang, dünne, zusammengedrückt, die Enden breit und gezackt; kein Maul; keine Eckzähne; der Schwanz kurz.

Der Kopf ist stark, mittelmäßig lang; die Schnauze ist ziemlich spitzig; die Nasenlöcher schief, eyförmig; Thränenhöhlen; große Ohren. Die Geweihe stehen mit der Krone etwas nach hinten, biegen sich aber wieder vorwärts, und endigen mit einer breiten gezackten Schaufel, die aber an der Stange nicht weit hinabreicht; unter ihr stehen mehrere einander genäherte und verbundene Enden, so daß die Stange handförmig zertheilt erscheint. Gerade ob der Rose stehen einige Enden, gerade vorwärts über die Stirne weggehend. Die Rose ist nur leicht gekerbt, und die Stangen haben keine Perlen. Die Farbe der Geweihe ist gelblichbraun. Sie sind dichter und schwerer als am Edelhirsch. Das Kinn ist vorn abgerundet, unten etwas verflächt mit Haaren bewachsen, die hinterwärts auch auf den Backen immer länger werden. Der Hals ist kürzer als am Hirsch, stark und seitwärts zusammengedrückt; er wird gewöhnlich gerade etwas vorwärts oder gesenkt getragen, und an seinem untern Theile bis an die Brust hängen lange Haare herab. Der Leib ist gestreckt; zwischen den Schultern ist eine kleine Erhöhung, welche von Anhäufung von Fett herrührt; der Rücken senkt sich hinter diesem Höcker allmählig abwärts. Der Schwanz ist kurz, stark behaart und ausgestreckt. Die Beine sind ziemlich niedrig; die Läufe schmal und die Röhre

dünner als beym Edelhirsch; die Hufe dagegen groß und breit. Alles dieses giebt dem Rennhirsch ein plumpes und unangenehmes Ansehn. Die Farbe ist dunkel schiefergrau; am Bauche dunkler; an Kopf, Nacken und Keulen etwas heller. Die Haare sind im Sommer dünner, kürzer, mehr an den Leib angedrückt; im Winter dichter, länger, struppiger, stark und sehr spröde; doch nur am Körper, am Kopf, unter dem Halse und an den Beinen ist diese Sprödigkeit nicht zu bemerken. An der innern Seite der Hinterfüße ist ein ovaler weißer Fleck. Die Farbe varirt aber an den Rennhirschen sehr. Die wilden sind graugelblich; die sibirischen im Sommer dunkel mäusefarbig, im Winter weißlichgrau; die grönländischen sind im Sommer dunkelbräunlich; im Winter weißlich, mit weißem langem Haar unter dem Halse. Es giebt auch braune, schwarzbraune, weiße und ganz gefleckte.

Die Länge von der Schnauze bis zum After 5 Fuß 6 Zoll; Schulterhöhe 3 Fuß 3 Zoll; Kreuzhöhe 3 Fuß 5 Zoll; Schwanz 3 Zoll. Die wilden Rennhirsche sind größer als die zahmen. Die russischen größer als die schwedischen.

Die Geweihe des Männchens sind in der Regel etwas größer und stärker; die Beine dicker; die Hufen kürzer und dicker.

Sehr merkwürdig ist an diesem Thier ein häutiger, breiter Sack, welcher unter der Haut des Halses liegt, und mit einem, am Anfange dünnen, Canal zwischen dem Zungenbein und schildförmigen Knorpel entspringt, sich unter der Wurzel des Kehldeckels durch eine weite Mündung in den Luftröhrenkopf öffnet, und mittelst zweyer zur Seite angebrachter Muskeln zusammengedrückt werden kann, nachdem er von der aus den Lungen herausgetriebenen Luft aufgeblähet worden ist. Er macht äußerlich am Schildknorpel eine bedeutende Geschwulst wenn er voll ist, und scheint die Stimme zu verstärken.

Der Rennhirsch ist in der alten und neuen Welt zu finden, und geht unter allen Wiederkauern vielleicht am weitesten gegen den Pol, wenigstens in der alten Welt; in der neuen geht der Bisamochse fast eben so weit. Die kalten Länder sind diesem nützlichen Thiere ausschließlich zum Aufenthalt angewiesen worden. Man findet diesen Hirsch wild bis zum 75 Grad im Sommer. Man hat ihn allenthalben in Grönland angetroffen, so weit man gekommen ist; in andern Gegenden des nördlichen Amerika's findet er sich ebenfalls. Der Capitän Fränkli hat ihn allenthalben auf seiner Reise durch die Gegenden am Kupferminenflusse angetroffen. Auch auf der Nordwestküste von Amerika findet es sich wild und zahm. Auf Spitzbergen in Nova Semlia und der Insel Disko; im nördlichen Norwegen in schwedisch und russisch Lappland, und in den nördlichen Provinzen Schwedens in Jämtland, Helsingland, Herjedalen und Finnland. In Rußland findet man es durch ganz Sibirien bis nach Kamtschatka längs dem Eismeer, und nach Süden hinab bis zum Kumafluß, der ins kaspische Meer fällt, überhaupt vom 76 bis 49 Grad, ja bis zum 45 am Kumafluß. Nach Cesars Zeugniß fand man das Thier im herzynischen Walde an den Grenzen Germaniens, aber nicht in den Pyrenäen, wie man nach einer ganz falsch gelesenen Stelle des Gaston von Foix glaubte. Sehr merkwürdig ist es, daß das Rennthier in Island nicht vorkommt, weder wild noch zahm.

Zahm findet man das Rennthier bey den Lappen, Samojeden, Tungusen, Koräken, Ostiaken und Tschuktschen, und zwar in Heerden von 20 bis 50000 Stücken, die man aber wieder in Heerden von 3 bis 400 abtheilt. Es sind die einzigen Thiere, aus der großen Gattung der Hirsche, welche Hausthiere geworden sind, aber nur in der alten Welt und nicht in der neuen, wo man sie bis Quebek hinauf, und in den vereinigten Staaten bis nach Acadien findet.

Auch in der Freyheit leben diese Thiere in großen Heerden. Auf Kamtschatka sieht man oft mehr als tausende beysammen, welche die kahlen Moosfelder dergestalt bedecken, daß sie von weitem, wegen des starken und ästigen Geweihes dieser Thiere, wie ein Buschwerk aussehen. Auch in Lappland leben sie in Heerden, aber in viel geringerer Zahl, und in noch geringerer in Nordamerika, wo man sie meist nur in Truppen von 12 bis 15 Stücken, selten in größern Heerden findet.

Die wilden Rennthiere sind größer, stärker und schwärzer von Farbe, als die zahmen, und ihr Aussehen ist munterer und kecker. Sie machen regelmäßige Wanderungen, je nach der Jahrszeit, und ziehen beständig innerhalb gewissen bestimmten Gegenden in einem großen Zirkel herum, so daß sie ungefähr alle anderthalb Jahre wieder auf die vorigen Weideplätze kommen. Im nördlichen Rußland ziehen sie im Frühjahr vom Eismeer nach Süden, in

die Waldungen und hohen Gebirge, wo sie von den Insekten weniger geplagt werden. Im Herbst aber, wenn dort großer Schnee fällt, begeben sie sich nach den kahlen und flachen Moosheiden an der See. Sie sollen dabey immer dieselben Wege wieder betreten, welche durch dieses öftere Benutzen tief ausgetreten werden, wo gewöhnlich fünf bis zehn Stücke neben einander gehen. Auch über Flüsse schwimmen sie immer an denselben Stellen. In Grönland kommen sie im Frühjahr über das Eis an, wahrscheinlich aus dem Festland von Amerika; verlassen aber die nördlichen Theile schon anfangs October wieder, um Ende May's zurückzukehren. Bey diesen Zügen sollen die Kühe mit den Kälbern vorangehen, die Hirsche aber erst einige Wochen später folgen. Da sie um diese Zeit gar nicht scheue sind, so benutzen die Jäger diese Wanderungen, und passen ihnen an den Strömen auf. Die zahmen Rennthiere sind gar nicht scheu gegen die wilden, und vermengen sich mit ihnen während der Brunst, nach welcher Zeit sie aber von den wilden wieder verlassen werden. Ihre Zähmung ist leicht, und sie lernen bald der Stimme des Menschen gehorchen; auch lassen sie sich zum Ziehen und Tragen abrichten.

Da beyde Geschlechter gehörnt sind, so werfen beyde auch ihre Geweihe ab, aber zu ungleichen Zeiten. Der Hirsch wirft dieselben nach der Brunst ab, nämlich von Ende Novembers bis in den Januar; das Aufsetzen der neuen Geweihe dauert bis in den August. Die Kuh behält sie bis sie geworfen hat, und soll sie gewöhnlich am fünften Tag nach der Geburt verlieren; dieß geschieht im May oder Juny. Die kastrirten Hirsche werfen sie ums Neujahr ab, erhalten aber wieder neue. Das neue Gehörn sprosset schon in acht Tagen wieder hervor. Die Geweihe alter Thiere unterscheiden sich nur durch ihre Größe; außerdem verändert das Geweih seine Form nicht, bekommt auch nicht mehr Enden, obschon sie sehr groß werden. Die schaufelförmigen Enden soll das Thier dazu benutzen, um den Schnee über seiner Lieblingsspeise, dem Rennthiermoos, wegzuräumen. Die Größe des Geweihes richtet sich auch nach der mehr oder minder reichlichen Nahrung, daher wird es in dem einen Jahre größer als in einem andern. Zuweilen soll man, jedoch selten, Renne ohne Geweihe finden.

Die Nasenhaut des Rennthieres ist inwendig mit Haaren gefüttert, vermuthlich um dieses Organ vor der Kälte zu schützen. Geruch und Gehör sind seine vorzüglichsten Sinne. Bey jeder Bewegung der Füße, auch wenn es stille steht und bloß schauert, noch mehr aber beym Gehen und Laufen, hört man ein Knacken, welches so stark ist, daß man es auf hundert Schritte weit hören kann; es tönt als ob man Nüsse zerdrücken oder Steinchen an einander schlagen würde. Dieses Geräusch entsteht theils von dem Anschlagen der Afterklauen an die Hufen, theils aber im Laufen von dem Anschlagen der Klauen an einander.

Sanftmuth des Characters, Zutrauen zu den Menschen, und Reinlichkeit sind sehr schätzbare Eigenschaften dieses Thiers, und machen es zu einem der nützlichsten und für die Polarländer unschätzbaren Hausthiere. Der schnelle Lauf hat ihm seinen Namen gegeben. Es übertrifft an Geschwindigkeit das Pferd, und hält länger im Laufen aus. Es lauft nie im Galopp, sondern immer im schnellsten Trab. Ein schnelles Renn lief in einer Secunde 25 Fuß, also in einer Minute 1500 Fuß; so kann es also in einer Stunde leicht zwey deutsche Meilen zurücklegen, und man behauptet, es könne in einem Tage wenigstens zwanzig deutsche Meilen durchlaufen. Es greift weit vor, wobey es die Klauen stark ausspreizt, damit es mit Leichtigkeit über den Schnee wegkommen könne. Durch diese breiten Hufen kann es auch leicht schwimmen.

Sie vertheidigen sich mehr mit den Vorderfüßen als mit den Geweihen; sie sollen, wie die Elenne, mit dem Vorderfuß einen Wolf todtschlagen können. Aber auch mit den Geweihen schlagen sie tapfer von oben nach unten. Auf diese Art kämpfen die Rennhirsche zur Brunstzeit mit einander, und verwickeln sich dabey nicht selten so sehr, daß man alle Mühe hat, dieselben wieder auseinander zu bringen. Zuweilen bekommen die zahmen vor dem Schlitten, wenn sie Schläge bekommen, eine Art von Starrsinn, sie wenden sich um und schlagen mit den Füßen auf den Fahrenden, der sich dann geschwind mit dem Schlitten umwälzt, bis der Eigensinn vorüber ist. Sie vertheidigen sich gegen Raubthiere gemeinschaftlich. Sie harnen sehr oft, und werden leicht krank, wenn sie daran gehindert werden. Die Koräken haben daher einen besondern Ruf, sie zum Harnen zu reizen, wie die Fuhrleute bey den Pferden.

Die Nahrung dieses Thiers besteht im Sommer aus allerley Kräutern, Blättern und Moosen; allein es ist merkwürdig, daß sie dabey nicht fett werden. Sie genießen fast alle Pflanzen, welche an ihrem Aufenthaltsorte

rostroth, in der Mitte ein schwarzer Fleck, auf jeder Seite ein weißer Streif, der von der Nase bis zu den Augen geht, unter dieser ein anderer rothbrauner Streif; der hintere Theil des Kopfs, das äußere Ohr, der Hinterhals und seine Seiten, so wie der Körper, das Aeußere der Glieder und die Läufe mehr oder weniger dunkelfalb; auf jeder Seite des Körpers trennt ein breiter brauner Streif den untern weißen Theil des Körpers. Diese weiße Farbe bedeckt alle untern Theile, selbst den Vorderhals und die untere Kinnlade. Das Haar im Innern des Ohrs ist weiß, und bildet drey Haarlinien, welche der Länge nach laufen; die Hinterbacken und das Innere des Vorderschenkels ist ebenfalls weiß; an jedem Knie steht eine Bürste von längern und gröbern Haaren, die nach unten hängen.

Der Kevel und die Corine sind bloße Varietäten dieser Gazelle. Büffon beschreibt den Kevel mit längern, an den Seiten plattern, Hörnern, welche 14 bis 20 Ringe haben; auch in der Farbe des Körpers ist einige Verschiedenheit. Bey der Corine sollen die Haare etwas länger, die Hörner dünner, und mit kleinern Ringen versehen seyn. Aber auch dieser Unterschied ist zu geringe, um aus ihr eine eigene Art zu machen. Außer diesen Abweichungen giebt es noch andere, welche aber so unbedeutend sind, daß sie nicht angeführt werden dürfen.

Länge von der Schnauze bis zum After 2 bis 2½ Fuß; des Schwanzes 5 Zoll.

Die Gazellen bilden unzählbare Heerden, fliehen mit großer Schnelligkeit, wenn sie verfolgt werden, vereinigen sich aber bald wieder.

Sie bewohnen die Gegenden am Senegal. Die Art ist sehr gemein in der Barbarey, findet sich aber auch in Syrien, Arabien und Mesopotamien.

Dieß Thier läßt sich sehr leicht zähmen, und ist dann eins der niedlichsten Thiere, welche man sehen kann. Sie werden so zahm, daß sie nicht weglaufen. Ob sie sich auch in der Gefangenschaft fortpflanzen, ist unbekannt. Ihre Heerden bedecken die Ränder der Wüsten, wo sie von den wenigen Kräutern leben, welche die Natur hier so sparsam verbreitet hat. Wenn man sich einer Heerde nähert, so schließen sie sich enge an einander, zeigen nach allen Seiten die Hörner, ergreifen dann aber schleunig die Flucht. Nur wenn einzelne so in die Enge getrieben werden, daß sie nicht mehr entfliehen können, bedienen sie sich ihrer Waffen, und können damit verwunden, da die Hörner sehr spitzig sind. In Thiergärten zahm gehalten, ergötzen sie durch ihre leichten Sprünge, ihre angenehm schlanke und zierliche Gestalt und ihre Gutmüthigkeit.

Die Araber jagen sie zu Pferde, und werfen ihnen einen Stock zwischen die Beine, wobey diese leicht zerbrechen. Auch wird mit dem Jagdpanther und mit Falken auf sie Jagd gemacht. Lebendig fängt man sie, indem man zahme, denen man Schlingen um die Hörner befestigt hat, unter die Heerden laufen läßt, in welchen sich die wilden mit Füßen und Hörnern verstricken.

Außer dem Menschen haben sie Feinde am Löwen, Panther, Jakal, den Hyänen und andern Raubthieren, welche mit ihnen den Rand der Wüsten bewohnen, sie durch Jagen erhaschen, oder bey den Trinkstellen überfallen.

Ueber die Zeit der Fortpflanzung, Tragezeit und Zahl der Jungen, ist nichts bestimmtes bekannt.

Das Fleisch ist je nach der Jahrszeit fett oder mager, schmackhaft, und gleicht dem Rehwildpret.

Zu dieser Abtheilung gehören: Die persische Antilope, Antilope subgutturosa; in Persien, China, Daurien, und im mittäglichen Sibirien. Die nasenfleckige Antilope, Ant. nasomaculata; Südafrika? Die Kop-Antilope, Ant. Kop; Senegal. Die Koba-Antilope, Ant. senegalensis; Senegal. Die schwarzfüßige Antilope, Ant. Melampus; Südafrika. Die Bläß-Antilope, Ant. pygarga; Südafrika.

Taf. 157. Die Spring-Antilope. Antilope Euchore.

Antilope à bourse. (Pronckbock der Coloniſten.)

Die Hörner am Männchen verhältnißmäßig zu ihrer Länge viel dicker, als bey der gemeinen Gazelle; die des Weibchens dünner. In der Farbe gleicht sie im Allgemeinen der gemeinen Gazelle. Der Kopf fast weiß, an jeder Seite mit einer braunen Binde, von 1 Zoll Breite, welche sich von der Nase bis zum vordern Theil des Auges und bis zur Basis des Ohrs verlängert. Vorn am Halse ein schmaler weißer Streif; die Brust, Bauch, die

hintere, äußere und die innere Seite der Vorderbeine, die innere Seite der Lenden, die Gegend des Afters und ein 2 Zoll breiter Streifen, der von da über den hintern Theil des Rückens hinauflauft, sind weiß. Rücken, Seiten des Halses und Leibes, äußere Seite der Schenkel und Hinterbeine lebhaft zimmtbraun; welche Farbe vorn zwischen den Hörnern anfängt. An der Vorderseite der Vorderbeine ein zimmtbrauner Streif. An den Seiten wird das Weiße des Bauchs von der Zimmtfarbe durch einen dunklern braunen Längsstreif geschieden, und so ist auch an der Gränze der übrigen weißen Theile des Oberleibs ein Kreis von dunklern Haaren, welcher die Farben trennt. Der Schwanz länger als bey der Gazelle, dünne, weiß, mit einem schwarzen Haarbüschel am Ende. Die Kniebüschel fehlen. Hufe und Afterhufe schwarz.

Der weiße Rückenstreif ist ganz eigen beschaffen; die Haut ist hier so stark gefaltet und zusammengezogen, daß sich eine Falte bildet, und die zimmtfarben Haare das Weiße ganz bedecken, wenn das Thier ruhig steht; lauft es aber, so wird die Haut ausgedehnt und das Weiße sichtbar, und soll sich bis auf 6 und 8 Zolle verbreitern können.

Die Hörner sind leyerförmig gebogen, schwarz, ziemlich lang, fast ihrer ganzen Länge nach geringelt, und haben der Krümmung nach gemessen eine Länge von 7 Zollen. An ihrer Wurzel sind sie 2⅓ Zoll dick, und ihr Abstand von einander beträgt 1 Zoll. Zwischen den Ringen bemerkt man ungleiche, parallel laufende Längsstreifen. Der Hals lang, schlank; die Augen groß, dunkelbraun; die Augenwimpern schwarz. Die Ohren sind lang, spitzig, inwendig fast kahl, außen mit kurzen aschgrauen Haaren besetzt. Das Haar überhaupt ist fein und dicht.

Sie ist um ein Drittheil größer als die gemeine Gazelle, aber der Körper ist etwas plumper. Die mittlere Höhe ist 2½ Fuß.

Es giebt mehrere Varietäten in der Farbe. Lichtenstein sah eine ganz weiße.

Das Vaterland dieser Gazelle ist Südafrika. Bey dürren Jahren kommt sie in Heerden von mehreren Tausenden in die Cap-Colonie. Nach Barrow sind zuweilen solche Heerden von 10 bis 15000 vereinigt. Wenn aber Levaillant gar von 20 bis 50000 spricht, so ist das eine Uebertreibung, obschon selbst Lichtenstein Heerden gesehen hat, welche die ganze Gegend bedeckten. Bey ihren Wanderungen gehen sie in dicht geschlossenen Haufen und in gerader Linie vorwärts, so daß die vordern alles Grüne von der Erde wegfressen, und die hintern aus Mangel an Nahrung abmagern.

In der Cap-Colonie werden sie häufig gejagt. Die Kaffern stellen große Treibjagden auf diese Thiere an, wobey oft ganze Heerden niedergemetzelt werden. Mehrere hundert Menschen umringen nämlich eine Heerde, dann läßt man durch eine Oeffnung die vordersten Thiere durch und ersticht nun die übrigen, welche folgen wollen und sich dabey drängen und aufhalten, mit Lanzen. Diese Art zu jagen ist sehr schädlich, indem dadurch ganze Generationen auf eine unnütze Art vertilgt werden, da auf einmal die Menge der getödteten nicht aufgezehrt werden kann. Allein der uncultivirte Mensch bedenkt nur den Augenblick und die Gegenwart, nicht die Zukunft, und mordet, gleich dem furchtbarsten Raubthiere, immer fort, wenn es ihm auch nichts nützt.

Die Springantilope ist schnell im Lauf, und man ist nicht im Stande ein altes Thier einzuholen. Eine solche Heerde giebt ein schönes und munteres Schauspiel. Es springen nämlich beständig mehrere über die andern weg, und zwar oft 2 bis 3 Ellen hoch, und machen öfters einige solche Luftsprünge hinter einander, welches sehr possirlich aussieht. Dabey scheinen sie jedoch nicht geschwinder weiter zu kommen als die andern, die ihren Lauf mit untermischten mäßigen Sprüngen fortsetzen. Bey einem solchen Luftsprung krümmen sie entweder den Rücken in die Höhe, so daß die Beine an einander stehen, oder sie biegen denselben unterwärts, so daß die Beine aus einander gesperrt werden. Dabey zeigt sich besonders der weiße Rückenstreif, und nach jedem Flintenschuß, wo sie durch einander springen, hat es das Ansehen, als ob die Heerde plötzlich mit einem weißen Tuch überzogen würde. Dieses Ansehens wegen hat man sie auch Prunkböcke genannt.

Durch Jagen lassen sie sich nicht leicht auseinander sprengen, oft stehen sie still, kehren um und sehen nach dem Verfolger.

Das Fleisch, besonders der Jungen, ist sehr wohlschmeckend. Ein ausgewachsenes Thier wiegt 60 bis 80 Pfund. Aus ihren Fellen werden Kleidungsstücke und Säcke gemacht. Sie lassen sich leicht zähmen, und sind dann sanft und schüchtern. Ihre Stimme, welche sie selten hören lassen, gleicht der des Hirsches.

Dritte Familie.

Hirschantilopen. (Cervicapra).

Einfache Hörner, die Krümmung bald nach vorn, bald nach hinten, bald sind die Hörner ganz gerade, wenig oder gar nicht geringelt, ohne vorspringende Gräthen; bald ist nur das Männchen allein gehörnt, bald beyde Geschlechter. Bey einigen sind Thränenhöhlen vorhanden; bey den meisten kein Maul, keine Kniebürsten; Leistendrüsen; vier Säugewarzen (eine Art ausgenommen); der Schwanz kurz.

Taf. 157. Der Cambtan. Antilope sumatrensis.

Le cambtan. (Antilope interscapularis).

Die Hörner schwarz, rund, kurz, an der Wurzel ziemlich dick, an der Spitze dünne, sie liegen in der Richtung der Stirne, sind leicht nach hinten gebogen und zwey Drittheile ihrer Länge nach gestreift. Der ganze Körper ist mit langen, dichten, braunen, fast schwarzen Haaren bedeckt; nur die obern Theile des Halses, die Schultern, das Innere der Ohren sind weiß, die untere Kinnlade gelblich; das weiße Haar am Halse und an den Schultern ist viel länger als das übrige, und etwas gekräuselt. Dasjenige an Kopf und Schenkeln dagegen sehr kurz. Am Knie keine Büschel; der Schwanz weniger lang als die Ohren, mit gleichlangen Haaren allenthalben besetzt, schwarz; die Hornschuhe sehr dick und stark. Der Körper und die Glieder sind ziemlich plump; das Maul klein; die Thränenhöhlen groß, mit enger Eingangsspalte. Die Hörner laufen fast parallel, und stehen an der Basis ein, an der Spitze drey Zoll auseinander.

Die ganze Länge des Körpers ist 4 Fuß 6 Zoll; die mittlere Höhe 2 Fuß 3 Zoll. Länge der Hörner 6 Zoll.

Das Vaterland dieser Antilope ist Sumatra. Sie lebt dort in Wäldern. Ihr Aussehen ist wild und unbändig. Sie soll sehr schnell seyn. Von ihrer Lebensart ist nichts bekannt.

Sie unterscheidet sich von andern Antilopen dieser Familie durch die Entwicklung ihres Mauls, und durch die deutlich geringelten Hörner. Unter jedem Auge ist ein nackter Streif, etwa 18 bis 20 Linien lang und 2 bis 3 Linien breit, haarlos, und mit einer pergamentartigen Haut bedeckt, dieser Theil fühlt sich sehr weich an, und söndert einen besondern Saft ab. (Abbildung nach Cüvier.)

Taf. 158. Die vierhörnige Antilope. Antilope quadricornis.

Le Tschicara.

Vier sehr deutliche, regelmäßige und symetrische Hörner zeichnen diese Antilope vor allen bekannten Arten aus. Sie gleicht in der Größe einer mittelmäßigen Ziege; der Kopf, und die Art sich zu tragen, macht sie in etwas dem Schweinshirsch ähnlich. Die größern Hörner liegen etwas vor den Ohren, und haben eine Länge von beynahe 4 Zoll, sie sind rund, an der obern Hälfte platt, an der Basis aber grob geringelt, leicht gebogen, so daß sich die Spitzen ein wenig nähern. Die kleinern Hörner entstehen fast zwischen den Augen, und sind einander mehr genähert als die hintern, und nicht über einen Zoll hoch. Derjenige Theil der Stirne, wo diese Hörner entstehen, ist sehr aufgetrieben und hoch, und diesem Thiere ganz eigen. Die Thränenhöhlen sind von mittelmäßiger Größe und ragen nicht vor. Kein Maul. Die Ohren sehr groß, haben aber so wenig als die Zunge etwas besonderes. Der Schwanz ist kurz, und an den Männchen steht hinter den falschen Hufen ein Haarpinsel. Die Haare am Körper sind dicht und lang; die Farbe ist einförmig falb, an Männchen, Weibchen und neugebornen Jungen gleich.

Diese Antilope lebt in Bengalen und Nepaul; sie heißt in Bengalen Tschicara, in Nepaul Tschaku und Tschansing, oder Vierhorn.

Duvaucel besaß eine solche Antilope lebendig, sie war sehr sanft, und so zahm, daß sie ihm wie ein Hund nachfolgte.

Leach hat aus dieser Antilope eine eigene Gattung, Tetracerus oder Vierhorn, gemacht, und glaubt zwey Arten zu kennen, welche er nach der Bildung der Hörner unterscheidet. Die hier abgebildete nennt er die gestreift-hörnige (striaticornis); die andere die gewellthörnige (undicornis).

Ueber die übrige Naturgeschichte dieses durch seinen Bau so ausgezeichneten Thieres ist noch gar nichts bekannt.

(Abbildung nach Cüvier.)

Taf. 158. Der Klippspringer. Antilope oreotragus.

L'Antilope verdâtre.

Die Hörner des Männchens kurz, schwärzlich, sehr dünne, konisch, fast gerade, nur unmerklich gegen sich selbst eingebogen. Der Kopf ist kurz, mit einem sehr kleinen Maul. Die Vorderzähne sind ziemlich gleich lang und berühren sich alle mit ihren obern Rändern, die mittlern nicht viel breiter als die übrigen; die Ohren kurz, von der Länge der Hörner, welche 5 Zoll lang und an ihrer Basis runzlich sind. Der Schwanz sehr kurz; die Beine lang und stark; die Hornschuhe kurz, breit und abgerundet. Das Haar am ganzen Körper gleich lang, rauch, etwas platt und brüchig. Die Haare sind sehr hell aschgrau in ihrer größten Länge, dann mit einem braunen Ringe und graugelblicher Spitze; daher die Farbe im allgemeinen graugelblich falb. Um die Augen ein schwärzlicher Kreis; der Ohrenrand mit einem schmalen, schwarzen Saum; das innere Ohr weißlich. Bauch und innere Schenkel weißgrau.

Ganze Länge des Körpers 3 Fuß 5 Zoll; mittlere Höhe 1 Fuß 8½ Zoll. Sie hat ungefähr die Größe einer Ziege.

Diese Antilope hat in Hinsicht ihres Aufenthalts viel Aehnlichkeit mit der Gemse. Sie bewohnt, wie diese, die unzugänglichen Felsen, und hat eine außerordentliche Fertigkeit im Klettern und Springen. Sie wagt mit Kraft und Sicherheit den Sprung von einem Felsen zum andern, und entflieht mit der größten Schnelligkeit, ohne auszuglitschen, den Verfolgungen der Menschen und Hunde, über Klippen und Abgründe. Man findet sie in den Gebirgen in der Nähe des Caps, in den sogenannten Schneegebirgen.

Man verfolgt diese Antilope theils wegen ihres vortrefflichen Fleisches, und auch um der Haare willen, welche zu verschiedenem Gebrauche dienen, als zum Ausstopfen von Sätteln, Decken, Weiberunterröcken ꝛc.. Sie fallen leicht aus und hängen lose am Felle, sind aber, besonders zu gewissen Zeiten, wenn das Thier mausert, brüchig, ja fast zerreiblich; zu andern Zeiten aber, wenn sie frisch gewachsen sind, sollen sie, wie Lichtenstein angiebt, sehr elastisch seyn.

Zum Springen und Festhalten auf den Klippen hilft die Beschaffenheit der Hufen, welche sehr hoch und an den Seiten platt gedrückt sind; unten aber sind sie rund abgeschliffen, so daß die Spur des Thiers aussieht, als ob sie mit den zwey Vorderfingern einer Menschenhand eingedrückt wäre. So berührt, wie bey der Gemse und dem Steinbock, jede Zehe den Boden nur mit einem Punkt, und wenn der Felsen nur so breit ist, daß die vier Füße Platz haben, so steht das Thier fest.

Die übrigen zu dieser Abtheilung gehörigen Antilopen sind: Der Nanguer, Ant. Dama; Senegal. Die rothe Antilope, Ant. redunca; am Senegal. Der Rietbock, Ant. Eleotragus; in Südafrika. Die braunrothe Antilope, Ant. fulvorufula; vielleicht nur eine Varietät der vorigen. Die isabellfarbige Antilope, Ant. isabellina; am Cap. Die grimmische Antilope, Ant. grimmia; Südafrika. Der Rehbock, Ant. capreolus; Südafrika. Die Steinbockantilope, Ant. tragulus; Südafrika. Der Greisbock, Ant. melanotis; Südafrika. Der Bleckbock; Ant, Pediotragus; (vielleicht Varietät der Steinbockantilope). Die Zwergantilope, Ant. pygmaea; Südafrika. Die Buschantilope, Ant. sylvicultrix; Sierra Leona. Der Ducker, Ant. mergens; Afrika. Die spitzhörnige Antilope, Ant. acuticornis; Afrika? Die Saltische Antilope, Ant. saltiana; Abyssinien. Der Durebi, Ant. scoparia; am Cap. Die Bergantilope, Ant. montana; in Dongola. Die Dammah, Ant. Dammah; (vielleicht nicht verschieden vom Nanguer) in Dongola.

Vierte Familie.

Kuhantilopen. Alcelaphus.

Die Hörner mit doppelter Krümmung, geringelt, ohne Gräthen, bey beyden Geschlechtern; Thränenhöhlen; keine Leistendrüsen; Schwanz mittelmäßig, endigt mit einer langen Haarquaste; zwey Säugewarzen; ein deutliches Maul.

Taf. 159. **Die Kuhantilope.** Antilope Bubalis.

Le Bubale.

Der Kopf gleicht in etwas dem einer Kuh, ist aber sehr lang und schmal, besonders an der Stirne; das Maul ist breiter als beym Hirsch, aber weniger entwickelt als beym Ochsen. Die Hörner dick, an der Wurzel nur 10 Linien auseinander stehend, anfangs nach hinten und den Seiten, dann aber nach vorn gekrümmt, und endlich wieder nach hinten sich biegend, indem sie sich mit den Spitzen in etwas nähern. Sie sind mit mehr oder weniger dicken, spiralförmig gewundenen, Querringen und länglichen Furchen gezeichnet, nur die Spitze ist fast platt. Das Stirnbein steht wulstig über die Scheitelbeine vor; die Augen stehen sehr hoch; Thränenhöhlen. Die Schneidezähne fast gleich lang, an den Rändern sich berührend; die Schultern sind erhaben und bilden auf dem Wiederrüst einen Höcker; der Schwanz ist mit seiner Quaste 13 Zoll lang; die Hornschuhe sehr lang und schief abgeschnitten. Die Farbe einfärbig roströthlich; die drey Zoll lange Schwanzquaste schwarz.

Die Größe eines Hirsches oder kleinen Ochsen.

Die Kuhantilope lebt im ganzen nördlichen Afrika, besonders in den Wüsten, in Heerden; zuweilen kommt sie bis nach Egypten. Die Alten kannten sie schon sehr gut.

Sie ist zwar scheu, angegriffen und verwundet aber vertheidigt sie sich mit Muth, und ist dann sehr zu fürchten. Sie greift den Kopf zwischen den Beinen haltend an, und stößt von unten herauf, schnellt ihn dann schnell in die Höhe, und macht auf diese Art gefährliche Wunden, wie der Eber.

Bemerkenswerth ist die große Höhe der Schulter in Vergleichung mit der Höhe des Kreuzes. Sie muß daher im Laufe ganz eigen aussehen und bergan nicht gut fortkommen können. Ihr Lauf soll aber doch sehr schnell seyn. Die Jungen sollen leicht zahm werden, und sich gewöhnen lassen, mit dem Rindvieh auf die Weide zu gehen. Diejenige, welche in der Menagerie zu Paris lebte, war unbändig und böse. Man mußte sich vor ihren Hörnern sehr in Acht nehmen.

Dieß ist alles, was wir über die Lebensart dieser Antilope wissen. (Abbildung nach Cüvier.)

Taf. 159. **Der Addax.** Antilope Addax.

L'Addax.

Hauptfarbe des Körpers milchweiß; Kopf chokoladenfarbig. Diese Farbe erstreckt sich bis zu der Brust hin, jedoch so, daß der Hals nur damit überzogen ist und die weiße Farbe durchschimmert. Die kleine Schnauze ist platt, an den Seiten derselben ein weißer Fleck. Das Kinn ist bis zum Mundwinkel weiß. Ein schneeweißer, brillenförmiger Fleck zieht von dem Nasenrücken neben dem Auge vorbey bis zu den Wangen herab. Die Thränengruben fehlen, statt ihrer zeigt sich eine drüsige Erhöhung am Ende des zugerundeten weißen Wangenflecks. Die Regenbogenhaut kastanienbraun; die Augenwimpern dunkelbraun. Die breite Stirne ist von einem schönen dunkel kastanienbraunen Haarschopf bedeckt, der bey dem Männchen von oben nach unten und zu den Seiten gerichtet bey dem Weibchen von unten nach oben verläuft und etwas heller ist. Vom Hinterhaupt lauft zwischen den Ohren und auf dem Genick ein dunkelbrauner Streifen herunter, der oben breiter ist und unten schmäler wird, so wie sich im Nacken des Männchens mehrere kleine Haarwirbel bilden. Die Ohren sind auf der vordern und innern Fläche mit langen weißen Haaren besetzt, an der hintern und am Rande chokoladefarbig. Am Vorderhalse befindet sich eine

chokoladefarbige, beynahe 3 Zoll lange, Mähne, welche von der Kehle bis zur Gurgelgrube lauft, nach unten kürzer wird und sich allmählig verliert. Der übrige Körper ist weiß.

Kopf und Hörner sind an beyden Geschlechtern verschieden. Der Kopf des Männchens ist kürzer als der des Weibchens, auf der Stirne breiter, und hat einen größern perpendiculairen Durchmesser. Die Hörner des Männchens sind 8 Zoll länger als die des Weibchens, sie bilden zwey gedehnte Windungen, und endigen mit einer konischen, platten, geraden, sechs Zoll langen Spitze. An der Wurzel ist die Entfernung der Hörner bey Männchen und Weibchen gleich, die längern Hörner des Männchens aber weichen an den Spitzen viel weiter auseinander als an dem letztern, und sind überhaupt um ein Drittheil stärker. Sie sind beym Männchen gerade von der Wurzel an geringelt, beym Weibchen nicht ganz von da an, und zählen bey letzterm weniger Ringe als beym Männchen. Unter der vordern Fußwurzel ein chokoladefarbener Fleck, auf dem Fersenbein ein nackter warziger. Die Afterklauen sind stumpf und flach, beynahe dreyeckig; die Fessel breit, zwischen denselben nach dem Halse zu ein membranöser, geschlossener, an seiner innern Wand mit kurzen Haaren überzogener Sack, der eine schwarze stinkende Schmiere enthält. Hufe schwarz, platt, mit hohler Sohle, die vordern breiter als die hintern. Der platte dünne Schwanz endigt mit einer aus weißen und braunen Haaren gemischten kleinen Quaste. Die Leistendrüsenhöhlen fehlen. Das Weibchen hat vier schwarze Zitzen.

Ganze Länge von der Schnauze bis zum After 4 Fuß 4 Zoll. Länge der Hörner, ohne die Windungen beym Männchen, 2 Fuß 2½ Zoll. Schulterhöhe 3 Fuß; Kreuzhöhe 3 Fuß 1 Zoll. Länge des Schwanzes 1 Fuß.

Diese Antilope wird nur an einzelnen Stellen in der afrikanischen Wüste südlich von Ambukol gefunden, bis zu der Oase Horaza. In Kordofan und Darfur ist sie unbekannt. Sie lebt unstät in kleinen Familien, abgesondert von allen andern Antilopenarten, die mit ihr dieselbe Gegend bewohnen. Sie wird von den Arabern mit Pferden todtgehetzt, was jedoch nur in der Sommerzeit geschehen kann. Die schnellsten nubischen Pferde haben Mühe sie einzuholen. Für die Jagd auf den Addax müssen windstille, warme Tage gewählt werden. Sie soll mehrere Monäte ohne Wasser leben können. Die Araber nennen dieß Thier Adas oder Akas.

Herr Rüppel hat diese Antilope zuerst nach Europa gebracht, aber auch Hemprich und Ehrenberg brachten sie.

Nach Herrn Ruppel giebt es in der dortigen Wüste noch einige dem Addax ähnliche Antilopen, welche er wohl sah, aber ihrer nicht habhaft werden konnte.

Er nennt folgende:

Antilope Tendal, der Araber, auch Bruja genannt. Größe eines Pferdes, Hörner schwarz und gewunden, wie beym Addax, aber viel größer und dicker; Hauptfarbe rothbraun; Stirn schwarz; Hinterfüße schwärzlich; Schwanzquaste sehr lang. Bewohnt die Wüste von Sinerie, und kommt in der Regenzeit bis Ambukol vor.

Antilope Chora. Größe eines Pferdes; Hörner des Männchens lang, dick und gewunden, wie ein Korkzieher. Das Weibchen hat keine. Der Balg schwarzgrau; die Füße unten in die Quere weiß gestreift. Lebt in bergigten Gegenden.

Herr Professor Otto von Breßlau hat im 12ten Bande der Verhandlungen der Kaiserl. Leopold. Carolinischen Academie eine Antilope unter dem Namen der benatheten (Ant. suturosa) bekannt gemacht, welche er selbst späterhin für eines mit dem Addax erklärt. (Abbildung nach dem Ruppel'schen Atlas).

Zu dieser Abtheilung gehört der Kaama, Antilope Caama; von den Holländern Haartebeest genannt, am Cap.

Fünfte Familie.

Bockgazellen. Tragelaphus.

Die Hörner mehr oder minder zusammengedrückt, spiralförmig, mit einer Gräthe versehen, bald nur bey einem, bald bey beyden Geschlechtern; die Thränenhöhlen fehlen; Leistendrüsen; der Schwanz mittelmäßig; vier Säugewarzen; ein unvollkommenes Maul.

Taf. 160. **Die bunte Antilope.** Antilope scripta.
Le Guib. (Bontebok der Colonisten.)

Die Hörner gerade, etwas zusammengedrückt, mit doppelten Gräthen, leicht spiralförmig gewunden; die Spitze rund und scharf; ein kleines Maul; keine Thränenhöhlen. Die mittlern Schneidezähne breit und von einander abstehend; die andern gerade, mit ihrem Körper, nicht aber mit ihrem Rande sich berührend; Ohren sehr groß; Schwanz sehr kurz. Keine Kniebürsten. Die Farbe im Allgemeinen falb, ins kastanienbraune übergehend, mit weißen Linien und Flecken. Der Kopf falb; Mitte der Stirn und eine Linie auf der Nase schwärzlich. Ohren braun; vor dem Auge steht ein kleiner weißer Fleck, ein anderer unter dem Auge, und ein dritter noch tiefer. Oberlippenspitze und Unterkinnlade weiß. Hals falb, ohne Flecken, oben dunkler, unten heller; auf der Brust ein weißer Fleck. Der Körper falb; die Rückenlinie mit längern Haaren, schwarz und weiß gemischt; Schwanz oben falb, unten weiß, Spitze desselben schwarz. Seiten, Schultern und Schenkel mit zehn weißen, schmalen Querbinden bezeichnet, welche vom Rücken ausgehen, und fast gleich weit von einander stehen; nur die mittern stehen etwas weiter von einander. Von der Schulter bis zur Schenkelfalte geht eine weiße Längslinie, schief die Querbänder durchkreuzend; an den Hinterschenkeln stehen ein dutzend weiße Flecken; der Bauch schwärzlich; innere und äußere Seite der untern Vorderschenkel weiß, vorn durch eine schmale braune Linie getrennt; vordere Seite der Schenkel und hintere Unterschenkel weiß.

Das Weibchen unterscheidet sich nur durch den Mangel der Hörner vom Männchen.

Die bunte Antilope hat ungefähr die Größe des Damhirsches. Die ganze Länge der Schnauze bis zum After ist 4½ Fuß; Schulterhöhe 2½ Fuß; Kreuzhöhe 2 Fuß 8 Zoll; Länge der Ohren 5 Zoll, des Schwanzes 6 Zoll.

Die Flecken und Streifen sind übrigens nicht bey allen bunten Antilopen gleich, sondern variren oft.

Das Vaterland dieser Art sind die Ufer des Senegals, in den Ebenen und Wäldern daselbst; besonders auch das Land Podar. Man fand sie ehmals innert den Gränzen der Cap-Colonie fast so häufig, wie den Springbock, jetzt ist sie daselbst nur selten in waldigen Gegenden an der Südküste anzutreffen.

Sie lebt in großen Heerden.

Sie ist schnell, flüchtig, läßt sich aber, mit Güte behandelt, sehr zahm machen, und bekommt Anhänglichkeit und Zutrauen an die Personen, welche sich ihr nähern. Ueber die eigentlichen Sitten dieser Art im wilden Zustand ist nichts bekannt. (Abbildung nach Cüvier.)

Zu dieser Abtheilung gehören: Der Kudu, Antilope strepsiceros; am Vorgebirge der guten Hoffnung. Die Waldantilope, Ant. sylvatica. Der Boschbock, am Cap.

Sechste Familie.

Oreaden. Oreas.

Hörner gerade, mit einer sehr starken spiralförmigen Gräthe, bey beyden Geschlechtern; keine Thränenhöhlen; ein Maul; vier Säugewarzen; keine Kniebürsten; der Schwanz lang, am Ende mit einer Quaste.

Taf. 160. **Die Elenn-Antilope.** Antilope oreas.
Le Canna. (Elant der Colonisten.)

Hörner schwarz, sehr dick, in der Richtung der Stirne stehend, bey beyden Geschlechtern in der Länge und Dicke verschieden, dünner beym Weibchen, aber länger und gerader, konisch, nach hinten stehend; bey alten Männchen an der Spitze etwas nach vorn gebogen. Von unten bis in die Mitte sind sie gewunden, und eine vorspringende Gräthe lauft mit mehreren Schraubengängen von der Wurzel herauf, verschwindet aber an der Spitze, welche rund und platt ist.

Der Kopf ist lang; die Ohren groß, spitzig; der Hals lang, zusammengedrückt, mit einer schmalen Mähne, welche vom Nasenrücken schon anfängt und sich von dem Scheitel bis zur Schwanzwurzel erstreckt. Sie besteht aus mittelmäßig langen Haaren, von welchen die am Halse gegen den Kopf, die auf dem Rücken dagegen nach dem Schwanze zu gerichtet sind, sie sind von braunschwarzer Farbe. Vom Halse herab hängt eine Wamme bis zur Brust, sie ist mit langen Haaren, von der Farbe wie die am Körper, bedeckt; unter der Gurgel steht ein Höcker, sehr wahrscheinlich vom Luftröhrenkopf gebildet, etwa ein Zoll hoch; der Schwanz sehr dünne, endigt mit einem Büschel langer schwarzer Haare; die Hauptfarbe des Körpers ist falb, ins rostfarbe ziehend; der Bauch weiß; Kopf und Hals aschgrau; vier Säugewarzen. Das Haar ist sehr dünne gesäet, kurz, straff, platt anliegend, so daß die Haut durchblickt, wodurch die Farbe in ein gelbliches Braun sich verwandelt.

Das Weibchen ist etwas kleiner als das Männchen, und die Stirnhaare sind kürzer.

Größe eines starken Pferdes. Länge von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 8 Fuß 2 Zoll; Höhe des Wiederrüsts 5 Fuß, des Schwanzes 2 Fuß 3 Zoll.

Die Elennantilope ist die größte Antilope des südlichen Afrika's, und erreicht ein Gewicht von 800 bis 1000 Pfund; dennoch aber ist ihre Gestalt antilopenartig, leicht und schlank. Die beyden mittlern Vorderzähne sind viel breiter als die übrigen.

Diese große Antilope findet sich in Südafrika, innerhalb und außerhalb der Cap-Colonie, in den Ländern der Beschuanen und Buschmänner, in offenen und mehr ebenen Gegenden. Sie geht in kleinen Rudeln von 8 bis 10 Stück. Selten sieht man größere Heerden von 20 bis 30 Stück beysammen, oder auch einzelne ganz alte Männchen oder Junge.

Die Elennantilope läuft sehr schnell, und ein Pferd könnte sie nicht einholen, wenn ihr Lauf so ausdauernd als geschwind wäre. Allein sie ermüdet gar bald, besonders wenn sie sehr fett ist. Solchen fetten Thieren setzen daher die Jäger am liebsten nach, da man sie leicht zu Tode jagen kann. Bey solchen todt gehetzten Thieren soll das Fett des Herzbeutels, welches 6 bis 8 Pfunde beträgt, ganz flüssig angetroffen werden. Sie laufen immer gegen den Wind, selbst dann, wenn der Jäger von dieser Seite kommt.

Es ist dieß eine der wenigen Antilopen, welche dem Jäger wirklich gefährlich werden können, indem sie sich ihrer Hörner bedient, und bey der Größe des Thiers auch viele Kräfte hat.

Das Fleisch schmeckt wie Rindfleisch, und ist den Reisenden in diesen öden Gegenden sehr wichtig, da ein einziges getödtetes Thier eine ziemliche Zahl Menschen auf viele Tage mit Vorrath versehen kann; es soll frisch einen unangenehmen Nebengeschmack haben, der sich durch Dörren und Räuchern verliert. Man schneidet die Muskeln in lange Riemen und dünne Scheiben, und dörrt sie an der Luft, welches in einem so trockenen Lande, wie Afrika ist, schnell geschehen kann. So wird es nachher ganz roh oder auch gekocht gegessen. Das Fett soll ebenfalls vortrefflich schmecken. Die Haut ist dick, und kann gegerbt zu Sohlenleder, Zugviehgeschirre u. s. w. verarbeitet werden. Die Hörner werden zu Tabakspfeifen von den Hottentotten verarbeitet.

Man könnte wahrscheinlich diese Antilope in ihrem Vaterland zum Hausthier gewöhnen, da sie leicht zahm wird, sich leicht berühren und streicheln läßt. Ja man legte ohne Mühe dem Männchen, welches in der Menagerie im Haag gehalten wurde, einen Zaum an, und spannte es vor einen Wagen. Es lief damit schneller als ein Pferd, wurde aber bald müde.

In der Cap-Colonie ist sie jetzt, den vielen Krankheiten wegen, seltener geworden. Auch soll sie einer Hautkrankheit unterworfen seyn, welche viele dahin rafft.

Lichtenstein erzählt, daß die Jäger nördlich vom Orangefluß Heerden einer Antilope angetroffen, welche die nämliche Größe und Gestalt haben, wie die Elenn-Antilope, allein sich durch dünklere Farbe und mehr gekrümmte Hörner auszeichneten. Sie wird Bastard-Elenn genannt, und soll die böseste aller Antilopen seyn, in Gefahren zuweilen auf den Jäger losrennen und ihn gefährlich verwunden.

(Abbildung nach Schreber.)

Siebente Familie.

Ochsenantilopen. Boselaphus.

Einfache platte Hörner, von verschiedener Biegung, ohne eine vorstehende Gräthe oder Leiste, bey den Weibchen fehlen sie bey einer Art; keine Kniebürsten; der Schwanz lang, mit einem Haarbüschel am Ende; vier Säugewarzen; ein Maul.

Taf. 161. **Die weißfüßige Antilope.** Antilope picta.

Le Nyl-Gaut.

Die Hörner sind am Männchen ziemlich kurz, konisch, platt, sie stehen an der Wurzel weit auseinander, und sind leicht gebogen, indem sie sich seitwärts nach oben und vorn richten, an der Basis dreyeckig, dann aber runden sie sich unmerklich ab; den Weibchen fehlen sie; die Thränenhöhlen sind nicht groß; die mittlern Schneidezähne sehr breit; die Seitenzähne nehmen dagegen an Größe ab; die Ohren sind groß, an der Spitze sehr breit; der Hals lang und dünne, wie beym Hirsch, aber mit einer Wamme versehen; der Schwanz ist lang, und endigt mit einer langen Quaste; die Beine sind dick; über den Hals lauft eine schwärzliche Mähne, und am untern Theil des Halses steht ein Büschel langer schwarzer Haare. Die Haare sind an den obern Theilen und an den Extremitäten kurz, länger an den Seiten und unter dem Bauche; im Allgemeinen ist die Farbe beym Männchen aschgrau, beym Weibchen graufalb, an den Beinen, am Kopf und der Nase, ins Braune übergehend; Rand der Oberlippe, untere Kinnlade, Gurgel, Bauch, Hinterbacken, unterer Theil des Schwanzes weiß. Vorn an jedem Fuß ist ein weißer Fleck gerade über den Hufen; zwischen den Hufen steht ein Büschel weißer Haare; die Schwanzquaste ist schwarz.

Das Thier nähert sich in der Größe dem Hirsch; aber die Kreuzgegend, besonders beym Männchen, ist bedeutend niedriger als der Wiederrüst. Das Weibchen ist kleiner; die Kreuzgegend weniger niedrig. Die Hörner werden nicht länger als 7 Zoll.

Das Vaterland dieser Antilope ist Indien, Cachemir und die Thäler des Himalaya; man findet sie auch in der Nähe von Guzurate und Bombay.

Sie nähert sich durch ihre Körperform, die Lage der Hörner, durch das vollständige Maul und den langen Schwanz, dem Ochsen, daher auch ihr indischer Name blauer Ochs (Nyl ghau) auf diese Aehnlichkeit deutet. Diese Art wurde mehrmal lebend nach Europa gebracht. Hunter hat besonders Beobachtungen über dieselbe gesammelt, da er lange Zeit ein Paar besaß. Der Geruch scheint bey ihr sehr entwickelt, denn sie verschmähte jede Pflanze, welche den geringsten besondern Geruch hatte. Das Männchen wurde nie ganz zahm, und blieb selbst gegen seinen Wärter immer unfolgsam. So bald man sich ihm näherte, fiel es auf die Kniee der Vorderfüße und suchte zu stoßen.

In ihren Kämpfen sollen sie sich auf diese Art nähern, und wenn sie einander nahe sind, schnell aufspringen und mit Heftigkeit, mit gesenktem Kopfe, auf einander stoßen. Männchen und Weibchen waren sehr zugethan, es ist daher wahrscheinlich, daß sie in Familien unter sich leben. Ein Paar, welches Lord Clive besaß, pflanzte sich mehrere Male in England fort. Die Tragezeit soll neun Monate dauern. Die jungen Männchen haben die Farbe der Mutter. Beyde Gatten leckten sich sehr oft, und das Weibchen leckte auch jedermann die Hand, wenn man sie ihm darbot oder ihm Brod gab. Zur Begattungszeit scheinen die Männchen besonders wild zu seyn. Man sah eines mit solcher Gewalt und Schnelligkeit auf einen Menschen, der sich seiner Verzäunung genähert hatte, losstürzen, daß es sich am Holzwerk ein Horn abbrach. In England fütterte man sie mit Hafer, welchen sie aber weniger liebten, als Gras und Heu. (Abbildung nach Cüvier.)

Taf. 161. **Das Gnou.** Antilope Gnu.

Le Gnou.

Die Hörner bey beyden Geschlechtern stark, breit, an der Wurzel platt, sie sitzen am Hinterhaupt, und stehen an der Wurzel nahe an einander, gegen die Spitze hin sind sie konisch und platt, ohne Runzeln oder Querringe,

dagegen mit zahlreichen gefurchten Längslinien; sie gehen anfangs nach vorn und seitwärts, steigen dann fast senkrecht in die Höhe und endigen sich spitzig. Ihr Umfang an der Wurzel beträgt 17 Zoll, und ihre ganze Länge, der Krümmung nach, 21 Zoll. Der Kopf ist groß, zusammengedrückt, und endigt mit einem breiten Maul; die Ohren sind tutenförmig, mittelmäßig groß, seitlich und niedrig; die Nasenlöcher sehr groß, halbmondförmig, und mit einem knorpeligen Seitenanhange versehen, welcher die Nase nach dem Willen des Thiers öffnen und schließen kann; der Mund ist groß; die Lippen beweglich; die Zunge platt; die Augen groß, dunkelbraun, und ringsum mit steifen, 1½ Zoll langen, weißen Borsten, wie von einem Stern umgeben, welches dem Thier ein sonderbares und wildes Ansehn giebt. Die Thränenhöhlen sind klein, kaum bemerkbar, mit einem Busche schwarzer Haare eingefaßt; das Haar auf dem Rücken der Nase ist dicht, lang, steif, braun, nach der Stirn gerichtet, an der Stirne dagegen kürzer, rothbraun, und nach der Schnauze stehend; unter dem Kinn steht ein brauner Bart. Alles dieses, verbunden mit der breiten Stirn und dem sehr schmalen Nasenrücken, giebt dem Kopf ein ganz außerordentliches Ansehn. Der Hals ist kurz, mit einer dichten Mähne, welche von den Hörnern herab bis unter die Schultern geht; die Haare derselben sind 5 Zoll lang, an der Wurzel weiß, übrigens aber schwarz, so daß die Mähne eine weiße Einfassung erhält. Auch am Vordertheil der Brust läuft eine Mähne von schwarzen eben so langen Haaren zwischen den Vorderbeinen hindurch bis zum Bauche hin, und um die Nabelgegend hängt eine lange Haarzotte herab. Die Haare des Körpers selbst sind kurz, aber dicht stehend, und von Farbe braun. Die Schenkel und Beine schlank, mit kurzen braunen Haaren bedeckt. Hörner und Hufen schwarzblaulich.

Der Rücken ist vielmehr abgerundet als bey einem Rind; der Rückgrath nicht so vorstehend, so daß der Körper dem des Pferdes etwas ähnlich ist. Diese Aehnlichkeit wird noch durch die fleischigen Schultern, die abgerundeten Hinterbacken und den Schwanz vermehrt; dieser ist zwey Fuß lang, und mit langen, steifen, bräunlich weißen Haaren, die aber dünne stehen, bedeckt, gleicht aber mehr einem Eselsschwanze.

Das Weibchen ist kleiner, aber eben so gehörnt, und hat nur zwey Zitzen. Ein zwey Fuß hohes Kalb, welches Sparrmann fing, war bleich hellbraun, am Bauche weiß, am Maule schwarz, an der Stirne dunkelbraun; die Mähne schwarz.

Das Gnu hat die Größe des Esels. Höhe des Wiederrüsts 3 Fuß 4½ Zoll; des Kreuzes 3 Fuß 3 Zoll; des Schwanzes 2 Fuß 4 Zoll, mit den Haaren.

Das Gnu lebt in Südafrika, etwa 200 Stunden vom Cap landeinwärts, in den Landstrichen von Camdebo bis zum Orangefluß. Man findet es in zahlreichen Heerden von mehrern hundert Individuen, weit von den Wohnungen der Menschen entfernt.

Das Gnu ist das schnellste Thier der Ebenen Südafrika's, und man kann es als das Bild unbegränzter Freiheit betrachten. Es besitzt Stärke, Geschwindigkeit und Muth in einem hohen Grade, hat eine feine Nase und scharfes Gesicht, und alle Versuche es zu zähmen, sind bisher mißlungen. Wenn es verfolgt wird, so entflieht es im schnellsten Galopp, macht aber, wie andere Antilopen, in einiger Entfernung Halt, um sich nach dem Jäger umzusehen. Wird es verwundet, so geht es wüthend auf seinen Verfolger los und wird ihm gefährlich. Wenn eine Heerde beunruhigt wird, so springen und stoßen sie sich zuerst unter einander, ehe sie im Galopp die Flucht ergreifen. Ihre Bewegungen bey solchen Gelegenheiten sind so zierlich, frey und mannigfaltig, daß alle andern Antilopen in Vergleich mit ihnen, plump und tölpisch erscheinen. Wegen seiner Schnelligkeit wird es selten von den Colonisten erlegt; die Hottentotten aber lauern ihm im Gebüsch auf, und schießen es mit vergifteten Pfeilen.

Man hat sie mehrmals lebend nach Europa gebracht, und mit Heu, Hafer und Gras ernährt. Allein sie blieben immer unbändig, wild, suchten zu stoßen, und schlugen hinten und vorn aus, wenn man sich ihnen nähern wollte.

Das Fleisch ist zärter als Rindfleisch, und gibt ein vortreffliches Wildpret. Aus den Hörnern werden am Cap verschiedene Arbeiten verfertigt, besonders Messerhefte, welche eine feine Politur annehmen und durchsichtig sind.

Im Lande der Betschuanen findet sich eine dem Gnu sehr ähnliche Antilope, in Heerden von 50 bis 100 Stücken. Sie ist größer als das gewöhnliche Gnu, und hat eine Länge von 5 Fuß 8 Zoll, und eine Höhe von 3 Fuß 8 Zoll. Die Farbe ist grau, und die Haare haben einen seidenartigen Glanz. Mähne und Schwanz sind weiß, und letzterer reicht bis auf die Afterhufe herab. Die schwarze Mähne und die Wamme ist länger, und hängt

zwischen den Vorderschenkeln bis an die Kniee herab. Die Kniee haben Haarbürsten. Die langen Haare von der Unterlippe bis zur Mitte des Halses sind ebenfalls schwarz. Die Hörner sind stärker und die Biegungen knotiger. Bey den Einwohnern der Colonie heißt es Koknu, und bey den Betschuanen Cocong, welche Unterschiede berechtigen, dieses Thier zu einer eigenen Art zu machen, welche man das graue Gnu (Antilope Cocong) nennen kann.

(Abbildung des Gnu nach Cüvier.)

Zu dieser Abtheilung gehört auch die Ochsenantilope, Ant. taurina, welche Herr Burchel im Lande der Betschuanen gefunden hat. Sie hat die Größe des Gnu, und ihre Hörner gleichen sehr den Ochsenhörnern.

Achte Familie.

Pasanantilopen. Oryx.

Hörner bey beyden Geschlechtern sehr groß, spitzig, gerade oder bogenförmig nach hinten gekrümmt, geringelt, ohne Gräthe; Thränenhöhlen; keine Kniebürsten; kein Maul; der Schwanz lang, mit einem Haarbüschel von langen Haaren.

Taf. 162. Die weiße Pasanantilope. Antilope leucoryx.

Le Leucoryx.

Größe des Edelhirsches. Die Hörner dünne, sehr lang, rund, an der Wurzel bis über die Hälfte geringelt, schwarz, und bogenförmig nach hinten gebogen. Die Farbe des ganzen Thiers ist milchweiß, ein Fleck auf der Nase, ein Längsstreif durch die Augen, und der ganze Ober- und Vorderhals rostfarb oder hell kastanienbraun, bey einigen fast ganz weiß, nur rostfarb überlaufen *). Der Schwanz reicht mit seinen letzten Wirbeln fast bis an den Hacken, an seiner Spitze ist ein Büschel von langen Haaren, von welchen die äußern weiß, die mittlern und längsten aber schwarz sind. Das Haar ist kurz, grob, dicht anliegend, und fast über den ganzen Leib von gleicher Länge; nur von der Mitte des Kreuzes, wo ein starker Haarwirbel liegt, bis zum Hinterhals ist das Haar länger, und lauft in Gestalt einer Mähne in verkehrter Richtung mit den Spitzen gegen den Kopf hin.

Länge von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 5 Fuß 8 Zoll; des Schwanzes mit dem Haarbüschel 2 Fuß. Höhe der Schulter 3 Fuß; des Kreuzes 3 Fuß ½ Zoll.

Das Vaterland dieser Antilope ist Sennaar und Kordofan am obern Nil. Sie lebt in offenen ebenen Gegenden, in Gesellschaften von 10 bis 15 Stück, am häufigsten bey Simrie. Nach Pallas sollte die kleine Insel Baharein im Golf von Bassora das Vaterland dieser Antilope seyn; allein es ist sehr unwahrscheinlich, daß sie auch dort sich finde.

Die Nahrung besteht in niedrigen Kräutern, und in der trockenen Jahrszeit hauptsächlich in den Blättern und jungen Trieben der Acacia tortilis und Acacia Ehrenbergii. Sie wird von den Beduinen zu Pferde erjagt und mit Jagdspießen getödtet. Der Werth eines Pferdes wird dort nach der Leichtigkeit und Ausdauer geschätzt, mit welcher es diese Antilope und den Strauß im Laufe ereilt. Ihr arabischer Name ist Abu-harb.

Nach Herrn Lichtensteins Untersuchungen war sie schon den Alten wohl bekannt, wie Denkmäler und Beschreibungen beweisen. In den innern Räumen der Pyramide von Memphis ist das Thier als ein gezähmtes und in einigen als ein einhörniges dargestellt, vielleicht daß eine solche gezähmte Antilope das eine Horn verloren hatte, woraus dann vielleicht die Sage vom Einhorn entstund. Die Alten kannten diese Antilope unter dem Namen Oryx.

(Abbildung nach Lichtenstein.)

---

*) Das in Lichtensteins Abbildungen vorgestellte Exemplar ist fast ganz milchweiß; dagegen hat das in Frankfurt aufgestellte jenen Fleck auf der Nase, den Streif durch die Augen und den Hals von rostbrauner Farbe.

Taf. 162. **Die wahre Gazelle. Antilope Gazella.**

L'Algazelle.

Die Hörner lang, schwarz, rund, dünne, an der untern Hälfte geringelt; Thränenhöhlen. Der Kopf lang; die Schnauze schmal; kein Maul; die Nasenlöcher gleichen denen der Ziege; der Kopf weiß, mit zwey dunkelgrauen Flecken, welche am Grunde der Hörner anfangen und sich unter der Unterkinnlade so vereinigen, daß sie dieselbe einfassen; mitten auf der Stirne ist ein Fleck von gleicher Farbe; Hals und Brust dunkelfalb; der obere Theil des Körpers und Seiten hellfalb, besonders die Rückengegend; Bauch und Beine weiß; Schwanz weiß, am Ende mit braunschwarzer Quaste; Haar sehr fein auf dem Rücken, länger als an den andern Theilen. Vom Hinterhaupt aus lauft eine Rückenlinie bis auf das Kreuz, auf welcher die Haare von hinten nach vorn stehen, übrigens von der Farbe des Körpers.

Länge 5 Fuß bis zum Schwanze; Länge des Schwanzes 1 Fuß 8 Zoll; Kreuz- und Schulterhöhe 3 Fuß 6 Zoll; Länge der Hörner 2 Fuß 11 Zoll.

Man findet diese Antilope ziemlich selten am Senegal; dagegen scheint sie häufiger in Mittelafrika zu seyn. Sie war den Alten bekannt, und ist am Tempel zu Esne in Egypten abgebildet.

Von ihrer Lebensart ist gar nichts bekannt. Eine lebende in der Pariser Menagerie war sehr zahm und sanft.

(Abbildung nach Cüvier).

Neunte Familie.

Ziegenantilopen. Egocerus.

Hörner sehr groß und stark, spitzig, mit einer Krümmung nach hinten, geringelt; das Maul unvollkommen; weder Thränenhöhlen noch Kniebürsten; der Schwanz ziemlich lang.

Taf. 163. **Die Pferdantilope. Antilope equina.**

La chevaline.

Hörner groß, nach hinten gebogen, am Kopf sind sie mehr zusammengedrückt, werden aber nach und nach rund; an der Basis sind sie gefurcht, dann aber mit 27 bis 28 Ringen bezeichnet, welche nach oben dicker werden und weiter von einander abstehen; der letzte Drittheil der Hörner ist platt; die Ohren sehr groß, an der Basis breit, an der Spitze dagegen sehr schmal; am Hals eine Mähne von 2½ Zoll langen Haaren, welche nach dem Kopf zu gerichtet stehen. Die Haare des übrigen Körpers sind kurz; der Schwanz ziemlich lang. Die Farbe im Allgemeinen braun, ins rostfarbe ziehend; Kopf braun; Nase weißlich, an der Basis eines jeden Haares steht ein weißer Fleck, der sich vor das Auge verlängert und mit einem weißen Haarbüschel von sehr langen Haaren endigt; die Beine sind unten dunkler als oben; die Kniee vorzüglich braun.

Größe eines kleinen Pferdes; Höhe am Wiederrüst 4 Fuß 1 Zoll; Länge des Körpers 7 Fuß 6 Zoll; des Schwanzes mit den Haaren 1 Fuß 7 Zoll; der Hörner nach der Krümmung gemessen 2 Fuß.

Das Vaterland dieser Antilope ist unbekannt, aber wahrscheinlich kommt sie aus Südafrika, vom Innern der Cap-Colonie. Sehr nahe verwandt mit der blauen Antilope (Antilope leucophaea) und vielleicht nur ein altes Thier dieser seltenen Antilope, welche ehmals in der Cap-Colonie einheimisch war, seit dem Jahr 1799 aber, wo die letzte geschossen wurde, dort ganz ausgerottet zu seyn scheint. Sie soll nur paarweise oder höchstens in kleinen Truppen von fünf bis sechs Stücken dort gelebt haben, und gegenwärtig noch am Cap landeinwärts bis nach Litaku vorkommen. Die blaue Antilope hat ihren Namen von der blaugrauen Farbe erhalten, welche sich aber nach dem Tode verliert und in ein verschossenes Grau ausartet.

(Die Abbildung der Pferdantilope ist nach den Zeichnungen zum Dictionnaire der Naturgeschichte, und diese nach dem Original im Pariser Museum.)

Zehnte Familie.

Gemsen. Rupicapra.

Hörner einfach, platt, bey beyden Geschlechtern, nach hinten gebogen; keine Thränenhöhlen und keine Kniebürsten; Leistendrüsen; der Schwanz sehr kurz; zwey Zitzen; kein Maul.

Taf. 163. **Die Gemse.** Antilope rupicapra.

Le chamois.

Die Hörner schwarz, kurz, rund, platt, gerade aufstehend, mit starker hackenförmiger Biegung nach hinten, unter sich fast parallel; an der Wurzel der Hörner nach innen bildet die Haut eine Vertiefung. Der Kopf gleicht in etwas demjenigen des Ziegenbocks. Kein Bart; die mittelsten Vorderzähne stehen über die andern 2 Linien weit vor; die Ohren sind lang und schmal; die Zunge platt; die Pupille des Auges bildet ein ablanges Viereck. Der Pelz ist von zweyerley Art. Die Wollhaare sind sehr dicht und braun, die langen Haare trocken und brüchig. Im Frühling ist die Farbe weißgrau, im Sommer rothbraun, im Herbst dunkelbraun und im Winter ganz schwarz. Zu allen Jahrszeiten aber ist die Nasengegend, die Stirne, die untere Kinnlade und das Innere der Ohren weißgelb, ebenso die Hinterbacken, das Innere der Beine und der Bauch, so wie auch die Haare an den Hufen. Durch das Auge geht ein brauner Streif.

Das Junge ist bey der Geburt dunkel brandgelb; untere Kinnlade weiß, ebenso die Hinterbacken, und über den Rücken lauft eine schwarze Linie.

Die Weibchen sind etwas kleiner als die Männchen, zärter gebaut, auch die Hörner dünner.

Länge von der Schnauze bis zum After 3 Fuß 2½ Zoll; Schulterhöhe 2 Fuß; Kreuzhöhe 2 Fuß 1 Zoll.

Die Gemse lebt im Sommer auf den höchsten, steilsten und unwegsamsten Alpen, welche an die Region des ewigen Schnee's angrenzen. Sie bewohnt die schweizerischen, savoischen und tyrolischen Alpen, und soll auch die Pyrenäen bewohnen. Sie ist allenthalben, wo sie nicht zu sehr verfolgt wird, noch häufig, und lebt in Truppen von fünf bis vierzig Stücken. Als ein menschenscheues und furchtsames Thier sucht sie immer die unzugänglichsten Orte auf, wo sie vor den Nachstellungen der Menschen und Raubthiere am sichersten zu seyn glaubt. Man findet sie daher meistens an sehr jähen, mit Felsen eingeschlossenen Grasplätzen, im Sommer immer nahe an Gletschern und Schnee. Des Morgens, vor Anbruch des Tages, wagen sie sich wohl etwas tiefer hinab, allein so wie der Tag kommt, steigen sie wieder in die Höhen, in wilde schattige Thäler, ruhen daselbst den Tag über aus, wiederkauen, und legen sich gerne auf und neben den Schnee. Sobald aber der Abend einbricht, gehen sie wieder auf die Weide, und bringen die dunkeln Nächte unter hohlen Felsen und Felstrümmern zu. Dieß ist ihr Aufenthalt in den warmen Sommermonaten. Wenn im October Schnee fällt, und die Alpen abgestorben sind, ziehen sie sich tiefer herunter, bleiben aber, so lange sie immer können, über dem Holzwuchs; jemehr aber der Winter herannahet, desto tiefer gehen sie in die Wälder herab, wo sie in den härtesten Wintermonaten bleiben. Sie wählen immer die dichtesten Wälder zu ihrem Winteraufenthalt aus, wo ihnen der Naturtrieb sagt, daß sie vor den Schneelauwinen am sichersten sind. Unter den sogenannten Wettertannen, oder solchen, welche mit ihren untersten Aesten allenthalben auf den Boden herabhangen, schlagen sie am liebsten ihre Ruheplätze auf. Immer ziehen sie die Wälder an der Südseite denen an der Nordseite vor. Nur ein sehr hoher Schnee treibt sie näher den bewohnten Thälern zu, und sobald nur immer wieder neues Futter in den Höhen wächst, oder der tiefe Schnee weicht, steigen sie aufwärts in die luftigen Höhen, welche immer ihr liebster Aufenthalt bleiben. Die Natur gab ihnen nicht umsonst den dicht behaarten Pelz, damit ihnen die Kälte nicht schade.

Es gibt wohl nicht leicht ein friedlicheres, aber auch kein furchtsameres Thier, als die Gemse. Die Natur hat sie ganz ihrer Bestimmung gemäß gebildet; äußerst feine Sinne, vorzüglich das Gesicht, Geruch und Gehör, zeichnen diese Alpenbewohner aus. Die größte Stärke ist in den Hinterbeinen, durch welche ihr ganzer Körper eine unbegreifliche Schnellkraft erhält, mit der sie über ungeheure Abgründe übersetzen kann. Von Welden hat den

Sprung einer Gemse gemessen, und ihn 21 Pariserfuß weit gefunden. Sie lauft mit eben der Schnelligkeit und Sicherheit über die steilsten Klippen, wie ihre Gattungsverwandten in Afrika über die Sandebenen und in Asien über die Steppen der Tartarey, und da, wo man glauben sollte, es wäre unmöglich, daß ein Thier von solcher Größe festen Fuß fassen könnte, eilt sie mit Windesschnelle sicher dahin. Sie springt leichter Berg auf als Berg ab, und setzt mit außerordentlicher Behutsamkeit die Vorderfüße, in denen sie eine große Gelenksamkeit besitzt, auf, damit sie keine Steine losmache. Auf der Ebene ist dagegen ihr Gang schleppend und ungeschickt, da ihr ganzer Bau für die Berge eingerichtet ist; auch können die Gemsen nicht laufen, nur springen. Zuweilen jedoch versteigen sie sich auch, so daß sie weder vor- noch rückwärts mehr kommen, und keinen festen Fuß fassen können, und so in den Abgrund stürzen müssen. Diese Schnelligkeit und Behendigkeit rettet sie häufig vor Gefahren, und ohne diese Eigenschaft, ohne die feinen Sinne, welche ihnen mithelfen, sie vor Gefahren warnen, und ihnen die Annäherung von Menschen und Raubthieren anzeigen, wäre längst die ganze Art an vielen Orten verschwunden. Sie sind ein Sinnbild der Wachsamkeit, sehen sich beym Weiden alle Augenblicke genau um, wittern nach allen Seiten, und bey der geringsten Ahndung verräth ein Pfeifen den andern die Gefahr. Dieses Pfeifen wird durch einen Stoß der Luft durch die Nase und die Zähne erzeugt, und ist das Zeichen zur schnellsten Flucht, welche diejenige zuerst ergreift, die die Gefahr bemerkt. Den Hals kann sie so strecken, daß sie, an einem Baum oder Felsen gelehnt, 7 Fuß hoch reichen kann. Von Welden bemerkt, daß eine an ihm aufstehende zahme Gemse gar keinen bemerkbaren Druck ihrer Vorderfüße machte, sondern die ganze Last auf den Hinterfüßen ruhte.

So gerne die Gemsen sonst in Gesellschaft leben, so trifft man doch alte Böcke meist einsidlerisch an, und nie wird man sie bey den Heerden sehen. Diese trennen sich aber im Wintermouat ohnehin für eine kurze Zeit, da nun die Brunstzeit beginnt, welche bis im December dauert. Man trifft in dieser Zeit gewöhnlich einen Bock mit ein oder zwey Ziegen beysammen an. Es gibt zu dieser Zeit unter den Böcken oft heftige Kämpfe, wobey nicht selten starke Verwundungen entstehen. Die Böcke, deren Hörner oben nach außen von einander stehen, suchen bey diesem Kampfe von oben nach unten hauend den Gegner zu verwunden. Zu dieser Zeit sind die Gemsen am fettesten, muthig, wohl genährt und voll Feuer. Der Schwächere flieht gewöhnlich, und wird hart verfolgt. In der Gefahr geht die Gemse auch wohl muthig auf ihren Feind los, wenn sie keinen andern Ausweg mehr hat, besonders auf Hunde. So lange sie aber fliehen kann, fliehet sie. Nur in der höchsten Angst betreten sie die Gletscher, da sie darauf nicht leicht fortkommen können. Sie haben einen großen Ortssinn, und finden einen Weg, den sie einmal betreten haben, leicht wieder. Sie sind sehr neugierig, beriechen alles, was ihnen fremd ist, und starren oft sehr lange in die Ferne, um etwas zu erspähen. Ihren Gesellschaften geht immer eine der größten Gemsen voran, welcher alle folgen; wird diese geschossen, so zerstreut sich der Rudel, der ihrer Führerin sonst mechanisch nachläuft.

Obschon sie sich am meisten der Ziege nähert, hat sie weder deren Geruch noch deren Stimme. Diese gleicht mehr der des Rehes, und ist sehr sanft. Man hat auch keine sichern Beweise, daß zwischen Ziegen und Gemsen fruchtbare Begattung statt gehabt hätte, obschon beyde Arten oft in der Nähe weiden. Doch hat Herr Kasthofer mit seinen thibetanischen Ziegen diese Vermischung zu Stand gebracht.

Die Gemsziege trägt zwanzig Wochen, und wirft mit Ende Aprils oder Anfang Mai meist nur ein, selten zwey Junge, unter einem überhangenden Felsen, an einem trockenen, verborgenen Ort. Schon am ersten Tage folgt das Junge der Mutter nach. Sie säugt es sechs Monate, und ist sehr besorgt für dasselbe; der Bock dagegen sorgt für seine Jungen nicht. Die Mutter aber sucht mit ihnen die sichersten, steilsten und einsamsten Weiden auf, lehrt sie über Abhänge und Felsen setzen, und macht ihnen den Sprung vor, bis sie nachsetzen können, wobey sie fast wie eine Ziege meckert. Wird die Mutter geschossen, so bleibt das Junge, wenn es noch klein ist, bey der Mutter, und wird oft lebend gefangen; ist es aber größer, so entflieht es, und soll dann oft von einer andern Gemse an Kindesstatt angenommen und gesäugt werden, welches um so eher möglich ist, als die Weibchen mit ihren Jungen zusammenleben, bis sie erwachsen sind, und die Böcke sich erst im dritten Jahr, wo sie sich begatten, von den Ziegen trennen.

Jung eingefangene Gemsen lassen sich leicht bis auf einen gewissen Grad zahm machen, sind aber nicht so munter wie die wilden. Man muß sie aber sehr jung erhalten und an Ziegen säugen lassen. Sie werden dann,

wenn sie wohl gewartet werden, so zahm, wie jedes Hausthier, folgen ihrem Herrn wie ein Hund, kommen auf den Ruf und springen an ihre Wohlthäter auf; auch vertragen sie sich sehr gut mit Hunden, mit welchen sie sogar ihr Lager theilen. Sie erfordern aber immer einen Ort, wo sie sich bewegen können; dieß geschieht vorzüglich auch gerne des Nachts. Ein warmer Stall muß ihnen jedoch nie angewiesen werden. In Höfen, mit Mauern eingeschlossen, sieht man dann ihre Geschicklichkeit im Springen. Von Welden sah eine ganz zahme Gemse eine 14 Fuß hohe Mauer hinauf und auf der andern Seite hinab, einer Magd, welche eben dort grasete, auf den Rücken springen, ohne sie zu verletzen. Wo nur immer an der Mauer ein Steinchen los ist, oder ein kleiner Vorsprung sich zeigt, kann die Gemse ansetzen, und erreicht in etlichen Sätzen die Höhe, wie im Fluge. Sie nimmt dabey einen Anlauf, und sucht schief aufwärts zu kommen. Selten leben aber zahme Gemsen lange, und wenn es Böcke sind, so werden sie zur Brunstzeit böse, so daß man sich vor ihren Hörnern sehr in Acht zu nehmen hat. Sie fressen in der Gefangenschaft gerne Brod, dann auch frisches Gras, trockenes Heu und Gemüse. Frisches Wasser ist ihnen unentbehrlich.

Die Nahrung der Gemsen im Freyen besteht im Sommer aus den besten und kräftigsten Alpenpflanzen, welche nahe am Schnee wachsen. Besonders lieben sie die jungen Triebe von strauchartigen Alpengewächsen, wie der Alpenrosen, Erlen, Weiden, und selbst die jungen Triebe der Nadelbäume, Wachholder, Tannen und Fichten. Im Herbst und Winter leben sie von Laub und dürrem Grase; vorzüglich fressen sie auch die langen Bartflechten, welche von den Tannen herabhängen, und wahrscheinlich auch Rennthier- und isländisches Moos, welche auf unsern Alpen auch angetroffen werden. Sie kommen im Winter oft nahe an die Häuser, sogar in tiefe Thäler herab, besonders im Frühjahr, wenn hier junges Gras hervorkeimt und im Gebirge noch alles mit Schnee bedeckt ist. Sie können sehr lange hungern, aber keinen Durst leiden. In strengen Wintern leben sie mit wenig Moos, und man hat sogar öfters Steinchen in ihrem Magen gefunden, welche indeß wohl mit dem Moose oder den Flechten dahin mögen gekommen seyn. Salz lieben sie, wie alle Wiederkauer, sehr; sie besuchen daher die kalkichten Felsen, an denen sich Salz findet, wo sie sich oft so durstig lecken, daß sie zum ersten besten Wasser laufen und saufen müssen. Man nennt diese Stellen Sulzen, und paßt dabey den Gemsen oft auf, wobey man aber die Erfahrung gemacht haben will, daß solche Gemsen magerer sind als andere. Statt des Wassers lecken sie häufig Schnee.

Die Gemse hat viele Feinde, und selbst ihr Aufenthalt ist ihnen öfters gefährlich. Besonders werden durch herabrollende Steine und Felsenstücke, noch mehr aber durch Schneelauwinen viele Gemsen getödtet, und durch letztere oft ganze Gesellschaften begraben. Die Gemsen kennen zwar diese Gefahr, und suchen die Stellen auf, wo sie am sichersten sind, allein oft werden sie doch von diesen Naturereignissen ereilt. Unter den Thieren sind es der Luchs, der Bär und der Wolf, welche ihnen gefährlich werden können; allein diese Raubthiere der Alpen greifen lieber zahmes, weniger flüchtiges Vieh an, und nur selten mögen ihnen Gemsen zu Theil werden, am seltensten dem langsamen Bären. Viel gefährlichere und schwer auszuweichende Feinde aber hausen in den Lüften. Adler und Lämmergeier erspähen aus noch bedeutendern Höhen die ruhig weidenden Gemsen, tragen die Jungen in den Klauen davon, und stoßen die Alten in den Abgrund, wo sie ihre sichere Beute werden. Besonders thut dieses der Geieradler oder Lämmergeier, dessen mächtige Flügelschläge ihnen gefährlicher sind als die Klauen. Hoch aus der Luft herab stürzt er seitwärts auf die an einem Abgrund stehende Gemse, ergreift sie mit den Füßen, schlägt sie mit seinen gewaltigen Flügeln, und so stürzt sie betäubt herunter.

Der gefährlichste Feind aber ist der Mensch, der unabläßig auch dieses bloß nützliche Thier verfolgt, so gefährlich und mühsam auch die Jagd ist. Der Gemsenjäger muß einen freyen Kopf, ein gutes Gesicht und sichere Füße haben. Damit er über die steilsten Klippen, neben den schrecklichsten Abgründen, über die überhangendsten Abhänge gehen könne, muß er vom Schwindel nichts wissen. Er muß sich gewöhnen über Eisfelder und Gletscher zu gehen, über Eisspalten wegzusetzen, Sturm, Ungewitter, Hunger und Kälte zu ertragen; er muß eine gute Brust haben, um leicht bergan zu steigen und die reine Atmosphäre aushalten zu können. Vor allem aus muß er auch mit seiner Büchse gut umzugehen und zu treffen wissen. Mitten in der Nacht verläßt der Gemsenjäger seine Wohnung; oft geht er schon gegen Abend aus und besteigt noch eine große Strecke des Berges, wo er in einer Alphütte einige

Stunden ruht. Seine Rüstung besteht in einer leichten Kleidung und stark genagelten Schuhen, woran er Fußeisen schnallen kann. Er ist mit einem langen, starken, unten mit Eisen beschlagenen Alpstock, mit einer guten Flinte, mit Pulver und Kugeln, und meist auch mit einem Fernrohr versehen. In seiner Jagdtasche trägt er als Mundvorrath etwas Brod und Käse, auch wohl ein Fläschchen mit Wein oder Branntwein.

Noch ehe die Sonne aufsteht durchspürt er die höhern Gebirgsregionen mit scharfem Auge, oder mit dem Fernrohr, beobachtet die Richtung des Windes und geht gegen denselben, damit die Gemsen ihn nicht wittern. Als Windzeichen bedient er sich eines Haares, welches er in die Luft hält. Bemerkt er nun eine oder einige Gemsen, so wartet er hinter einem Felsen oder einem andern gelegenen Orte, bis die Gemse sich von ihrem Weideplatze zurückzieht und er sie sicher aufs Korn nehmen kann. Da die Gemse mit vorrückendem Tage immer aufwärts zieht, so sucht er unbemerkt höher als sie zu kommen, so daß sie ihm zu Schusse kommt. Sobald er die Hörner der Gemse unterscheiden kann, schießt er. Zuweilen sucht er, auf dem Bauche kriechend, gegen den Wind sich der Weidenden zu nähern. Bey größern Truppen wird der Jäger weit leichter von den umherspähenden Augen und witternden Nasen der Gesellschaft verrathen, denn sobald eine etwas bemerkt, ist auch schon die ganze Truppe auf der Flucht. Einer einzelnen ist es leichter beyzukommen. Da die Gemse ein sehr zähes Leben hat, und auch selbst bey starken Verwundungen sehr oft entkommt, so muß der Jäger gut zielen, und Brust oder Kopf zu treffen suchen, denn sobald das Thier nicht tödtlich verwundet wird, so kann der Jäger nachsehen, er bekommt es nicht. Selbst auf drey Beinen läuft sie so schnell als die übrigen davon, und oft trifft man solche, denen die Knochen von selbst wieder zusammengeheilt sind. Oft auch stürzt die angeschossene Gemse über eine Felsenwand herunter und zerschmettert so, daß sie ganz unbrauchbar wird, wenn man sie auch bekommt. Am gefährlichsten ist es, wenn die Thiere auf flache und steile Felsenmassen flüchten, und der Jäger nachsteigen will; da versteigt er sich oft so, daß er weder vor noch rückwärts kommen kann, und sich glücklich schätzen muß, wenn er nach stundenlangen Versuchen sich wieder gerettet sieht. Auch die Verfolgung über Eis und Schnee kann sehr gefährlich werden. Ueber den Schnee läuft die Gemse leicht, aber auf dem Gletscher fürchtet sie sich, und nur die größte Gefahr kann sie dahin treiben, wo der Jäger sie leichter erlegt. Ist aber auch eine oder gar zwey Gemsen erlegt worden, so geht die Mühe erst recht an, die Beute in wegsame Gegenden zu tragen. Nachdem das Thier ausgeweidet worden, werden die vier Füße zusammen gebunden, und dieselben über die Stirne gehängt, so daß der Körper auf dem Rücken und Nacken des Jägers aufliegt; der Kopf wird, so wie die Flinte, an die Füße der Gemse gehängt, und letztere ruht auf dem Leibe derselben. So beladen steigt er, an den Alpstock sich lehnend, behutsam herunter.

Eisige Winde, Schneegestöber, dichte, undurchdringliche Nebel, Kälte, Stürme, herabrollende Steine, oder das Uebereilen der Nacht an unwegsamen Orten, bereiten Gefahren, denen selten ein Gemsenjäger in die Länge entgeht. Dennoch wird die Gemsenjagd zur stärksten Leidenschaft, und mancher auf der Jagd verwundete Jäger eilt, kaum geheilt, sogleich wieder ins Gebirge, um sich neuen Gefahren und Beschwerden auszusetzen.

Eine ganze Gemse wird mit drey bis vier großen Thalern, je nach der Größe oder Häufigkeit, bezahlt. Die Haut gibt ein vortreffliches Leder, und wird sehr gesucht. Das Fleisch ist, wenn die Thiere nicht zu alt sind, vortrefflich, und wird sehr geschätzt.

Es gibt zwey Varietäten der Gemsen; eine kleinere, welche man in den Alpen das Gratthier nennt, weil sie im Sommer nur in den höchsten Alpen angetroffen wird, im Winter nur in die obersten Wälder herabsteigt; und eine Größere, das sogenannte Waldthier, welches im Winter tiefer herabkommt. Jenes ist stärker behaart, und soll dickere Füße haben. Dieser Unterschied ist indeß mehr zufällig, und scheint sich nach der Localität zu richten.

Zu dieser Abtheilung zählen einige die sogenannte amerikanische Gemse (Antilope americana), mit kurzen, konischen, nach hinten leicht gekrümmten, schwarzen und geringelten Hörnern. Die Hauptfarbe ist weiß, und die Haare lang und seidenartig; keine Mähne. Die Größe einer mittelmäßigen Ziege. Dieses Thier bewohnt die Felsen und unzugänglichsten Gebirge des nördlichen Amerika's. Es soll aber nicht so schnellfüßig seyn, wie die Gemse, und nach seinen wollenartigen, feinen Haaren, und einigen andern Umständen, scheint es eher den Schafen, als den Antilopen, angereihet werden zu müssen. Eine gute Abbildung davon ist uns nicht zu Gesicht gekommen.

Eilfte Familie.

Amerikanische Antilopen. Antilocapra.

Beyde Geschlechter tragen kurze Hörner, sie sind zusammengedrückt, nach hinten hakenförmig, an der Spitze umgebogen und mit einem vordern Nebenzweige, wie mit einem Ende versehen, daher geweihartig; kein Maul; keine Thränenhöhlen; keine Kniebürsten; allgemeine Gestalt der Antilopen.

Es gehören unter diese Unterabtheilung mehrere amerikanische Thiere, welche noch nicht lange bekannt sind, und von welchen wir noch keine guten Abbildungen zu Gesicht bekommen konnten, die wir aber, da sie alle Aufmerksamkeit verdienen, kurz anführen wollen.

Die gabelförmige Antilope. Antilope furcifer.

Im Allgemeinen gleicht dieses Thier der Gemse, ist aber viel größer; die Nase klein; die Nasenlöcher wie bey den Schafen; die Stirn breit; die Ränder der Augenhöhlen vorspringend; über und etwas innerhalb des hintern Theils der Augenhöhlen stehen die Hörner, welche in Gestalt und Character von allen andern abweichen; sie haben unten 5 Zoll im Umfang, sind seitlich zusammengedrückt, inwendig fast flach, auswendig rundlich, schwach runzlich und gestreift, und, besonders inwendig, mit kleinen, hornigen Perlen besetzt, wie bey den Hirschen. Von unten bis 7 Zoll hoch behalten sie dieselbe Dicke, dann endigt sich der Vordertheil in einen zusammengedrückten gestreiften Zinken, der auf- und vorwärts sieht, und eine Gabel bildet, mit dem hintern Theil, welcher sogleich rund wird, sich zuspitzt, nach hinten und innen sich krümmt, und in eine stumpfe Spitze endigt. Die Farbe der Hörner ist bräunlich schwarz. Keine Thränenhöhlen; keine Höhlen hinter den Hörnern, wie bey der Gemse; Ohren etwa 6 Zoll lang, spitzig, schmal, außen falb, inwendig mit weißen Haaren besetzt. Stirn, Nase, Schläfen, Hals, Rücken und Keulen fuchsbraun, Seiten bläßer; Lippe, Kinn, Kehle, ein Fleck unter den Ohren, einer unter der Kehle, Brust und Bauch gelblich weiß. Kreuz und Schwanzgegend schön weiß. Die Beine glänzend ochergelb, dünne, doch fest; das Fesselbein ist bedeutend lang; die Hufe schmal, spitzig und schwarz; keine Kniebürsten. Das Haar weich und gerade, leicht ausfallend. Am Hinterhaupt bilden die sich entgegen laufenden Haare einen Schopf. Der Character des ganzen Thiers ist Stärke und Schönheit.

Die Länge von der Nase bis zum Schwanz ist 5 Fuß 8 Zoll; Höhe des Wiederrüsts 3 Fuß 1 Zoll; Länge des Schwanzes 1½ Zoll.

Die Heimath dieser Antilope ist weit ausgebreitet im centralen Nordamerika, in kleinen Heerden oder Familien, längs den mittlern Gegenden der Stonygebirge, wo sie wie unsere Gemsen leben und die höchsten Gipfel ersteigen, die sie mit dem Argali theilen. Sie laufen ungemein schnell und sicher. Die Indianer treiben sie auf einen Hügel, der auf der andern Seite einen Abgrund hat, dann schreyen sie alle laut, wodurch die erschreckten Thiere in den Abgrund stürzen.

Eine zweyte Art dieser Antilopen trägt Hörner, welche vorn sich handförmig verbreitern. Man kennt aber nur die Hörner. Ebendahin gehört die Mazame, Antilope Mazama; kleiner als die Hausziege, aber höher auf den Beinen. Die Hörner 6 Zoll lang, schwach geringelt, dunkel, nach hinten gebogen und spitzig. Leib blaß rothbraun; Bauch, Inneres der Füße, Brust und Kinn gelblich weiß; an der Küste des mexicanischen Meerbusens. Die Temazama, Ant. Temazama; am rothen Fluß in Nordamerika. Vielleicht der Pudu des Molina, und eher eine Ziege oder Schaf? Die wollige Antilope, Ant. lanigera; an der Hutsonsbay, bis Nootka Sund in Nordamerika.

Außer diesen Antilopen sind noch mehrere verwandte Thiere dieser Gattung noch unvollkommen bekannt. Dahin gehören: Der Pheir, Antilope Hodgsonii. Eine große Antilope, nahe verwandt mit dem Nylgau; am Himalaja. Der Guhrul, Ant. Guhrul; Ebendaselbst. Soll dasselbe Thier seyn, welches unter dem Namen

Steinbock von Nepaul bey Cüvier abgebildet ist. Der Chiru, Ant. Chiru; in den Gebirgen von Thibet. Die zottige Antilope, Ant. villosa; Land der Betschuanen. Die Antilope mit halbmondförmigen Hörnern, Ant. lunata; Ebendaselbst. Die lalandische Antilope, Ant. lalandiana; am Cap in gebirgigten Gegenden. Die kleinste Antilope, Ant. spinigera; (Temm.) Küste von Guinea.

7te Gatt. Ziege. Capra. Chèvre.

Vorderzähne unten 8, von fast gleicher Größe, ordentlich gereihet und an den Rändern sich berührend; keine Eckzähne; Backenzähne oben und unten 6.

Die Hörner nach hinten gerichtet, seitwärts platt und in die Quere gerunzelt. Die Nasengegend flach, bey einigen etwas vertieft. Kein Maul, nur die Gegend zwischen den Nasenlöchern nackt. Keine Thränenhöhlen oder Vertiefungen unter der Augenhöhle. Die Ohren spitzig, gerade und sehr beweglich. Die Zunge weich. Der Körper und die Beine stark. Der Schwanz kurz und meist in die Höhe stehend. Keine Leistendrüsen. Keine Kniebürsten. Zwey Zitzen.

Der Pelz besteht aus zwey Arten von Haaren, einem innern sehr feinen und weichen Flaum, und äußern sehr langen, platten Haaren. Am Kinn ist bey den meisten Arten ein Bart, bey einigen zwey häutige Anhänge am Halse. Die Hoden des Männchens in einem sehr großen Hodensack.

Im Allgemeinen lieben die Ziegen erhabene und gebirgigte Gegenden, klettern leicht, und leben gesellschaftlich in Heerden. Sie sind lebhaft, zeigen viele intellectuelle Fähigkeiten, haben feines Gehör, Gesicht und Geruch.

Die Arten finden sich nur in der alten Welt.

Taf. 164. Der Steinbock. Capra Ibex.
Le Bouquetin.

Die Hörner beym Männchen sehr groß, bogenförmig nach hinten gebogen, seitlich zusammengedrückt, höher als breit, hinten und vorn mit abgerundeter Fläche; die vordern mit querlaufenden Knoten, welche an der Wurzel am niedrigsten sind, dann aber gegen die obern zwey Drittheile größer und besonders gegen die innere Seite des Horns vorragender und wulstiger werden, am Rande durch eine Gräthe sich verbinden und gegen die Spitze einen überhängenden Rand bilden. Zwischen den Wülsten laufen Vertiefungen gegen die hintere Fläche, und das ganze Horn ist überhaupt mit Querrunzeln bedeckt, wovon einige fast in gleicher Entfernung bestimmte, vertiefte Ringe bilden, deren sechs bis sieben deutlich sind. Die Zahl und Größe der Knoten richtet sich nach dem Alter und der Größe des Thiers, so daß alte Thiere mehr und größere Knoten haben, ohne daß jedoch die Jahre nach der Zahl derselben bezeichnet würden. Die größten Hörner haben 19 bis 22 Knoten; ihre Länge ist bey recht Alten von 2 Fuß bis 7 und 8 Zoll, und das Gewicht beyder mit dem Knochenzapfen 10 bis 16 Pfund. Die Hörner der Weibchen oder Steingeißen sind viel kleiner, kaum ½ Fuß lang, und weniger knotig; die Farbe bräunlich hornfarbig. Der Hals ist dick und stark; der Kopf nicht groß, besonders im Verhältniß zu den ungeheuern Hörnern, welche den Steinbock nöthigen, den Kopf hoch zu tragen. Dagegen sind die Nackenmuskeln sehr stark. Die Ohren sind klein, tutenförmig, und stehen tief an den Seiten des Hinterkopfs. Die Beine sind etwas dick, plump, stark; die Hufe stark, unten scharf und rauch, zum Anhalten auf harten Körpern geschickt, und weit auseinander gehend. Der Schwanz ist kurz, steht, wie bei den Ziegen, auf- und mit der Spitze vorwärts gerichtet. Die Farbe ist nach der Jahrszeit verschieden, und wechselt vom Braunen bis ins Rothgraue und Aschgraue ab. Im Sommer sind die Haare kurz, an den meisten Theilen weißgrau, indem unter grauröthlichen Haaren viele weiße gemischt sind; an andern Stellen hat die röthlichgraue Farbe die Oberhand. Im Winter sind die Haare viel länger, stehen dichter, und ihre Farbe ist hell rothgrau; über dem Rücken ein hellbrauner Streif von etwas längern Haaren. Sommertracht: Stirn und Nase sind dann braun, kurz, und fein behaart; die Stirnhaare länger, mit weißgrauen vermischt; die Wangen bis zu den Ohren und ein kleiner Theil des Halses unterhalb den Ohren schmutzig gelb; die Lippen weiß; die Kehle

braungrau. Von einem Barte ist keine Spur. Der Hinterkopf ist dunkelbraun, am Nacken mit vielen weißlichen Haaren. Die Ohren sind auswendig graulich, inwendig schwärzlich. Der Hals ist oberhalb weißgrau, unten ebenso, nur etwas dunkler. Ueber die Schultern nach den Vorderbeinen hinab, so wie an Brust und Vorderleibe, ist die Hauptfarbe braun, etwas mit Weiß gemischt. Rücken, Seiten und der hintere Theil des Körpers weißlichgrau, hinten röthlich überlaufen. Alle vier Beine sind von oben herab heller, nach unten untermischt dunkelbraun. An den Hinterbeinen ob den Afterklauen ein erloschener schmutzig gelbweißer Fleck, dennoch im Verhältniß zu dem schweren Körper dünne. Der hintere Theil der Schenkel ist rostfarbig; After, Hodensack und ein Theil des Bauches weiß, mit schwarzen Haaren untermischt. Der Schwanz ist oberhalb schwarz behaart, mit einem 2 Zoll langen Haarbüschel. Die Wintertracht ist von der Sommertracht verschieden. Die Farbe der Haare am Kopfe ist im Ganzen gelblichgrau. Die Haare sind sehr lang, stark, und stehen außerordentlich dicht bey einander. Von der Wurzel weg sind sie schwach röthlichgrau, die Spitzen gelbgrau. Der Hinterkopf ist brauner als die Stirne. Ueber dem Nacken befindet sich eine kleine Mähne von 1½ Zoll langen, weißgrauen, gelbgespitzten Haaren. Die Hauptfarbe des Halses und des übrigen Leibes ist ein sehr helles Rostgrau, welches sich nach den Seiten und den Beinen hinab ins Schwarze verläuft. Ueber den Rücken geht der Länge nach ein hellbrauner Streifen. Der Schwanz ist dicht behaart, kastanienbraun. Die Beine sind vorn herab heller, hinten aber dunkelbraun; der Bauch weiß; alles außerordentlich lang behaart. An den Seiten des Leibes und den Schenkeln ist das Haar zwar nicht sehr lang, aber ungemein dicht; die einzelnen Haare sind sehr dick, und endigen sich in keine Spitzen, sondern sind ganz stumpf. Der Kopf ist an dem Männchen bedeutend kürzer als am Weibchen, besonders ist die Stirne ungleich gewölbter und erhobener.

Junge Steinböcke haben am ganzen Leib ziemlich steife und grobe Haare, die eine graue, wenig ins Röthliche ziehende, Farbe haben; Bauch und inwendige Seite der Beine sind weiß.

Das Weibchen hat zwey Zitzen.

Länge von der Nasenspitze bis zum Schwanz 4 Fuß 6 Zoll; des Schwanzes 6 Zoll.

Der Steinbock, der ehmals auf den schweizerischen, tyrolischen und savoyschen Gebirgen lebte, findet sich gegenwärtig nur noch in einem nicht gar weitläufigen Gebirge, welches die Thäler von Aosta, Cogne, Courmayeur, Severenche und Ponte in Piemont umgiebt. Im Anfange der Siebenzigerjahre des vorigen Jahrhunders, traf man noch Steinböcke auf den Gebirgen, welche das Bagnethal umgeben, an; allein seitdem sind sie aus schweizerischem Gebiete ganz verschwunden, und es sind höchst wahrscheinlich die genannten Gebirge zwischen dem Rosa und Montblanc die einzigen, wo es noch Steinböcke gibt. Im vierzehnten, fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert, waren die Steinböcke auf der ganzen Hochgebirgskette, welche sich vom Montblanc bis nach Tyrol und Salzburg erstreckt, gemein. Im Tyrol sind zwar die Steinböcke schon seit Jahrhunderten ausgerottet; dagegen im Erzbisthum Salzburg und namentlich in den Gebirgen, welche das Zillerthal umgeben, sind solche bis zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts noch anzutreffen gewesen, und wurden erst zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ganz ausgerottet, so daß der Steinbockgarten im Schlosse zu Hellbrunn mehrere Jahre leer blieb; bis in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts Erzbischof Andreas vier Stücke, wahrscheinlich aus Wallis, erkaufte, welche sich daselbst bis zum Einfall der Franzosen 1802 erhielten, und sich bis auf etwa 12 Stücke vermehrt hatten, damals aber alle niedergeschossen wurden. Im Jahr 1780 wurde ein Hauptbock in die Menagerie nach Schönbrunn abgegeben; was aus diesem aber geworden, ist unbekannt. In Bündten waren sie häufig; indeß hatten sie schon im sechszehnten Jahrhundert dort sehr abgenommen. Im Jahr 1612 wurde bey Strafe von 50 Kronen die Steinbocksjagd verboten; doch waren sie noch in den Bergen von Bergell, Vals und Oberengadin, gar nicht ungewöhnlich. Im Jahr 1616 gab es noch Steinböcke in den Clevnerbergen; und noch im Jahr 1633 wurde die Steinbocksjagd sogar bey körperlicher Strafe verboten. Im Kanton Glarus fällt die Zeit der Ausrottung schon in die Jahre 1550 bis 1570. Auch auf dem Gotthard und in den Oberländergebirgen waren sie anzutreffen. Aller Jagdverbote ungeachtet, sind sie allenthalben verschwunden, ohne daß man den Grund davon auffinden kann. Die Jagd allein kann kaum die einzige Ursache seyn, denn sonst wären wohl die Gemsen auch viel seltener geworden. Girtanner's Meinung, daß der Steinbock eher für die mittlern als für die höchsten Alpen geschaffen sey, und daß er nur gezwungen sich

auf den höchsten Gipfeln aufhalte, wo harte Winter und schlechtere Nahrung Krankheiten bey ihm erzeugen und die Art mehr vermindere, hat daher allerdings etwas für sich; doch ist dieses nicht die einzige Ursache. Von Raubthieren hat der alte Steinbock weniger zu fürchten, da er ihnen zu flüchtig ist, und höchst wahrscheinlich sich durch seine Hörner kräftig zu vertheidigen weißt, wie der Bastardsteinbock, der wirklich auf der Grimsel seine Wohnung hat, durch sein Beyspiel bewiesen hat, da er selbst Menschen gefährlich wurde.

Noch soll der Steinbock in Creta gefunden werden, wie schon Belon anführte. Ueber dieses wissen wir in neuern Zeiten nichts bestimmteres, und es wäre möglich, daß das Thier von Creta ein Argali wäre. Der sibirische Steinbock ist dagegen bestimmt eine eigene Art, und daß der Steinbock auch auf den Pyrenäen noch wohne, davon wissen wir gar nichts genaues, oder auch nur wahrscheinliches.

In seiner Lebensart hat der Steinbock sehr viel mit der Gemse gemein. Seine Stimme hat etwas ähnliches mit dem Pfeifen derselben, doch ist es gedehnter. Im Schrecken ertönt es wie ein kurzes Nießen; bisweilen macht er auch, indem er durch die Nasenlöcher bläst, ein Geräusch, und wenn er noch jung ist, so gibt er einen mäckernden Ton von sich. Der Körper ist plumper als der der Gemse. Besonders geben ihm die großen Hörner ein etwas schwerfälliges Ansehn; allein wenn es auch weniger lebhaft ist, als die Gemse, so ist sein Lauf nicht weniger schnell, und seine Geschicklichkeit über die steilsten Klippen zu laufen und große Sprünge zu machen, wo möglich noch größer. Wenn er springt, so scheint er keinen Sprung zu nehmen. Mit größter Richtigkeit zielt er nach dem Platze, wohin er gelangen will, und fehlt ihn gewiß nicht. Der ganz junge zahme Steinbock in Bern sprang einem großen Manne ohne Anlauf auf den Kopf, und hielt sich da mit seinen vier Beinen ganz fest. Den zahmen Steinbock in Aigle sah man auf der scharfen Kante eines Thürflügels fest stehen und eine senkrechte Mauer hinaufklettern, ohne alle Stützpunkte, als die Vorsprünge der Steine, welche der abgefallene Mörtel sehen ließ. Parallel mit der Mauer sprang er in drey Sätzen auf dieselbe. Erst stellte er sich dem Ziele, welches er erreichen wollte, gerade gegenüber, und maß es gleichsam mit den Augen; dann durchlief er mit kleinen Schritten einen gewissen Raum, kam ein bis zweymal an die gleiche Stelle zurück, schaukelte sich auf seinen Beinen, als wenn er ihre Schnellkraft versuchen wollte, sprang auf und war in drey Sätzen oben. Wir sahen selbst die Steinziege in Bern im Schrecken über eine hohe Mauer hinunterspringen und sie wieder erklettern. Beym Springen scheint er den Felsen oder die Mauer kaum zu berühren, und seinen Körper, wie einen Ball, in die Höhe zu schnellen. Ob er aber nie mehr als drey Sprünge nach einander mache, um auf eine solche Höhe zu gelangen, das mag dahin gestellt seyn. Gewiß ist es, daß er mit unbegreiflicher Sicherheit und Schnelligkeit von Felsen zu Felsen springt. Auch über Gletscher soll er, wenn er gejagt wird, weit leichter als die Gemsen laufen; doch sucht er sie ebenfalls auszuweichen.

Die Steinböcke leben in Gesellschaften zusammen. Man trifft sie in Heerden von 12 bis 15 Stücken an. Die alten Männchen aber leben, wie die Gemsen, außer der Brunstzeit einsidlerisch. Die Kälte scheuen sie gar nicht; doch findet man bey alten Steinböcken die Ohrläppchen todt oder dürre, gleichsam abgefroren. Sie stellen sich, selbst im Winter, auf freye Höhen, mit dem Kopf gegen den Wiud, und bleiben oft Stunden lang, wie Bildsäulen, stehen, gehen von Zeit zu Zeit in der Nähe um Nahrung aus, und kommen hernach wieder auf die Höhe zurück. Ueberhaupt sind sie viel phlegmatischer als die Gemsen, und ein alter Steinbock sitzt Tage lang auf einem Fleck, an einem erhabenen Felsen, um sich umsehen zu können. Seine Bewegungen im Gehen und Laufen sind nicht so leicht, wie bey der flüchtigen Gemse; sie haben eine anscheinende Plumpheit, geschehen aber mit außerordentlicher Kraft und Stärke. Sein Körper ist zu lang und seine Hörner zu schwer, aber in seinen musculosen Schenkeln herrscht Stärke, Elasticität und Ausdauer.

Die Weibchen rnd Jungen halten sich zu allen Jahrszeiten in tiefern Gegenden auf als die Männchen. Der Steinbock läuft mit mehr Leichtigkeit Berg auf als Berg ab. Der Trieb nach der Höhe ist bey diesem Thier aber so stark, daß nur die größte Kälte und Mangel an Nahrung dasselbe zwingen kann, in tiefere Gegenden herunterzusteigen. Bey schöner Witterung verläßt es auch im Winter die Wälder und geht in höhere Regionen.

Wie die Gemsen weiden auch die Steinböcke des Nachts in den höchsten Wäldern, im Sommer doch niemals weiter als eine Viertelstunde von der Spitze einer freyen Höhe. Kaum fängt die Sonne an die obersten Berggipfel

zu erröthen, so verlassen sie schon die Waldungen, und steigen weidend immer höher, bis sie die höchsten Gipfel erstiegen haben, wo sie gegen Morgen oder Mittag liegende Stellen aufsuchen, sich an den wärmsten Plätzen lagern, wiederkauen, und den größten Theil des Tages hier schlafend oder ruhend zubringen. Sobald aber der Abend eintritt, steigen sie weidend wieder gegen die Wälder hinab, um da die Nacht zuzubringen. Im Winter bleiben sie fast immer in den Wäldern, und starker Schnee im Sommer treibt sie ebenfalls dahin.

Die Nahrung besteht in den vortrefflichsten Alpenkräutern, welche allen wiederkauenden Thieren so angenehm sind. Im Winter und bey schlechterer Witterung genießen sie, wie die Gemsen, die Knospen der Zwergweiden, Birken, Erlen, Alpenrosen und verschiedenen Flechten. Vorzüglich sollen die Arten des Beyfußes (Artemisia), die Muttern (Phellandrium) und Seggen (Carex) ihnen angenehm seyn; auch lieben sie das Salz.

Die Brunstzeit fällt in den Januar. Da kämpfen die Steinböcke mit ihren gewaltigen Hörnern um die Weibchen, welche sich den Siegern ergeben. Sie stoßen, wie die Ziegenböcke, so auf einander los, daß sie auf die Hinterbeine stehen und den Stoß seitwärts richten. Die gewaltige Kraft ihrer Hörner muß wohl diese Kämpfe hart und gefährlich machen. Die Steinziege trägt fünf Monate, und wirft meist in der letzten Woche des Juni oder Anfang Juli ein Junges, von der Größe einer Katze, welches gleich mit der Mutter davon läuft, und sich nach einigen Stunden schon in den Felsen verbergen kann. Sie beleckt das Neugeborne, und wendet alle mögliche Sorgfalt auf dasselbe, hält sich so lange sie säugt mit ihm am Tage in Felsenhöhlen verborgen, ruft ihm durch eine Art Meckern, und leitet es. Sie verläßt es nie, als wenn sie gejagt wird; kann es ihr dann nicht folgen, so verbirgt es sich geschickt hinter Steinen und in Felsenlöchern. Die gerettete Mutter aber findet sicher den Weg zu ihrem Jungen wieder. Bleibt sie zu lange aus, so kommt es aus seinem Schlupfwinkel hervor, ruft ihr, und verbirgt sich dann schnell wieder. Wird die Mutter verwundet oder getödtet, so flieht es anfangs furchtsam, kehrt aber immer wieder um, und verläßt die Gegend nicht leicht, wo es seine Mutter verlor. Das Steinbockzickchen kommt mit seinem ersten wolligen Haar bedeckt zur Welt, ist sehr niedlich, schmeichelhaft und munter, und fängt vom Herbst an mit seinem langen steifen Haar sich zu bekleiden.

Der Steinbock begattet sich mit seiner Gattungsverwandten, der Ziege, und aus dieser Begattung entstehen schöne, starke und fruchtbare Bastarde. Nicht bloß in der Gefangenschaft, sondern selbst in der freyen Natur geschieht diese Bastardbegattung. Zwey Hausziegen, ins Cognethal gehörig, kamen im folgenden Frühjahr, nachdem sie den Winter im Gebirge geblieben, trächtig zu ihrem Herrn zurück, und warfen beyde Steinbockbastarde, welche nach Turin verkauft wurden. Von den Steinböcken, welche in Bern gehalten wurden, stammen gegenwärtig zahlreiche Bastarde ab, welche im Berner-Oberlande vertheilt sind, und sich unter einander fortpflanzen. Die Bastardböcke haben fast die Hörner des Vaters, und eine ungemeine Stärke und Gewandtheit. Mit den Gemsen scheinen sich die Steinböcke nie zu begatten; ob sie ihnen aber wirklich feindlich begegnen, wie man sagt, lassen wir dahin gestellt seyn.

Jung eingefangene Steinböcke lassen sich allerdings sehr zahm machen, allein wenn sie alt werden, so verlieren sie viel von ihrer Zahmheit, und werden oft böse. Der zahme Steinbock in Aigle war sanft, und hatte nichts aufbrausendes oder hitziges in seinem Betragen; sein Gang war langsam, seine Neugierde groß, und er schien beym ersten Anblick dem Druck einer niedern Atmosphäre zu unterliegen, und sich zu verwundern, in einem flachen Lande zu leben, für das er nicht geschaffen war; allein seine Sprünge und sein Klettern bewiesen, daß es ihm dennoch wohl sey. Böse war er gar nicht, und wenn er seine Hörner vorhielt, so geschah es nur, um sich kratzen zu lassen, welches er sehr gerne hatte. Die Leute, welche ihm gekratzt hatten, kannte er sehr gut, kam auf sie zu, und hielt ihnen den Kopf vor. Ueberhaupt war er sehr sanftmüthig und gesellig, und die Anhänglichkeit an seine Amme, eine Ziege, war sehr groß, obschon er nicht mehr sog. Oft wenn er auf dem Dache oder einem andern ihr unzugänglichen Orte war, und sie ihm unruhig zumeckerte, kam er eilends zurück.

Auch die Steinböcke in Bern waren anfangs sehr zahm, und folgten dem Rufe ihres Wärters, ließen sich berühren, und fraßen jedem aus der Hand; allein dieß änderte sich mit dem Alter ganz. Der Bastardsteinbock in Bern zeigte bald seine Stärke, nicht bloß durch Sprünge, sondern durch Stoßen. Er besuchte einst den Professor auf dem astronomischen Observatorium, und riß ihm den Rockermel auf; er stieß die Personen, welche sich ihm

näherten, über den Haufen, und trieb allerley Possen, so daß man ihn auf der Schanze, wo er bisdahin war, nicht länger halten konnte; seine Hörner waren gefährliche Waffen geworden. Man setzte ihn auf einen Berg bey Unterseen; er wurde auch da gefährlich, und hätte einen Sennen vielleicht umgebracht, wenn man ihm nicht zu Hülfe gekommen wäre. Mehrere Male verfolgte er die Ziegen in vollem Galopp bis hinab nach Unterseen. Er wurde nun auf die Grimsel gesetzt, wo er noch hauset, und zuweilen die Reisenden neckt. Den Hund auf dem Spital, eine große Dogge, welcher ihm schmeicheln wollte, warf er mit seinen Hörnern über den Kopf. Die Steinziege aber blieb immer zahm und folgsam. Die unlenkbare Natur der Männchen bewies sich also auch bey diesem Bastardbock, von welchem bereits sehr zahlreiche Nachkommen vorhanden sind.

Die Stärke und Gewandtheit, mit den Hörnern sich zu vertheidigen, welche der Bastardbock zeigt, scheinen zu beweisen, daß auch der wilde Steinbock Muth und Kraft habe, sich in Gefahren zu vertheidigen, und die Sagen gar nichts unwahrscheinliches haben, daß ein geängstigter Steinbock, dem kein Ausweg mehr übrig bleibt, sich gegen den Jäger wenden, und ihn in den Abgrund stürzen könne, und daß er sich mit Erfolg selbst gegen Wölfe zu vertheidigen im Stande sey. Der Steinbockjäger Nicolaus Fournier aus dem Wallis, sah eine sehr merkwürdige Scene von Vertheidigung. Er traf einst sechs Steinziegen mit eben so viel Jungen an. Ein Adler schwebte kreisend über ihnen, und erspähte den günstigen Augenblick ein Junges zu rauben. Die besorgten Mütter hatten indessen, die über ihnen schwebende Gefahr ahnend, ihre Jungen alle unter einem etwas überhängenden Felsenblock zusammengetrieben, und sich wie eine Wache vor sie hingestellt, die Spitzen ihrer Hörner dem grimmigen Feinde über ihren Köpfen immer entgegen gerichtet. So wie nun der Schatten des Adlers am Boden ihnen eine andere Wendung desselben verrieth, so änderten sie augenblicklich alle, wie auf ein Commando, die Richtung der Hörner, um sie dem Feinde immer entgegen zu halten, und ihm keine Blöße zu geben, durch welche er sich auf eines ihrer Kleinen hätte herabstürzen können. Lange sah Fournier diesem höchst merkwürdigen Schauspiele zu, bis endlich der Adler, von ihm selbst verscheucht, sein Vorhaben aufgab und davon flog.

Das Alter des Steinbocks scheint bedeutend hoch zu werden. Wenn man nach der Größe der Hörner urtheilen darf, könnte es sich auf zwanzig und mehr Jahre erstrecken.

Die beste Zeit der Steinbocksjagd ist das Ende des Sommers und der Herbst, oder die Monate August und September, wo der Steinbock fett ist. Alles was von den Gefahren der Gemsenjagd zu sagen ist, gilt auch in noch höherm Grade von der Steinbocksjagd. Der Jäger muß, wegen der Seltenheit seines Gewildes, sich gefaßt machen, 8 bis 14 Tage, Tag und Nacht, fern von allen menschlichen Wohnungen, also meist unter freyem Himmel im Hochgebirge zu verbleiben. Er kann sich auch nur mit dürftigem Vorrath beladen, der ihn kaum vor dem Verhungern schützt. Einzeln wagt sich kaum ein Jäger auf diese Jagd, denn wenn dieselbe auch glücklich ausfällt, so erfordert schon das Tragen der schweren Beute Mithülfe. Frost und Schnee, Hunger und Durst, Nebel und Sturm, muß der Jäger also Tage lang aushalten können. Bey eisigen Winden oft mehrere Nächte auf harten Felsen ohne alles Obdach zubringen, und sehr oft, nach langen Prüfungen seines Muthes, leer nach Hause kehren. Da nun die Steinbocksjagd noch dazu scharf verboten ist, so muß der Jäger, wenn er Beute hat, auch jede Berührung mit den Menschen vermeiden, und kann seine Rückkehr nur des Nachts über unbetretene Pfade nehmen. Dennoch mag auch jetzt, ungeachtet der verschärften Verbote und aller Gefahren, der zu erwartende Gewinnst im Fall des Glücks, den Jäger antreiben, doch die Jagd vorzunehmen. Die Begierde der Naturforscher und Sammler, das seltene Thier zu besitzen, hat den Preis so sehr gesteigert, daß es immer Leute gibt, welche mit Gefahr des Lebens die Jagd unternehmen. So wird also der Naturforscher selbst Ursache der immer größern Verminderung eines Thieres, welches einst die Zierde unserer Alpen war, nicht den geringsten Schaden thut, und durch Haut und Fleisch gleich nützlich ist.

So zähe das Leben der Gemse ist, so zart ist das Leben des Steinbocks bey Verwundungen, und er fällt bey einer Schußwunde, welche eine Gemse kaum am Laufen hindern würde. Dieß mag zur Verminderung der Steinböcke wohl viel beygetragen haben. Sobald ein Steinbock verwundet ist, fliehen die andern mit Schrecken und Entsetzen, im schnellsten Laufe. Der Verwundete aber läuft langsamer, läßt den Kopf bald rechts, bald links schwanken, und legt sich bald nieder.

Außer dem Menschen sind Wolf, Bär, Luchs, Adler und Lämmergeier seine Feinde. Die ersten greifen Alte und Junge an; meistens aber entgehen sie diesen ohnehin nicht zahlreichen Feinden durch die Schnelligkeit der Flucht. Die Raubvögel greifen nur die Jungen mit Erfolg an. Der Steinbock soll vorzüglich dem Blindwerden unterworfen seyn, welches von dem Rückprallen der Sonnenstrahlen vom Schnee entstehen mag. Daß er beym Stürzen in Abgründe vorzüglich seine Hörner vorhalten soll, scheint falsch zu seyn, obschon diese großen Organe wohl die Heftigkeit des Falls sehr mindern möchten.

Das Fleisch des Steinbocks ist sehr gut zu essen, schmeckt wie Schaffleisch, ist aber viel saftiger. Von alten Böcken ist es zähe. Große Steinböcke wiegen ausgeweidet 180 bis 200 Pfund; die Weibchen 70 bis 90 Pfund. Das Fell läßt sich gut bearbeiten, ist sehr geschmeidig, gleicht dem Bocksfell, und wurde in der Weißgerberey gebraucht. Aus den Hörnern wurden früher verschiedene kleine Arbeiten verfertigt.

(Die Abbildung ist nach dem Original im Berner Museum.)

Der sibirische Steinbock, Capra sibirica,

von welchem bey Schreber auf Tafel CCLXXXI. ein Exemplar abgebildet ist, ist von unserm Steinbock als Art bestimmt verschieden. Er hat ein längeres und zottigeres Haar; einen Bart, der bey dem Männchen 8 Zoll lang ist, und auch beym Weibchen nicht fehlt; der Leib ist länger im Verhältniß zur Höhe. Die Farbe ist schmutziggrau, an Nacken und Vorderbeinen mit braun gemischt. Der Bart, der Schwanz, die Vorderseite der Fesseln, und ein viereckiger Fleck, der fast den ganzen Oberschenkel einnimmt, sind schwarz. Bey alten Böcken werden die dunkeln Stellen zahlreicher und der Kopf fast ganz schwarz. Die vordere Fläche der Hörner ist fast convex, und nicht mit erhabenen Leisten eingefaßt, so daß die Knoten als gleichförmige Ringe erscheinen. Dieser Steinbock bewohnt die höchsten Gipfel der tartarischen und sibirischen Schneegebirge. Man zähmt dort die Jungen, und mischt sie unter die Ziegenheerden, mit welchen sie ebenfalls fruchtbare Bastarde erzeugen, und die Anführer der Heerden machen. Die Chineser und Türken verfertigen ihre stärksten Bogen aus den Hörnern dieser Thiere.

Taf. 164.

Die Hausziege. Capra hircus.

La chèvre.

Beyde Geschlechter gehörnt, doch bey der Ziege fehlen die Hörner zuweilen. Die Hörner am Bock sind groß, oft mehr als ein Fuß lang, an den Seiten zusammengedrückt, gerunzelt, meistentheils in einem großen Bogen rückwärts gekrümmt, oft aber auch anderweitig gebogen und gewunden. Bey einigen Rassen vier Hörner, indem an den Seiten der großen noch zwey kleinere an der Wurzel hervorwachsen. Der Körper ist mager, und die Knochen sehr deutlich vorstehend; die Schnauze gerade oder etwas vertieft; die Augen groß und lebhaft; die Regenbogenhaut schön gelb; die Ohren gerade, tutenförmig, beweglich. Das Haar zweyerley, das eine sehr fein, an Kopf und Füßen kurz; das kurze Wollhaar dagegen sehr fein, aber dünne. Die Farben, wie bey allen Hausthieren, sehr verschieden, weiß, falb, braun, schwarz oder gefleckt. Bey einigen Individuen lange hängende Hautfortsätze, oder lange Warzen am Halse. Der Hals lang; die Beine stark; der Schwanz kurz, aufwärts und rückwärts stehend, nur oben behaart.

Die Verbreitung der Hausziege geht über den ganzen Erdboden, doch nicht ganz bis zum Polarkreise hinauf. Allenthalben, wohin die Europäer gekommen sind, hat sich dieses Thier verbreitet, und ist an mehrern Orten verwildert. Clima und Himmelsstrich haben zahlreiche und sehr abweichende Varietäten hervorgebracht.

Ob diese Varietäten von einer Urrasse abstammen, welches diese Urrasse gewesen, oder ob Verbastardung auch hier eingewirkt habe? sind Fragen, welche die Naturforscher öfter beschäftigt haben, aber sehr schwer zu entscheiden sind. Soviel ist gewiß, daß die Ziege seit den ältesten Zeiten Hausthier ist, und wir neigen uns zu der Meinung, daß gewisse Thiere fast gleichzeitig mit der Entstehung des Menschen aus natürlichem Instinct sich zu ihm gesselleten und sehr bald gezähmt wurden, und daß auch die Ziege unter diese gehört. Es ist zwar wahr, die Ziege hat einen größern Hang zur Freyheit, als viele andere Hausthiere; sie liebt besonders bergige Gegenden, und bleibt in unsern Alpen den ganzen Sommer im Freyen, aber sie wird dadurch nichts weniger als wild oder menschenscheu, im Gegentheil zutraulicher und anhänglicher als selbst die Stallziege. Sobald ein Wanderer die Alpenpfade betritt,

und die in den Felsen zerstreuten Ziegen ihn erblicken, so kommen sie in flüchtigen Sätzen meckernd auf ihn zu, schmiegen sich an ihn an, und begleiten ihn oft Stundenweit, bis auf die Gletscher, so daß man oft Mühe hat, sie wieder los zu werden, und fürchtet, sie möchten den Rückweg im weiten Gebirge nicht mehr finden. Bey denjenigen Thieren, deren Urrassen sich noch wild finden, verwildern die zahmen leicht wieder und werden wenigstens halbwild. Die Ziege aber kennt das Dorf wo sie überwintert hat, oder wo ihr Stall ist, auch nach Abwesenheit von Monaten wieder. Selbst solche, welche auf wüsten Inseln oder in menschenleeren Gegenden gänzlich verwilderten, und Jahre lang keine Menschen sahen, gesellten sich sehr bald wieder zu ihnen, und naheten sich ihnen ohne alle Furcht. Nirgends findet man die wilde Rasse noch, welche man mit einiger Sicherheit als die Urrasse ansehen könnte. Fünf Thiere aus der Gattung der Ziege könnten Anspruch auf Aehnlichkeit mit ihr machen, und als Stammrassen angesehen werden: der Steinbock der europäischen Alpen, der sibirische Steinbock, der caucasische Steinbock, die Bezoarziege des Caucasus, und der nubische Steinbock. Alle sind Bergthiere, alle sind flüchtig im Lauf, klettern leicht, und lieben felsige Höhen. Die größte Aehnlichkeit mit der Hausziege hat unstreitig die Bezoarziege, sie ist kleiner als der Steinbock, aber größer als die Hausziege, in der Form des Schedels ist sie ihr vollkommen ähnlich, und die Hörner sind fast nur durch die Größe und Stärke unterschieden. In allen Grundformen hat sie mit der Hausziege die größte Aehnlichkeit, aber die Hörner können eine Länge von mehr als zwei Fuß erreichen; die Hornscheiden sind jedoch sehr leicht. Bei dem Weibchen fehlen sie ganz, oder sind sehr klein. Sie bewohnt vorzüglich die mittlern Höhen der caucasischen und taurischen Gebirge, findet sich auch in Persien und im Lande der Kirgisen und Tartaren. Sie leben in Heerden beysammen, sind schnell und furchtsam. Die Begattungszeit fällt, wie bey der Hausziege, in den Herbst und der Wurf in das Frühjahr. Das Männchen hat einen starken Bart. Die Hörner der übrigen Arten sind knotig, wie beym Steinbock, und beyde Geschlechter (der europäische ausgenommen) haben einen Bart. Der caucasische soll sich in der Gefangenschaft nicht lange halten, und sich mit Ziegen nicht begatten. Die Lebensart des nubischen Steinbocks kennt man noch nicht. Wenn daher irgend eine Art als Stammrasse angesehen werden kann, so ist es die Bezoarziege, und was noch mehr dahin führt, ist die Wahrscheinlichkeit, daß die caucasische Menschenrasse ihren Ursprung gerade im Vaterland dieses Thieres nahm, folglich dasselbe um so eher der Hausgenossenschaft unterworfen werden konnte. Nur wissen wir nichts näheres von der leichten Zähmbarkeit der Bezoarziege, welche indeß kaum zu bezweifeln ist. Daß die wilde Ziege selbst noch in den europäischen Gebirgen einheimisch sey, wie Cüvier meint, ist höchst unwahrscheinlich, und jene im Pflanzengarten zu Paris aufbewahrten sogenannten Pasengs oder Bezoarziegen, welche aus den Gebirgen Savoyens dahin gebracht worden sind, sind, wie Meißner schon mit großer Wahrscheinlichkeit nachgewiesen hat, Bastarde vom Steinbock und der Ziege, und den Bernerischen Bastarden sehr ähnlich. Da aber, wie wir wissen, fruchtbare Begattung zwischen den europäischen und sibirischen Steinböcken und der Ziege statt haben, so ist die Möglichkeit vorhanden, daß durch diese Vermischungen einige Varietäten der Ziegen hätten entstehen können; nur ist zu bemerken, daß gerade in den Gegenden, wo Steinböcke hausen, diese Varietäten nicht anzutreffen sind. Sollte es in der Himalajakette nicht auch ein Thier geben, welches der Ziegenfamilie angehörte? Man sollte es fast wahrscheinlich finden. Der sogenannte Steinbock von Nepaul ist eine Antilope und keine Ziege.

Die merkwürdigsten Varietäten der Hausziege sind folgende:

a. Die ungehörnte Ziege. Capra hircus acera. Chèvre sans cornes.

Die Nase ganz gerade; statt der Hörner nur eine mit Haut überzogene Erhöhung; die Ohren gerade, tutenförmig; der Körper mit sehr langen Seidenhaaren bedeckt.

Sie soll in Spanien angetroffen werden.

Taf. 165.

b. Die Cachemir-Ziege. Capra hircus lanigera. Chèvre de Cachemir.

Die Größe mittelmäßig; die Höhe am Wiederrüst 2 Fuß. Die Nase leicht gewölbt; die Hörner sehr platt, spiralförmig gewunden, mit den Spitzen auseinanderstehend; die Ohren breit und hängend; das Haar seidenartig,

glänzend, sehr fein, und nicht gelockt, wie bey der Angora-Ziege; das innere Haar wollig, sehr fein, dicht stehend. Die Farbe meist weiß. Der Bock stinkt während der Brunst nicht.

Diese Ziege stammt aus Cachemir, und ist wegen der Feinheit der Haare berühmt, aus welchen die bekannten kostbaren Cachemir-Shawls bereitet werden. Sie wurde im Jahr 1819 durch Herrn Amadeus Faubert in Frankreich eingeführt, und unterscheidet sich von der eigentlichen thibetanischen Ziege durch Kleinheit, kürzere Beine, außerordentlich feines, meist weißes Haar, und durch die Menge der äußerst feinen, ganz weißen Wollhaare. Dennoch stammen sie von den thibetanischen Ziegen, und sollen von dem persischen Fürsten, Thomas Kuli Khan, in Cabul, Candahar, Kerman und in die große Bucharey eingeführt worden seyn. Herr Faubert kaufte die in Frankreich eingeführten in den Steppen des Ural, sie waren zwar nicht ganz reiner Rasse, welche aber durch einen in Frankreich schon vorhandenen, durch Diard und Duvaucel in Cachemir erkauften, Bock hergestellt wurde. Man hat auch in den Gebirgen des Berner Oberlandes diese Ziegen eingeführt, welche dort vortrefflich gedeihen, und das Klima noch besser ertragen als die Landziegen. Es ist daher keinem Zweifel unterworfen, daß sie mit ihrer kostbaren Wolle ein Landesprodukt der Alpengegenden werden könnten; allein ein wichtiger Umstand ist ihrer Einführung als Surrogat der gemeinen Hausziege ungünstig, und dieser besteht darin, daß sie weniger Milch als diese geben. Der sehr verdienstvolle Herr Oberförster Kasthofer, welcher die Sorge für die Cachemir-Ziegen im Berner'schen Oberland übernommen hat, glaubt, diese Ziegen werden in ihrem Vaterlande gar nicht gemolken, indem die Milch versiegt, so bald das Junge nicht mehr saugt. Er hofft aber, und die Versuche scheinen günstig auszufallen, daß fortgesetztes Melken die Milchorgane mehr entwickeln und die Milcherzeugung eben so habituel machen werde, wie bey den gemeinen Ziegen. Da die Ziegen den Hauptreichthum vieler armer Bewohner der Alpenthäler ausmachen, und im Sommer überhaupt in den Thälern, weil die Kühe auf den Alpen sich befinden, beynahe keine andere als Ziegenmilch gebraucht wird, so ist es begreiflich, daß nur dann, wenn der Milchertrag der Cachemir-Ziegen dem der andern gleich kommt, der Landmann geneigt ist, diese neue Rasse einzuführen, indem der Ertrag der Wolle den der Milch nicht aufwiegt. Herr Kasthofer hat auch die merkwürdige Erfahrung gemacht, daß die Gemse mit der Ziege sich wirklich fruchtbar begattet, und macht Versuche, diese Bastarden, so wie die Bastardsteinböcke, mit den Cachemir-Ziegen zu begatten. Er hofft um so eher ein günstiges Resultat daraus zu erhalten, als die Erfahrung zeigt, daß sowohl Gemsen als Steinböcke in der Freyheit eine sehr feine Wolle erzeugen. Die Bastarde von beyden Rassen sind so lebhaft und stark, und haben so viele Wolle, daß es sich hoffen läßt, durch neue Kreuzungen eine sehr gute Bastardrasse mit vieler Wolle zu erhalten. Auch eine Kreuzung der Cachemir-Ziege mit der Angora-Ziege hat Herr Kasthofer im Sinne zu versuchen. Die Cachemir-Ziegen befinden sich übrigens in unsern Gebirgen so wohl, und werden so fett, daß zu hoffen ist, wenn der Milchertrag vermehrt werden könnte, würde diese Milch auch einen noch reichlichern Butter- und Käseertrag liefern, als die Milch der gemeinen Ziege. Die Agriculturgesellschaft in Genf hat Herrn Kasthofer auch ein Geschenk von sechs thibetanischen Ziegen reiner Rasse gemacht, und so steht zu hoffen, daß viele und wichtige Beobachtungen über diese verschiedenen Rassen und ihren Nutzen in der Schweiz gemacht werden können, woraus ein neuer wichtiger Erwerbszweig für die armen Bewohner der Alpenthäler hervorgehen dürfte.

c. Die Ziege von Juida. Capra hircus reversa. Chèvre de Juda.

Die Nase ist leicht ausgeschweift und vertieft; die Stirn wenig erhaben; die Ohren kurz, halb erhaben, immer nach vorn und auswärts gerichtet; die Hörner weißlich, groß, sehr platt, vom Kopfe abstehend und sich anderthalb Mal um sich selber windend; das Haar des Körpers lang, fein, seidenartig, meist weiß; das Wollhaar sehr fein und weich; eine kleine Mähne lauft vom Hinterkopf bis zur Schwanzwurzel, aus längern Haaren bestehend. Die Beine sehr niedrig, und die Höhe des Wiederrüsts nur 1 Fuß 5 Zoll.

Diese Art stammt aus dem Königreich Juda oder Juida in Afrika, und hat mit den Cachemir-Ziegen Aehnlichkeit, ist aber kleiner und niedriger auf den Beinen.

d. Die Ziege von Thibet. Capra hircus thibetana. Chèvre du Thibet.

Nasengegend gerade; Ohren sehr lang, breit, hängend, und sehr platt, eyförmig, vorn bogenförmig. Das Haar sehr lang, über 1½ Fuß, vom Rücken in langen Locken herabhängend und in der Mitte des Rückens gescheitelt. Die Farbe im Allgemeinen braun; der Kopf falb, besonders gegen die Backen; die Spitze der Haare oft goldgelb; das Wollhaar sehr fein, doch nicht sehr dicht und schwärzlich. Die Hörner am Bock platt, aus einander stehend, seitwärts gerichtet, um sich selbst gewunden; beym Weibchen klein, in die Quere geringelt, weder gewunden noch platt, mit einer undeutlichen Gräthe, einförmig nach hinten gebogen. Die Jungen sind falb, Rückenlinie und obere Seite des Schwanzes schwarz.

Eine Bastardrasse, hat lange, schmale Ohren, am Ende mit einem Pinsel, sie liegen horizontal und sind beweglich.

Höhe des Bocks am Wiederrüst 2 Fuß 5 Zoll; Länge des Schwanzes 5 Zoll.

Sie stammen aus den Gebirgen von Thibet, wurden von da nach Indien und England eingeführt. Im Jahr 1818 brachte sie Herr Hauzard, Sohn, nach Frankreich.

e. Ziege von Angora. Capra hircus angorensis. Chèvre d'Angora.

Größe mittelmäßig; die Nase leicht gebogen; Ohren hängend; die Hörner von veränderlicher Gestalt, beym Männchen meist zusammengedrückt, zu beyden Seiten des Kopfs horizontal ausgebreitet und spiralförmig gewunden, aber nicht stark gebogen; beym Weibchen kürzer und runder, fast wie beym Widder. Das Haar sehr fein, sehr lang, sehr dicht, gekräuselt und in Locken vertheilt. Die Farbe meist weiß, silberglänzend.

Die langen Haare dieser Ziege machen die Grundgewebe der Zeuge aus, welche man Camelots nennt.

Stammland: Die Gegend der Stadt Angora in Kleinasien.

f. Die mambrische Ziege. Capra hircus mambrica. Chèvre mambrine ou chèvre du Levant.

Diese seltene Rasse hat nach Sonnini einen länglichten Körper; der Kopf ist mehr verlängert als bey andern Varietäten, und die Nase gebogener; die Ohren sehr lang und hängend; die Hörner 2½ Zoll lang, etwas nach hinten gebogen; das Haar kurz, die Farbe röthlich braun.

Diese Rasse, welche man mit der folgenden verwechseln könnte, wenn nicht die Nase der letztern so sehr verschieden wäre, hat ihren Namen von den mambrischen Gebirgen, welche auf der Südseite von Palästina in der Gegend von Hebron liegen. Diese Art ist in Niederegypten und in Ostindien verbreitet.

Taf. 166.

g. Die Ziege von Oberegypten. Capra hircus thebaica. Chèvre de la haute-Égypte.

Die Größe mittelmäßig; die Gegend der Nasenwurzel ungemein erhöht; die Nase selbst aber vorn sehr niedrig und vertieft, besonders beym Männchen, so daß die untere Kinnlade weit über die obere vorsteht; die Ohren sehr lang, hängend und platt. Gar keine oder sehr kleine, leicht nach hinten gebogene Hörner. Der Körper des Bocks mit langen, braunfalben Seidenhaaren bedeckt; am Halse eine Mähne und unter demselben zwey Hautglöckchen; der Schwanz sehr kurz; der Hodensack sehr groß und in zwey deutliche Abtheilungen geschieden. Beym Weibchen ist die Wölbung der Gegend unter der Stirn weniger groß; das Haar kürzer und die Farbe desselben heller. Die Zitzen und das Euter hängen bis zur Erde, und gleichen, wenn sie voll Milch sind, zwey an einander stehenden Kugeln, welche an einem sehr langen Stiele hängen.

In Oberegypten.

Taf. 166. h. **Die Ziege von Nepaul.** Capra hircus arietina.
Chèvre du Nepaul.

Höhe am Wiederrüst etwa 2 Fuß. Die Beine lang; die Gestalt schlank; die Nasengegend einförmig gewölbt und mit der Stirne eine Linie bildend; die Ohren sehr groß, hängend, eyförmig; die Hörner klein und spiralförmig. Die Farbe dunkelgrau, da die Haare schwarz und weiß geringelt, übrigens kurz und weich sind. Schnauze, Kinn und Aeußeres der Ohren weiß.

Stammland: Nepaul und die Gebirge am Fuß des Himalaja in Indien.

i. **Die Zwergziege.** Capra hircus depressa. La chèvre naine.

Der gemeinen Ziege sehr nahe verwandt, aber die Beine kürzer und der Körper stärker. Die Höhe am Wiederrüst beym Männchen 22 Zoll, beym Weibchen nur 18 Zoll. Die Nase etwas vertieft; die Ohren lang und hängend; der Körper kurz behaart, beym Bock an Hals und Rücken etwas länger. Die Farbe ein Gemisch von Schwarz und Falb, mit weißen unregelmäßigen Flecken.

Stammort: Afrika, von woher man sie nach Amerika transportirt hat, wo sie die Hauptrasse ausmacht, ohne sich verändert zu haben.

k. **Die Cossus-Ziege.** Capra hircus Cossus. Chèvre cossus.

Ganz weiß; das Haar am ganzen Körper sehr lang, seidenartig, platt; die Ohren horizontal; die Hörner nach hinten und die Spitze nach außen gebogen, am hintern Theil des Kopfes anliegend; die Stirn ist ziemlich gewölbt; kein Bart am Kinn, aber die Haare am Kopf sehr lang, und auf Nase und Scheitel durch eine Linie rechts und links getheilt.

Aus Indien.

l. **Die unbärtige Ziege.** Capra hircus imberbis. Chèvre imberbe.

Wie die vorige ohne Bart; sie hat viel Aehnlichkeit mit dem caucasischen Steinbock; der Körper ist dick, verlängert; der Hals kurz und breit; die Beine hoch und doch stark; der Kopf hat Aehnlichkeit mit einem Widderkopf; die Nase ist gewölbt; die Stirn erhaben; die Ohren horizontal und mittelmäßig lang; die Hörner sehr zusammengedrückt und in die Quere gerunzelt, an ihrer Wurzel sich fast berührend, dann gehen sie nach hinten sich etwas biegend auswärts; beym Weibchen kleiner und weniger zusammengedrückt; der Schwanz aufstehend. Das Haar kurz und anliegend, am Hals und Rücken eine Mähne und am Halse eine Art vom Wamme bildend; die Farbe schwarz, rostfarb und weiß, unregelmäßig vertheilt.

Sie stammt aus Indien.

Unter allen Hausthieren scheint die Ziege in ihren Sitten am meisten der Urrasse, wenn sie von der Bezoarziege abstammt, gleich geblieben zu seyn. Das Auge ist lebhaft; der Gang munter. Die Form der Ziege ist um so schöner, je mehr sie der Freyheit genießt und ihre Weide in bergigten Gegenden hat. Die auf den Schweizeralpen gehaltenen Ziegen sind den Gemsen oft sehr ähnlich in Gewandtheit zu klettern, und oft auch in der Farbe. Das Naturel ist lebhaft und muthwillig, aber tückisch, bald freundschaftlich, liebkosend, bald stößig gegen dieselben Personen, bald lenksam, bald störrisch, überhaupt sich ganz widersprechend, bald muthig, bald furchtsam. Die Alpenziegen sind weit zutraulicher gegen den Menschen, weniger tückisch, lebhafter. Sie zeigen Anhänglichkeit an ihre Wärter und sind gesellig, so daß sie immer in Heerden zusammenhalten, oft aber auch weit sich zerstreuen.

Das Mekkern der Ziege ist der einzige Laut, den man von ihr hört.

In den meisten cultivirten Gegenden leidet man die Ziegen nicht auf den Weiden, da sie zu viel verderben. Die Ziege frißt fast alle Grasarten und Kräuter, sogar Schierling und Wolfsmilch. Sie benagt aber auch fast alle Sträucher, und genießt die Knospen und jungen Triebe der Bäume, daher ist sie jungen Waldungen so

schädlich, und ihre Zucht thut auf der einen Seite auf den Alpen großen Schaden, weil dadurch viel Holz zu Grunde geht und der Nachwuchs der Wälder gestört wird. Sie zieht trockene und harte Kräuter dem fetten Wiesengras vor; besonders liebt sie das Laub der Roßkastanien und selbst ihre Frucht. Das Weinlaub frißt sie sehr gerne, daher wurden sie in der alten Zeit dem Bachus geopfert. Die Blätter des Spindelbaumes (Evonymus) sind Gift für sie; auch Eicheln im Ueberflusse schadet ihr.

Wenn die Ziegen im Stalle und nicht sehr reinlich gehalten werden, so nimmt ihr Körper und ihre Milch einen unangenehmen Geruch und Geschmack an.

Die Brunstzeit fällt in die Monate October und November, dann mekkert die Ziege unaufhörlich. Die Böcke sind sehr rüstig und muthig, und schlagen sich unter einander mit den Hörnern. Ein Bock kann hundert Ziegen befruchten. Zu allen Zeiten, besonders aber zur Brunstzeit, geben die Böcke einen unausstehlichen, sich sehr weit verbreitenden, Geruch von sich. Schon nach einem Jahr sind sie fortpflanzungsfähig, doch läßt man sie erst nach anderthalb Jahren sich begatten. Die Ziege trägt etwas mehr als fünf Monate, und wirft meist nur ein Junges, gegen welches sie sehr zärtlich ist, und dasselbe etwa fünf Wochen säugt. Die Jungen sind sehr muntere Thiere, welche sonderbare Sprünge machen. Auch mit Schafen begatten sich die Böcke zuweilen, und es fallen davon Bastarde, welche die Form des Schafes, Gang und Haare aber von der Ziege haben. Auch geschieht die Begattung mit der Gemse und dem Steinbock. Die Ziege leidet oft bey der Geburt.

Der Nutzen für den Menschen ist bedeutend. Die Milch ist sehr nahrhaft und dient auch als Arzney. Das Fleisch jüngerer Alpenziegen ist sehr gut, dasjenige ganz junger ist angenehm und saftig; Bockfleisch dagegen fast ungenießbar. Die Ziegenkäse sind sehr schmackhaft. Mit Ziegenmilch nährt sich manche arme Familie, besonders auch auf den Alpen. Haare und Felle werden sehr gut benutzt, letztere besonders geben das Corduan- und Juchtenleder, Chagrin und weißes Leder.

Bär, Wolf, Luchs, Adler und Lämmergeyer, sind die gefährlichen Feinde der Ziegen auf den Alpen; dagegen haben sie wenig Krankheiten. Verwundungen ertragen sie aber nicht leicht. Die Raude und die Sucht oder sogenannte Gelte sind ansteckend. Auch die Drehkrankheit, welche von Blasenwürmern im Gehirn entsteht, bekommen sie.

Taf. 165. Der afrikanische Steinbock. Capra jubata.

Le bouquetin d'Afrique.

Wir kennen von der Naturgeschichte dieses schönen Thieres noch sehr wenig, und nur eine schöne Abbildung von Samuel Daniels macht uns mit diesem Thiere bekannt. Die Hörner sind steinbocksartig, einfach bogenförmig nach hinten gekrümmt, doch an der Stirne gerade aufsteigend, und bey weitem nicht so groß, wie am Steinbock, an der vordern etwas platten Seite mit Querknoten, wie am Steinbock. Die Beine sind hoch und stark; der Kopf groß; der Hals stark; der Leib stark und lang; am Halse eine lange Mähne und am Kinn ein starker Bart; die Ohren groß; der Schwanz kurz und hängend. Die Farbe am ganzen Körper ein schönes Hellaschgrau; Mähne und Bart schwarz; Nasengegend, obere Augenlieder und Inneres der Ohren weiß. Hörner schwarzbraun.

Vaterland: Die Gebürge des innern Afrika. Sie heißt in ihrem Vaterland Tarhaitse, und ist mit der blauen Antilope verwechselt worden.

8te Gatt. Schaf. Ovis. Mouton.

Vorderzähne unten 8; keine Eckzähne; 6 Backenzähne. Die Vorderzähne bilden einen ganzen Bogen, und berühren sich alle am Rande.

Kein Maul; Nase gebogen. Hörner dick, eckig, in die Quere gerunzelt, seitlich spiralförmig gewunden, und auf einem gleichgespaltenem, zelligen Knochenkern stehend. Keine Thränenhöhlen. Kein

Bart. Ohren mittelmäßig und spitzig. Die Beine dünne. Zwey Zitzen. Keine Leistendrüsen. Der Schwanz kurz und hängend.

Sie gleichen, besonders im wilden Zustand, in ihren Sitten den Ziegen.

Sie finden sich auf den Gebirgen der alten Welt und in Nordamerika.

Taf. 167. Der afrikanische Muflon. Ovis tragelaphus.

Mouflon d'Afrique.

Die Hörner mittelmäßig, nicht spiralförmig gewunden, an ihrer vordern Fläche breit, etwas länger als der Kopf, an der Basis sich berührend, dann gerade, nachher nach hinten und außen sich biegend. Das Haar nicht wollig, aber sehr weich; eine lange Mähne hängt vom Hals herab, und eben so bildet ein Kreis sehr langer Haare eine Art Schürze um die Knie. Die Farbe ist am ganzen Körper rothbraun.

Größe des gemeinen Schafes.

Diese Art bewohnt hohe wüste Gebirge in der Barbarey, und ist bis nach Egypten verbreitet, wo Herr Geoffroy Saint-Hilaire dieselbe entdeckte.

Es scheint ein schnelles und flüchtiges Thier; von dessen Lebensart ist aber gar nichts bekannt.

Taf. 167. Der sardinische Muflon. Ovis Musimon.

Le mouflon de Corse.

Die Hörner sehr stark, nach hinten gekrümmt, an der Spitze aber nach oben und vorn gebogen, an der Basis besonders gerunzelt, dick, graugelblich. Die Ohren mittelmäßig, gerade, spitzig, sehr beweglich; undeutliche Thränenhöhlen. Der Hals dick; der Körper stark, muskulos, mit abgerundeter Form; die Beine stark; die Hufen kurz, graugelblich; Schwanz sehr kurz, unten einwärts gekrümmt, am untern Theil nackt; Hodensack des Männchens sehr groß. Die kurzen Haare grau, fein, dicht, gekräuselt, durch die obern Haare bedeckt, die kurz und grob sind. Die Haare am Kopf und Beinen kurz. Die Farbe rothfalb, am Kopf, Hals, Schultern, Rücken, Seiten und an den äußern Theilen der Glieder schwarz gemischt. Rückenlinie dunkler, ebenso eine Linie, welche an den Lippen entsteht und nach hinten sich unter die Augen hinzieht. Der vordere Theil des Gesichts, die Gegend um die Augen, das Innere der Ohren, Bauch, Hinterbacken und Schwanzseiten weiß; Inneres der Glieder schmutzig-grau; an der Mitte jeder Seite ist ein großer falber Fleck; das Innere des Mundes, Zunge und Nasenlöcher schwarz. Winterhaare dichter und dunkler; das Haar unter dem Halse bildet eine Art von Halsband oder Wamme; die Rückenlinie ist fast schwarz, besonders an den Schultern.

Das Weibchen hat viel kleinere oder gar keine Hörner, und einen weniger dichten Pelz. Die jungen Thiere sind reiner Falb; die Hinterbacken hellfalb, statt weiß; der untere Theil des Schwanzes braunfalb, statt schwärzlich. Die Hörner am Männchen wachsen bald nach der Geburt, und sind am Ende des ersten Jahres schon 4 bis 6 Zolle lang.

Länge von der Nasenspitze bis zur Schwanzwurzel 3 Fuß 4 Zoll; der Hörner in ihrer vollen Größe 1 Fuß 11 Zoll; des Schwanzes 3½ Zoll, Schulterhöhe 2 Fuß 3 Zoll.

Das Vaterland dieses Muflon ist auf den Gebirgen von Corsika, Sardinien, der europäischen Türkey, Cypern, und wahrscheinlich auch auf den Gebirgen anderer griechischen Inseln. Er bewohnt die hohen Felsen und fast unzugänglichen Gebirgsgräthe der wärmern Zonen, lebt in Heerden, welche zuweilen aus hundert und mehr Stücken bestehen, die von einem alten großen Widder angeführt werden. Zur Brunstzeit, im December und Januar, theilen sich diese Heerden in kleinere Gesellschaften, welche aus einem Widder und seinen Weibchen bestehen.

Der Muflon ist ein etwas plumpes und wildes Thier, welches einsame Gegenden den fruchtbaren und niedern vorzieht, wo mehrere Feinde ihn verfolgen. Außer der Brunstzeit lebt die Heerde friedlich beysammen und folgt dem Anführer, wie die Hausschafe dem Leithammel. Allein während der Brunstzeit streiten die Widder mit großer

Wuth gegen die Nebenbuhler. Es gibt wenige Thiere, welche so wenig nachgiebig sind als der Muflonwidder; sie streiten bis zum Tode, und ihre Wuth vermehrt sich durch die gegenseitigen Stöße. Wenn die Kämpfenden nicht gar zu ungleich an Kräften sind, so bleibt einer auf dem Platze; ist aber der eine viel schwächer, so ergreift er die Flucht, wird aber vom Sieger nicht verfolgt. Sie kämpfen ganz wie unsere Widder; der Kopf gibt und empfängt einzig die Stöße, er dient statt Schild und Keule. Wenn das Thier sich schlagen will, so geht es erst zurück, und nimmt dann mit gesenktem Kopf einen Anlauf, indem die Hörnerwurzel vorgeschoben wird. Beyde Gegner thun dasselbe; die Hörner stoßen an einander, und die Schläge ertönen so laut, wie der Schlag der Axt des Holzhauers. Während dem harten Kampfe harren die Mutterschafe des Ausgangs ruhig, und folgen dem Sieger.

Die Begattung geschieht wie bey den Schafen, und die Tragezeit ist 5 Monate. Das Weibchen wirft im April und Mai. Die Jungen sind stark behaart, haben bey der Geburt offene Augen, und laufen sogleich mit der Mutter davon, welche große Sorgfalt für sie trägt und sie mit Muth vertheidigt. Schon am Ende des ersten Jahres sind sie fortpflanzungsfähig; doch erreichen sie ihr volles Wachsthum nicht vor dem dritten Jahr.

Gesicht, Geruch und Gehör scheinen sehr fein; allein außerdem sind die intellectuellen Fähigkeiten dieser Thiere sehr gering, und sie stehen in dieser Hinsicht wohl fast auf der untersten Stufe unter den Säugethieren. Die Gefangenschaft scheint darauf auch nicht den geringsten Einfluß zu haben. Ein Paar, welches in der Menagerie zu Paris lebte, war ganz jung eingefangen worden; allein ihre ganze Zähmung ging dahin, daß sie sich gewöhnten, neue Gegenstände ohne Furcht zu sehen. Die Menschen schreckten sie gar nicht, ja im Gegentheil, sie schienen mehr Vertrauen auf ihre Kräfte erhalten zu haben. Statt sich vor ihrem Wärter zu fürchten, griffen sie ihn mit Wuth an, besonders der Bock. Wollte man sie strafen, so wurden sie noch wüthender, und wenn man sie auch in Furcht setzen konnte, so unterwarfen sie sich doch nicht; sie sahen in ihrem Herrn nur einen Feind, der sie geschlagen hatte. Sie unterschieden aber nicht einmal ihre Wohlthäter vor ihren Peinigern, und griffen jeden mit gleicher Wuth an. Kurz sie zeigten weder Anhänglichkeit noch Folgsamkeit. Man kann daher wohl sagen, die furchtbarsten Raubthiere, Löwen und Tiger, seyen leichter zu zähmen, mehr der Erziehung fähig, als das wilde Schaf. Jene kann man durch gute Behandlung und Ernst bezwingen und selbst anhänglich machen, dieses nicht. Allein der Muflon ist nicht das einzige wiederkauende Thier, welches nicht gezähmt werden kann. Der Auerochs, der Bison, der afrikanische Büffel, sind nicht viel zähmbarer, und manche Antilopenart eben so wenig.

Die Muflons der Pariser Menagerie gaben viele Proben ihrer Dummheit, sie liebten sehr Brod, und wenn man sich ihrem Behälter näherte, so kamen sie, es zu nehmen. Bey dieser Gelegenheit legte man ihnen ein Halsband an, um sie anbinden und ohne Gefahr in ihren Behälter gehen zu können. Allein so sehr sie sich auch sträubten, wenn sie sich gefangen fühlten, so achteten sie den Fallstrick doch gar nicht, so oft sie auch schon darin gefangen worden waren, und kamen immer ohne Zögern wieder, wenn man ihnen Brod vorhielt. Sie fühlten nichts, als die Begierde zu fressen, und hatten gar kein Gedächtniß für das was ihnen unangenehmes dabey begegnet war. Begriffe, welche doch sonst jedes Thier der höhern Klassen sich leicht erwirbt, und wenn man diese Dummheit und Stupidität allein berücksichtigt, so kann der Muflon allerdings der Stammvater unserer Hausschafe seyn, wie man so oft behauptet hat.

Der Mouflon geht entweder im Schritt oder im Galopp, und wenn man ihn mit dem sibirischen Argali vergleicht, so scheint er ein schnelles und flüchtiges Thier zu seyn, geschaffen für die hohen Gebirge, wie die Gemse und der Steinbock.

Der Unterschied zwischen dem sardinischen Muflon und dem sibirischen Argali (Ovis ammon) beruht hauptsächlich darin, daß der Muflon kleiner und sein Körper verhältnißmäßig schwerer ist. Auch sind die Hörner des Argali größer, dennoch ist es möglich, daß beyde Thiere nur eine Art ausmachen. Der Argali bewohnt die Bergketten des nördlichen Asiens, besonders diejenigen, welche von der Tartarey nach Norden auslaufen, die Gebirge des südlichen Sibiriens bis nach Kamtschatka. Er hat in der Lebensart mit der Gemse und dem Steinbock sehr viel ähnliches, und zieht sich aus bewohnten Gegenden zurück. Man findet ihn in kleinen Heerden, welche selten mehr als 10 Stücke enthalten. Die Mütter sollen sich von den Widdern sondern, und ihre Lämmer allein erziehen. Der Widder erreicht ein Gewicht von mehr als 200 Pfund.

Der nordamerikanische Argali unterscheidet sich fast in nichts vor dem asiatischen, und scheint daher dieselbe Art zu seyn. Man findet ihn in den Felsengebirgen der vereinigten Staaten unter dem 50 Grad nördlicher Breite, auf Klippen, welche andern Thieren unzugänglich sind. Mit bewundernswürdiger Sicherheit und unglaublicher Schnelligkeit springt es von Felsen zu Felsen, und lebt in Truppen von 20 bis 30 Individuen. Die Brunstzeit ist im Herbst, wo die Männchen fürchterlich mit einander kämpfen, so daß selbst die Hörner zuweilen abbrechen.

Sehr verschieden ist aber dieß Thier von der amerikanischen Bergziege (Ovis montana). Die Hörner dieses Thiers sind kurz, nach den Backen zu gebogen, beym alten Thiere geringelt und schwarz. Die Farbe des Pelzes dagegen ist ganz weiß; die Haare lang und wollig, und zwischen diesen steht noch eine feine Wolle. Die Beine sind hoch, der Schwanz kurz und aufgerichtet, wie bey den Ziegen. Sie nähert sich im Bau der Cachemirziege sehr. Man hat diese Art an den Quellen des Sanct-Peter-Flusses in den Felsengebirgen entdeckt.

Das Fleisch des Muflon, wenn es nicht von einem alten Widder kommt, soll sehr saftig und gut seyn. Das Fell wird als Decken, Leder und so weiter benutzt. Aus den Hörnern macht man allerley Hausgeräthe.

Die Jagd ist so beschwerlich und gefährlich wie die Gemsenjagd. In der Flucht machen diese Thiere viele Umschweife und Seitensprünge. Vor Hunden stellen sie sich, setzen sich zur Wehre, laufen weiter und stellen sich abermals. Bey dieser Gelegenheit werden sie oft geschossen. (Abbildung nach Cüvier.)

Das zahme Schaf. Ovis aries.
Le Mouton ordinaire.

Wolle statt der eigentlichen Haare. Die Hörner beym Männchen hohl, zusammengedrückt, einwärts gedrehet, fast an den Seiten der Backen anliegend, an Zahl und Gestalt sehr verschieden.

Als Urrasse des Schafes betrachtet man gewöhnlich den Argali oder Muflon. Wenn man die Dummheit oder den großen Mangel an intellectuellen Fähigkeiten beyder Thiere, die Art wie die Heerden einem Leithammel folgen, und andere bey den gemeinsamen Eigenschaften in Betrachtung zieht, so läßt sich allerdings vieles für diese Meinung sagen. Allein wenn man dann die Unzähmbarkeit und das boshafte Naturel des Argali, seine feinen Sinne und seine starken Körperkräfte betrachtet, so muß man gestehen, daß das zahme Schaf sehr viel von seinen ursprünglichen Eigenschaften verloren haben muß, und es eine lange Reihe von Generationen bedurft hat, um es zu dem zahmen und gutmüthigen Thiere zu machen, als welches es jetzt erscheint. Geschichtlich ist es erwiesen, daß das Schaf zu den ältesten Hausthieren gehört. Schon Adams Sohn, Abel, war ein Schäfer; dieses beweist wenigstens, daß es eines der Thiere ist, welche in der Jugend der Menschheit schon sich dem Menschen zugesellt haben, und es ist schwer zu denken, wie jene ersten Menschen ein so wildes, flüchtiges Thier, wie der Argali ist, zähmen konnten. Freylich ist es wahr, das Naturel des Widders ist in keinem so großen Contrast mit dem Argali. Es gibt Widder, welche ungescheut den Menschen anfallen. Besonders sind die spanischen Widder muthig, rennen dummdreist auf die Leute los, und sind durch starke Männer nicht zu bändigen. Sie stoßen sich unter einander oft mit großer Kraft, stellen sich auch gegen Hunde. Das weibliche Schaf oder der castrirte Widder dagegen zeigen jene Sanftheit und Schüchternheit, zugleich aber auch jene Unbeholfenheit und Dummheit, welche zum Sprichwort geworden ist, und da diese weiblichen oder castrirten Thiere immer die Mehrheit ausmachen, so werden dadurch auch die Widder mehr gezähmt. Freylich sah man viel eher Ziegen als Schafe verwildern, wenn sie den ganzen Sommer auf den Alpen herumlaufen, allein ihr Naturel ist ganz verschieden. Es lassen sich also eben so viel Gründe für als gegen die Meinung der Abstammung des Schafs vom Argali oder Muflon angeben, und Entscheidung ist nicht wohl möglich.

Die Varietäten des Schafs sind noch zahlreicher als die Varietäten der Ziege, und wenn man alle Rassen beschreiben wollte, so würde dieses zu weit führen; daher nur die ausgezeichnetesten hier angeführt werden.

a. Das gemeine Landschaf. Ovis rustica. (Linn.) Mouton ordinaire.

Die in Deutschland und der Schweiz gewöhnlichste Rasse, ist nach Beschaffenheit der Umstände, der Weide u. s. w. bald etwas größer, bald kleiner, und gehört zu den Rassen mittlerer oder geringerer Größe. Die Wolle

ist im Allgemeinen grob und schlecht. Die Farbe weiß, schwarz, rostbraun oder doch seltener gefleckt. Der Schwanz mittelmäßig; die Beine ziemlich niedrig; die Hörner des Widders groß, schraubenförmig und auswärts gedreht. Eine Spielart hat einen bis zur Erde hängenden Schwanz.

b. Das flämmische oder holländische Schaf. Raçe flandrine.

Die Beine sind hoch; der Körper lang; die Wolle lang und viel feiner.

c. Das bergamasker Schaf. Raçe lombarde.

Diese Rasse ist sehr groß. Sie tragen den Kopf hoch, haben starke gewölbte Nasen, und vom Unterleib bis an die Brust eine Art von Wamme. Die Ohren hängen wie gelähmt dem Kopf nach herunter. Sie blöcken im tiefen Baßton, doch selten. Die Beine sind sehr hoch; die Wolle grob und das Fleisch schlecht. Die Farbe fast immer weiß. Sie stammen aus den Thälern von Bergamo und Brescia, und werden über Sommer fast alle auf die Bündtneralpen getrieben, wo die Schäfer auch die Milch benutzen und Käse daraus machen.

d. Das englische Schaf. Ovis anglica. Raçe anglaise.

Keine Hörner am Widder; dagegen der Hodensack sehr groß; der Schwanz lang und hängend; die Wolle lang und sehr fein. Diese Rasse hat nach der spanischen die feinste Wolle, und stammt vom ursprünglichen englischen Schaf und dem spanischen her, welche vorzüglich unter Heinrich VIII. und der Königin Elisabeth in England eingeführt wurden. Sie theilt sich aber noch in mehrere Unterrassen.

Taf. 168.

e. Das spanische Schaf. Ovis hispanica. Raçe d'Espagne.

Merino-Schaf. Die Größe mittelmäßig oder klein. Die Hörner groß, sehr mittelmäßig spiralförmig gewunden und nur selten beym Widder fehlend. Die Formen abgerundet; der Kopf breit; die Nase mäßig gebogen. Stirn und Backen oft mit eben so langer Wolle bedeckt als der Körper; die Wolle an diesem sehr fein, sehr dicht, sehr weich, elastisch, aber kürzer als an dem gemeinen Schaf, in Locken gedreht, und sehr fett, oder voll vom sogenannten Schweiß, immer schmutzig weiß oder gelblich, vom Staube, der sich in diese fettige Wolle setzt; nur an den Beinen und einem Theile des Kopfs kurz. Der Schwanz mittelmäßig; der Hodensack am Männchen groß, hängend, und mit einer starken und deutlichen Theilung.

Diese Rasse, welche über ganz Spanien verbreitet ist, scheint ursprünglich aus der Barbarey zu stammen. Sie wird nie in Ställe gesperrt, und die Heerden derselben bedecken im Sommer die Gebirge von Leon und Asturien, und im Winter die Ebenen von Neu-Castilien und Estremadura. Sie sind nach allen Ländern Europa's gebracht worden, um die Rassen anderer Schafe zu verbessern.

Taf. 169.

f. Das langbeinige Schaf. Ovis longipes. Mouton à longues jambes.

Die Nase sehr stark gebogen; die Ohren hängend; die Beine sehr lang; der Körper mit schlaffen Haaren, nicht mit Wolle bedeckt, sie bilden am Halse eine starke Mähne und auf den Schultern einen Haarwirbel; zuweilen bilden die langen Haare am Vorderhals eine Wamme; der Schwanz sehr hängend und lang. Die Hörner meist mittelmäßig, mit einer ganzen Krümmung um den Kopf und um die Ohren. Am Halse bemerkt man oft Glöckgen, wie bey den Ziegen. Die Farbe ist sehr verschieden, weiß, braun, schwarz oder gefleckt.

Die Höhe am Wiederrüst 2 Fuß 11½ Zoll bis 3 Fuß; Länge des Körpers von der Schnauze zum bis After 4 Fuß.

Diese Rasse ist die größte, vorzüglich in Hinsicht auf die Länge der Beine, und nähert sich in der Form am meisten dem Muflon, besonders auch durch den Mangel der Wolle.

Man findet diese Rasse in Afrika, besonders in Guinea, aber auch in der Barbarey. Die Holländer haben sie in Holland eingeführt, und durch Vermischung mit den Landschafen entstunden die flämmischen Schafe.

Taf. 168. g. **Das breitschwänzige Schaf.** Ovis laticaudata.
Mouton à grosse queue.

Es ist von der Größe des gemeinen Schafes; die Nase sehr gebogen; die Ohren mittelmäßig, hängend, aber sehr beweglich; die Wolle grob und lang, in dichten Locken herabhängend; die Hörner dick, nach hinten gerichtet, und dann sich nach unten und auswärts biegend, zuweilen fehlen sie, zuweilen sind ihrer vier. Der Schwanz hängend, sehr breit, nackt, fleischfarb, in eine Fettmasse gehüllt, in der Mitte mit einer Furche, oft 35 sogar bis 40 Pfund wiegend. Man unterscheidet mehrere Unterrassen. Eine davon, welche Pallas beschreibt, hat wenig Schwanzwirbel, und die Fettmasse besteht aus zwey mehr oder minder abgerundeten Massen, welche oben vereinigt unten aber getheilt sind. Man findet sie in den Steppen des südlichen Rußlands, bey den Kirgisen und Kalmücken, auch in Persien und China. Man hat Heerden von mehrern tausenden. In Orenburg werden oft in einem Sommer 150000 bis 200000 Stück solcher Schafe von den Kirgisen erhandelt und um des Talgs willen geschlachtet. Die Zahl derer, welche die Russen von den Kalmücken am Irtisch erkaufen, belauft sich noch viel höher.

Eine zweyte Unterrasse hat eine fast gerade Nase; die Wolle ist feiner; der Schwanz viel länger, und ist an den obern zwey Drittheilen breiter als der Körper, am untern viel schmäler. Sie stammt aus Oberegypten.

Eine dritte Unterrasse machen die Schafe von Astracan Taf. 169. Sie sind von mittelmäßiger Größe, und zuweilen ohne Hörner. Der Schwanz ist nur an der Wurzel breit. Die Alten haben lange, aber grobe Wolle. Die Felle der neugebornen Jungen hingegen sind ihrer Schönheit wegen besonders geschätzt; sie haben eine sehr angenehme Mischung von schwarz und weißer schön gekräuselter Wolle, und sind im Rauchhandel unter dem Namen Krimmerfelle bekannt, wo sie keinen unbedeutenden Handelsartikel ausmachen. Es gibt darunter auch ganz schwarze, welche aber viel weniger Werth haben. Die schönsten und gesuchtesten dieser Rasse sind die Felle der ungebornen Jungen.

Eine vierte Unterrasse endlich ist das Schaf vom Cap. Es zeichnet sich durch die ungemein großen und hängenden Ohren, die gewölbte Nase, kleinen Hörner und langen Schwanz aus, und findet sich am Cap.

h. **Das langschwänzige Schaf.** Ovis dolichura oder macroura, tsherkessica.
Mouton à longue queue.

Die Wolle grob; die Hörner mittelmäßig, spiralförmig um den Kopf gewunden; der Schwanz so lang, daß er auf der Erde schleppt. Man findet diese Rasse im südlichen Rußland, in Astrakan und der Bucharey.

i. **Das wallachische Schaf.** Ovis strepsiceros. Mouton Valachie.

Beyde Geschlechter gehörnt; die Hörner sehr lang, mit einer sehr starken Gräthe; beym Männchen stehen sie perpendicular in die Höhe, sind spiralförmig gewunden, und einander fast parallel; die erste Windung ist sehr breit und hart am Kopfe, die andere Windung sehr gedehnt; die Hörner des Weibchens sind von einander abstehend und wie um ihre Axe gewunden. Die Wolle dicht, gewellt, grob, und wird mit dem Fell zu Pelzen gebraucht, und in Ungarn und der Wallachey als Mäntel getragen. Der Schwanz ist lang, mit sehr dichter Wolle; die Größe ist die des gemeinen Schafes.

Man findet diese Rasse in Creta, in Morea, der Wallachey, in Ungarn und Siebenbürgen.

k. **Das isländische Schaf.** Ovis polycerata. Mouton d'Islande.

Diese Rasse ist klein; die Hörner unregelmäßig, groß, in der Zahl von zwey bis zu sechs, nicht spiralförmig, sondern einfach gebogen und nach hinten gerichtet, bald nach oben, bald seitwärts. Das Haar ist von dreyerley Art, das äußere allein sichtbar, sehr grob, unter diesem eine annoch grobe Wolle, und unmittelbar auf der Haut

ein feiner weicher Flaum. Kopf, Schwanz und Beine mit kurzem und hartem Haar; die Ohren tutenförmig, horizontal. Die Farbe im Allgemeinen braunröthlich; Unterhals und Brust schwärzlich; Schwanz schwarz. Die Länge des ganzen Körpers von der Schnauze bis zum After nur 2 Fuß 7 Zoll.

Diese Rasse, von welcher ein Theil halbwild ist, findet sich besonders in Island und den Faroerinseln; auch findet man sie in Norwegen und Gothland, wohin sie aus Island wahrscheinlich eingeführt worden ist. Ihr nähern sich die schottischen Schafe.

Die Schafzucht kann nur da im Großen gedeihen, wo große Weiden und viel ungebautes Land ist, daher in England auf den großen Pächtereyen, in Spanien in den so wenig bevölkerten Gegenden, in Ungarn, Croatien und der Wallachey, in den kirgisischen und kalmückischen Steppen, in Afrika und in den ungeheuren Ebenen von Südamerika. Auch in Deutschland, besonders in Sachsen und Böhmen, wird sie mit einem hohen Grad der Aufmerksamkeit betrieben.

Das Schaf muß trockene Weiden haben, daher es auch in den Gebirgen recht gut fortkommt und trefflich gedeiht. Wenn es wirklich vom Argali abstammt, so sind auch Gebirge seine wahre Heimath und seiner Natur angemessener. Die Stallfütterung bietet für die Schafe wenig Vortheil dar, indem die Wolle dadurch leidet und das Fleisch leicht einen unangenehmen Geschmack annimmt, daher man im Winter keine Schafe ißt. Man läßt deßhalb die Schafe so lange im Freyen, als es nur möglich ist, und treibt sie auf die Stoppel- und Brachfelder, wo man keine größere Weiden hat. Dieselben Pflanzen, welche das Rindvieh gern genießt, genießt auch das Schaf, besonders die verschiedenen Arten von Klee. Die Roßkastanien geben für die Schafe eine gute Nahrung, wenn sie einmal daran gewöhnt sind, nur muß man ihnen solche nicht alle Tage reichen, sondern mit anderm Futter vermischen. Salzpflanzen sind ihnen sehr angenehm, daher die Schafzucht in den Steppen auch so gut gedeiht. Dagegen sind ihnen sogenannte saure Kräuter oder Sumpfpflanzen sehr schädlich, und die meisten Schafkrankheiten entstehen von sumpfiger Weide.

Unter allen Hausthieren sind die Schafe die schwächsten, geduldigsten, dümmsten, vom Menschen am abhängigsten. Diese Duldsamkeit rührt von ihrer Dummheit her, in der Furcht drängen sich alle an einander und rennen blind dem Leithammel nach, gehe er wohin er wolle, selbst wenn er ins Feuer ginge. Bey Gewittern, besonders bey Donner, Blitz und Platzregen, drängen sie sich dicht zusammen, alle mit den Köpfen zur Erde, und lassen sich nicht von der Stelle bringen. Nicht selten werden solche Heerden vom Blitze getroffen und viele erschlagen. Sie drücken dann alle mit solcher Gewalt gegen die Hürden, in welche sie eingepfercht sind, daß sie die Wände oft umrennen und davon laufen. Ein kleines Hündchen kann eine ganze Heerde in die Flucht jagen, wohl steht etwa ein Widder still, stampft mit dem Fuße, und scheint trotzig den Kampf annehmen zu wollen, aber plötzlich ergreift er die Flucht und mit ihm die ganze Heerde. Ein gut abgerichteter Schäferhund kann dagegen allein eine Heerde zusammenhalten, indem er sie beständig umkreist. Gegen seine Jungen ist das Schaf unempfindlich, es bekümmert sich gar nicht um sie, läßt es sich ohne Widerstand nehmen, und frißt wohl neben dessen Schlachtbank ruhig. Selbst der Begattungstrieb weckt seine Fähigkeit nicht sehr, zwar stoßen sich die Widder, aber das Schaf ist dabey ganz ruhig, und äußert bey der Begattung wenig Empfindung. Doch kennt die Mutter ihr Lamm, und dieses findet unter der ganzen Heerde seine Mutter, wahrscheinlich kennt es sie an der Stimme. So dumm die Schafe sind, so schwächlich sind sie auch. Das Herz pocht ihnen schon, ehe sie zu laufen anfangen, und sie sind gleich außer Athem.

Die Fortpflanzungszeit geschieht vom November bis April, und ein Widder kann in wenig Tagen 60 bis 70 Schafe befruchten. Das Weibchen trägt 22 Wochen. Sehr häufig ist bey diesen Thieren das Mißwerfen, besonders wenn sie erschreckt werden. Nicht selten fallen auch Mißgeburten. Meist wirft die Mutter nur ein Lamm, selten zwey. Im 18 Monat ist der Widder schon im Stande sich fortzupflanzen.

Kein Hausthier ist so vielen Krankheiten unterworfen, wie das Schaf, und besonders ist das Innere des Schafs ein Sitz der Eingeweidewürmer. Der Leberegelwurm (Distoma hepatica) zerstört oft fast die ganze Leber, und wahrscheinlich ist dieß eine der Hauptursachen der Wassersucht, welche die Schafe so oft befällt. Er formt seinen Körper wie eine Tute, und macht sich hohle Gänge in die Leber, in deren Hintergrund der Wurm mit

Brut und Jungen in einer schwarzbraunen Jauche sitzt. Ebenso beherbergt die Leber noch den Blasenbandwurm, der knorpelige Blasen hervorbringt. Am Netze findet man den Kugelbandwurm (Cysticercus tenuicollis), in den Eingeweiden den langen Schafbandwurm (Taenia ovina) und im Kopf den vielköpfigen Bandwurm (Caenurus cerebralis), dieser zerstört einen Theil des Hirns und verursacht die Drehkrankheit, indem sich die damit behafteten Thiere immer in einem Kreise herumdrehen. Die Blase ist oft so groß, wie ein Ey, ihre Häute sind sehr dünne, und oft sind mehrere hundert Würmer in einer Blase.

Die Schafpocken sind sehr ansteckend, und raffen ganze Heerden weg. Die Wassersucht entsteht hauptsächlich bey nasser Weide, und ebenso die Lungen- und Leberfäulniß. Das Blutharnen, der Zungenkrebs, die Kolik, die Ruhr, die Maulsucht, die Krätze, sind andere mehr oder minder gefährliche Krankheiten.

Für unsere Oekonomie ist das Schaf ein sehr wichtiges Thier, von welchem alles benutzt werden kann. Die Wolle ist ein besonders wichtiges Produkt, mit deren Handel und Verarbeitung sich ganze Völkerschaften beschäftigen; die Haut gibt ein vielgebrauchtes Leder; den Talg brauchen die Seifensieder; aus den Därmen macht man Seiten. Aus der Milch, die aber in geringer Menge vorhanden ist, macht man Käse und Butter; die Knochen werden zu Leim gesotten, und der Koth ist ein vortreffliches Düngmittel.

9te Gatt. Ochse. Bos. Boeuf.

Unten 8 Vorderzähne, sie sind regelmäßig geordnet und vorn breit; keine Eckzähne; 6 Backenzähne auf jeder Seite, also in allem 32 Zähne.

Der Körper im Allgemeinen groß und stark; die Beine dick; der Kopf stark; bey den meisten Arten ein wahres Maul; die Ohren groß und beweglich; die Augen groß; die Zunge lang; keine Thränenhöhlen. Die Hörner einfach, konisch, platt, mit abgerundeter Spitze und verschiedener Krümmung, oft seitwärts gerichtet, mit aufwärts gehender Spitze. Am Halse eine Wamme oder schlaffe Haut, mehr oder weniger groß. Der Schwanz mittelmäßig oder lang; endigt mit einer langen Haarquaste. Euter groß, mit vier Zitzen.

Sie leben in Heerden von ungleicher Stärke, in Wäldern und Ebenen, vertheidigen sich muthig gegen alle Raubthiere mit ihren starken Hörnern. Sie fanden sich nur in der alten Welt und in Nordamerika. In Südamerika und Neuholland lebte keine Art wild, obschon sie dort eingeführt, leicht fortkamen und sich sehr vermehrt haben. Von fossilen Ueberresten findet man vier verschiedene Arten, wovon eine Sibirien eigen scheint.

Taf. 169. Der Bisamochse. Bos moschatus. Boeuf musque.
Ovibos moschatus. (Blainville).

Diese Art hat wirklich etwas mit dem Schaf gemein, und da ihr das Maul mangelt, so ist sie zu einer eigenen Gattung (Schafochse, Ovibos,) erhoben worden, allein wir lassen sie bey der natürlichen Gattung der Ochsen.

Die Hörner schwarz, platt, sehr breit, an der Wurzel sich berührend, sie krümmen sich nach unten und vorwärts, und legen sich an die Seiten des Kopfs an, dann erheben sie sich schnell nach oben und hinten mit ihrer Spitze; die Ohren kurz, weit nach hinten stehend, mit dichtem weichem Haar bedeckt; die Augen sehr klein, weit auseinander und weit von der Schnauze entfernt, im Umfang des ersten Hornbogens stehend; die Nasenlöcher seitlich und klein, mehr genähert als bey den Ochsen, aber weniger als beym Widder; kein Maul; Mundspalte klein; Lippen dünne, ohne Mittelfurche; die Beine kurz und stark; die Hufe an den Vorderfüßen größer als an den hintern, dunkelbraun, und vorn gegen einander gerichtet. Der Schwanz sehr kurz und ganz unter dem langen Haare der Hinterbacken verborgen. Hals, Körper und Schenkel, mit zweyerley Haar bedeckt, an der Haut eine dichte und lange Wolle oder Flaum, aus welchem sehr lange und feine Haare hervorgehen. Die Beine dagegen sehr kurz behaart. Die Stirn sehr erhaben und mit einer Mähne von sehr langen Haaren bedeckt, die Nase ebenfalls gewölbt und um so mehr kurz behaart, je näher der Schnauze. Die Mähne bedeckt die Wurzel der Hörner

und scheitelt sich zu beyden Seiten. Die Farbe im Allgemeinen vom Braunröthlichen bis ins Braunschwarze übergehend. Die Gegend der Nasenlöcher, die obere Lippe und die Spitze der untern weiß.

Die kurzen Beine, die langen Haare und der lange Körper, geben diesem Ochsen eher das Ansehn eines großen Schafes. Die Größe gleicht der eines zweyjährigen Kalbes von mittlerer Größe, und das Thier erreicht ein Gewicht von 300 bis 400 Pfund. Die Hörner sollen oft 60 Pfunde wiegen.

Die Haare riechen sehr stark nach Bisam, welcher Geruch sich auch dem Fleische mittheilt, daher das Fleisch alter Stiere fast nicht zu genießen ist; selbst an den Messern, womit solche Thiere zerlegt worden sind, bleibt der Geruch lange.

Diese Art ist sehr zahlreich zwischen dem 66 und 73 Grad nördlicher Breite in Amerika, in den vereinigten Staaten zwischen dem Fluß Churcill und dem Seekälberfluß, an der Westküste der Hudsonsbay bis zum Eismeer. Neben dem Rennthier geht dieser Ochse am weitesten nördlich, man fand ihn in Grönland bis zum 74 Grad und noch nördlicher. Im Winter aber zieht er sich südlicher. Er geht in Truppen von fünf bis dreyßig Stücken, und liebt mehr unfruchtbare Ebenen, Heiden und felsige Gegenden, als Wälder. Sein Lauf ist sehr schnell, und sie klettern geschickt, wie Ziegen, auch auf bergigtem Boden. Es gibt weniger Männchen als Weibchen. Die Männchen sind sehr eifersüchtig, selbst gegen andere Thiere, als ihre eigene Art. Im Winter nähren sie sich von den Knospen der Weide und den Sprossen der Fichten. Die Brunstzeit ist im August, und im Mai und Juni wirft die Kuh nur ein Junges.

Obschon das Fleisch einen mehr oder minder starken Bisamgeruch hat, so wird es doch gegessen, und ist für die armen Bewohner der öden Gegenden, welche das Vaterland dieses Thieres ausmachen, ein wichtiger Nahrungszweig. Am stärksten soll das Herz nach Bisam riechen und daher fast ungenießbar seyn. Das Fleisch ist übrigens sehr gesund und soll sehr nahrhaft seyn.

Man schießt diese Thiere besonders der Häute und des Fleisches wegen, die erstern geben ein vorzügliches Pelzwerk. Die Esquimuos verfertigen daraus Mützen von fürchterlichem Ansehen, denn die Haare fallen alle rund um den Kopf und bedecken das Gesicht. Sie dienen aber besonders dazu, um die Musquitos abzuhalten, welche im Sommer, selbst in diesen nördlichen Gegenden, in großer Menge und sehr beschwerlich sind. Die feine Wolle wäre wahrscheinlich zu ähnlichen Zeugen wie die Wolle der Ziegen zu gebrauchen, und gäbe vortreffliche Kleidungsstücke. Es ist daher Schade, daß man sich nicht die Mühe genommen hat, Versuche mit der Zähmung dieser Thiere zu machen, allein die Grönländer wissen nicht einmal das Rennthier zu zähmen, noch weniger ein muthiges und starkes Thier, wie dieses zu seyn scheint. Die englischen Forts in Canada kaufen jährlich viele Häute und Fleisch dieser Ochsenart. (Abbildung nach Pennant.)

Taf. 170.

Der Bison. Bos Bison.

Boeuf Bison.

Die Hörner klein, rund, an den Seiten des Kopfs und weit von einander abstehend, zuerst nach außen, dann nach oben gerichtet. Die Form des Körpers plump; der Kopf kurz und dick; die Augen klein; der Wiederrüst sehr hoch und stark; die Kreuzgegend und das Hintergestell dagegen sehr schlank und schwach; der Schwanz ziemlich kurz. Scheitel, Backen, Nase, Hals und Schultern sind mit wolligen Haaren bedeckt; am Kinn bilden lange und schlaffe Haare einen dicken Bart, und eine breite Decke über die Oberschenkel der Vorderbeine; Seiten, Kreuz, Schenkel und Hinterbeine dagegen sind mit kurzen und anliegenden Haaren dicht bedeckt; die Haare am Schwanz kurz, am Ende desselben aber eine Quaste von langen Haaren. Die Farbe im Allgemeinen dunkel, am Kopf schwarz, an den Schultern kastanienbraun, an Rücken, Seiten, Bauch und am ganzen Hintertheil des Körpers dunkelbraun. Das Winterhaar unterscheidet sich nur durch die Länge vom Sommerhaar.

Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen durch einen weniger plumpen Körper, durch geringere Größe, schlankern Kopf, längern Hals, dünnere Beine. Der Wiederrüst ist weniger hoch, und die Haare an demselben, so wie am Kopf, weniger lang und dünner.

Das Kalb ist bey seiner Geburt nicht größer als ein gemeines Kalb, und sein ganzer Körper ist einfärbig rothbraun glänzend, nur am vordern Theile des Halses bis zwischen die Vorderbeine und Schwanzquaste schwarz; Bauch und Inneres der Schenkel weißlich. Die Haare dicht und kraus, und an der Stelle wo die Hörner zum Vorschein kommen, waren keine Haare, sondern leichte, nackte Erhabenheiten.

Die ganze Länge, wenn man den Rücken mißt, von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 7 Fuß 10 Zoll, des Schwanzes 1 Fuß 6 Zoll. Höhe am Wiederrüst 4 Fuß 11 Zoll, am Kreuz 3 Fuß 11 Zoll. Aeltere Thiere werden noch bedeutend größer als der größte gemeine Ochs, und kommen dem Auerochs der alten Welt an Größe nahe. Vorzüglich stark sind die Dornfortsätze der vordern Halswirbel, sie haben eine Länge von 1½ bis 2 Fuß.

Der Bison bewohnt die großen Wiesen im Westen des Missisippi, wo man sie in unzählbaren Heerden, vielleicht von 10000 Stück antrifft. Früher waren sie in den alten Provinzen der vereinigten Staaten unter dem Namen der Büffel anzutreffen, bis nach Carolina, wo die ersten Colonisten sie fanden; allein die weiße Bevölkerung drängte sie immer mehr zurück, und man findet sie östlich vom Missisippi nicht mehr; wohl aber in den weiten Ebenen am Missouri.

Das Naturel dieser Thiere ist wild und unbändig, und ihre Zähmung ist bisdahin nicht vollkommen gelungen; doch pflanzen sie sich in der Gefangenschaft fort, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß in fortgesetzten Generationen diese Art nicht endlich völlig gezähmt werden könnte, wo es sich dann erst ergeben würde, ob durch Kreuzung mit den größern Rassen unsers Rindviehes nicht eine schöne Bastardrasse sich erzeugen würde.

Der Stier in der Pariser Menagerie, war ganz jung eingefangen worden, und kam unter der Führung eines Negers nach Europa, der denselben von Anfang an besorgt hatte. Diesem allein gehorchte er, jedoch nur unter Mithülfe eines Ringes der am Nasenknorpel befestigt war, wie man einen solchen beym Büffel oder einem unbändigen Hausstier anbringt. Er ließ sich, aber auch nur von seinem Besorger, täglich waschen und kämmen. Jede andere sich ihm nähernde Person reizte seinen Zorn so, daß er sich auf sie zu stürzen suchte, besonders wenn sie ihm den Rücken kehrte. Seine Wuth war nicht ganz blind, da er sich erinnerte, daß er tüchtig Schläge bekommen, wenn er zu stoßen versuchte, deßhalb suchte er nur von hinten anzugreifen; wenn man ihn dagegen fix ansah, besonders wenn man mit einem tüchtigen Stocke versehen war, so scheute er den Angriff, so bald man ihm aber den Rücken wandte, stürzte er hervor und verfolgte den vermeintlichen Feind. War er mit dem Kopfe fest gebunden und durch den Ring gehindert, so schlug er hinten aus. Ein solches Festhalten aber war ihm sehr peinlich, dennoch ging seine Klugheit nicht so weit, den Fallstrick auszuweichen, den man ihm legte, um ihm einen Strick durch den Nasenring zu ziehen, er ließ sich nähern, und bemerkte erst, daß er gefangen war, wenn es zu spät war. Doch unterschied er sehr gut, ob ein Mensch bewaffnet sey, um sich gegen ihn zu vertheidigen, aber weiter ging das Vermögen, Schlüsse zu ziehen, nicht. Er war noch jung und nicht ganz ausgewachsen, aber seine plumpe Form, seine dichte, lange Mähne, seine kleinen und lebhaften Augen, die Höhe des Wiederrüstes, die dunkle Farbe des Körpers, gaben ihm ein so wildes und furchtbares Aussehen, daß jedermann begierig war, ihn zu sehen.

Die Bisonkuh, welche in Paris lebte, wurde ebenfalls jung eingefangen, sie blieb lange klein und kränklich, als man sie aber mit einer Hauskuh in einen Stall brachte, so fraß sie sogleich mehr, ihre Haare nahmen einen schönen Glanz an, sie wuchs stark, und bald bemerkte man die Zeichen der Brunst, daher ließ man sie zum Stier. Dieser war in den ersten Tagen böse mit ihr, und man mußte alle Sorge tragen, daß er sie nicht stieß; bald aber gewöhnten sie sich an einander. Im Juni 1824 begattete er sich, und im März 1825 warf sie ein junges Stierkalb, dessen Geburt leicht vor sich ging, und gegen welches sie sich sehr zärtlich bewies. So bald die Kuh trächtig war, wurde der Stier wieder böse, stieß sie, und man mußte sie trennen. Die Kuh trägt also 9 Monate, wie die Hauskuh. Bey den wilden Heerden soll es im Juni zur Brunstzeit unter den Stieren heftige Kämpfe geben. Der wilde Bison soll den Menschen fürchten, und nur während der Brunst oder verwundet auf ihn losgehen. Gegen den Wolf sollen sie sich tapfer vertheidigen, indem die Stiere in einen Kreis sich stellen und ihm allenthalben die Hörner darbieten, während die Kühe in der Mitte der Truppe sind.

Die Jagd dieser Thiere war ehmals das größte Vergnügen der Indianer. Der Jäger zielt nach den Schultern, damit sie sogleich niederstürzen, da eine Verwundung sie für den Jäger gefährlich macht. Man muß sich aber den

Heerden gegen den Wind nähern, sonst begeben sie sich auf die schnellste Flucht. Häufig wird auch das Gras der Savannen, wo die Thiere weiden, von allen Seiten angezündet; da nun dieselben das Feuer sehr fürchten, so ziehen sie sich zurück und drängen sich zusammen, wo sie dann ohne Gefahr in großer Zahl getödtet werden. Allein bey größerer Civilisation muß diese Art der Jagd aufhören, weil leicht furchtbare Waldbrände daraus entstehen, welche ganze Districte verwüsten.

Der Nutzen ist nicht unbedeutend. Aus den Hörnern macht man verschiedene Kunstsachen. Aus den Häuten machten die Indianer ehmals starke Schilder, und jetzt bearbeitet man daraus vortreffliches Leder, oder mit den Haaren gegerbt gute Decken. Die Haare und Wolle werden zu Tuch, Handschuhen, Strümpfen u. s. w. verarbeitet. Das Fleisch, besonders der jüngern und der Kühe, schmeckt sehr gut; der Fleischbückel besonders soll ein Leckerbissen seyn. Auch der Talg ist vortrefflich, und ein fetter Stier gibt oft über 150 Pfund.

Wölfe und Bären sind außer dem Menschen der Hauptfeind dieses Thieres, dessen ganze Art aber wahrscheinlich mit zunehmender Bevölkerung verschwinden wird. (Abbildung nach Cüvier.)

Taf. 170. Der europäische Auerochs. Bos Urus.

Boeuf Auerochs.

Die Hörner dick, rund, seitlich; die Stirn gewölbt, breiter als hoch; die Hinterhauptsgräthe über zwei Zolle hinter der Hörnerbasis. Der Schwanz sehr lang; der Kopf und die vordern Theile des Körpers mit ein Fuß langen, groben, braunen Haaren bedeckt, unter welchen ganz nahe an der Haut weiche wollige Flaumhaare von grauer Farbe; Stirnhaare ebenfalls graulich. Von der Gurgel bis zur Brust ein Bart von langen groben Haaren; dagegen der übrige Körper von den Schultern an mit braunschwarzen kurzen Haaren bedeckt. Bey der Kuh ist das Haar am vordern Theil weniger lang; der Kopf kleiner und die Farbe heller.

Länge des Stiers von der Schnauze bis zum After 10 Fuß 3 Zoll; Höhe des Wiederrüsts 6 Fuß; Länge des Schwanzes mit der Quaste 3 Fuß. Länge der Kuh 7 Fuß: Schulterhöhe 4 Fuß 9 Zoll; Länge der Hörner 1 Fuß.

Nach allen Kennzeichen ist der Auerochs der alten Welt vom Bison der neuen Welt verschieden, und Europa und dem nördlichen Asien eigen. Man findet ihn in Europa nur noch in Polen, Preußen und Lithauen. Auch soll er noch in den Wäldern der karpatischen Gebirge und bis zum Caucasus angetroffen werden, wovon man indeß keine zuverlässige Kunde hat. Zu den Zeiten der Römer war dieses Thier über ganz Deutschland verbreitet, seine Heimath soll bis nach der Schweiz gegangen seyn, und der Name Uri daher stammen, was indeß nicht sicher ist.

Der Auer ist das größte und stärkste europäische Thier, und Pallas sagt, dem Nashorn an Größe nahe stehend, und dem stärksten zahmen Büffel überlegen. Der Kopf und die Stirne mancher Stiere ist so breit, daß zwischen den Hörnern drey Männer von mäßiger Statur sitzen können, wovon König Sigmund von Polen eine Probe anstellen ließ. Markgraf Georg Friedrich von Preußen soll im Jahr 1595 bey Friedrichsburg einen Auer geschossen haben, der über 7 Fuß Höhe hatte. In Kopf, Brust und Halse muß er eine außerordentliche Kraft haben, und wenn ein andalusischer Stier ein Pferd überwerfen kann, so kann dieß der Auer gewiß noch viel leichter. Er lebt in den großen Wäldern, doch wahrscheinlich mehr am Rande derselben, als im Innern, wo er kaum die nöthige Nahrung finden würde. Von seiner Lebensart weißt man nur, daß sein Naturel wild und unbändig ist, auch seine intellectuellen Fähigkeiten eben nicht sehr groß sind. Ob er gesellschaftlich mit den Kühen lebt, ist ebenfalls unbekannt; doch ist es wahrscheinlich, daß kleine Gesellschaften mit einander gehen. Er läßt sich sehr schwer, und nur ganz jung eingefangen, zähmen. Doch sollen einige so zahm geworden seyn, daß sie Niemand anfielen, sich an der Stirne kratzen ließen und aus der Hand fraßen. Wahrscheinlich waren es Kühe. Die langen Haare an Kopf und Brust haben einen starken Moschusgeruch, der selbst den Knochen anhängen soll und viele Jahre daran bleibt. Er soll nicht brüllen, sondern grunzen.

Nutzen und Schaden dieses Thiers ist bey der Seltenheit desselben unbedeutend. Der Schaden möchte wohl in bebautern Gegenden groß genug seyn, wenn es viele gäbe. Hörner, Haut und Fleisch aber gäben einen bedeutenden Nutzen, wenn sie öfters zu bekommen wären.

Es fehlt eine recht gute characterische Abbildung dieses Thiers, durch welche der Unterschied zwischen ihm und dem Bison anschaulich würde, und wir hätten ihn bloß dem Namen nach angeführt, wenn nicht die Meinung mehrerer, besonders älterer, Naturforscher, daß der Auer Stammvater unserer Hausochsen sey, einige Bemerkungen verdient hätte.

Herr Cüvier hat in seinem Werk über die fossilen Knochen bewiesen, daß der Auerochs 14 Rippenpaare habe, der Hausochse nur dreyzehn, und daß schon dieser wesentliche Unterschied es nicht wahrscheinlich mache, daß unser Rindvieh von diesem abstamme. Er zeigt in eben diesem trefflichen Werke, daß der größte Theil der fossilen Ochsenköpfe einer Art angehört haben müsse, welche sich sehr wenig vom Auer unterschieden habe, allein die fossilen sind noch viel größer als die Köpfe der jetztlebenden Art. Man hat solche an der Weichsel, am Rhein, in der Lombardey und in Toskana gefunden, besonders aber ungeheuer große in Nordamerika neben den Gebeinen von Mastodanten. Das größte Horn wurde bey Eger gefunden, und soll an der Wurzel 7 Zoll im Durchmesser gehabt haben. Auch die in Sibirien sich findenden Schedel, glaubt Cüvier, haben einem Auer angehört, sie sind aber wohl von den Moschusochsen zu unterscheiden, welche man dort ebenfalls findet. In Torfmooren findet man dagegen eine andere Art von Ochsen, welche unsern Hausochsen viel näher stehen als der Auerochs, aber so groß, daß das Thier fast die Größe eines Kameels gehabt haben möchte; die Hörner stehen aufwärts und krümmen sich dann vorwärts. Cüvier glaubt, dieß möchte eher die Stammrasse des Hausochsen gewesen seyn. Man hat solche Köpfe in Deutschland und Frankreich gefunden. Der Hausochse muß übrigeus ebenfalls in den ältesten Zeiten schon Hausthier gewesen seyn, da er in den ältesten Schriften als solcher schon erwähnt wird.

(Abbildung nach Schmid.)

Taf. 171. **Der Hausochse.** Bos taurus.

Boeuf ordinaire.

Die Hörner mittelmäßig, rund, platt, seitlich, gebogen, die Spitze vorwärts gerichtet; die Stirne platt, eher etwas vertieft, ungefähr so hoch als breit; die Hinterhauptsgräthe auf derselben Linie wo die Hörnerwurzel, und die Hörner vereinigend; dreyzehn Rippen. Die Zitzen am Euter paarweise. Das Haar am ganzen Körper gleich lang. Das Maul breit und dick; die Augen groß; die Ohren tief stehend, horizontal. Am Halse eine lange hängende Wamme. Die Farbe sehr verschieden, von Weiß bis ins Falbe, Braune und Schwarze übergehend, oder gefleckt, zuweilen auch gestreift.

Die zahlreichen Varietäten des Hausochsen beziehen sich besonders auf die Größe und Länge des Körpers, die Höhe der Beine und die Form und Größe der Hörner. Die Hörner des Stiers sind immer dicker und kegelförmiger als bey der Kuh, und erreichen beym verschnittenen Ochsen oft eine sehr bedeutende Größe.

Einige ausländische Rassen bekommen einen Fetthöcker oder Buckel auf dem Wiederrüst, der ihnen ein ganz eigenes Ansehn gibt, so daß man ohne Grund daraus eine eigene Art gemacht hat, welche Zebu heißt. Sie haben die Gewohnheiten unserer Ochsen, sind aber munterer und in ihren Bewegungen weniger langsam. Sie werden deßhalb zum Reiten gebraucht. Sie sollen gar nicht brüllen, sondern nur eine Art grunzen hören lassen. Fast alle Ochsen in Indien, im östlichen Persien, in Arabien, und in Afrika von der Südseite des Atlaßes bis zum Cap und bis nach Madagascar, sind Bückelochsen, und gehören zu dieser Abtheilung.

Taf. 172. Die größte Rasse hat die Größe des stärksten europäischen Rindviehes; der Fetthöcker auf dem Wiederrüst hat bis auf 50 Pfund Gewicht. Sie findet sich in Indien.

Die mittlere Rasse hat die Größe einer mittelmäßigen Kuh; die Hörner krümmen sich nach vorn; die Farbe ist meist grauweißlich; das Haar fein, aber kurz. Sie findet sich in Indien, und zeugt mit dem gemeinen Rindvieh fruchtbare Bastarde.

Taf. 172. Die kleine Rasse hat einen Höcker, aber keine Hörner. Sie ist nicht viel größer als ein starkes Schwein, da sie am Wiederrüst kaum 2½ Fuß hoch ist. Die Farbe ist im Allgemeinen an den obern Theilen grau,

an den untern weiß; der Schwanz endigt sich mit einer Quaste von langen Haaren. Der Fetthöcker ist 3 Zoll hoch. Statt der Hörner findet sich eine nicht anhängende schwielige Schuppe, kaum ½ Zoll dick, welche sich immer abschuppt. Sie soll eigentlich aus Abyssinien stammen, findet sich aber auch in Indien.

Die Rasse mit zwey Buckeln. Sie findet sich in der Gegend von Surate in Indien; die Höcker stehen hinter einander. Der erste auf dem Wiederrüst ist der größte.

Die Rassen des gemeinen Ochsen sind so verschieden als die Länder, worin sie gezogen worden, und ihre einzelne Beschreibung würde viel zu weit führen; daher mag es genug seyn, nur die vorzüglichsten Verschiedenheiten anzugeben. Nur in Frankreich zählt man 17 bis 18 verschiedene Rassen, welche sich vorzüglich durch die verschiedene Körpergröße und die Verschiedenheit der Hörner auszeichnen. Die einen Rassen sind von mittelmäßiger Größe, oder eher klein; der Blick wild; die Haut stark; das Haar grob; die Wamme stark; die Hörner mehr oder minder schwarz oder grünlich; das Unschlitt sammelt sich bey ihnen stark an. Man findet sie mehr in gebirgigten Gegenden als auf Ebenen; dahin gehören die Viehrassen von Limosin, Saintonge, Angoumois, Marchois, Berrichon, Gascogne, Auvergne, Bourbon, Charolais, Burguignon, Morvan u. s. w. Die andern sind mittelmäßig groß, oder groß; der Kopf klein; Nasen und Ohren fein; die Haut fein und weich; der Blick sanft. Sie werden leicht fett, und lieben mehr die Ebenen, wo sie reichliche Nahrung finden. Dahin gehören die Ochsen von Cholet, Nantes, Agewin, Bretagne, Mance, Auge und der Franche Comte.

Die dänischen und jütländischen Ochsen sind sehr kurzleibig, mit kurzen Beinen und wenig ausgebogenen Hörnern. Ihre Farbe ist schwarz und weiß. Sie erlangen ein Gewicht von 1000 Pfund.

Die Polnischen und Ungarischen haben lange Beine, sehr weit aus einander stehende und lange Hörner. Ihre Farbe ist meist blaufahl oder weißlich.

Die schweizerischen Rassen sind ungemein verschieden, aber im Allgemeinen gehört das Schweizervieh zu den schönsten. Die größten und bestgestaltetesten Kühe sind die aus dem Simmenthal und aus der Landschaft Saanen und Freyburg. Sie sind von großem Wuchs, im Durchschnitt fünf bis sechs Centner schwer, roth- oder schwarzbrauner Farbe, mit verschieden geformten Hörnern. Dann haben die Cantone Zug und Schwyz sehr großes und schönes Vieh. Die Kühe sind eben so schwer wie die Simmenthaler, haben aber längere und dünnere Hälse, und nicht so ochsenartige Köpfe. Dagegen ist das Vieh der östlichen Cantone ungemein klein und sieht schlecht aus, besonders die Toggenburger, allein sie sind sehr milchreich, und geben bey wenigem und schlechtem Futter sehr viel Milch. Daher sind sie in dieser Hinsicht sehr gesucht, taugen aber zur Zucht für Ochsen nicht. Es läßt sich also nicht einmal über diese Rassen etwas Allgemeines sagen, sie sind so verschieden als die Cantone sind. Doch hat man oft Ochsen von 12 bis 1400 Pfund und mehr.

Die englischen Viehrassen sind durch Kreuzungen sehr vervielfältigt und verbessert worden. Ausgezeichnet sind als Mastochsen die von Suffolk, Herefordshire und Wiltshire, der Kopf ist klein, der Hals kurz und der Rücken vollkommen horizontal. Diese Rasse ist, wann auch nicht die größte, doch diejenige welche am meisten ins Gewicht fällt. Man hat dort Ochsen gesehen deren Hörner eine Länge von 5 Fuß erreichten, und das Gewicht des Fleisches bis auf 3500 Pfund stieg. In Hinsicht des angenehmen Geschmacks des Fleisches haben die Ochsen von Norfolk den Vorzug, obgleich sie klein sind.

Die Ochsen in Schottland haben keine Hörner, sind meist ganz weiß von Farbe, leben dort noch halb wild. Der Kopf ist kurz und sehr breit, aber das Ansehen des Thiers schön und kräftig.

Die spanischen Ochsen, besonders die Andalusier, sind sehr schön und die Stiere sehr stark, sie sind äußerst wild und werden wirklich mit Vorsatz oft gereitzt und wild erhalten, damit sie in den berühmten Stiergefechten, welche die Spanier so leidenschaftlich lieben, desto glänzender und muthiger auftreten. Sie haben in Kopf und Nacken eine furchtbare Gewalt, werfen einen Mann mit leichter Mühe über sich weg, und reissen den Pferden mit den Hörnern den Bauch auf.

Die Ochsen in der Gegend von Rom und Neapel zeichnen sich besonders durch ihre Größe, ihre sehr langen, seitlichen, aber dann gerade aufsteigenden Hörner aus; die Farbe ist meist dunkelgrau, am Kopfe und in der Mitte des Rückens ins braune übergehend.

Die sicilianischen Ochsen haben unter den europäischen Ochsen die größten Hörner, besonders die, welche in der mittlern Region des Aetna weiden; sie sind stark gewunden und werden besonders zu Kunstprodukten und zu Blasinstrumenten benutzt: man hat solche zu vier Fuß Länge.

Die Ochsen in der Tartarey, bey den Kirgisen und Kalmücken sollen noch größer seyn, und ihre Hörner den ungarischen gleichen, auch sind sie eben so hochbeinig.

Das Rindvieh auf Malta, in Sardinien und Corsika ist dagegen klein, mager und unansehnlich.

Die Ochsen in der Türkey sind sehr schön und groß, und die Heerden zahlreich.

Die Egyptischen sind klein, die Hörner kurz, die Farbe meist falb, ihre Gestalt nähert sie den Zebus, allein es mangelt ihnen der Buckel. Auch die in Nubien und Abyssinien haben keinen Buckel, aber die Hörner mangeln einigen ganz, bey andern sind sie ungeheuer groß.

Die große Nutzbarkeit des Rindviehes hat verursacht, daß dasselbe in alle Colonien hinübergebracht worden ist, wo es sonst nicht war. Amerika hatte vor der Entdeckung kein Vieh, die Spanier und Portugiesen brachten es dahin, es vermehrte sich, besonders in den unermeßlichen Ebenen, die unter dem Namen der Llannos und Pampas bekannt sind, ins Unendliche. Sie leben dort in einem nahe an völlige Wildheit gränzenden Zustand, haben sich aber nach den Urrassen auch etwas verändert. Diejenigen von Monte Video und in der Banda oriental sind die größten, und übertreffen selbst ihre Urväter aus Andalusien. Die in der Provinz Corrientes und in Paraguay sind dagegen sehr niedrig auf den Beinen, und einige haben sogar die Hörner verloren; die von Pernambuko sind meist roth und schwarz gefleckt, zuweilen auch gelb oder kastanienbraun. Vor der Revolution war es nichts seltenes in der Banda-oriental Ochsenheerden zu 10,000 bis 12,000 Stück zu finden, und mancher Eigenthümer bezeichnete jährlich 50 bis 60,000 zum Abschlachten. Dieses Abschlachten geschah meist blos der Häute wegen, das Fleisch blieb unbenutzt. Die blutigen Kriege in diesen Gegenden haben eine große Verminderung dieser nützlichen Thiere zur Folge gehabt, welche bey wieder eintretendem Frieden sich bald wieder vermehren werden. Rindfleisch und Hühner machen die tägliche Nahrung aller Bewohner dieses weiten Landstrichs aus. Sie werden gewöhnlich wie die Pferde mit dem Lasso oder Wurfstrick eingefangen, auf der Stelle geschlachtet und die Haut abgezogen.

Die Ochsen am Cap sind von kleiner Rasse, und haben sich weit über das Land verbreitet, da sie das einzige Zugvieh sind, welches man braucht. Auch reitet man auf ihnen.

Neuholland hatte kein wiederkauendes Thier, aber das dort eingeführte Rindvieh kam so gut fort, daß einige entlaufene trächtige Kühe in wenigen Jahren große Heerden wilden Rindviehes bildeten, deren Zahl sogar der Colonie sehr nachtheilig wurde, weswegen man auf sie Jagd machte und sie vertilgte. Auch in Diemensland kamen sie sehr gut fort, und bereits wird aus diesen Ländern nach andern Gegenden ausgeführt.

So ist also dieses nützliche Thier mit dem Menschen in alle Länder und in alle Climate gewandert, nur über den arctischen Kreis hinaus geht es nicht. Sein Aufenthalt ist eben so verschieden, als die Gegenden, wo es lebt. An den meisten Orten, wo die Cultur und Bevölkerung zunimmt, nimmt auch die Stallfütterung immer mehr zu, und nur in unbevölkerten Gegenden, wie in Amerika u. s. w., bleiben die Heerden das ganze Jahr im Freyen. Auf den Alpen geschieht dies den ganzen Sommer durch.

Das Naturel ist sanft und duldsam, besonders das der Kühe und verschnittenen Ochsen. Aber die intellectuellen Fähigkeiten sind sehr gering, doch übertreffen sie weit die des Schafes. Die Kuh kennt nicht nur ihren Stall, sondern auch ihre Stelle im Stall, und wenn ihrer auch 100 in einer Reihe stehen, so wird jede doch ihren Platz wieder finden, und durch keine andere einnehmen lassen. Das Vieh, das oft im Freyen ist, zeigt viel mehr Munterkeit und Intelligenz, als das was immer im Stalle bleibt, und auf den Alpen hat man oft genug Gelegenheit den Instinkt der Kühe zu bewundern. Keine Kuh verläuft sich aus einer Sömmerung in die andere, und jede Heerde hat eine Anführerin, welche man die Heerkuh nennt. Diese nimmt immer den ersten Platz ein, und läßt sich durch keine andere verdrängen, sie geht bey Wanderungen immer voran, und nach ihr immer die stärksten Kühe. Wird eine fremde Kuh der Heerde beygesellt, so muß sie nach und nach mit allen kämpfen, bis ihr Rang entschieden ist. Zwey Kühe von gleicher Stärke kämpfen immer mit einander, und es wird nicht eher Friede unter der Heerde, als bis die eine von der andern besiegt, oder von der Heerde abgesondert wird. Keine andere Kuh wird es wagen der

Heerkuh vorangehen zu wollen. Diese hat auch immer die größte Glocke an. Jede Kuh kennt ihre Glocke, jede hat ihren Namen, den ihr der Senne gibt, und den sie auch kennt. Sie kennt auch den Ruf des Sennen im Allgemeinen, wenn er kömmt um zu melken, und von allen Seiten versammeln sie sich bey seinem Gesang um ihn; ja eine Kuh im Thal, wenn sie vorher auf der Alpe war, und den Ruf hört, bekommt das Heimweh nach der Alpe. Die Heerkuh stellt sich auch zuerst zum Melken ein, und die übrigen folgen nach dem Rang ihrer Stärke. Sie unterscheiden genau den Senn der ihnen Salz gibt, oder den Mann der sie füttert, vor Fremden. Ihre Freude geben sie durch Sprünge zu erkennen, ihre Begierden durch Brüllen. Gegen Hunde, Wölfe und Bären vertheidigen sie sich mit ihren Hörnern tapfer, so daß diese Thiere einer ganzen Heerde nichts anhaben können, sondern nur einzelne abgesönderte erhaschen. Den Hund ihres Herrn kennen sie, und gehorchen ihm, aber fremde Hunde werden in die Flucht gejagt und bis zu ihren Herrn verfolgt, der oft selbst dadurch in Verlegenheit kommt. Bey heftigen Gewittern aber verläßt sie ihr Muth, sie müssen zusammengetrieben werden, sonst laufen sie bey solchen Gewittern wie blind gerade aus, und stürzen oft über Felswände herunter. Sind sie aber in einem Haufen beysammen, so stehen sie unbeweglich, mit hängendem Kopf und starren Augen und zittern am ganzen Leibe. Sie klettern leicht auf die steilsten Abhänge, doch gleiten sie häufiger aus als die Ziegen und stürzen über die Felsen herunter.

Jedermann weiß, daß der Stier oder Bulle nicht so sanftmüthig ist wie die Kuh, sondern ein solcher Bulle ist ein furchtbares, unbändiges und boshaftes Thier, welches den Menschen anfällt und leicht umbringen oder gefährlich schädigen kann. Doch werden sie meist erst in einem gewissen Alter böse, und man tödtet oder verschneidet sie dann. Ihr Angriff ist furchtbar, erst geht ein dumpfes Brummen oder Brüllen vorher, dann stampfen sie mit den Füßen, scharren den Boden auf, und greifen mit gesenktem Kopfe an, so daß sie den Angegriffenen fassen und über sich werfen. Ihre Wuth ist blind, und nur selten kann man sie mit tüchtigen Prügeln abwehren.

Der Stier ist im zweyten Jahre begattungsfähig, doch läßt man ihn dazu drey Jahr alt werden. Er hat keine bestimmte Brunstzeit, sondern kann sich das ganze Jahr begatten. Seine Kraft ist unerschöpflich, und einer kann 100 Kühe in einem Jahr befruchten. Gewöhnlich aber rechnet man auf 50 Kühe einen Stier. Die Kuh trägt 9 Monate. Ihr Leben bringen sie auf 25 bis 30 Jahre. An den Vorderzähnen kann man wenigstens in den ersten Jahren das Alter erkennen, indem im zehnten Monat die beyden mittlern Schneidezähne durch andere weniger weiße und breitere ersetzt werden, im sechszehnten Monat fallen die folgenden beyden aus, und im dritten Jahre sind alle ersetzt.

Ueber den mannigfaltigen Nutzen des Rindviehes etwas weiter zu sagen, wäre wohl überflüssig, da derselbe allzubekannt ist, und die Behandlung desselben gehört in die Landwirthschaft.

Leider ist dieses nützliche Thier sehr vielen Krankheiten unterworfen, unter welchen die Viehseuche die gefährlichste ist, und schon oft ganze Bezirke entvölkert hat. Für den Menschen selbst aber ist der Milzbrand eine Krankheit, auf welche er große Aufmerksamkeit zu richten hat, weil die Behandlung des daran gefallenen Viehes leicht das Uebel auf ihn übertragen kann, und tödtliche Krankheiten hervorbringt. Nicht blos der Genuß des Fleisches ist gefährlich, sondern sogar schon das Abziehen der Haut. Dagegen haben uns bekanntlich die Kuhpocken, welche an den Eutern der Kühe vorkommen, ein unschätzbares Vorbauungsmittel gegen die Menschenpocken gegeben.

Die Knotenkrankheit besteht in Knoten und Geschwüren unter der Haut, und entsteht durch die Larve der Viehbremse (Oestrus bovis), so wie bey den Hirschen, wie bereits angeführt wurde, dieselbe Krankheit vorkommt. Bey der Stallfütterung entsteht dies Uebel nicht, oder doch sehr selten.

Neben diesem werden diese Thiere durch die gemeinen Bremsen im Sommer gar sehr geplagt, welche das Blut aussaugen, niemals aber die Eyer auf die Haut legen. Ebenso plagen sie in unreinlichen Ställen eine gewisse Art Läuse (Pediculus bovis); auch die sogenannte Hundzecke und die Ochsenzecke (Ixodes ricinus und reticulatus) und die Pferdelausfliege (Hippobasca). Dagegen scheint es sehr unwahrscheinlich daß der Stich der Holzwespen (Sirex gigas) auch eine Art Knotenkrankheit verursachen könne, da diese Wespe gar nicht sticht. Eingeweidewürmer haben sie viele, welche aber selten eigentliche Krankheitszufälle verursachen.

Unter den Pflanzen sind der Schierling, der gelbe und blaue Eisenhut (Aconitum), Bilsenkraut, Tabak und Wasserrispe (Poa aquatica) für das Rindvieh giftig, und von nassem Klee entsteht das Aufblähen oder die Bölle, wodurch, wenn nicht schnell geholfen wird, das Thier zu Grunde geht.

Durch das Lecken an ihrem eigenen, oder am Körper anderer, verschlucken sie viele Haare, welche sich dann in Kugeln im Magen sammeln, und Haarballen geheißen werden. Sie scheinen ihnen aber wenig Beschwerde zu machen.

Taf. 173. Der Sylhetanische Ochse. Bos sylhetanus.

Le Joungligau.

Die Hörner dieser Ochsen sind seitlich, und stehen am Ende der Hinterhauptgräthe, sie richten sich nach außen und aufwärts und mit der Spitze etwas nach vornen und sind halbmondförmig; unten stehen sie um so näher zusammen, je älter das Thier ist. Sie sind an der Basis etwas zusammengedrückt, am übrigen Theil rund und glatt. Von der Schultergegend bis zur Mitte des Rückens erstreckt sich eine Art von Fetthöcker, der aber nicht groß ist. Stirne, Hinterhaupt, Nacken und der obere Theil des Rückens sind graulich, das Haar wollig und etwas länger als am übrigen Körper. Alles übrige ist schwarz, nur die vier Beine sind bis an die Kniee weiß. Der Schwanz endet mit einem langen Haarbüschel. Bey ältern Männchen stehen am Unterhals lange schwarze Borstenhaare. Die Kuh ist kleiner, ihre Hörner sind ebenfalls viel kleiner, die Nasengegend, die beym Männchen erhoben ist, ist bey der Kuh eher vertieft, dagegen das Maul aufgeschwollen. Die Farbe ist weniger dunkel, und das grauliche der Schultern zieht sich bis an die Seiten, und die Spitze der untern Kinnlade ist weiß. Die Wamme ist stark.

Die Größe ist die des größten Rindviehes.

Das ganze Aeußere gleicht so sehr dem Hausochsen, daß dieser nur eine Varietät desselben zu seyn scheint, allein er ist unbestreitbar wild am Fuße mehrerer Gebirge von Sylhet in Indien zu finden, und dort eben so häufig als der Büffel; er scheint aber noch wilder zu seyn, und lebt entfernt von bewohnten Gegenden. Man findet ihn in der Provinz Kida, wo man auch Elephanten in Menge findet. So wild er scheint, so läßt er sich doch, als Kalb eingefangen, sehr leicht zähmen, und wird in wenigen Monaten zum Hausthier. Die Milch der Kuh ist so häufig und so nahrhaft, als die irgend einer bekannten Rasse.

Die Bewohner nennen ihn Jüngligau, das heißt wilder Ochse.

Wenn je eine Art als die Stammrasse unsers zahmen Rindviehes angesehen werden kann, so ist es diese, welche sich so leicht zähmen läßt, und so häufig Milch gibt, und es scheint kaum noch zweifelhaft, daß sie die Stammrasse des Hausviehes sey. (Abbildung nach Cüvier.)

Taf. 169. Der Jak oder tibetanische Büffel. Bos grunniens.

Le Yák.

Der Schwanz ist mit langen Haaren, wie beym Pferde bedeckt; auf dem Rücken steht eine Mähne von langen Haaren. Im Allgemeinen gleicht das Thier dem Büffel. Auf dem Scheitel steht ein dichter Haarschopf. Im Sommer sind die Haare am Körper kurz und glatt, im Winter länger und aufstehend, von schwarzer Farbe. Der untere Theil des Körpers und die Gegend wo die Beine entstehen, sind mit langen, sehr dicht stehenden und hängenden Haaren bedeckt; der Schwanz ist meist weiß. Die Hörner sind rund und seitlich, die Spitze etwas nach hinten gebogen. Auf dem Rücken steht ein Fetthöcker. Die Größe übertrifft die der kleinen Hauskühe nicht. Die Länge eines Stiers von der Schnauze bis zum After 6 Fuß 9 Zoll.

Schon Aelian kannte diesen Büffel und nannte ihn Bos poephagus.

Bey der Kuh fehlt der Buckel, und bey den Männchen stehen die 4 Säugewarzen in einer Querreihe.

Das Vaterland dieses Thieres ist Tibet, wo es auch noch wild vorkommen soll. Gezähmt ist es für die Bewohner der hohen Gebirge dieses Landes wichtig. Sie brauchen es als starkes und dauerhaftes Lastthier, kleiden sich mit den Zeugen, die sie aus dem Haar desselben weben, nähren sich von seiner fetten Milch und der sehr schmackhaften

Butter, welche sie gibt, die sich in Schläuchen verwahrt, in den hohen Gegenden das ganze Jahr durch hält, und einen wichtigen Handelsartikel ausmacht. Der Schweif wird als Fliegenwädel, als Ohrgehänge für Parade-Elephanten, als Standarte u. s. w. gebraucht. Sie sind bey den Türken und Chinesen sehr gebraucht als Auszeichnung für höhere Offiziere.

Das Naturel des Jak ist beym Stier wild und bösartig. Er liebt schattige Gegenden, und wälzt sich wie der Büffel gerne im Schlamme. Er hat 14 Paar Rippen und 14 Schwanzwirbel. Am Hinterhaupt und an einem Theil der Scheitelknochen ist eine Art Knochenauswuchs oder Anhäufung von Knochenmasse, welche den Kopf sehr stark macht. Es soll auch eine große Rasse dieser Büffel geben, welche in den wärmern Gegenden vorkommen.

Zu dieser Abtheilung gehört der Ochse mit der Stirnbinde, Bos frontalis, aus Ostindien, wenn er eine eigene Art ist. Der wunderbare, neuentdeckte Stachelochse, Bos aculeatus, bey welchem die Stachelfortsätze der Hals- und Rückenwirbel selbst über die Haut, und zwar über einen halben Fuß, wo sie am längsten sind, vorstehen, wodurch sich dieses Thier vor allen andern auszeichnet. Er scheint dem Auerochsen an Größe gleich zu kommen, und findet sich auf mehrern Gebirgen von Central-Indien, vorzüglich auf dem Gebirge Myn-Pat, läßt sich aber nicht zähmen.

Taf. 173. Der Büffel. Bos bubalus.

Le Buffle.

Die Hörner mittelmäßig oder auch sehr groß, seitlich gerichtet, vorn durch eine vorspringende Längsgräthe bezeichnet, daher eckig. Sie stehen an ihrer Wurzel weit von einander ab, und sind durch die breite und gewölbte Stirne getrennt, welche breiter als lang ist. Die Stirne ist so gewölbt, daß die Nase dagegen vertieft erscheint. Die Hörner liegen Anfangs am Kopfe an, gehen dann nach hinten und auswärts, und erst an den Seiten des Halses biegen sie sich aufwärts; die Ohren sind tutenförmig, mittelmäßig, nicht hängend; die Zunge sanft; die Wamme unbedeutend; der Schwanz lang und hängend; die Zitzen liegen auf einer Querlinie; die Haut trocken und hart; das Haar grob und dünn stehend, ohne zwischenstehende Wolle. Die Farbe überall schwarz.

Die Länge von der Schnauze bis zum After in gerader Linie gemessen 8 Fuß 2 Zoll, des Schwanzes 2 Fuß 2 Zoll, Schulterhöhe 4 Fuß 9 Zoll, Kreuzhöhe 4 Fuß 6 Zoll.

Das ursprüngliche Vaterland des Büffels scheint das warme Asien zu seyn, wo er noch jetzt, nach freilich unverbürgten Sagen, wild gefunden werden soll, und zwar auf den weiten Wiesen, welche von den großen Flüssen bewässert werden. Wenn er sich auch daselbst wirklich wild findet, so ist noch nicht erwiesen, daß er ursprünglich dort gelebt habe, es könnte leicht die Nachkommenschaft verwilderter Hausbüffel seyn, so wie auch diejenigen, welche man in Afrika finden soll, wenn nicht eine Verwechslung mit dem Casserschen Büffel statt gehabt hat. Der gemeine Büffel aber findet sich bey den Chinesen und Kochinchinesen; auf den Inseln des indischen Archipels auf Celebes und Ceylon; in Hindostan, Persien, am Cap der guten Hoffnung, Egypten, in Abyssinien, am caspischen und schwarzen Meer, und in Europa, im Königreich Neapel, in Griechenland, in Ungarn und der europäischen Türkey. In den pontinischen Sümpfen wurden sie im sechsten Jahrhundert eingeführt, überhaupt sollen sie nach Italien unter dem lombardischen Könige Agilulf gekommen seyn. Der Büffel in Italien ist kleiner als ein starker Hausochse, aber in den meisten Ländern ist er größer, und in Abyssinien soll der Büffel fast doppelt so groß seyn. Die Römer und Griechen scheinen ihn nicht gekannt zu haben, wenigstens findet man ihn nirgends bestimmt angeführt.

Der Büffel ist ein starkes, trotziges und unbändiges Thier, welches nur vermittelst eines Ringes durch die Nase zum Gehorsam angehalten werden kann. Seine Stärke aber ist sehr groß, und zwey Büffel sollen so viel als sechs Pferde ziehen können. In seiner Lebensart ist er sehr unflätig, und nächst dem Schweine das unreinlichste Hausthier. Er liegt am liebsten im Koth und Morast und liebt sehr die Sümpfe, in welche er gerne sich verbirgt und oft bis

an den Kopf ins Wasser geht, wenn es sehr warm ist und ihn die Bremsen plagen. Reinigen und striegeln läßt er sich nicht gerne. Die rothe Farbe kann er nicht leiden, und rothgekleidete Personen stehen in großer Gefahr, daher auch die englischen Soldaten in Indien oft von den Büffeln beunruhigt werden. Er schwimmt sehr gut. Seine Stimme ist ein entsetzliches und viel lauteres Brüllen, als das des Hausochsen. Sein Mist riecht stark nach Bisam.

Die Nahrung hat er mit unserm Rindvieh gemein, und geht mit ihm auf die Weide; doch kann er Hunger und Durst weit weniger aushalten als jenes, und er lauft daher oft unaufhaltsam vom Felde weg, nach der Tränke oder seinem Stall; dagegen kann er auch schlechtes Gras und grobes Futter besser vertragen als das Rindvieh.

Die Büffelkuh ist 10 Monate trächtig, und wirft nur ein Junges. Die Euter sind klein, und geben wenig Milch, welche aber sehr nahrhaft ist. Die Männchen sind sehr hitzig, und streiten sich um die Weibchen. Diese werfen zwey Jahre hinter einander; das dritte dagegen werden sie nicht trächtig, obschon sie die Begattung zulassen. Im vierten Jahre tragen sie zuerst, und werden unfruchtbar im zwölften Jahr. Sie werfen im Frühjahr, und begatten sich mit der gemeinen Kuh; allein das Junge soll oft zu Grunde gehen.

In kalten Gegenden kann der Büffel nicht leben. Im Sommer sucht er den Schatten, im Winter liebt er die Wälder. Wenn der Büffel böse wird, so kann man ihm darum leicht ausweichen, weil er ein schlechtes Gesicht hat, und oft ist es genug, sich nur auf den Boden zu werfen. Sein Gedächtniß soll vortrefflich seyn, und man hat Büffel gesehen, welche aus weiter Entfernung sich wieder zu ihrer vorigen Heerde allein zurückfanden. In Italien hat jeder Büffel einen Namen, den man ihm singend beybringt. Man singt auch, wenn man die Büffelkuh melken will, wobey auch das Junge ganz in der Nähe seyn muß. Aus der Milch macht man treffliche Butter und verschiedene Arten von Käse. Das Fleisch ist hart, schwärzlich, und von schlechtem Geschmack, und wird in Italien fast nur von den Juden und von Armen gegessen. Das Alter des Büffels steigt etwa auf zwanzig bis zwey und zwanzig Jahre. Gewöhnlich aber mästet man sie im zwölften. Die Stiere, welche man zum Zuge brauchen will, werden im vierten Jahre verschnitten.

Das Nützlichste am Büffel ist sein Leder, welches zu verschiedenem Gebrauch vortrefflich ist, am wenigsten aber zu Sohlleder, weil es leicht Feuchtigkeit annimmt. Man macht daraus Schilde, Reitcollets, Degengurte u. s. w.

Der Mist dient, wie der des Rindviehs, zum Düngen.

Der Büffel wird in einigen Gegenden zum Ziehen, in andern um der Milch willen, gezogen. Zum Stiergefecht wird er zuweilen in Spanien gebraucht.

Unter dem Namen des Arni-Büffels (Bos Arni) dachte man sich anfangs eine Ochsenart von ungemeiner Größe, fast von einer Art, von welcher Pallas Köpfe in Sibirien gefunden hatte, allein viel größer. In einem Journal, von Edimburg die Biene genannt, wurde von einem Ochsen gesprochen, welcher von gigantischer Größe sey, und sich in den Gebirgen von Hindostan finde. Er sollte sogar 14 Fuß Höhe haben und 3 bis 4000 Pfund wiegen. Ein junger, welcher bey Calcutta getödtet wurde, wog 1400 Pfund. Diese Büffel sind ganz schwarz, ausgenommen zwischen den Hörnern, wo ein rostbrauner Haarbusch ist. Shaw gab davon eine Abbildung nach einer indischen Zeichnung. Das Thier gleicht ganz dem Ochsen, nur daß die Hörner ungeheuer lang, etwas platt und gefurcht sind. Man soll sie in Bengalen von 8 Fuß Höhe am Wiederrüst finden. Blumenbach ließ einen Kopf abbilden, welcher sehr dem des Büffels gleicht. Man darf daher, bis wir nähere Nachrichten über den Arni haben, denselben nur für eine Varietät des Büffels ansehen. Es gibt auch, einigen Nachrichten zu Folge, auf den Inseln des indischen Archipelagus Büffel, deren Hörner ungemein groß werden. Capitän Baudin brachte von seiner Reise aus jenen Gegenden Hörner zurück, welche mehr als vier Fuß lang waren. Die Abbildung des Arni zeigt ein dem Büffel nahe verwandtes Thier, mit sehr großen Hörnern.

Zu dieser Abtheilung der Büffel gehört der afrikanische Büffel, Bos caffer, mit sehr großen, an der Basis zusammenstoßenden, Hörnern, aus Südafrika.

Neunte Ordnung.

Fischsäugethiere. Cetacea. Cétacé.

Diese Ordnung begreift die Säugethiere, welche beständig im Wasser leben, und daher in ihrer äußern Bildung sich so sehr den Fischen nähern, daß man sie lange denselben beygezählt hat. Die hintern Extremitäten fehlen ganz, und der Körper endigt mit einem häutigen horizontalen Schwanz; zwey kleine Knochen, welche nur im Fleische stecken und vor dem Schwanze liegen, bezeichnen die Stelle, wo bey den übrigen Säugethieren das Becken steht. Die vordern Extremitäten gleichen äußerlich zwar den Flossen der Fische, allein ihr innerer Bau zeigt dieselben Theile, wie die vordern Extremitäten der übrigen Säugethiere, und einige bedienen sich auch derselben, wenn sie auf den Boden kommen, um sich fortzuhelfen. Die Knochen derselben sind verkürzt, abgeplattet, und in eine sehnigte Membran eingehüllt, so daß sie ganz flossenartig aussehen.

Diese Thiere haben alle eine vollkommene nackte Haut, und keine Haare. Unter der Haut liegt eine mehr oder weniger dichte Lage eines weichen ölichten Specks. Im Allgemeinen haben sie die Gestalt der Fische, nur der wagrechte Schwanz unterscheidet sie. Der Kopf vereinigt sich mit dem Körper durch einen so kurzen und dicken Hals, daß man keine Verengerung bemerkt. Er ist aus kleinen Nackenwirbeln zusammengesetzt, welche zum Theil unter sich verwachsen sind, und daher wenig Beweglichkeit haben. Dieß gibt ihnen ein sehr unangenehmes Ansehen, wozu vorzüglich auch der überaus große Kopf der meisten sehr viel beyträgt, so wie der Mund, der ungeheuer weit gespalten ist. Die Augen sind sehr klein; das äußere Ohr mangelt ganz; die Nasenlöcher sind von ganz eigener Bauart, und haben eine besondere Bestimmung.

Bey dieser Organisation konnten die Sinne eben nicht sehr fein seyn. Die nackte Haut und der dicke darunter liegende Speck muß dieselbe unempfindlich machen, doch haben sie wenigstens für die Bewegungen des Wassers ein feines Gefühl; Gesicht und Gehör scheinen dagegen nicht sehr entwickelt. Die Nasenlöcher, durch welche beständig Wasser fließt, können unmöglich den Geruch sehr fein machen, und eben so wenig scheint der Geschmackssinn ausgezeichnet. Das Felsenbein, welches die Gehörorgane enthält, ist vom übrigen Kopfe getrennt, und hängt nur durch Bänder mit ihm zusammen. Das Hirn ist zwar groß und seine Halbkugeln sind wohl entwickelt, und doch zeigen sich keine großen intellectuellen Fähigkeiten. Sie haben wahre Lungen und müssen atmosphärische Luft einathmen, daher können sie sich nicht lange unter Wasser aufhalten, sondern sind gezwungen, den Kopf häufig aus dem Wasser zu strecken, um Luft einathmen zu können. Das Blut ist warm, wie bey den übrigen Säugethieren. Sie haben, wie diese, äußere Geschlechtstheile, begatten sich wirklich, und die Weibchen gebären lebendige Junge. Sie haben Brüste und Säugewarzen, und nähren daher die Jungen mit Milch. Diese Brüste stehen weit hinten neben dem After, und sind ihrer immer zwey.

Nach den neuesten Systemen zerfallen die Walle in zwey Abtheilungen, welche in ihrem Bau sehr wesentlich verschieden sind. Die einen nämlich fressen Gras, die andern dagegen sind an thierische Nahrung gebunden.

Erste Familie.

Fischsäugethiere welche Gras fressen. Sirenia.

Cétacés herbivores.

Sie haben Zähne mit platten Kronen, welches schon auf ihre Nahrung hindeutet; zuweilen stehen in der Oberkinnlade Hauzähne. Ihre Nahrung zwingt sie oft, aus dem Wasser zu gehen und am Ufer

umherzukriechen und zu weiden. Sie haben zwey Euter an der Brust, und an der Schnauze Haare und Bartborsten. Wenn sie ihre Vordertheile aus dem Wasser gerade empor strecken, so haben sie von Ferne einige Aehnlichkeit mit einem Mann oder Weib, und wahrscheinlich hat dieß zu der Sage von den Sirenen und Tritonen Anlaß gegeben. Die Nasenlöcher liegen nicht, wie bey den eigentlichen Wallen, auf dem Kopfe, sondern endigen sich, wie bey den übrigen Säugethieren, nach vorn, allein die knöchernen Nasenlöcherkanäle begeben sich im Schedel aufwärts.

Linneus vereinigte diese Thiere mit der Gattung des Wallrosses, allein sie unterscheiden sich davon eben so sehr, als von den eigentlichen Wallen, denen sie sich jedoch viel mehr annähern. Sie bilden drey bestimmte Gattungen.

1te Gatt. Manati. Manatus. Le Lamantin.

Vorderzähne oben zwey, aber nur beym Fötus und jungen Thiere. Eckzähne fehlen; Backenzähne allenthalben 9. Diese zeigen auf ihrer Krone zwey Querhügel, wie beym Tapir; die obern sind viereckig und die untern länger als breit. Der Kopf ist vom Körper nicht durch einen Hals geschieden. Die Augen sind sehr klein und liegen zwischen der Schnauze und den Ohren oberhalb; die Ohröffnungen sind fast unsichtbar. Die Zunge ist eyförmig. Der hintere Theil des Körpers ist sehr dick, platt, am Ende abgerundet und ohne eigentliche Schwanzflosse. Am Rande der Brustflossen sind Spuren von Nägeln. An den Lippen stehen, nach unten gerichtet, sehr dicke Bartborsten, wie eine Art von hornartigen Hauzähnen. Die Haut nackt, sehr dick und runzelig. Die männliche Ruthe endigt mit einer schwammförmigen Eichel, wie beym Pferd. Der Hals hat 6 Wirbel, und die Brust wird aus 16 Paaren sehr dicken und starken Rippen gebildet, von welchen nur die ersten zwey Paare an das Brustbein gehen. Der Magen ist in mehrere Fächer getheilt. Der Blinddarm mit doppelten Anhängen; der Grimmdarm aufgeblasen und wulstig.

Diese Thiere leben gesellig, und nähren sich einzig von Pflanzen. Männchen und Weibchen sollen einander sehr zugethan seyn, und ebenso soll das Weibchen sein Junges zärtlich lieben, und dasselbe in den ersten Tagen nach der Geburt unter der einen Flosse tragen. Sie gehen zuweilen aus dem Wasser und schleppen sich am Ufer hin und her, wobey ihnen auch die ungemein starken und dicken Schnurrbarthaare oder Hörner mithelfen sollen. Die Weibchen haben sehr wahrscheinlich zur Sage von den Sirenen und Meerweibern Anlaß gegeben, da ihre Brüste weit nach vorn liegen und zur Zeit des Säugens sehr angeschwollen sind.

Sie bewohnen die Küsten des atlantischen Meeres, vorzüglich die Mündungen der großen Flüsse, in welche sie oft weit hinaufsteigen. Sie sind sehr friedfertig und gesellschaftlich. Das Weibchen wirft ein oder zwey Junge. Die Tragezeit soll ein Jahr dauern.

Man kennt mit Gewißheit nur zwey Arten, zwey andere sind weniger bestimmt.

Der amerikanische Lamantin. Manatus americanus. Le Lamantin d'Amerique.

Die Form des Körpers im Allgemeinen elliptisch verlängert, und kann einem Schlauch verglichen werden; der Kopf bildet das vordere Ende, und das hintere Ende plattet sich, nachdem der Körper vorher etwas schmäler geworden, ab, wird wieder breiter und bildet den Schwanz, der eyförmig, am Ende breit, aber im Ganzen dünne und wie abgeschnitten ist. Er mißt fast ein Viertheil des Thieres. Der Hals ist gar nicht bezeichnet, und die Form des Kopfs ist die eines abgeschnittenen Kegels. Die Schnauze ist groß und fleischig, und bildet einen Halbzirkel, in dessen Wölbung die zwey kleinen halbmondförmigen Nasenlöcher sich befinden. Der Rand der Oberlippe ist aufgeschwollen, in der Mitte etwas ausgeschweift und mit zwey Bündeln dicker steifer Haare versehen; die Unterlippe ist kürzer und schmäler als die Oberlippe. Der Mund ist wenig gespalten. Die Augen klein, und stehen hoch oben

am Kopf, in der Mitte zwischen der Schnauze und den Ohröffnungen. Die Ohröffnung sehr klein und beynahe unsichtbar. Die Vorderflossen stehen auf einem Vorderarm, und sind freyer und abstehender als bey den Delphinen; die Zehen sind deutlicher, und stehen quer; an den Rändern der Flosse befinden sich vier platte abgerundete Nägel, welche aber nicht vorstehen; der Daum hat keinen Nagel. Diese Flossenfüße stehen fast unter dem Kopfe. Der After ist durch einen sehr kleinen Zwischenraum von den Geschlechtstheilen getrennt. Die Haut ist grau, leicht chagrinirt, mit einzelnen Haaren besetzt, welche an der Vereinigung der Lippen und an der innern Seite der Flossenfüße dichter stehen. Am Fötus sind diese Haare häufiger und über den ganzen Körper zerstreut.

Ein recht altes Thier kann 20 Fuß lang werden und ein Gewicht von 8000 Pfund erreichen.

Man findet dieses Thier in den Strömen des südlichen Amerika, im Amazonenstrom, im Oronoko, in den Strömen Brasiliens und Cayennes; es ist aber an allen bewohnten Orten seltener geworden, und eine von den Gattungen, welche bey mehrerer Bevölkerung wahrscheinlich einst verschwinden dürften.

Sie steigen in Schaaren so hoch in die Flüsse hinauf, als sie Wasser haben, und ihnen nicht große Hindernisse in den Weg kommen, mehrere hundert Meilen landeinwärts. Doch findet man sie häufiger an den Mündungen der Flüsse, immer an solchen Orten, wo der Strand und die Ufer flach sind. Sie suchen jedoch täglich süßes Wasser auf, und scheinen dasselbe zur Löschung ihres Durstes nöthig zu haben. An den flachen Ufern fressen sie das Gras ab, und scheinen einzig von Pflanzen sich zu ernähren; sie haben auch keine Organe, um Fische oder andere Thiere damit fassen zu können, und der Bau ihres Magens nähert sich, durch die Theilung in mehrere Säcke, den Wiederkauern in etwas.

Weit in die See hinaus wagen sie sich nicht, und es sind eigentliche Flußthiere; es würde ihnen im Meere an Nahrung gebrechen. Es ist daher auch anzunehmen, daß die weit von einander wohnenden Arten wirklich verschiedene Arten seyen, weil es unwahrscheinlich ist, daß sie große Reisen, auch nur längs den Küsten, machen.

Man fängt diese Thiere mit Harpunen, welche man ihnen aus einem Canot anwirft; dann werden die verwundeten und ermüdeten Thiere entweder an das Canot oder ans Land gezogen und todtgeschlagen.

Lange kann der Manati nicht unter Wasser seyn, er muß wenigstens die Nase vorstrecken, um Luft zu schöpfen. Sein Gesicht ist schlecht, aber sein Gehör scharf. Er schwimmt schnell, und taucht bey Gefahr unter, um sich zu retten. Er soll laut brüllen können. Das Fleisch der jungen Thiere soll sehr schmackhaft seyn, und das der Alten dem Rindfleisch gleichen.

Ob der Manati der Küsten Peru's und derjenige der Antillen dasselbe Thier, oder eigene Arten seyen, ist nicht bestimmt. Dagegen ist der Manati, den man am Senegal findet, (Manatus senegalensis, Manatus sphaerurus) eine verschiedene Art, und ebenso möchte der Manati, den Dampier an der Westküste von Neuholland entdeckt hat, wenn er wirklich ein Manati ist, eine eigene Art ausmachen; es ist aber wahrscheinlich, es sey ein Dugong, also zur folgenden Gattung gehörig.

Man hat auch fossile Ueberreste von Thieren gefunden, welche dieser Gattung angehören; bis jetzt aber nur in Frankreich, und zwar im Departement der Maine und Loire und bey Marly.

2te Gatt. Dugong. Halicore. Dugoung.

Trichechus. (Gmel.) Dugungus. (Lacep.) Rosmarus. (Bodd.)

Oben 4 Vorderzähne, von welchen 2 sehr stark, walzenförmig und gerade sind, und wahre Hauzähne bilden; die beyden andern sind klein und liegen hinter dem ersten, finden sich aber nur in der ersten Jugend; der vordere Theil der untern Kinnlade zeigt schief abgeschnitten auf zwey Linien 8 Zahnhöhlen, welche ganz kleine Zähne enthalten, die aber niemals sich entwickeln. Backenzähne finden sich beim jungen Thiere allenthalben 5, bey ältern aber nur 3. Der erste ist walzig, aber schief abgenutzt und an der Spitze ausgehöhlt; der zweyte walzig, mit platter Krone; der dritte wird aus zwey Cylindern gebildet, welche mit einander verbunden, an der Spitze aber abgeschnitten sind.

Der Körper ist fischförmig, und endigt mit einem horizontalen zweylappigen Flossenschwanz. Der Kopf ist vom Hals nicht zu unterscheiden; die Schnauze sehr dick, abgestutzt, beweglich; die Lippen runder, mit stacheligen, dicken Bartborsten besetzt. Die Nasenlöcher sehr klein, von einander getrennt, vor den Augen liegend. Die Augen sehr klein. Die Zunge weich und sanft, zum Theil unbefestigt. Die Flossen kurz, ohne deutliche Zehen oder Nägel. Sieben Halswirbel. Achtzehn Rippenpaare. Der Magen in zwey Säcke, durch eine Einschnürung getrennt und mit zwey Arten von Blinddarmanhängen versehen. Das Herz an seiner Spitze gespalten; jede Kammer bildet einen besondern Lappen. Die männliche Ruthe hat eine große gespaltene Eichel.

Nur eine Art.

Taf. 174. Der indische Dugong. Halicore cetacea.

Dugoung des Indes. Halicore indica. (Desmar.)

Der Kopf gleicht bey flüchtiger Ansicht dem eines jungen Elephanten, dem man den Rüssel abgeschnitten hatte. Die beyden Flossen sind völlig ungetheilt, ohne eine Spur von Zehen, versehen aber doch die Stelle der Vorderbeine. Der Schwanz ist horizontal, und gleicht dem der Delphine. Der Körper ist mit einer dicken lederartigen Haut überzogen, von hellblauer Farbe; die untern Theile sind weißlich, und an den Seiten bemerkt man einige unregelmäßige dunklere Flecken. Die Oberkinnlade bedeckt an den Seiten einen Theil der untern Kinnlade, und endigt mit einer etwas breiten und gewölbten Lippe, welche mit Stachelhaaren, oder vielmehr wirklichen kleinen hornartigen Stacheln besetzt ist, die etwa 1 Zoll lang sind. Sie hat die Gestalt eines breiten, in der Mitte etwas ausgeschweiften Halbmondes, in welche Ausschweifung die Spitze der Unterkinnlade paßt, an der man an jeder Seite die Spitzen der Hauzähne bemerkt, welche eigentlich nicht vorragen und wie beym Elephanten im Zwischenkieferknochen stecken. Die Lippen sind mit hornartigen Warzen an ihren innern Theilen besetzt. Die Zunge ist kurz, schmal und größtentheils festsitzend, an der Spitze mit hornartigen Warzen und an der Wurzel mit zwey becherförmigen Drüsen besetzt. Das Zahnfleisch umgibt die Zahnwurzeln wie ein Wulst. Das Innere der Backen ist ganz mit Haaren bedeckt. Die Nasenlöcher öffnen sich ganz oben an der Spitze der Schnauze durch zwey parabolische Spalten, welche nahe an einander stehen; ihre Ränder bilden halbmondförmige Klappen, welche das Thier nach Willkühr schließen kann. Die Augen sind klein, sehr convex, und durch ein drittes Augenlied bedeckt. Die Ohröffnung ist hinter den Augen und kaum sichtbar. Die Flossen sind mit einer Haut umschlossen, am Rande schwielig. Das männliche Glied ist lang, dick, in eine Scheide eingeschlossen und etwas vorstehend. Die Eichel ähnelt in ihrer Form dem Fuße eines wiederkauenden Thiers; die Harnröhre endigt an ihr mit einer konischen vorspringenden Warze. Die Hoden zeigen sich äußerlich nicht.

Die Knochen der Flossen platt und verkürzt; die Schulterknochen breit und dick; der Daum und kleine Finger haben nur ein Gelenke. Die Knochen, welche das Becken vorstellen und im Fleische stecken, sind schmal und etwa 7 Zoll lang, und liegen ungefähr dem vierten Lendenwirbel gegenüber; Halswirbel 7; Rückenwirbel 18; Lenden- und Schwanzwirbel 27; das Brustbein besteht nur aus einem Knochen. Der Zwischenkieferknochen ist vorzüglich groß, und neigt sich vertical gegen den Unterkiefer, hinten reicht er bis zu den Scheitelbeinen, so daß die Nasenknochen sehr zurückgedrängt sind und nicht über das Siebbein weggehen. Die Schedelhöhle ist mittelmäßig groß. Der Magen sehr groß, in der Gegend des obern Magenmundes sehr verlängert, in der Pförtnergegend dagegen sehr weit, in der Mitte aber durch eine Verengerung in zwey Theile getrennt, an dieser Mittellinie sind oben zwey kleine blinde, 6 Zoll tiefe Säcke, wie Blinddärme. Der Darmcanal ist vierzehnmal länger als das Thier. Die Luftröhre ist nur 2 Zoll lang, theilt sich gleich unter dem Luftröhrenkopf. Die Lungen dagegen sind stark verlängert und nicht gelappt.

Die Länge des ganzen Thiers ist 7 bis 8 Fuß, die Länge der Hauer 1½ Zoll.

Der Dugong entfernt sich nicht von den Küsten, lebt auch nur an seichten Orten, und geht nicht aufs Land. Er lebt in den indischen Meeren, besonders um die Philippinen und die südlichen Inseln, auch an den Küsten

Neuhollands. Raffles sah einen in der Meerenge von Singapur, wohin sie sich zur Zeit der Mußons oder Passatwinde hinbegeben. Die Malajer unterscheiden zwey Arten, und nennen den einen Busbon, den andern Buntal. Der letzte soll dicker und kürzer seyn als der erste.

Die Nahrung dieses Thiers besteht in Seegras, welches es leicht mit seinen dicken Lippen und aufgeschwollenem Zahnfleisch abreißt. Man soll das Thier nach den Berichten Büffons so zahm machen können, daß es sich berühren läßt. Männchen und Weibchen sind so zärtlich gegen einander, daß sie sich auch in Todesgefahren nicht verlassen.

Das Fleisch wird so sehr geschätzt, daß es nur auf die Tafeln der Fürsten kommt.

(Abbildung nach Cüvier.)

3te Gatt. Borkenthier. Rytina. Stellerus. (Cuv.)

Stellère.

Keine Vorderzähne, keine Eckzähne, nur ein Backenzahn allenthalben; also bloß 4 Zähne. Diese Zähne aber bestehen aus einer Art von großer Schuppe oder Knochenplatte, aus Blättern zusammengesetzt, ohne Schmelz, ohne Wurzel; die Oberfläche platt, zum Kauen eingerichtet, ungleich, mit gewundenen Vertiefungen.

Der Körper ist in der Mitte am dicksten, und nimmt nach hinten nach und nach gegen die Schwanzflossen zu ab. Der Kopf ist stumpf; der Hals nicht zu unterscheiden. Keine äußern Ohren. Ober- und Unterlippe doppelt. Die Augen klein, mit einer knorpelartigen, über das Auge vorragenden Membran, womit sie geschlossen werden können. Die Nasenlöcher am Ende der Schnauze. Die vordern Extremitäten bilden Flossen, ohne deutliche Zehen, ohne Nägel, sondern abgerundet, wie bey den Meerschildkröten. Die Schwanzflosse sehr breit, aber nicht lang, halbmondförmig, und an jeder Seite mit einer Spitze endigend. Die Haut unbehaart, aber mit einer sehr starken und dicken Haut oder Oberhaut bekleidet, eigentlich einer dicken harten Rinde, welche aus perpendikular stehenden eng verwachsenen Röhrchen besteht, und einen harten aber rissigen Panzer bildet. Zwey Euter an der Brust. Der Magen einfach.

Die einzige bekannte Art ist:

Das stellerische Borkenthier. Rytina Stelleri.

Stellère boréal.

Der Kopf ist rund, der Mund klein und unter der Schnauze stehend, mit dicken, schwammigen, sehr aufgeblasenen, doppelten Lippen, äußerlich mit weißen, vier bis fünf Zoll langen, gekrümmten Stachelborsten besetzt. Die untere Kinnlade ist größer als die obere. Die Nasenlöcher sind eben so breit als lang. Die Augen haben keine Augenlieder, aber an ihrem großen Winkel ist eine vorstehende, fast knorpelartige Haut, welche vollkommen das Augenlied vertritt und das Auge decken kann. Aeußerlich bemerkt man keine Ohröffnung. Die Schwanzflosse ist halbmondförmig und an jeder Seitenlappe in eine lange Spitze auslaufend. Auf der Haut kein einziges Haar. Die Zahnplatten haben keine Wurzeln, sondern sind nur durch Gefässe an die Kiefer befestigt, wie beym Schnabelthier. Die Kauflächen sind uneben, mit Streifen, wie bey Elephantenzähnen. Die vordern Extremitäten haben alle Armknochen, aber keine Fingerglieder; ein Schulterplatt; ein Oberarm und zwey Vorderarmknochen, selbst Vorder- und Mittelhand. Das Becken besteht nur aus den sogeheißnen ungenannten Knochen, welche den Ellenbogenknochen der Menschen etwas gleichen, sie sind durch starke Ligamente an die fünf und zwanzig Wirbel befestigt und durch ein Schaambein verbunden. In allem 60 Wirbel, nämlich 6 Halswirbel, 19 Rückenwirbel und 35 Schwanzwirbel; die Nasenknochen sind vorhanden; 17 Rippenpaare. Der Magen ist ganz einfach, die Speiseröhre fügt sich in der Mitte ein, und neben der Einfügung liegt eine große Drüse. Die Därme sind sehr lang, bis gegen 500 Fuß; der Blinddarm ungeheuer groß; der Grimmdarm sehr weit und mit großen Buckeln.

Die Länge des Thiers erstreckt sich bis auf 23 Fuß, und das Gewicht beträgt 8000 Pfund. Der Umfang des Körpers in seiner größten Dicke ist 19 Fuß.

Das Vaterland dieses Thiers ist an den Küsten von Kamtschatka und Westamerika und an den Inseln zwischen Amerika und Asien. Nach Otto Fabrizius fand man einen Schedel dieses Thiers in Grönland. Es lebt eigentlich im Meer, aber nur am Strand, geht nicht in die Flüsse, obschon es an den Mündungen derselben sich aufhält, so verläßt es das salzige Wasser nicht ganz. Es lebt in Familien und paarweise; begattet sich im Frühjahr nach Art der Menschen. Es hat kein Geschrey, und kann nur seufzen. Diese Thiere halten sich an den seichten und sandigen Stellen um die Küsten auf, und kommen während der Fluth oft so nahe an das Ufer, daß man sie mit der Hand erreichen kann. Aufs Land selbst aber gehen sie niemals.

Ihre Nahrung besteht aus verschiedenen Arten von Seetang. Sie fressen fast immer, genießen aber nur die zärtern Theile der Pflanzen, die härtern lassen sie fahren, diese werden dann ans Ufer geworfen, und verrathen den Ort, wo das Thier sich aufhält. Beym Fressen halten sie den Kopf unterwärts, und erheben alle vier bis fünf Minuten die Nase aus dem Wasser, um zu athmen, wobey sie die Luft nebst ein wenig Wasser schnaubend ausstoßen. Während dem Fressen setzen sie kriechend eine Flosse nach der andern vorwärts, Rücken und Seiten ragen dabey aus dem Wasser hervor, auf denselben setzen sich die kleinern Mevenarten und suchen die zwischen den Hautrissen befindlichen Meerthiere heraus. Im Winter sind sie sehr mager. Ihr Koth gleicht dem Pferdekoth. Meist sieht man Männchen und Weibchen, ein fast erwachsenes und ein noch kleineres Junges beysammen. An den Mündungen der Flüsse aber liegen sie Heerdenweise, dann werden die Jungen in die Mitte genommen. Die Weibchen werfen nur ein Junges, und die Tragezeit dauert wahrscheinlich über ein Jahr; die Jungen fallen im Herbst. Männchen und Weibchen lieben einander sehr zärtlich. Steller ließ ein Weibchen fangen und ans Land ziehen; diesem folgte das Männchen so weit nach, als es nur immer konnte, ließ sich durch harte Schläge, welche man ihm gab, nicht abhalten, und erst noch drey Tagen verließ es dieselbe Gegend. Auch die Thiere einer Heerde suchen einander zu helfen, wenn eines von einer Harpune getroffen worden ist, und trachten das Boot umzuwerfen, aus welchem der Angriff geschah.

Es sind übrigens sehr harmlose Thiere, welche den Menschen wenig fürchten. Man steuert oft mit dem Boote unter eine Heerde, und stößt dem nächsten Thiere die Harpune in den Rücken, fährt dann ans Land und zieht das Thier mit dem an der Harpune befestigten Seile nach. Die Oberhaut ist übrigens fast so hart wie Ebenholz, und hängt unten durch Höcker mit der wahren Haut zusammen, welche daher lauter Gruben hat.

Diese Thiere sollen wirklich sehr zahm werden, und sogar die Musik lieben? Das Fleisch ist wohlschmeckend, besonders das der Jungen. Aus der Haut machen die Tschukschen eine Art von Booten aus einem einzigen Stück.

Die zweyte Familie dieser Abtheilung begreift die eigentlich sogenannten Walle oder Wale, Wallfische, welche sich aus dem Thierreich ernähren. Die Freßorgane sind bey denselben ganz anderst als bey der vorigen Familie. Die einen haben wirkliche, einzeln stehende, meist konische und spitzige Zähne, welche aber, wie bey den Reptilien und Fischen, bloß zum Ergreifen und Festhalten, nicht aber zum Kauen dienen. Bey den andern findet man den sonderbaren Apparat, den man Barten nennt, der mit nichts besser als mit einem zusammengesetzten Rechen verglichen werden kann, in dessen Zähnen alles was in den Mund kommt hängen bleibt, wenn schon das Wasser, welches die Stoffe brachte, wieder abfließt.

Außerdem aber unterscheiden sie sich durch den Bau der Nasenlöcher, welche hinten und oben auf dem Kopfe liegen, und theils zum Athmen, theils zum Ausspritzen des Wassers dienen. Sie athmen aber durch wahre Lungen, und besitzen Milch absondernde Organe oder Euter, gebären lebendige Junge, und sind also, ungeachtet ihres fischartigen Aussehens, wahre Säugethiere.

Der sonderbare Apparat, durch welchen die Walle athmen und Wasser ausspritzen können, ist in der That ein sehr merkwürdiges Unterscheidungszeichen dieser großen Thiere, welches ihnen allen den Namen der Blaser oder Spritzer verschafft hat. Es tritt nämlich bey der Oeffnung des Mundes eine Menge Wasser mit ein, welches beym

Schließen zwar zum Theil wieder abfließt, zum Theil aber durch die Nasenlöcher mit Gewalt ausgestoßen wird und oft hoch in die Höhe steigt. Das Spritzloch äußerlich ist nur einfach, unter ihm liegt eine ebenfalls nur einfache und daher beyden Nasenlöchern gemeinschaftliche Höhle, welche auf jeder Seite offen mit einem Seitensacke in Verbindung steht, den Cüvier Spritzsack nennt. Den Boden der gemeinschaftlichen Höhle bilden zwey Klappen, eine vordere und eine hintere. Sie lassen nur eine sehr enge Spalte zwischen sich, die überdieß noch durch näheres Aneinanderlegen der Klappen gänzlich verschlossen werden kann. Unter jeder Klappe finden sich zwey Paar Höhlen untereinander. Beyde Klappen befestigen sich an dem äußern Rand der knöchernen Nasenöffnung und an der Scheidewand der Nasenlöcher. Ein jeder Nasengang hat also, ehe er die Klappen erreicht, eine vordere obere und eine vordere untere Nebenhöhle, und eine hintere obere und hintere untere Nasenhöhle. Ueber den Klappen gehen beyde Nasengänge in die gemeinschaftliche Höhle über, und communicieren von da aus mit den seitlichen Spritzsäcken; unten aber stehen diese Höhlen mit dem Munde in Verbindung. Nun stellt man sich den Vorgang des Spritzens so vor: wenn das Thier den Mund schließt, so geht ein Theil des eingedrungenen Wassers seitwärts ab, ein anderer aber tritt von unten herauf in die Nase. Dieses hebt die Klappe auf und sammelt sich in den seitlichen Spritzsäcken, wird da aufbewahrt, bis es gelegentlich durch Zusammenziehung der Wände ausgespritzt wird, oder aber, was noch wahrscheinlicher ist, es geht beym Schließen des Mundes gerade in die Nase, und wird, ohne sich aufzuhalten, ausgespritzt. Dieß wird dadurch wahrscheinlich, daß nach mehrern Beobachtungen die Walle bloß spritzen, wenn sie den Mund unter dem Wasser haben, mithin das Wasser nicht in den Höhlen aufbehalten müssen. Denn man kann sich gar keinen Zweck von dem Aufbewahren des Wassers in den Seitenhöhlen denken, im Gegentheil, es ist unbegreiflich, daß dadurch das Athmen nicht gehindert werden sollte. Bey der letztern Annahme wird es auch sehr wahrscheinlich, daß weniger die Wände der sogenannten Spritzsäcke, als vielmehr die Kraft der Schlundmuskeln wirke und das Ausspritzen hervorbringe. Es lassen sich auch gegen diese Meinung anatomische Gründe vorbringen, welche die Sache im Dunkeln lassen. Allein deßwegen kann die Thatsache wohl nicht geläugnet werden, wie neuerlich Herr Professor Baer, in einer allerdings sehr gründlichen Abhandlung, versucht hat. Er glaubt nämlich, die Walle stoßen nur Dampf, nicht wirkliches Wasser aus, und wenn letzteres wirklich der Fall sey, so komme das Wasser von oben herein in die Spritzlöcher und nicht aus dem Munde. Allein so gründlich auch Herr Baer die Sache anatomisch auseinandersetzt, so müssen diese Gegengründe doch wohl der Erfahrung und der Thatsache weichen, wie er selbst zugibt. Die Gelegenheit, die Sache in der Natur zu beobachten, ist, wenigstens für Naturforscher, nicht häufig, allein alle welche lebende Walle sahen, stimmen darin überein, daß sie wirklich Wasser ausspritzen, und selbst Scoresby, auf den sich Herr Baer beruft, scheint nur sich unrichtig ausgedrückt zu haben, wenn er von bloßem Dampf spricht, der ausgestoßen werde. Herr Faber, ein sehr gründlicher Naturforscher, bemerkt gegen Baer, er sey auf seiner Reise nach Island wohl hundertmal Augenzeuge von dem Spritzen der Walle gewesen. Bey hellem und stillem Wetter sah man auf dem Ocean überall um die Schiffe diese Wassersäulen emporsteigen, ehe man die Thiere, von welchen sie kamen, bemerkte. Das Spritzen ist meist der Verräther des Wallfisches, und leitet die Fänger auf die Spur. Die Wasserstrahlen der eigentlichen Walle erreichen eine Höhe von 16 bis 24 Fuß, die von dem kleinen Delphinen nur 2 bis 3 Fuß. Daß das ausgeathmete Wasser nicht durch die Spritzlöcher herunterkomme, sondern durch das Maul aufgenommen wird, dafür sprechen die Klappen, welche die Spritzlöcher bedecken. Ein Schnabelwallfisch trieb im Jahr 1824 bey Horsens lebendig ans Land, und lag so weit im Trocknen, daß nur das Maul im Wasser blieb, aber die ganze Oberseite des Leibes, so wie die Spritzlöcher über demselben waren, dessen ungeachtet sahen mehr als 20 Menschen, welche nicht über 15 Schritte von ihm standen, daß er beständig Wasser durch das Spritzloch empor warf. Im Gegentheil, beym Untertauchen werden die Klappen geschlossen, damit von oben kein Wasser eindringen kann. Durch Anhalten des Athmens kann die Klappe am Spritzloch so geschlossen werden, daß wenn man eine Hand in das Spritzloch steckt, dieselbe so angezogen wird, daß Blut aus den Fingerspitzen hervorgetrieben wird. Diese Klappen verhindern offenbar das Eindringen des Wassers von oben, weil sie nur von unten her geöffnet werden. Die Sache scheint also sich dahin erklären zu lassen, wenn der Wall den ganzen Kopf oder das Maul außer dem Wasser hat, stößt er nur Luft in Dampfgestalt aus; wenn er aber den Kopf unter Wasser hat, so wird wirklich Wasser ausgespritzt, welches aber

nicht in den Spritzsäcken länger verweilt, als nöthig ist, um sich zu sammeln und dann in einem Strome ausgespritzt zu werden. Jener dampfartige Zustand kann aber nur dann sichtbar seyn, wenn die Atmosphäre kalt ist und der Athmungsdunst sich verdichtet. Die Erscheinung selbst ist indeß so merkwürdig, daß es zu wünschen ist, man möchte darüber noch genauere anatomische und physische Beobachtungen und Untersuchungen anstellen.

Die Nasen- oder Spritzlöcher, durch welche so oft Salzwasser geht, können mit keiner sehr empfindlichen Nasenhaut bekleidet seyn; die vorspringenden Kanäle und Muscheln anderer Säugethiere fehlen; der Riechnerve ist sehr klein, und wenn wirklich Geruch vorhanden ist, so kann er nicht stark seyn. Der Kehlkopf ist pyramidenförmig und im Zusammenhang mit dem hintern Theil der Nasenlöcher, so daß Luft in die Lungenkammer kommen kann, ohne daß das Thier nöthig hat, seinen Kopf aus dem Wasser zu heben. Im Kehlkopf sind keine vorspringenden Theile, keine Stimmritzenbänder, die Stimme ist daher ein einfaches Brüllen, doch scheinen die eigentlichen Walle keine laute Stimme von sich geben zu können; dagegen machen sie ein lautes Geräusch, wenn sie athmen.

Das Gehör scheint wenig ausgebildet, doch müssen sie das Plätschern des Wassers oft weit hören, indem es sie aufmerksam macht; dagegen ein Geräusch in der Luft weit weniger von ihnen bemerkt wird. Das Gesicht scheint scharf zu seyn, und ein Thier bemerkt das andere bey klarem Wasser unter der Oberfläche desselben sehr weit.

Die männliche Ruthe ist ein großes und biegsames Glied, und steckt in einer länglichen Scheide, deren äußere Oeffnung oft sehr lang ist. Sie ist der Länge nach mit dem Uringang durchbohrt, wie bey andern Säugethieren. Die Euter des weiblichen Thieres liegen nahe am After, auf jeder Seite der Geburtstheile. Die Milch der Walle gleicht der anderer Thiere, und sie soll fett und wohlschmeckend seyn.

Die Haut ist nackt, ohne Schuppen, völlig haarlos, und zeigt nur einzelne Borsten. Unter der platten Haut liegt eine dicke Specklage. Diese Fetthülle ist für diese Thiere ein Wärmehalter, und macht sie leicht. Der Magen hat fünf, oft sogar sieben bestimmte Abtheilungen. Statt einer Milz finden sich mehrere kleine rundliche. Diejenigen welche Zähne haben, haben alle von derselben Form, sie sind konisch zugespitzt.

Die Vorderflossen haben zwar Zehenknochen, aber ohne Nägel. Zwey kleine Knochen im Fleische, nahe am After steckend, sind die einzigen Spuren der Hinterfüße. Mehrere haben auf dem Rücken eine sehnige Flosse ohne Knochen. Die Augen sind klein und platt, fast wie bey den Fischen; die harte Augenhaut ungleich dick; die Linse kugelig; kein Thränencanal; das Sehloch quer eyförmig. Der Ohrgang sehr enge und lang; die Schnecke groß; die halbzirkelförmigen Canäle fein. Die Zunge ist weich, platt, aber größtentheils festsitzend und unbeweglich. Das Gehirn bey den eigentlichen Wallen klein, größer bey den Delphinen.

Man kann die eigentlichen Wallfische in zwey Abtheilungen bringen:

Erste Abtheilung.

Walle mit Zähnen. Pottfische und Delphine.

Der Kopf steht mit dem Körper im Verhältniß, und ist nicht so ungeheuer groß, wie bey den Wallen. Der Mund wird bey den meisten durch eine Art Schnabel gebildet; die Kinnladen sind nicht immer von gleicher Länge. Die Ränder derselben sind mit Zähnen von ungleichem Bau und Stande versehen. Bey den einen sind sie in großer Menge vorhanden, und besetzen die ganze Seitenlänge der Kinnlade, wo sie so stehen, daß immer der obere in die Zwischenlücke der zwey untern, und umgekehrt, einpaßt. Bey andern sind bloß zwey Zähne an der Unterkinnlade, und noch andere haben zwey starke Zähne an der Spitze der Unterkinnlade; dagegen an der Oberkinnlade und selbst am Gaumen sehr kleine, ungleiche, harte und sehr spitzige Zähne. Bey einigen Pottfischen kommen aus der Oberkinnlade ein oder zwey sehr lange, gewundene, stangenförmige, vorn spitzige, Zähne hervor; bey andern hat nur die Unterkinnlade dicke, gerade, spitzige und lange Zähne.

Die meisten Thiere dieser Abtheilung sind grimmig, kühn, scheuen keine Gefahr, und suchen die Herrschaft über die Meere gegen alle andere Geschöpfe zu behaupten. Ungereizt fallen sie jedes größere Thier an, und verfolgen es so lange, bis es unterliegt. Ihre Bewegungen sind ungemein schnell, und ihre Schwenkungen so leicht, daß sie mit Blitzesschnelle dem Auge entgehen, und ebenso unvermuthet wieder erscheinen. Der Schmerz, wenn sie verwundet sind, und die Wuth mit welcher sie kämpfen, werden durch ein fürchterliches Gebrülle bezeichnet; andere stoßen ein scharfes Pfeifen aus, wodurch sie ihre Artsverwandten um sich versammeln, und dann den Kampf mit Wuth und Kühnheit von neuem beginnen, so daß die vergossenen Blutströme das Meer weit umher roth färben.

Ungeachtet ihrer Wildheit und ihrer Feindschaft gegen andere Thiere, leben alle diese Thiere mit ihren Artsverwandten im Frieden, und haben eine solche Anhänglichkeit an einander, daß man sie fast immer nur in zahlreichen Schaaren antrifft. Der größte und stärkste schwimmt immer voran, und gibt das Zeichen zum Angriff oder zum Rückzug. Männchen und Weibchen haben ebenfalls große Anhänglichkeit an einander, welche bloß der Tod aufzuheben vermag. Diese Zärtlichkeit erstreckt sich auch auf das Junge, welches vom Vater beschützt und von der Mutter mit der größten Sorgfalt gesäugt wird. Sie lehrt dasselbe schwimmen, und wenn es müde ist, so umfaßt sie es mit ihren Flossen, schleppt es mit sich, und vertheidigt es mit großem Muth, trennt sich auch bis zum Tode nicht von ihm. Die Tragezeit ist neun bis zehn Monat, und das Weibchen wirft fast immer nur ein Junges.

Die Nahrung der meisten dieser Thiere besteht einzig aus Fischen, als: Schollen, Schellfischen, Stockfischen und vielen andern Arten, dann fressen sie auch Weichthiere. Sie verfolgen ihre Beute mit solchem Eifer, daß sie eben deswegen das Schrecken aller Meerbewohner sind. Einige Arten verfolgen Seehunde und Hayfische, und sollen sogar den mächtigen Wallfisch angreifen, welches letztere jedoch, ungeachtet der fürchterliche Kampf oft ist beschrieben worden, gewiß noch sehr zweifelhaft ist. Scoresby sagt in seiner Naturgeschichte des Wallfisches kein Wort davon.

Der Nutzen, den man aus der Fischerey dieser Thiere zieht, besteht besonders im Gewinne des Thrans für die Europäer; wichtiger sind sie den nordischen Völkern von Lappland und Grönland, welche sich von ihrem Fleische nähren. Sie dörren dasselbe im Rauch, genießen auch den Speck, sogar die Eingeweide und die Haut. Die Europäer ziehen den Thran der Delphine und Pottfische dem der Wallfische vor, und die Zähne des Narwalls werden als treffliches Elfenbein gebraucht. Es ist härter als das vom Elephanten, läßt sich leichter poliren, und wird nicht gelb.

Aus dem Kopf einiger dieser Thiere wird der sogenannte Wallrath gezogen, eine Materie, welche dem Fettwachs ähnlich ist. In den Eingeweiden der Pottfische findet man zuweilen den Ambra; eine wohlriechende, wachsartige Substanz, welche sehr geschätzt wird.

Die Grönländer bereiten aus den Sehnen mehrere Arten starke Seile, und verfertigen aus ihrer Haut die Blasen, welche sie in der Fischerey anwenden.

1te Gatt. Delphin. Delphinus. Dauphin.

Delphiraptenus. Hyperoodon. Anarnacus. Uranodon. Ancylodon.
Epiodon. Oxypterus. Der Schriftsteller.

Alle Zähne gleichartig, konisch, zugespitzt, oft etwas zusammengedrückt und am schneidenden Rande gezähnelt, in der Zahl ganz außerordentlich abweichend, 50, 42, 38, 28, 26, 23, 22, 20, 15, 13, 11, 9 in jeder Kinnlade auf jeder Seite; oder oben keine, unten 5; oder oben 1, unten keiner; oder unten einer und oben keiner, oder gar keiner; also höchstens 200, oder nur 2.

Die Kinnladen in einen Schnabel verlängert, an dessen Rändern die Zähne so stehen, daß alle in einer fortlaufenden Rinne befestigt sind, und die obern immer in den Zwischenräumen der untern

einpassen. Die Blaselöcher haben eine gemeinschaftliche halbmondförmige Oeffnung. Bey den einen eine wahre Rückenflosse, doch ohne Knochen; bey andern eine einfache Hautfalte auf dem Rücken. Der Schwanz horizontal und gegabelt. Kein Blinddarm.

Taf. 175. Der gemeine Delphin. Delphinus. Delphis.

Dauphin ordinaire.

Er gehört zur Abtheilung der Delphine mit einer Rückenflosse. Der Schnabel ist von mittelmäßiger Länge; beyde Kinnladen gleich lang, auf jeder Seite mit 42 bis 45 dünnen, rundlichen, spitzigen, etwas gebogenen, gleich weit von einander stehenden Zähnen; die Rückenflosse steht hinter der Mitte des Körpers; die Augen liegen fast auf derselben Linie mit der Mundöffnung. Die obern Theile sind schwarz, die untern weiß, und beyde Farben gehen unmerklich in einander über. Körper und Schwanz länglich. Die Rückenflosse ist ausgeschweift und gegen die Schwanzflosse gebogen.

Die Zunge dieses Delphins ist mit kleinen, durchbrochenen Warzen besetzt, besonders an der Wurzel, und endigt mit einer Spitze, welche in kurze und stumpfe Blättchen getheilt ist. Sie ist beweglicher als bey den übrigen Arten, obschon sehr fleischig. Sie wird für ein gutes und angenehmes Gericht gehalten. Die Spritzlöcher haben nur eine Oeffnung, welche gerade über den Augen steht. Der Gehörorgan ist äußerlich nur durch eine enge Spalte bezeichnet, welche man kaum wahrnimmt; dennoch ist das Gehör sehr fein, und man behauptet, der Delphin liebe Musik, und höre die Stimme seiner Artverwandten sehr weit. Der Schedel ist sehr erhaben und kuglicht, aber der Hals sehr kurz, und der Atlas ist mit dem zweyten Wirbel verwachsen, daher kann der Kopf für sich keine Seitenbewegung machen, ohne den ganzen Körper zu bewegen. Er hat 13 Rückenwirbel und 53 Lenden- und Schwanzwirbel.

Die Länge dieses Delphins ist 6 bis 9 Fuß.

Man findet ihn im nördlichen atlantischen Meere und im großen Ocean, an den Küsten des westlichen Amerika's, China's, in den afrikanischen und europäischen Meeren; kurz fast in allen Meeren.

Die Bewegungen sind ungemein schnell und geschickt, wozu die Schwanzflosse am meisten beyträgt. Sie hat zwey große Lappen, ist etwas ausgeschweift, und ihre Breite beträgt ungefähr einen Neuntheil der Länge des ganzen Thiers. Die Brustflossen stehen weit nach unten. Die Haut ist sehr platt, bey Berührung weich und glänzend, wozu das durch die Poren durchdringende Fett am meisten beyträgt. Die Farbe ist bald mehr braun, bald mehr schwarz, und an Seiten und Bauch nicht selten mit schwarzen Fleckchen, oder auch rein blendend weiß. Das Fleisch unter dem Fett ist hart, und dünstet gewöhnlich einen unangenehmen Geruch aus.

Das Weibchen wirft meist nur ein, selten zwey Junge, und trägt 10 Monate; es säugt sie mit großer Treue, und trägt sie zwischen den Flossen, welche die Stelle der Arme vertreten; lehrt sie schwimmen, spielt mit ihnen, und läßt sie nicht allein, bis sie seiner Hülfe nicht mehr bedürfen. Sie wachsen schnell, und haben nach zehn Jahren ihr vollkommenes Wachsthum erreicht. Ihr Leben scheint sehr lange zu dauern. Männchen und Weibchen sind einander so anhänglich, daß selten eines das andere auch nur eine kurze Zeit verläßt, und sich für einander aufs Aeußerste vertheidigen. Ueberhaupt leben sie sehr gesellig unter einander, und man trifft sie meist in großen Heerden an, welche in regelmäßiger Ordnung schwimmen und von dem stärksten angeführt werden. Dagegen ist es eine alte Fabel, daß der Delphin Anhänglichkeit an den Menschen habe; er fürchtet ihn nicht, aber er folgt ihm auch nicht. Oft kommen die Schaaren von Weitem, und umringen ein Schiff ganz zutraulich. Bey solchen Gelegenheiten kann man ihre Schwimmkunst sehen; man hat ihre Schnelligkeit mit der Schnelligkeit eines Pfeils verglichen. Sie spielen unaufhörlich, machen Sprünge, selbst über Wasser, und eine Menge der sonderbarsten Schwenkungen, ja man hat gesehen, daß sie in kleine Boote hineinsprangen. Allein es ist nicht Freundschaft für den Menschen, was sie nach den Schiffen hinzieht; sie suchen in dem, was etwa hinausfällt, ihre Beute, und sind sehr raubgierig. Sie fressen fast alles, selbst Dinge aus dem Pflanzenreich; am liebsten aber Fische, Stockfische, Schellfische, Schollen, Meeräschen, und alle Fische, deren sie habhaft werden können. Sie verfolgen sie in allen Meeren, und es scheint, das Clima mache wenig Eindruck auf sie; sie ertragen alle. Da sie das Wasser zum Athmen nicht nöthig haben,

so können sie lange außer dem Wasser leben. Das Fleisch wird von den Europäern nicht gegessen, aber der Speck als Thran gebraucht.

Taf. 175. Das Meerschwein. Delphinus phocaena.
Le Marsouin.

Die Schnauze ist sehr kurz und stumpf; die Zähne rundlich, aber zusammengedrückt, mit schneidenden Seiten, an der Zahl 22 bis 25 auf jeder Seite; die Rückenflosse sitzt fast in der Mitte des Körpers, ist beynahe dreyeckig und rechtwinklig. Die Farbe ist oben schön schwarz, unten weiß.

Die Länge 4 bis 5 Fuß, selten bis 9 Fuß.

Dieser Delphin lebt im baltischen Meer, an den Küsten von Grönland und Labrador, im Golf von St. Laurenz, und fast im ganzen atlantischen Ocean, überhaupt fast in allen Meeren, nur nicht im Mittelmeer, wo man ihn gar nicht findet. Man sieht ihn immer in großer Gesellschaft. Beym aufgeregtesten Meere, wenn man glaubt, die Wellen wühlen das Meer von Grund auf, schwimmen sie, mit eben der Sicherheit, wie beym ruhigsten Meere.

Der Körper bildet einen verlängerten Kegel; der Kopf ist sehr kurz, und ebenfalls kegelförmig. Die Haut ist sehr weich anzufühlen, schwarzbläulich oder auch glänzend schwarz, und unten weiß. Sie deckt eine Lage sehr weißen Specks, aus dem man Oel gewinnt. Diese Oelgewinnung ist es, weßwegen Holländer, Dänen, und andere Schifffahrt treibende Nationen dieses Thier weit verfolgen. Die Lappen und Grönländer, deren Geschmack dem unsrigen nicht gleicht, essen sein Fleisch gebraten, nachdem sie es, um es weicher zu haben, etwas haben faulen lassen.

Das Weibchen soll 10 Monate tragen, und nur ein Junges werfen, welches von ihm so lange zärtlich besorgt wird, bis die Begattungszeit wieder kehrt. Sie leben von Fischen, welche sie im schnellsten Schwimmen erreichen. Ihr größter Feind ist der kleinköpfige Pottfisch, welcher sie mit Muth verfolgt, tödtet und auffrißt.

Taf. 175. Der kreuztragende Delphin. Delphinus cruciger.
Dauphin crucigère.

Schwarz oben, zu beyden Seiten des Körpers zwey breite weiße Streifen, welche an der Brust durch einen schwarzen Querstreif durchschnitten werden, so daß die Form eines Kreuzes entsteht. Man findet diesen Delphin in den Meeren zwischen Neuholland und Cap Horn, im 49 Grad südlicher Breite.

Der weißbackige Delphin, Delphinus albigena, Taf. 175. scheint nur eine Varietät oder ein junges Thier dieser Art zu seyn.

Die übrigen zu dieser Abtheilung gehörigen Delphine, welche jedoch noch nicht alle gehörig bestimmt sind, sind: Der Nordcaper, Delphinus Orca; 15 Fuß lang. Der Fechter, Delph. gladiator; in den Meeren von Spitzbergen. Er soll den Wallfisch anfallen und ihm die Zunge ausreißen? Der Nesarnac, Delph. Nesarnack; im Norden des atlantischen Meeres. Der dünnschnabelige Delphin, Delph. rostratus; amerikanische Gewässer. Der Tummler, Delph. Tursio; Mittelmeer, Ocean. Der Delphin Geoffroys, Delph. Geoffroyi; Meere von Brasilien. Der gekrönte Delphin, Delph. coronatus; Eismeer. Der Ganges Delphin, Delph. gangeticus; im Ganges. Der Delphin Pernettys; Delph. Pernettyi; Inseln Malouinen. Der Delphin Borys, Delph. Boryi; Meere von Madagascar. Der chinesische Delphin, Delph. sinensis; Meere von China. Der zweifelhafte Delphin, Delph. dubius; an den französischen Küsten gefangen. Der schwarze Delphin, Delph. niger; japanische Meere. Der Feres, Delph. Feres; Mittelmeer. Der weiße Delphin, Delph. canadensis; Meere von Canada. Der Delphin Bertins, Delph. Bertini. Der Delphin Perons, Delph. Peronii, Südsee. Der Delphin Commersons, Delph. Commersonii; Südspitze von Amerika. Der Grampus, Delph. Grampus; atlantisches Meer. Der graue Delphin, Delph. griseus; bey Brest gefangen. Der großbauchige Delphin, Delph. ventricosus? an der Themse gefangen. Der rundköpfige Delphin, Delph. globiceps;

Ocean. Der Rissoische Delphin, Delph. Rissoanus; Mittelmeer. Der Delphin mit weißen Augenbraunen, Delph. superciliosus; Südmeer. Zweybindiger Delphin, Delph. bivittatus; Südmeer. Der Halsband Delphin, Delph. lunatus; Südmeer. Malajischer Delphin, Delph. malajanus; Meere von Malacka. Dalischer Delphin, Delph. Dalii, an den Küsten Frankreichs gefangen. Der Nashorn Delphin, Delph. Rhinoceros; Südsee.

Delphine mit zwey Rückenflossen: Mongitors Delphin, Delph. Mongitori, Mittelmeer.

Delphine ohne Rückenflossen: Die Beluga, Delph. leucas. Der Peronische, Delph. Peronianus; Südmeere.

Die Delphine mit nur zwey Zähnen sind von einigen Neuern von den Delphinen getrennt worden, und haben den Namen der Buzwalle und die verschiedenen lateinischen Namen, Hyperoodon, Anarnacus, Uranodon, Epiodon, Ancylodon, erhalten, allein da sie sich durch keine andere Merkmale als durch die wenigere Zahl der Zähne unterscheiden, so bleiben sie wohl am besten mit diesen vereinigt. Es gehören darunter: Der Anarnak, Delph. anarnacus; in den Meeren von Grönland, eine der kleinsten Arten. Der Chemnitzische Delphin, Delph. Chemnitzianus? Der Huntersche Delphin, Delph. Hunteri; an der englischen Küste, an der Mündung der Themse gefangen. Der zahnlose Delphin, Delph. edentulus (Hyperoodon retusus); wird 20 bis 25 Fuß lang. Der Delphin von Honfleur, Delph. hyperoodon; bei Honfleur gefangen. Sowerbys Delphin, Delph. Sowerbyi; an den englischen Küsten gefangen. Der Stumpfzahn, Delph. Epiodon; in den Meeren von Sizilien.

Die Gattung des Delphins überhaupt bedarf noch sehr einer genauern Untersuchung, allein es wird bey einer Gattung, welche nur im Meere lebt, und allerdings sehr zahlreich an Arten ist, sehr schwer seyn, iemals eine genaue Sichtung der Arten zu bewerkstelligen.

2te Gatt. Narwall. Monodon. Narwhal.

Ceratodon. Diodon. Narwhalus.

Nur zwey lange, horizontal vorstehende Zähne in der Oberkinnlade, von welchen meistens nur einer sehr groß ist, der andere weit kleiner, oder gar fehlt. Zuweilen jedoch erreichen beyde eine fast gleiche Größe, sie stehen in Zwischenkieferknochen und sind hart, gewunden und spitzig. Keine andere Zähne im Munde. Die Körpergestalt gleicht übrigens der der Delphine, aber die Rückenflosse fehlt. Die Oeffnung der Spritzlöcher ist vereinigt, und steht nach oben und hinten am Kopf. Die Stelle der Rückenflosse ist durch eine Längsgräthe bezeichnet; die Flossen an den Seiten sind eyförmig.

Taf. 174. Der gemeine Narwall. Monodon monoceros.

Narwal vulgaire.

Die Körperform ist im Allgemeinen ein längliches Oval; der Kopf gleicht an Größe fast dem vierten Theil des übrigen Körpers. Der linke Zahn ist meist der größere, und der rechte entwickelt sich gar nicht, oder bleibt sehr kurz. Der Zahn ist spiralförmig gefurcht, von sehr harter Masse, und kann eine Länge von 20 Fuß erreichen; meist aber ist er nicht länger als die Hälfte des Thiers, und endet mit einer ziemlich scharfen Spitze. In frühern Zeiten gab dieser Zahn besonders zur Sage vom Einhorn Anlaß, und man gab an, das Thier trage dieß Horn auf der Stirne. Beym Weibchen ist der Zahn immer kleiner. Der rechte Zahn erreicht selten eine größere Länge als 9 Zoll, eine Länge, welche ungefähr der der weiblichen Zähne entspricht. Die Wurzel dieser Zähne ist mit einer wulstigen Oberlippe bedeckt.

Das Blaseloch ist äußerlich halbmondförmig, und dehnt sich unmittelbar unter der Haut in einen 6—8 Zoll weiten Sack aus, welcher sich nach vorn und seitwärts in zwey Höhlen erweitert, die etwa 1 Fuß aus einander stehen. Der Sack ist mit einer dünnen, grünlich schwarzen, Haut überzogen. An der hintern Seite der Höhle des

Sacks sieht man die Blaselöcher, welche in zwey Theile getheilt sind, und deutliche Canäle im Schedel bilden. Sie sind durch eine Klappe, welche aus zwey Lappen besteht, verschlossen. Diese Klappe geht bey dem Narwall nicht, wie bey dem Wallfisch, in den Canal nach dem Hirnschedel, sondern liegt nur ganz flach oben auf; gleichwohl aber schließt sie so genau, daß kein Seewasser in die Lungen kommen kann, so groß auch der Druck seyn mag; sie legt sich nur dichter an, je größer das Gewicht des Wassers ist. Sie ist ungefähr 6 Zoll weit, und wird durch zwey Muskeln geöffnet und verschlossen. Sie ist von dem unter ihr befindlichen Schedel getrennt, und hat ungefähr 6 Zoll Raum von den Luftlöchern nach der Schnauze zu, und die Klappe hat hinlänglichen Raum sich aufwärts und vorwärts zu ziehen, um die Canäle des Athmens zu öffnen oder sie vollkommen zu schließen. Die beyden Lappen der Klappe sind durch ein fleischiges Band mit einander verbunden, welches mit dem knorpeligen Theil der knöchernen Scheidewand zwischen den Blaselöchern und dem Schedel leicht zusammenhängt.

Der Narwall ist ausgewachsen 13 bis 16 Fuß lang, ohne den Stoßzahn, und im Umfange hält er zwischen den Seitenflossen, wo er am dicksten ist, 8 bis 9 Fuß. Der Mund ist klein, und keiner großen Erweiterung fähig. Der Kopf ist verhältnißmäßig klein, vorn abgerundet und parabolisch. Die Unterlippe keilförmig. Die Augen sehr klein, und liegen in einer Linie mit der Oeffnung des Mundes. Der Schwanz ist 15 bis 20 Zoll lang und 4 Fuß breit, und hat 2 Lappen, welche an der Spitze abgerundet sind. An der Stelle der Rückenflosse ist eine aus Fett bestehende, unregelmäßig zugeschärfte Erhöhung, zwey Zoll hoch und dritthalb Fuß lang; sie hängt ziemlich genau in der Mitte, zwischen der Schnauze und dem Schwanze an. Die Farbe des erwachsenen Thiers ist weißgelb, unregelmäßig, mit grauen und schwärzlichen Flecken, von rundlicher oder länglicher Gestalt bestreut. Auf dem Rücken, wo sie selten über 2 Zoll im Durchmesser haben, sind sie am dunkelsten und dichtesten, doch haben sie ganz weiße Zwischenräume zwischen sich. An den Seiten sind sie schwächer, kleiner, und nicht so enge beysammen; auf dem Bauche sind sie schwach und fast gar nicht zu sehen. Am Nacken und hinter dem Blaseloch ist oft ein ganzes Stück von bräunlich schwarzer Farbe. Der äußere Theil der Flossen ist am Rande meist schwarz, um die Mitte herum grau. Die obere Seite des Schwanzes ist auch am Rande schwärzlich, aber in der Mitte grau, mit schwarzen, krummlinigen Streifen auf weißem Grunde, welche halbkreisförmige Figuren bilden. Die Farbe junger, noch saugender, Thiere ist fast ganz bläulich schwarz oder schieferfarben.

Diese Thiere, aus welchem man mehrere Arten, aber wahrscheinlich mit Unrecht, gemacht hat, leben in den Polarmeeren der nördlichen Halbkugel. Man findet sie einzeln, oder in Gesellschaft ihresgleichen. Nicht selten sind sie zwischen den Eisinseln in so großer Menge zusammengedrängt, daß sie kaum Raum haben, sich zu bewegen.

Die Hauptnahrung des Narwalls scheint aus Schleimthieren oder Weichthieren zu bestehen. Besonders liebt er Tintenfische, aber auch eigentliche Fische liebt er sehr, und man fand in seinem Magen die Ueberreste großer Schollen und Rochen, so daß es fast räthselhaft ist, wie dieses Thier mit seinem kleinen Mund so breite Fische verschlingen kann. Daß er sich seines Zahns dazu bediene, um sie zu zerstückeln, wie Scoresby meint, scheint ganz unwahrscheinlich; er glaubt, der Wall könnte den Fisch erst mit dem Zahn durchbohrt und getödtet haben. Wozu überhaupt dieser lange und nach unsern Begriffen sehr unvortheilhaft stehende Zahn, dem Thiere dient, ist schwer zu errathen. Daß er zur Erhaltung der Nahrung nicht wesentlich sey, beweisen die Weibchen, bey welchen derselbe oft ganz fehlt. Scoresby glaubt, er könne ihm nützlich seyn, noch dünnes Eis zu durchstechen, um Athem zu holen. Wenn das Thier wüthend mit dieser Waffe, und mit der Geschwindigkeit seines Laufs gegen etwas anrennt, so ist diese Waffe allerdings furchtbar. Man will Beyspiele haben, daß sie so stark gegen Schiffe anrannten, daß der Zahn durchging und abbrach; allein es scheint dieß Uebertreibung. Ebenso ist es wenigstens sehr zweifelhaft, daß diese Thiere in so großer Feindschaft mit dem Wallfisch leben sollen, daß, wo eine Heerde Narwalle den Wallfisch antreffe, es immer Krieg und blutige Angriffe gebe, wobey der Narwall oft selbst umkomme; im gegenseitigen Fall aber fresse der Narwall die Zunge des Wallfisches als ein großer Leckerbissen. Scoresby, der so oft diese Thiere gesehen hat, sagt davon kein Wort, und fragt, wozu ihm wohl der Zahn dienen möge? Noch mehr, er sagt, es seyen harmlose Thiere. Wie kann dieß mit ihrer Wuth, mit welcher sie die Wallfische anfallen sollen, bestehen? Wenn er einen solchen Kampf gesehen hätte, er hätte wohl nicht gefragt. Wozu soll der Narwall den Wallfisch anfallen? er kann ihn doch nicht verzehren. Wie soll er ohne Zähne, und mit seinem langen Zahn, der

ihm eher hinderlich seyn müßte, einem Wallfisch die Zunge ausreißen können? Daß dieß die Delphine mit ihrem furchtbar bezähnten Schnabel eher thun können, ist klar, aber vom Narwall ist es äußerst zweifelhaft, und wir gestehen, daß auch selbst jene Angriffe der Delphine noch einigen Zweifeln unterworfen zu seyn scheinen, so furchtbar diese Kämpfe auch geschildert werden. Im Dictionnaire des sciences naturelles wird indeß der Kampf des Narwall so geschildert, daß er mit ungemeiner Schnelligkeit an den Wall anrenne, und seinen Zahn so tief in denselben einstoße, daß er bis zum Herzen dringe, und so der Wall, ohne sich im geringsten wehren zu können, unterliege und zerrissen werde. Was daran wahr sey, das muß wahrlich fernern Untersuchungen und Beobachtungen unterliegen.

Die Schnelligkeit der Narwalle macht ihren Fang schwierig; denn sie sind behend und munter. Wenn sie an der Oberfläche athmen, liegen sie oft einige Minuten lang ohne Bewegung, indem sie Rücken und Kopf nur eben über das Wasser halten, und lassen sich oft in vielen kleinen Haufen von einem halben Dutzend und darüber beysammen sehen. Jeder Haufe besteht meist aus Thieren von einerley Geschlecht.

Das Fett, womit ihr Körper umzogen ist, gibt ein sehr gutes Oel, und dieses, nebst den Zähnen, ist die Ursache der Verfolgung dieser Thiere. Wird er mit der Harpune verwundet, so taucht er schnell unter, geht etwa 200 Faden in die Tiefe, kommt wieder auf die Oberfläche und kann dann leicht mit einer Lanze erlegt werden. Die Grönländer lieben das Fleisch des Narwalls sehr, sie lassen es am Rauche trocknen; die Eingeweide geben ihnen ein köstliches Mahl, und aus den Sehnen fabriciren sie eine Art starker Seile.

(Abbildung nach Blumenbach.)

Die unter dem Namen des kleinköpfigen und des andersonischen Narwalls angeführten Arten sind nach neuern Untersuchungen nur Altersverschiedenheiten des gemeinen Narwalls.

3te Gatt. Pottwall. Physeter. Cachalot. Catodon. (Lacep.)

In der untern Kinnlade 18 bis 23 Zähne auf jeder Seite. Die obere Kinnlade breit und hoch, ohne, oder mit sehr kurzen, und fast ganz im Zahnfleisch verborgenen Zähnen. Die untere Kinnlade ist breit und schmal, und entspricht einer Längsfurche in der Oberkinnlade; die Zähne sind dick und konisch, und passen in die Vertiefungen der obern. Die Oeffnung der Spritzlöcher ist vereinigt, und liegt am Rande oder nahe am Rande des obern Theils der Schnauze. Die Rückenflosse ist bey einigen Arten vorhanden, bey andern fehlt sie, und statt ihrer ist ein bloßer Höcker da. Am Kopfe liegen weite Kanäle oder Höhlen, welche mit mehrern Theilen des Körpers in Verbindung stehen und eine ölige Materie enthalten, welche beym Erkalten gerinnt und sich cristallisirt. Sie ist unter dem Namen des Wallrathes bekannt.

Die Pottwalle leben meistens in den nordischen Polarmeeren, doch finden sie sich auch unter gemäßigten Breiten. Sie greifen die Seehunde an, doch leben sie auch von Fischen und Weichthieren, besonders Tintenfischen.

Man kann sie in vier kleine Familien theilen:

Erste Familie. Pottwalle mit einem Höcker auf dem Rücken.

Taf. 177. **Der großköpfige Pottfisch.** Physeter macrocephalus. Cachalot macrocephale.

Die Zahl der Zähne in der untern Kinnlade ist 20 bis 23 auf jeder Seite. Sie sind rückwärts gebogen und spitzig. In der obern Kinnlade kleine, konische, im Zahnfleisch verborgene Zähne. Der Schwanz sehr schmal und konisch; auf dem Rücken ist eine falsche Flosse oder ein länglicher Buckel, gerade ob dem After. Die Farbe ist oben schieferblau, mit weißlichen Flecken; der Bauch weißlich.

Die Länge dieses Thiers reicht bis auf 70 Fuß; der Umkreis des Körpers an der dicksten Stelle ist 52 Fuß, und seine Höhe gleicht oder übertrifft sogar einen Drittheil seiner Länge.

Der Kopf dieses Pottwalls ist sehr groß und unförmlich, vorn gerade abgeschnitten und kubisch, und übertrifft an Größe einen Drittheil der ganzen Länge des Thiers. Ueberhaupt sind diese Thiere ungemein unförmliche und häßliche Geschöpfe.

Es ist dies einer der Riesen der gegenwärtigen Schöpfung, dem seine gigantische Größe und Kraft die Herrschaft über die Meere sicherte. Lebhafter und schneller als die meisten Walle, steht der Pottwall an Masse nur dem Wallfisch nach, mit dem er die Herrschaft theilt. Aber seine Stärke und seine furchtbaren Zähne machen ihn zum Schrecken der übrigen Meeresbewohner, selbst solcher, welche ihrerseits auch wieder mit furchtbaren Waffen versehen, die Herrschaft über Kleinere ausüben, wie die Seehunde, die kleinen Schnabelwallfische, die Delphine und die Haye. Alle fliehen in möglichster Eile, und suchen sich im Sande oder Schlamme zu verbergen, und nicht selten ist ihre Furcht so groß, daß sie blindlings am Ufer stranden, oder an den Felsen den Tod finden, dem sie ausweichen wollten. Auch die Fische welche die gewöhnliche Nahrung des Pottwalls ausmachen, von denen er täglich viele Hunderte verschlingt, fliehen vor ihm, und es bedarf seiner ganzen Schnelligkeit und Geschicklichkeit um ihrer dennoch habhaft zu werden. Ja sogar der todte Körper des Pottwalls soll den Fischen noch Schrecken einjagen, so daß sie sich dem schwimmenden Cadaver nicht zu nähern wagen, da sie doch bey Tausenden um die Cadaver des Wallfisches sich versammeln, um das abgehende, und durch Fäulniß und Wellen abgelösete, zu verschlingen.

Man findet dieses Seeungeheuer in allen Meeren, im Ocean, im Mittelmeer, in den Meeren von Grönland und Spitzbergen, im größten Theil des nördlichen atlantischen Oceans, an den Küsten Afrikas, Chilis, Brasiliens, Neuhollands u. s. w.

Unten an dem ungeheuren Cubus, welcher den Kopf vorstellt, bemerkt man die ungemein schmale, lange und etwas hinter der Schnauze liegende Mundöffnung. Die obere Kinnlade ist bedeutend länger als die untere und viel breiter, sie ist bey einem großen Thier über 18 Fuß lang und fast 5 Fuß breit, die untere nur 15 Fuß lang und 4 Fuß breit, aber jeder ihrer beyden Aeste ist 1 Fuß dick. Die Zähne, von welchen die größten über 3 Zoll im Umfange haben, sind konisch und etwas nach einwärts gekrümmt, sehr hart, und passen in die Vertiefungen der Oberkinnlade, wenn der Mund geschlossen ist. Die Zunge ist blauroth, fleischig, wenig beweglich und füllt den Grund des Mundes fast ganz aus. Das Auge ist schwärzlich, mit kurzen Haaren umgeben und sehr klein. Es liegt oben hinter dem Winkel der Mundöffnung, gerade ob der Wurzel der Brustflossen, auf einer Art von Hügel, wodurch der Wall in den Stand gesetzt wird, die vor ihm sich befindenden Gegenstände zu sehen, ohne daß er den Kopf bewegen muß. Die Ohröffnung ist sehr schwer zu finden, obschon sie ebenfalls auf einer Erhabenheit der Haut liegt. Die Spritzlöcher liegen ganz vorn an der Schnauze und haben oben nur eine Oeffnung, und ihre Richtung geht schief nach vorn, daher fällt das Wasser, welches durch sie oft in eine bedeutende Höhe gespritzt wird, nach vorn. Der Pottwall kann viel längere Zeit unter Wasser aushalten, als irgend ein anderer Wallfisch, und kommt daher seltener an die Oberfläche, um zu athmen. Der Nacken wird durch einen leichten Eindruck bezeichnet, welcher von jeder Seite des Kopfs gegen die Brustflosse geht. Der Bauch ist dick, aufgeblasen und rund. Der Schwanz ist kürzer als der Kopf, konisch und sehr beweglich; die Spitze ist sehr dünne, und die Schwanzflosse in zwey Lappen getheilt; der Durchmesser von einer Spitze zur andern ist oft über 14 Fuß. Gegen den letzten Drittheil des Rückens erhebt sich nach und nach eine Längsschwiele, in Form einer Flosse, welche aber gegen den Schwanz hin schnell absetzt. Die Haut ist weich, wie Seide, und das Schwärzliche hat einen grünen Schiller, mit grau oder schieferblau gemischt; der Bauch ist immer weißlich.

Die männliche Ruthe steckt in einer Scheide, und die weiblichen Euter stehen mit ihren Warzen nur 2 Zoll vor, indem sie in einer Vertiefung liegen; daher sind sie nur dann sichtbar, wenn das Thier saugt. Die Begattungszeit ist der Frühling. Zu dieser Zeit kämpfen die Männchen unter sich mit großer Wuth, und beyde Geschlechter lassen sehr sonderbare Töne von sich hören. Schon von Weitem hört man diese mit Gebrülle vermischten Töne, welche die Wuth und den Schmerz der Verwundeten, überhaupt ihre Leidenschaften ausdrücken. Sobald sie sich gepaart haben, nähern sie sich den unbewohnten und am wenigst besuchten Küsten, und begatten sich da, wie die

Walle. Die Tragezeit soll 9 bis 10 Monate dauern, nach welcher Zeit das Weibchen ein bis zwey Junge wirft, welches von ihr mit sehr großer Sorgfalt gepflegt und mit furchtbarer Wuth gegen jeden Feind vertheidigt wird.

Der Scelet des Pottwalls gleicht sehr dem des Wallfisches, nur sind die letzten sechs Halswirbel vollkommen mit einander verwachsen.

Man fängt diesen Wall vorzüglich des Wallrathes und des Fettes wegen. Der Speck hat eine Dicke von 7 Zoll; das Fleisch ist schön roth; Eingeweide und Sehnen werden zu verschiedenem Gebrauch benutzt. Die Zähne brauchen die Nordländer zur Verfertigung von Fischerey und Jagdinstrumenten. Die Zunge soll ein vortreffliches Gericht geben; das aus dem Speck gezogene Oel brennt mit reiner und heller Flamme und ohne übeln Geruch. Aus den Muskelfasern bereitet man einen vortrefflichen Leim. Vorzüglich aber wird der Wallrath geschätzt, welcher ein wahres Fettwachs ist. Aus allen diesen Gründen wird die Fischerey auf dieses Thier in allen Meeren getrieben, und dasselbe bis an den Südpolarkreis verfolgt. Dieses Fettwachs findet sich im Kopfe des Cachalots, man nimmt, um dazu zu gelangen, Haut und Fett weg, ebenso eine schwarze Haut, welche die sehr großen Nerven, die über diesen ungeheuren Kopf weglaufen, einhüllt, und entdeckt nun den Schedel, der fett ist, und in dessen Seitenhöhlen neben dem Hirn sich der Wallrath findet, von welchem bey einem einzigen Thier 18 bis 20 Tonnen gefunden werden. Solcher Seitenhöhlen sind auf jeder Seite eine, welche einzeln wieder durch Häute in mehrere Behälter getheilt ist, in welchen das Oel im Leben des Thiers ganz flüssig angetroffen wird. Beym Erkalten erst nimmt es eine festere Consistenz an. Dieses Oel umfließt das Hirn, ist aber von ihm wohl zu unterscheiden, und kann auch von demselben leicht abgesondert werden. Nicht bloß im Hirn allein, sondern im ganzen Körper des Cachalots findet sich eine ähnliche Materie, welche in Canälen, die im Fette laufen, enthalten ist. Diese Gefäße münden in einen Hauptcanal, der längst dem Rückenmark hinlauft und so mit der Schedelhöhle in Verbindung tritt. Wozu sie dem Thiere eigentlich dient, ist unbekannt.

Neben dieser merkwürdigen Materie findet sich in den Eingeweiden des Pottwalls noch jene sehr geschätzte Substanz, welche man grauen Ambra nennt. Man findet sie im Darmcanal, in Kugeln oder unregelmäßig geformten Stücken, oft 4 bis 5 an der Zahl. Sie scheint ein krankhaftes Erzeugniß, und ist nicht selten mit unverdauten Substanzen gemischt.

Taf. 176. Der vielhöckerige Cachalot. Physeter polycyphus.

Cachalot bosselé.

Der Kopf ist lang; die untere Kinnlade sehr schmal; auf dem Rücken etwa 10 Höcker.

Dieser Cachalot findet sich in den Meeren um die Insel Timor, und wahrscheinlich um alle Molucken. Er wird an 60 Fuß lang. Der Kopf allein soll an 24 Barils Wallrath und der Körper 70 bis 80, ja 100, Barils reines Oel geben. Die Weibchen sind viel kleiner, und geben nur 18 bis 20 Barils Wallrath. Man macht aus den Knochen der Kinnladen Spatzierstöcke. Der Ambra ist bey dieser Art selten, man verkauft die Unze zu 18 Schillinge englisch; circa fl. 9. Der Capitän des Schiffs Ocean hatte das Glück, bey einem einzigen 50 Pfund zu finden. Sie nähren sich von Dintenfischen.

Zu dieser Gattung gehören: Der Trumpo, Physeter Trumpo; bey Grönland, auch im Golf von Gascogne und im brittischen Meer, besonders aber in den Gewässern von Neuengland und der Bermuden. Der Schweinwall, Physeter catodon; im nördlichen Eismeer.

Zweyte Familie. Cachalots ohne Höcker auf dem Rücken.

Es gehört dahin nur eine Art: Der weißliche Pottwall, Physeter albescens; (Phys. macrocephalus Var. B. Gmel. Linn.) nur 15 bis 18 Fuß lang; in der Davidsstraße.

Dritte Familie. Der walzenförmige Pottwall oder Finnfisch.

Physeter cilindricus.

Er ist von der Gattung unter dem Namen Physalus getrennt worden; wird ebenfalls gegen 60 Fuß lang, und sein Kopf nimmt mehr als ein Drittheil, fast die Hälfte, des Körpers ein. Sein Mund soll so groß seyn, daß er einen Ochsen zu verschlingen im Stande sey. Die Zähne, deren er etwa 50 hat, sind sehr dick und stark, und nach hinten gekrümmt. In der obern Kinnlade sind die Zähne, wie bey den übrigen, im Zahnfleisch verborgen. Man findet ihn in den Polarmeeren.

Vierte Familie. Pottwalle mit einer Rückenflosse.

Es gehören dahin: Der kleinaugige Pottwall, Physeter microps; er soll eine Länge von 70 Fuß und darüber erreichen; er verfolgt Seehunde, Meerschweine und die kleinern Wallfischarten. Er soll selbst den Wallfisch anfallen, besonders Junge, und sie zerreißen. Er lebt in den nördlichen Polarmeeren. Der geradzahnige Pottwall, Physeter orthodon, erreicht eben diese Größe, und soll 12 Fuß lange Hayfische verschlingen können. Er lebt ebenfalls im Eismeere. Der Tummler, Physeter Tursio, mit einer so langen und aufrechtstehenden Rückenflosse, daß man sie mit einem Segelbaume verglichen hat; zugleich hat er drey Höcker auf dem Rücken, und soll eine Länge von 100 Fuß erreichen. Er ist gefährlich anzugreifen, und hat auch weniger Speck als andere. Er lebt in zahlreichen Heerden, und greift mit schrecklichem Geschrey an. Der Pottwall mit gefurchten Zähnen, Physeter sulcatus; in den japanischen Meeren. Ist noch nicht gehörig bekannt.

Zweyte Abtheilung.

Walle mit Barten.

4te Gatt. Wall. Wallfisch. Balaena. Baleine.

Keine Zähne; statt derselben ganz eigene und sonderbar gebildete Organe, welche man Barten nennt. Man findet bey keinem Thiere etwas ähnliches. Von der Oeffnung des Mundes an bis zum Anfang des Rachens geht ein Knochen in der Mitte von vorn nach hinten, welcher mit einer weißen festen Substanz bedeckt ist. In dieser Substanz steckt eine Reihe von Blättern, ungefähr 300 auf jeder Seite. Sie sind mit einer Art von Wurzel befestigt, welche durch jene weiche Materie, die man Zahnfleisch nennt, bis auf den Knochen dringt. Diese Blätter, welche das bekannte Fischbein geben, laufen nun dem Rachen quer bis zur Lippe, etwas weniges von vorn nach hinten gerichtet, und nach der Wölbung des Gaumens gebogen. Die längsten Blätter sitzen in der Mitte des Gaumens, und erreichen eine Länge von höchstens 15 Fuß, von da nehmen sie an beyden Seiten immer mehr ab. Sie laufen parallel mit ihrer breiten Seite gegen einander gekehrt, in einem Abstand von zwey Dritteln eines Zolles, und gleichen einem Satz von Sägen in einer Sägemühle. Die innern Ränder sind mit Franzen von haarartigen Fasern besetzt, und der äußere Rand eines jeden Blattes (einige wenige an einem jeden Ende der Reihe ausgenommen) ist unterwärts gekrümmt und abgeplattet, so daß gegen die Lippen eine platte Fläche gekehrt ist. Die Spitze der Barten aber ist wieder ausgefasert, und der Rand derselben, welcher gegen die Zunge gekehrt ist, ist ganz weich und haaricht. So erscheint der ganze Gaumen mit Borsten oder Haaren besetzt. Das sogenannte Fischbein selbst besteht aus einem faserigen Gewebe, und scheint aus Haaren zusammengesetzt, welche der Länge nach neben einander liegen und an einander geleimt sind; sie lassen sich daher auch leicht in Fasern zertheilen. Die Farbe des Fischbeins ist gewöhnlich schwarzbräunlich oder blaulichschwarz, bisweilen der Länge nach weiß gestreift. Wenn es eben gereinigt ist, so zeigt die Oberfläche ein schönes Farbenspiel. Ein großer Wallfisch gibt bisweilen anderthalb Tonnen (3000 Pfund) Fischbein. Diese ganze sonderbare Einrichtung dient dazu, daß der Wallfisch, wenn er seinen ungeheuren Mund öffnet und das Wasser eintritt, denselben nur wieder schließen darf, so lauft

das Wasser zu beyden Seiten wieder heraus, oder ein Theil geht gegen die Spritzlöcher. Die kleinen Fische und Weichthiere aber, welche mit dem Wasser in den Mund gekommen sind, und die Nahrung des Walles ausmachen, bleiben in den Barthaaren stecken.

Die Zunge nimmt einen großen Theil von der Mundhöhle ein, kann aber nicht ausgestreckt werden, da sie an den Rändern der Kinnlade festsitzt. Sie ist fleischig, weich, fett und schwammig. Ihre Länge ist oft bis 27 Fuß und ihre Breite 9 bis 12 Fuß. Sie kann bis zu sechs Tonnen Oel geben. Bey einigen Arten ist sie platt und nur mit einer dünnen Haut bedeckt, bey andern ist sie fast stachelig. Die Farbe meist weiß, an den Seiten schwarz gefleckt. Obgleich sie festsitzt, so ist sie unter gewissen Umständen doch einiger Bewegung fähig, sie kann sich erheben und schwellt oft sehr an. An der Basis dieses Organs findet sich bey einigen eine schlaffe Haut, welche am Eingang des Schlundes liegt und denselben so verengert, daß ein etwas großer Fisch nicht durchgehen kann. Ueberhaupt ist der Schlund beym gemeinen Wall viel enger, als man bey der ungeheuren Weite der Mundöffnung nicht glauben sollte. Der innerlich mit einer drüsigen und gefalteten Haut bekleidete Schlund ist etwa 9 Fuß lang. Bey dem spitzschnauzigen Wall ist der Schlund ebenfalls enge, aber an den Aesten der Unterkinnlade hängt ein großer Sack oder eine Luftblase, welche sich fast über den ganzen Unterleib erstreckt. Diese Blase kann der Wall aufblasen und mit Luft anfüllen, welche er durch die Nasenlöcher einzieht, wodurch er zwar ungemein dick wird, aber doch sehr leicht schwimmt.

Die Augen sind außerordentlich klein, wenn man den ungeheuren Umfang des Körpers in Betrachtung zieht. Die Kristallinse ist rund, ganz wie bey den Fischen. Sie haben Augenlieder, welche aber wegen Ueberladung des Fetts fast unbeweglich und nicht mit Wimpern versehen sind.

Die Ohröffnungen sind sehr klein, und bestehen aus einem sehr dünnen, knorpeligen Canal, der mit dem Trommelfell anfängt und durch die Fetthülle sich bis zur Oberfläche fortschlängelt, wo er sich durch ein kleines, fast unbemerkbares Loch, ohne irgend ein äußeres Ohr öffnet. Dieser Canal endet ob den Spritzlöchern, und ist mit einer Klappe bedeckt, welche das Eindringen des Wassers ganz verhindert.

Es ist falsch, wenn man geglaubt hat, das eyrunde Loch in der Scheidewand der Vorkammern des Herzens bleibe bey den Wallen offen, und daß sie deßwegen sich lange unter Wasser aufhalten könnten. Dies kann nur kurze Zeit geschehen, sie müssen bald wieder auf die Oberfläche kommen um zu athmen. Dies geschieht durch die Spritzlöcher, welche bey den Wallen doppelt, bey den Delphinen und Pottwallen einfach sind, aber bey den erstern stehen die beyden Oeffnungen bey einigen Arten sehr nahe bey einander und scheinen nur eine auszumachen, bey andern sind sie entfernt von einander, und es strömt eine so bedeutende Menge Wasser aus denselben, daß sich ein Boot in kurzer Zeit damit anfüllen würde. Der Strom ist auch sehr stark, und verursacht ein großes Geräusch, besonders wenn das Thier verwundet oder im Affect ist. Man behauptet, er steige bis zu 30 Fuß hoch. Wenn ein Wall spritzen will, schließt er den Mund, den er unter Wasser hält, und zugleich auch den Luftröhrenkopf; das Wasser wird genöthigt in die Nasencanäle zu steigen, und hebt die Klappe, welche ihr den Eingang in die Säcke verwehrt, tritt dann in die Säcke und wird durch ihre muskulösen Wände ausgetrieben.

Die Flossen der Walle sind als wahre Arme zu betrachten, deren sie sich zum Rudern, zur Vertheidigung und zur Beschützung der Jungen bedienen. Sie haben dieselben Knochen, wie die Vorderfüße anderer Thiere, nur keine Nägel. Allein diese Knochen sind mit starken Muskeln und Sehnen, und diese wieder mit einer Haut bedeckt. Mit ihrer Basis sind sie nahe an den Lippen eingelenkt. Einige besitzen auch eine Rückenflosse von verschiedener Form, Lage und Größe.

Der Schwanz ist lang, stark, biegsam, und kann sich sehr schnell und mit Kraft bewegen, an seinem Ende läuft er in eine breite horizontale Flosse von verschiedener Länge aus, welche aus zwey horizontalstehenden Lappen zusammengesetzt ist, wovon jeder für sich allein sich bewegen kann. Furchtbar sind die Bewegungen dieses Organs, wenn das Thier angegriffen oder verwundet wird.

Die Haut der Walle ist sehr stark, ganz nackt, und hat oft eine Dicke von 8 Zoll. Die Oberhaut ist platt, sehr groß, hat mehrere Lagen, und wird durch das Ausgießen des Oels, welches durch die Hautporen durchschwitzt so glänzend, daß sie an der Sonne wie polirtes Metall aussieht. Durch dieses Oel wird sie vor dem Reitz des

Meerwassers, der Sonne und der Luft geschützt. Das Schleimgewebe zwischen der Oberhaut und Haut ist dicker als bey andern Säugethieren, und seine Farbe, welche auch der äussern Haut mitgetheilt wird, verändert sich nach Alter und Geschlecht, vielleicht auch nach Clima und Aufenthalt. Einige sind auf dem Rücken ganz schwarz, andere grau gewölkt; mehrere sind halb schwarz und halb weiß. Einige sind ganz weiß, oder haben auf schwarzem Grunde weiße Zeichnungen. Dieses sind aber nur Narben von erhaltenen Wunden.

Das Fleisch unter der Haut ist roth, grob, hart, trocken, lederartig und riecht wiederlich. Zwischen Haut und Muskeln liegt oft ein Fuß dicker Speck, und ein Theil des Fettes ist immer flüssig. Blut ist in sehr großer Menge vorhanden, und der Durchmesser der großen Pulsader ist oft mehr als 13 Zoll. Das Herz ist breit und platt. Der Blinddarm ist vollkommen vorhanden. Die Leber sehr groß; die Milz klein; die Bauchspeicheldrüse lang. Die Harnblase mittelmäßig groß und verlängert. Der Magen hat eine ganz eigene Form und besteht aus fünf sehr deutlich abgetheilten Säcken.

Das Scelet dieses Riesenthiers setzt in Erstaunen durch seine Größe. Die zwey Knochen welche die untere Kinnlade bilden, machen einen Halbkreis aus, welche 24 bis 28 Fuß mißt, und die Gaumenknochen sind 27 bis 28 Fuß lang. Das Hinterhaupt ist abgerundet, und lenkt mit der Wirbelsäule, durch breite Gelenke ein. Der Halswirbel sind sieben, der erste mit dem Atlas verwachsen. Man zählt 63 Rückenwirbel, welche eine Länge von 42 bis 46 Fuß ausmachen, und von denen der letzte an der Schwanzflosse 18 bis 19 Zoll im Durchmesser hat. Der Rippen sind auf jeder Seite 15, von welchen eine zuweilen bis auf 21 Fuß lang ist, und 18 bis 19 Zoll im Umfange hat. Das Brustbein, mit welchem die ersten Rippen verbunden sind, ist breit, aber nicht dick. Die Schlüsselbeine haben keine Aehnlichkeit mit denjenigen anderer Säugethiere. Das Schulterblatt hat oft 9 Fuß Länge. Der Oberarmknochen ist kurz, die Vorderarmknochen seitlich abgeplattet. Die Hand besteht aus fünf, sehr platten fast sechseckigen Knochen in zwey Reihen, die Knochen der Vorderhand sind ebenfalls platt und mit einander verbunden, und der Finger sind fünf von ungleicher Länge und Zahl der Gelenke.

Man kann die Walle in zwey Familien theilen:

In Walle ohne Rückenflossen und in Walle mit Rückenflossen.

Erste Familie. Walle ohne Rückenflossen.

Taf. 177. Der gemeine Wallfisch. Balaena mysticetus.

La Baleine franche.

Der Wallfisch ist das größte aller bekannten Thiere und erreicht eine Größe von 60 bis zu 70 Fuß, von der Spitze der Schnauze bis zum Ende des Schwanzes gemessen. Die Angabe von 120 Fuß ist übertrieben, wenigstens findet man jetzt keine solche Wallfische mehr, wovon man freylich als Ursache angibt, daß sie zu sehr verfolgt wurden und nicht mehr eine solche Größe erreichen können. Allein es ist wahrscheinlich, daß sie niemals größer gewesen seyen, als jetzt, und daß ihre Größe sehr übertrieben worden sey. Wohl hat man fossile Knochen von einer Wallfischart gefunden, nach welchen zu urtheilen es in der Vorwelt Walle gegeben hätte, welche fast 200 Fuß Länge gehabt hätten. Achzig Fuß ist wahrscheinlich die größte Länge, welche aber der Pottwall auch erreichen soll. Der Kopf des Walles nimmt den dritten Theil des ganzen Körpers ein. Er ist fast dreyeckig, die obere Kinnlade aber ist stark gewölbt, und etwas hinter dieser Wölbung erhebt sich ein Höcker, auf welchem die Oeffnungen der Spritzlöcher stehen. Die Mundöffnung ist bis 7 Fuß breit, 10 bis 12 Fuß hoch, und 16 bis 17 Fuß lang. Der größte Mann kann daher mit aller Bequemlichkeit darin stehen und umhergehen. Ein ausgewachsener Wall hält am dicksten Theil seines Körpers 35 bis 40 Fuß im Umfange. Die beyden Kinnladen sind fast gleich lang, die untere aber ist sehr breit.

Die beyden Seitenflossen liegen etwa 2 Fuß hinter dem Mundwinkel. Sie sind 7 bis 9 Fuß lang und 4 bis 5 Fuß breit, und mit einem vollkommen kugelförmigen Gelenke eingelenkt, und können sich nach jeder Richtung hin

bewegen, doch aufwärts nicht über die Horizontallinie. Durch diese Einrichtung kann das Thier die Flossen als Arme brauchen, und selbst Körper zwischen sie und den eigenen Leib nehmen. Dieses thut das Weibchen besonders mit seinem Jungen, wenn dasselbe noch zu klein ist, und im Schwimmen ermüdet. Es wird dann zärtlich zwischen die Flosse genommen, und von der Mutter getragen.

Der Schwanz ist 5 bis 6 Fuß lang und 18 bis 24 Fuß breit. Er ist flach, halbmondförmig, in der Mitte ausgeschnitten. Seine Bewegungen sind schnell und seine Kraft ungeheuer. Die Muskeln, welche ihn in Bewegung setzen, bilden eine große Masse. Sie sind sehr reizbar und zucken so lange das Thier noch warm ist, selbst wenn sie getrennt vom Körper sind. In diesem Schwanz liegt die große Kraft des Thiers; er ist das mächtige Organ der schnellsten Fortbewegung. Die größte Geschwindigkeit bewirkt es durch kräftige Schläge, welche es mit demselben abwechselnd auf und unterwärts gegen das Wasser thut. Die Flossen aber halten den Körper im Gleichgewicht. Die Blasenlöcher sind bey einem großen Wallfisch über 10 Zoll lang.

Die Farbe dieses Walls ist auf dem Rücken schwarz wie Sammet, ebenso am größten Theil des Oberkiefers und einem Theile des Unterkiefers, an Flossen und Schwanz und den Augenliedern. Der Theil des Körpers der mit dem Schwanz sich verbindet, und die Wurzeln der Flossen sind grau. Die Zunge, der vordere Theil des Unterkiefers und ein Theil des Bauches sind rein weiß. Zuweilen gibt es ganz gefleckte Walle. Jüngere Thiere sind mehr bläulichschwarz, ältere mehr grau.

Das Fleisch eines jungen Wallfisches hat eine rothe Farbe, und schmeckt, wenn es auf dem Roste gebraten ist, wie derbes Rindfleisch. Das Fleisch eines alten aber ist überaus grob. Der Schwanz besteht aus sehnigen Fibern, welche wenig Oel enthalten. In Holland siedet man Leim daraus. Die meisten Knochen sind sehr groß und enthalten viel Oel.

Das Gewicht eines recht großen Wallfisches steigt über 200,000 Pfund, man gibt sogar 300,000 Pfund an, was aber doch zu viel scheint. Diese Masse gleicht einer Masse von 100 Nashörnern, oder 100 Hippopotamen oder 80 Elephanten.

Man findet den gemeinen Wallfisch vorzüglich in den Polarmeeren der nördlichen Erdhälfte, in den Meeren von Grönland und der Davisstraße, in der Baffinsbay und Hudsonsbay, in den Meeren nordwärts von der Behringsstraße, und längs einigen Theilen der nördlichen Küste von Asien, und wahrscheinlich auch von Amerika. Niemals aber findet man ihn in der Nordsee und selten innerhalb 200 Meilen von der brittischen Küste. Dagegen erscheint er an den Küsten von Afrika und von Südamerika periodenweise, und es wird auch dort eine ordentliche Fischerey auf ihn getrieben. Man hat ihn überhaupt unter allen Climaten und in allen Theilen des Oceans angetroffen.

Das Gesicht des Walles ist scharf. Man bemerkt bisweilen, daß ein Wallfisch den andern in klarem Wasser in einer erstaunenden Entfernung wahrnimmt. Auf der Oberfläche können sie nicht weit sehen. Der Gehörsinn scheint stumpf zu seyn. Ein Geräusch in der Luft, oder wenn jemand aufschreyt, bemerkt er, selbst in der Entfernung einer Schiffslänge nicht; hingegen macht auch ein geringes Plätschern im Wasser ihn aufmerksam und verscheucht ihn.

Eine Stimme hört man von ihm nicht, aber wenn er Athem holt oder bläst, so macht er ein lautes Geräusch Der Dampf, welchen er hierbey ausstoßt, steigt einige Ellen hoch, und sieht von weitem wie ein hervorschießender Rauch aus, besonders bey kaltem Wetter, wo er, wie der Athem anderer warmblütiger Thiere, sogleich sich verdichtet und sichtbar wird. Ist das Thier verwundet, so ist der Dampf oft mit Blut gefärbt, und bey Annäherung des Todes strömt bisweilen lauter Blut heraus. Die Walle blasen am stärksten, dichtesten und lautesten, wenn sie in vollem Lauf begriffen sind, wenn sie aufgescheucht und in Unruhe gesetzt werden, oder wenn sie zuerst auf der Oberfläche erscheinen, nachdem sie lange unter Wasser gewesen sind. Sie blasen ungefähr vier oder fünfmal in einer Minute. Gewöhnlich bleibt der Wall, wenn er athmen will, ungefähr zwey Minuten an der Oberfläche, selten länger; in dieser Zeit bläst er 8 bis 9 Mal, dann taucht er unter und bleibt etwa 5 bis 10 Minuten aus; bisweilen auch, wenn er auf Nahrung ausgeht, 15 bis 20 Minuten. Die Tiefe, zu welcher er gewöhnlich geht, ist unbekannt; nach der wirbelnden Bewegung des Wassers auf der Oberfläche, welche man nach seinem Untertauchen beobachtet hat, scheint sie nur gering zu seyn. Verwundet aber geht er in große Tiefen herab, und zwar mit großer

Geschwindigkeit, weil man Beyspiele hat, daß die Kinnladen oder der Schedel durch das Aufstoßen gegen den Boden zerbrochen wurden. Mehr als eine halbe Stunde scheint er nicht unter dem Wasser aushalten zu können. Nur wenn der Kopf unter der Wasserfläche ist, spritzt er Wasser aus, sonst bläst er nur. Wenn man eine Heerde Wallfische auf der Wasserfläche beysammen spielen sieht, so glaubt man, eine Menge Springbrunnen oder rauchende Kamine zu sehen. Selten findet man sie schlafen; doch geschieht dieß zuweilen bey ruhigem Wetter, oder zwischen dem Eise.

Da der Wall wegen dem vielen Fett spezifisch leichter ist, als das Wasser, so kann er an der Oberfläche mit seinem Scheitel und einem beträchtlichen Theil des Rückens über Wasser bleiben, ohne die geringste Anstrengung oder Bewegung zu machen. Herabsteigen erfordert mehr Anstrengung, denn er hat in der Tiefe einen ungeheuern Druck auszuhalten. Dieser Druck ist so groß, daß er das Wasser durch die Poren des festesten Holzes treiben würde, wie Versuche beweisen. Ein Boot war von einem Wallfisch unter Wasser gezogen, und dabey so sehr vom Wasser durchdrungen worden, daß es sogar den Wallfisch, als er getödtet war, zum Sinken brachte, und nur mit großer Mühe auf die Oberfläche und an das Schiff gebracht werden konnte, es blieb aber völlig unbrauchbar, da das Holz selbst sank. Die Haut des Wallfisches aber wiedersteht diesem Druck.

So plump der Körper eines Wallfisches ist, und so unbehülflich er zu seyn scheint, so sind doch seine Bewegungen nichts weniger als langsam. Ein solcher, der ohne sich zu rühren auf der Oberfläche ruht, kann in 5 oder 6 Sekunden außer dem Bereich seiner Verfolger seyn, und wenn er von der Harpune getroffen wird, so schießt er mit solcher Schnelligkeit davon, daß er in jeder Sekunde 13 bis 15 Fuß zurücklegt. Ein Wallfischfänger wurde, da er einen Wallfisch harpunirt hatte, und dieser fortschoß, in die Linne verwickelt, über Bord gezogen, und verschwand so schnell, daß nur einer der im Boot neben ihm befindlichen Leute ihn sah, aber kaum den Gegenstand unterscheiden konnte. Die andern wurden gar nichts gewahr. Indeß hält diese große Geschwindigkeit nicht lange an. Gewöhnlich macht er kaum mehr als vier englische Meilen in einer Stunde. Bisweilen fährt er mit einer solchen Heftigkeit gegen die Oberfläche, daß er ganz über dieselbe hinausspringt. Dieß geschieht, wie es scheint, bloß aus Spielerey, zu großer Verwunderung des entfernten Zuschauers, aber zu nicht geringem Schrecken des unerfahrnen Schiffers. Der tollkühne Harpunirer aber, befiehlt dann vorwärts zu rudern, und wagt den Angriff. Bisweilen stellt sich der Wallfisch mit dem Kopf gerade niederwärts, hebt den Schwanz in die Luft, und schlägt auf das Wasser mit furchtbarer Gewalt. In beyden Fällen wird das Wasser zu Schaum geschlagen, und die Luft weit umher mit Wasserdünsten erfüllt. Das Getöse, was davon entsteht, wird bey stillem Wetter in großer Entfernung gehört, und die wogenden Kreise verbreiten sich auf eine ansehnliche Weite. Bisweilen schüttelt der Wallfisch seinen furchtbaren Schwanz mit einer Heftigkeit in der Luft, daß man es zwey bis drey Meilen weit hören kann. Daß die Flossen hauptsächlich dazu bestimmt seyen, den Körper im Gleichgewicht zu erhalten, geht auch daraus hervor, daß im Augenblick, wo das Thier stirbt, es auf die Seite fällt, oder sich auf den Rücken kehrt. In seinem Schwanze liegt die größteStärke, damit verjagt er seine Feinde, oder zermalmt sie, und die Fälle sind häufig, wo Boote damit umgeworfen und versenkt werden. Nach dem Tode des Wallfisches, wenn die Fäulniß angefangen hat, schwillt der Fisch zu einer ungeheuern Größe an, so daß wenigstens ein Drittheil des Ganzen zum Vorschein kommt, und der Körper bisweilen durch die in ihm erzeugte Luft von einander berstet.

Ob man gleich die Wallfische oft in großer Menge beysammen findet, so kann man doch nicht sagen, daß sie in großen Gesellschaften leben, denn die meiste Zeit werden sie nur einzeln oder paarweise angetroffen, außer wenn sie durch den Reichthum an Nahrung, oder durch die Lage des Eises, zusammen gedrängt werden. Man findet mehr Männchen als Weibchen. Scoresby fand unter 124 Wallfischen nur 54 Weibchen.

Der Wallfisch hat eine sehr empfindsame Haut, und wird sowohl von den Wallfischpocken als von Insekten geplagt. Man findet jedoch die Wallfischpocken, oder sogenannte Entenmuschel nur bey den südlichen. Unter den Insekten beunruhiget ihn besonders die Wallfischlaus, die sich an seinen empfindsamsten Theilen des Körpers festsetzt. Mehrere Seevögel machen Jagd darauf, setzen sich auf seinen Rücken, und lesen sie ab.

Die Nahrung dieses ungeheuern Thieres besteht nicht aus Fischen, sondern einzig aus kleinen Krebsen und Weichthieren, und der furchtbar große Mund führt in einen kaum 4 Zoll weiten Schlund. Man erstaunt allerdings, daß das größte aller Geschöpfe auf eine solche Nahrung beschränkt ist, und doch so fett werden kann. Allein die nordischen Meere sind so voll von diesen kleinen Geschöpfen, daß der Wall nur seinen ungeheuern Mund zu öffnen braucht, um vielleicht tausende davon aufzunehmen. Dazu dienen ihm die Barten, welche in ihrer Construction eine wahre Filtrirmaschine bilden, und Dinge, die nicht größer als ein Nadelknopf sind, nicht durchlassen, während das Wasser leicht abfließen kann. Besonders macht die nordische Clio (Clio borealis), ein kaum Zoll langes Thierchen, das in unbeschreiblicher Menge in den Meeren, welche der Wallfisch besucht, vorhanden ist, die Hauptnahrung desselben aus, und wird daher auch Wallfischaas genannt. Die Wallfische, welche man in andern Meeren antrifft, sollen fast immer mager seyn, weil diese Art Thiere ihnen fehlt; man findet aber im Südmeer auch eine Art die südliche Clio, daher der Wall dort wohl auch Nahrung findet. Die kleinen Krebse, welche ebenfalls in sehr großer Anzahl vorhanden sind, dienen ihm auch zur Nahrung, und wahrscheinlich noch mehrere kleine Weichthiere. Die Exkremente des Walles sind sehr weich, und haben meist eine Safranfarbe. Man hat sogar behauptet, man könne damit färben.

Die Begattungszeit des Walles ist in der letzten Hälfte des nördlichen Sommers, und da man Weibchen, welche ihre Jungen mit sich führen, meistens im Frühjahr antrifft, so kann man annehmen die Tragezeit dauere 9 bis 10 Monate. Diese Zeit ist für ein so großes Thier sehr kurz, denn nach einem sonst unter den Säugethieren fast allgemeinen Gesetz der Natur, tragen die größern Arten viel länger als die kleinen, und wenn der Elephant 22 Monate trägt, so sollte der Wall fast 3 Jahre tragen. Man hat gegen Ende Aprils einen jungen Wallfisch gefangen, welcher noch die Nabelschnur an sich trug. Gewöhnlich bringt er nur ein Junges zur Welt, doch hat man bisweilen zwey gesehen, aber dieß ist sehr selten. Das Junge soll bey der Geburt wenigstens zehn bis vierzehn Fuß lang seyn, (Nach einigen Nachrichten sogar 20 Fuß). Es geht unter der Leitung der Mutter ein Jahr und darüber, oder so lange bis es durch das Wachsthum der Barten in den Stand gesetzt ist, sich selbst Nahrung zu verschaffen. Wenn dies richtig ist, so dauert wahrscheinlich die Tragezeit bedeutend länger als angegeben worden ist, weil man ja sonst das neue Junge neben dem ältern antreffen würde, worüber doch nirgends bestimmte Nachrichten zu finden sind. Die Männchen sollen zur Begattungszeit außerordentlich hitzig seyn, und man findet sie dann in Gemeinschaft des Weibchens, paarweise in den Bajen, oder in der Tiefe der Buchten oder an den Mündungen großer und tiefer Flüsse. Beyde Geschlechter haben dann eine große Anhänglichkeit an einander, und diese soll mehrere Jahre dauern. Bey der Begattung sollen beyde Geschlechter den Schwanz nach unten und den Kopf nach aufwärts halten, und so dieselbe in verticaler Stellung vorgehen, indem sie sich an einander mit den Brustflossen festhalten.

Die mütterliche Liebe des Wallfisches, der in andern Beziehungen ein stumpfsinniges Thier zu seyn scheint, ist sehr groß. Das Junge, welches die Gefahr nicht kennt, wird leicht harpunirt, dann zeigt sich die Zärtlichkeit der Mutter in einem so hohen Grade, daß sie dadurch oft in die Gewalt des Fängers geräth. Wenn daher gleich ein Junges von geringem Werth ist, da es selten mehr als eine Tonne Oehl und noch weniger gibt, so wird doch bisweilen Jagd darauf gemacht um die Mutter herbey zu locken. Diese eilt sogleich zu dem verwundeten Jungen, steigt mit ihm auf die Oberfläche, um zu athmen, treibt es an fortzuschwimmen, sucht ihm zur Flucht behülflich zu seyn, indem sie es unter ihre Flosse nimmt, und verläßt es selten, so lange es noch lebt. Dann ist es gefährlich sich ihr zu nähern, aber sie gibt dabey oft Gelegenheit angegriffen zu werden. Aus Angst für ihr Kind, setzt sie alle Rücksichten für die eigene Sicherheit bey Seite, fährt mitten durch die eigenen Feinde hindurch, verachtet die Gefahr welche ihr droht, und bleibt bey ihrem Jungen, auch wenn schon mehrere Harpunen sie getroffen haben. Es ist gewiß etwas höchst peinliches, für den gefühlvollen Menschen, ein Thier unter solchen Umständen zu tödten, wo es einen so großen Grad von Selbstaufopferung zeigt, der dem Menschen Ehre machen würde. Aber was thut nicht der Durst nach Gold! Dieß zu erwerben, treibt der Wallfischfänger im Sommer unter den Eisbergen der Polarmeere umher, und setzt sich tausend Gefahren aus; daher ist es sich nicht zu verwundern, wenn seine Begierden, seinen Zweck zu erreichen, die edlern Gefühle in ihm nur selten die Oberhand gewinnen lassen. Die Lebensart selbst, welche so

viele Beschwerden mit sich bringt, und wo der Wallfischfänger oft in vielen Jahren keinen Sommer erlebt, da er dem Winter gleichsam immer nachzieht, stumpft seine Gefühle ab.

Wenn das Junge saugen will, so legt sich die Mutter auf die Oberfläche des Wassers, und kehrt sich halb zur Seite, so daß das Euter über das Wasser vorragt, und das Junge saugen kann, und so wechselt sie, damit beyde gehörig athmen können.

Wie hoch der Wall sein Leben bringen kann, ist nicht bekannt. Scoresby glaubt, in fünf und zwanzig Jahren ungefähr sey sein Wachsthum vollendet, und gibt zu, daß er ein hohes Alter von einigen Jahrhunderten erreichen könne. Allein, daß er vielleicht tausend Jahr alt werde, wie einige angenommen haben, das scheint durchaus unrichtig. Dieser Irrthum ist dadurch entstanden, daß man annahm, der Wall sey ehmals viel größer gewesen als heut zu Tage, und man finde ihn jetzt nur deßwegen nicht mehr so groß, weil ihm die Zeit zum Auswachsen nicht gelassen werde. Allein es ist schon gezeigt worden, daß die Wallfische früher auch nicht größer gewesen seyen, als jetzt; folglich fällt dieser Grund weg. Die Zeichen des Alters sind: die größere Menge von Grau in der Haut, und eine Aenderung der weißen Theile am Kopf ins Gelbliche; ferner eine geringere Menge von Oel bey einem gewissen Gewicht von Speck; endlich eine größere Festigkeit des Specks und eine größere Dicke und Zähigkeit der Fibern in demselben.

Durch den Wallfischfang sind allerdings die Walle vermindert worden, und man sollte denken, die Art werde endlich ganz verschwinden. Allein das Thier weißt sich in die unzugänglichen Eisschollen und zwischen Eisinseln zu flüchten, wohin man es nicht verfolgen kann. Ja es ist wahrscheinlich, daß es sogar die Reise um den Pol herum machte. Der Fang ist aber auch nicht mehr so ergiebig, als er es früher war. In frühern Zeiten scheint der Wall alle Meere bewohnt zu haben, wie die Ueberreste zeigen, welche man jetzt noch fossil findet. Die ersten Wallfischfänger fanden ihn häufig bey Spitzbergen und andern nördlichen Inseln, und damals war es gar nicht schwer, ihn zu fangen, da er nicht mißtrauisch war, und sich eher ankommen ließ. Allein die traurige Erfahrung lehrte ihn, den Menschen, als seinen ärgsten und furchtbarsten Feind, fliehen, und die Art fand nur noch Schutz zwischen den Eisbergen der Polarmeere. Schon im zwölften Jahrhundert wurde dieser Fang betrieben. Die Biskajer sollen die ersten gewesen seyn, welche jährlich 50 bis 60 Schiffe auf den Wallfischfang aussandten, und durch den reichen Fang großen Gewinnst zogen. Im Jahr 1598 folgten ihnen die Engländer, und im Jahr 1611 wurde die grönländische Gesellschaft in Holland deßwegen errichtet, und bald gingen alle Schifffahrt treibende Nationen Europa's auf den Fang aus. Man rechnet jährlich 300 Schiffe aller Nationen, welche für diesen Erwerbszweig nach dem Norden hinsteuern. Nur die Niederländer sollen vom Jahr 1669 bis 1725 über 35000 Stücke gefangen haben. Man rechnet den Gewinn von einem Wall, an Oel, Thran und Barten, auf wenigstens 5000 Thaler sächsisch, oder etwa 8000 Gulden. Das Fleisch des Wallfisches ist für manche Bewohner der nördlichen Küsten von Europa und Amerika ein vorzügliches Nahrungsmittel. Die Eskimos trinken auch das Wallfischöl mit Begierde. Manche Stämme, welche mit geistigen Getränken unbekannt sind, nehmen beym Fischfang in ihren Kähnen Blasen mit Oel gefüllt mit, das sie mit eben dem Wohlbehagen genießen, als ein Europäer seinen Schnaps. Sie essen auch die Haut des Wallfisches roh, und zwar Kinder sowohl als Erwachsene. Die Weiber reichen ihren Kindern, welche sie auf dem Rücken tragen, ein Stück Wallfischhaut mit dem Speck daran, und sie saugen mit eben dem Appetit daran, wie unsere Kinder an Zuckerpapyr. Wenn der Speck eingepöckelt und gekocht wird, soll er recht gut schmecken; auch der Schwanz und die Flossen sollen, nach gehöriger Bereitung, nicht übel seyn, und von jungen Wallfischen läßt sich das Fleisch sehr wohl essen. Die Eskimos machen auch von andern Theilen Gebrauch. Die Haut des Bauchfells dient, wegen ihrer Durchsichtigkeit, statt des Glases in den Fenstern ihrer Hütten; die Knochen werden zu Harpunen, Sparren, Zeltenstützen, Schlitten und Bootgerippen angewandt. Die Sehnen spalten sie in Faden, und brauchen sie als Zwirn, womit sie die Häute an ihren Booten und Zelten zusammennähen; auch werden die Kleider damit sehr nett genähet. Aus den Haaren der Barten werden ebenfalls Schnüre und Seile gemacht. Das Fischbein wissen sie auch zu benutzen.

Das Oel und der Thran sind indeß, nebst dem Fischbein, das vornehmste und beste Produkt für den Europäer. Man packt den in kleine Stücke zerhackten Speck entweder in Tonnen, oder zerläßt ihn sogleich an Ort und Stelle,

entweder auf dem Schiff oder auf dem Lande, über dem Feuer, und bringt nur das Oel in die Tonnen. Auch das Fischbein muß mehrere Präparationen aushalten, bis es in den Handel kömmt.

Der Fang des Wallfisches geschieht fast immer mit dem Wurfspieß oder der Harpune. Diese besteht aus einem schweren, dreyeckigen Eisen, von fast 3 Fuß Länge, welches zu beyden Seiten schneidend und sägenförmig gezähnt ist; dieses Eisen ist an einem etwa 6 Fuß langen Stück Holz befestigt, an welchem ein Seil vom besten Hanf angebracht wird. Neben dieser Harpune hat jedes Boot noch ein oder mehrere Lanzen von 14 bis 15 Fuß Länge, womit man nach dem Fische mit Kraft stechen, die Lanze aber nach jedem Stiche wieder zurückziehen kann.

Da die Wallfische im Winter, wenn die Eismeere sich mit Eis bedecken, genöthigt sind, die Polarregionen zu verlassen, so geht man im Frühjahr, ehe sie wieder dahin zurückkehren, auf den Fang aus, und verwendet den Sommer über dazu, indem man mit dem Fortschreiten der Jahrszeit immer weiter nach Norden vordringt, und den Wallen in ihre Schlupfwinkel nachfolgt. Die Schiffe, welche auf den Fang ausgehen, sind meist 70 bis 120 Fuß lang, und besonders an den Seiten sehr fest gebauet, haben auch meist doppelt eichene Bekleidung, damit sie dem Stoß des Eises widerstehen können. Jedes hat 6 bis 9 Chaluppen, jede von 24 Fuß Länge und 6 Fuß Breite. Zu jeder Chaluppe gehören zwey Harpunirer, welche sich darin üben müssen, dem Fisch sich so sehr zu nähern, daß sie ihre Harpune auf ihn werfen können. Sie geben wohl acht, wo er mit dem Kopf hervorschießt, um zu athmen, indem sie diesen Augenblick benutzen müssen, um ihm eine Harpune in den Leib zu werfen. Sobald ein Fisch getroffen ist, und die Harpune haftet, so ruft der Harpunirer getroffen, und steckt auf einen Stock eine Flagge auf. So wie dieß Wort erschallt, stürzt auf dem Hauptschiff alles aufs Verdeck, und drängt sich in die Boote. Wer noch geschlafen hat, springt aus dem Bett heraus, und rennt mit zusammengebundenen Kleidern herbey. Man sieht oft, wenn die Temperatur auf 0 steht, die Matrosen nur im Hemd und Unterhosen hervorstürzen und so abfahren. Alles rudert nun nach dem Boot, aus welchem der Wall getroffen worden ist. Die Entfernung, aus welcher gewöhnlich die Harpune geworfen wird, ist höchstens 30 Fuß. Man sucht den Rücken oder die Gegend um die Spritzlöcher oder den Bauch zu treffen. Da die Spitze der Harpune der schwerste Theil ist, so fällt die Harpune immer auf die Spitze, und dringt ein. Zuweilen geht sie aber wieder los, und dann entkommt der Fisch.

Sobald der Fisch sich getroffen fühlt, schießt er mit furchtbarer Geschwindigkeit davon, und zieht das Seil, welches an der Harpune und der Chaluppe befestigt ist, mit sich, und zwar mit solcher Gewalt, daß die Chaluppe, wenn das Seil sich verwickelt, in Grund gezogen wird. Das Seil muß inzwischen immer mit Wasser begossen werden, damit es sich durch das Reiben nicht entzünde. Nun bleibt man ruhig in den Booten, und beobachtet den Fisch nur von Weitem. Hat derselbe sich so weit entfernt, daß das Seil ausläuft, so wird eilig ein anderes daran geknüpft. Zuweilen bricht das lange Seil, oder man muß es zerschneiden, damit die Chaluppe nicht in Grund gezogen werde. Indeß, wenn alles gehörig betrieben wird, so soll die zweyte Chaluppe schon bey der ersten angekommen seyn, und ihr Seil an das erste anknüpfen; oder der Harpunirer einer andern Chaluppe wirft eine zweyte Harpune, während der Wall von dem vielen Blutverlust bald ermüdet auf die Oberfläche kommt, um zu athmen. Oft kommt Blut in Strömen aus den Spritzlöchern, und dieß ist das Zeichen seines nahen Todes. Dann nähert man sich ihm noch mehr, und sticht mit den Lanzen nach ihm, die er mit den Flossen abzuhalten sucht. Jetzt, in diesem Todeskampf, muß man sorgfältig ausweichen, sich dem Schwanz zu nähern, mit dem er furchtbar um sich schlägt; denn schon manche Chaluppe ist in Stücken zerschlagen worden.

Die Bewohner der Kurilen suchen an den Wallfisch zu kommen, wenn er schläft, und stechen ihn mit vergifteten Harpunen, wodurch er bald stirbt, ohne daß dem Fleisch dadurch schädliche Eigenschaften mitgetheilt werden. Duhamel erzählt, die Bewohner von Nordamerika wären ehmals so kühn gewesen, schwimmend sich dem Fisch zu nähern; sie hätten dann gesucht, auf seinen Kopf zu kommen, um ihm einen Pflock in die Spritzlöcher zu schlagen, und ihn dadurch gezwungen an die Küsten zu gehen. Es ist dieß aber schwer zu glauben. Freylich erzählt auch Herr Faber, daß man dem Grind (Delph. globiceps) in Island einen Handschuh in das Spritzloch stecke, damit er nicht mehr untertauchen könne.

Sobald der Wall todt ist, durchbohrt man die Flossen und den Schwanz, und zieht Seile dadurch, um ihn an das Hauptschiff oder an das Ufer zu schleppen, wo er dann zerstückt wird. Man eilt damit so schnell man kann, um zu verhüten, daß derselbe etwa sinke. Wenn er befestigt ist, sucht man den Kopf außer Wasser zu bringen, damit dasselbe nicht in den Mund eindringe. Man steigt nun auf den Fisch, versehen mit Stiefeln, welche unten eiserne Hacken haben, damit man nicht herunterfalle. Zwey Personen setzen sich auf den Kopf und andere auf den Rücken, und zu beyden Seiten legen sich die Chaluppen an, theils um die Vögel zu verscheuchen, welche sogleich, ohne die Gegenwart der Menschen zu fürchten, in Schaaren herbeyfliegen, um die Beute zu theilen, vorzüglich Meven und Eissturmvögel; theils aber um die abgelösten Stücke Speck den Arbeitern abzunehmen. Nun fängt man ganz nahe am Auge an, und schneidet ein Stück Speck, etwa 2 Fuß breit, der ganzen Länge nach bis zum Schwanz weg, und fährt nun so streifenweise fort, bis die eine Seite gereinigt ist; dann wendet man den Fisch um, und bearbeitet die andere ebenso. Einige begeben sich in den Mund, und lösen Zunge und Barten ab. Diese Arbeit erfordert für geübte Leute etwa 5 bis 6 Stunden Zeit. Dann läßt man den Cadaver dem Wasser über, auf welchen nun unzählige Seevögel sich setzen und mit großer Gierde die Knochen benagen. Die Haye und andere große Fische sammeln sich ebenfalls, und reißen sich um die Eingeweide und das was allenfalls herunterfällt. Vom Lande und den nahen Eisinseln wittern die Bären die willkommene Mahlzeit, und schwimmen herbey, um auch ihren Theil an dem Raube zu haben. Der Mensch, als das größte und furchtbarste Raubthier, hat den Anfang gemacht und das Meerungeheuer getödtet, und nun theilen sich in seine Reste die Meeresbewohner.

Verschiedenen Nachrichten zufolge, soll man sich in den neuesten Zeiten der congreviſchen Raketen bedient haben, um den Wallfisch damit zu tödten, und zwar mit gutem Erfolg. Ob dieß richtig sey und noch betrieben werde, ist uns unbekannt.

Zu dieser Abtheilung der Walle gehört der Nordcaper, Balaena glacialis. Der Körper ist schlanker als derjenige des gemeinen Wallfisches, und der Kopf verhältnißmäßig kleiner. Die untere Kinnlade ist sehr hoch und breit. Er lebt in denselben Meeren.

Andere Walle haben Höcker auf dem Rücken. Dahin gehören: Der Knotenwall, Balaena nodosa; um Neu-England. Der Höckerwall, Balaena gibbosa, mit fünf oder sechs Höckern; ebendaselbst. Der japanische Wall, Bal. japanica; Japan. Der gefleckte Wall, Bal. lunulata; japanische Meere.

Zweyte Familie. Walle mit einer Rückenflosse.

Flossenwall. Balaenoptera. (Lacep.) Baleinoptères.

Die Gattungskennzeichen der Walle, nämlich Barten statt der Zähne.

Taf. 177. Der Finnfisch. Balaenoptera Physalus.
Baleinoptère Gibbar. (Lacep.)

Die Kinnladen zugespitzt, und gleich lang; unter der Gurgel keine Falte, und auch keine am Bauch. Die Barten kurz und knotig. Die Spritzlöcher in der Mitte des Kopfs. Auf dem Rücken eine etwa 4 Fuß hohe, dreyeckige Fettflosse oder Rückenfinne am Ende des Rückens. Er ist viel schlanker als der gemeine Wallfisch, aber eben so lang, ja noch länger, man sagt bis zu hundert Fuß. Der Kopf bildet eine Art von Kegel, dessen Länge ungefähr einen Drittel der Körperlänge ausmacht. Der obere Theil des Körpers ist glänzend braun, der untere blendend weiß. Das Auge liegt ganz nahe an der Einlenkung der Brustflosse. Die Zunge ist bey weitem nicht so groß wie beym gemeinen Wallfisch. Die Barten sind bey jüngern Thieren blau, bey ältern braun. Die Brustflossen eyförmig, und ihre Länge beträgt etwa den neunten Theil der Körperlänge. Die Haare an den Barten sind lang, und wie um einander gewunden.

Man findet diesen Wall in den Meeren von Grönland, überhaupt im Norden zwischen Europa und Amerika; auch in den Meeren von Afrika.

Er soll das Wasser viel höher spritzen als der gemeine Wallfisch. Da sein Umfang viel geringer ist als der des Wallfisches, so hat er auch viel weniger Speck, und man zieht nur etwa 10 Tonnen daraus. Man macht daher um so weniger Jagd auf ihn, als seine Schnelligkeit außerordentlich und der Fang gefährlicher ist. Martens erzählt, es habe ein Harpunirter die Chaluppe unter ein Eisfeld gezogen. Nach Schifferberichten verschwinden die gemeinen Walle, wenn der Finnfisch im Herbste erscheint. Er nährt sich weniger von kleinen Weichthieren, als von Fischen, Häringen, Makrelen, Lachsen.

Sein Fleisch soll viel besser schmecken als das des gemeinen Walls, und sogar im Geschmack dem Fleische des Störs gleich kommen, das sehr beliebt ist. Die Grönländer ziehen aus seinen Theilen großen Nutzen.

Zu dieser Abtheilung gehören: Der Jupiterfisch, Balaena Boops; la Jubarte. (Lacep.) Er hat unter der Gurgel rothe Längsfurchen und viele Runzeln, wie Einschnitte in der Haut. Die Rückenflosse ist hart und nach hinten gebogen; auch soll ihm jede Verwundung gefährlich werden. Er soll fast keinen Speck geben. Man findet ihn in den Meeren von Grönland. Er erreicht eine Länge von 40 Fuß.

Das Breitmaul, Balaena musculus; le Rorqual. (Lacep.) Mit Längsfurchen am Bauche. Der Rachen ist ungeheuer; die Barten schwarz, nur 3 Fuß lang. Er erreicht eine Länge von wenigstens 70 Fuß. Bey diesem Wall bemerkt man jene großen Säcke, welche mit dem Mund in Verbindung stehen, sich aufblasen lassen, und sich beynahe über den ganzen Unterleib erstrecken. Durch dieses Aufblasen wird das Thier ungemein dick, schwimmt aber sehr leicht. Die Längsfalten unter dem Leibe bezeichnen dieses Organ. Er nährt sich von Fischen, besonders Häringen, und lebt in den nordischen Meeren.

Der Schnabel-Wall, Balaena rostrata; Baleinoptère à museau pointu. Die Schnauze sehr lang und spitzig. Obere Kinnlade kürzer; an Brust und Bauch Längsfalten, welche die ebenangeführten Säcke anzeigen. Rückenfinne lang; Brustflossen klein. Man findet ihn um Grönland, Island, und in Norwegen in Menge. Er schwimmt ungemein schnell; die Grönländer fangen ihn wegen seines guten Fleisches. Die Barten sind kurz. Er ist der kleinste Wall, und erreicht etwa 26 Fuß.

Der punktirte Wall, Balaena punctata; im stillen Meer.

Der schwarze Wall, Balaena nigra; japanische Meere.

Der gefleckte Wall, Balaena lunulata; japanische Meere.

Die Aleauten bilden noch sechs andere Arten von Wallen ab, welche in ihren Meeren vorkommen sollen. Pallas hat sie in seiner Zoographia rossica beschrieben; man weißt aber davon nichts Näheres.

Systematisches Register.

Tafel. Seite.

Einleitung 1

Erste Ordnung.

Zweyhändige, oder Menschen 8

Caucasischer Stamm, oder arabisch-europäischer —

2. Sultan Mahmud . . . . . —
3. Bewohner von Kamtschatka 9
4. Männer aus Nordwestamerika . . . . . —

Mongolischer Stamm 10

5. Theodor Iwanowitsch 11
6. Köpfe von Chinesen und Japenesen . . . . . —

Amerikanischer Stamm . . . . —

7. Maxuruna 12
8. Tajadaneega . . . . . —
9. Amerikanische Einwohner von Brasilien . . . . . —

Malaischer Stamm 13

10. Omai . . . . . —
11. Tammeamea, König der Sandwichinseln . . . . . —
— Raba-Leba, König der Insel Solor 15
12. Ein Mädchen und ein Mann aus den Sandwichinseln —
13. Ein tatuirter Nukahiwaner . . . . . —
14. Neuholländer 16

Aethiopischer Stamm . . . . —

15 u. 16. Menschen aus Diemensland . . . . . —
17. Mann und Weib der Buschmänner 17
18. Eigentliche Neger 18

Zweyte Ordnung.

Vierhänder. Quadrumana. 19

Erste Hauptabtheilung.

Eigentliche Affen.

Erste Hauptfamilie.

Affen der alten Welt. Simiae etc. . 22

I. Gatt. Orang. Simia. . . . . —

19. Orang-Utang, Sim. Satyrus . . . . . —
— Schimpanse. Sim. Troglodytes 26

II. Gatt. Gibbons. Hylobates. 27

20. Schwarzer Gibbon, Hyl. lar 28
— Grauer Gibbon, Hyl. Moloch . . . . . —

Tafel. Seite.

21. Der Siamang, Hyl. Syndactylus 28
— Gelber Gibbon, Hyl. agilis 29

III. Gatt. Schlankaffe. Semnopithecus. . —

22. Der bereifte Schlankaffe, Sem. pruinosus 30
— Rother Schlankaffe, Sem. melalophos . . . . . —
Uebrige Arten . . . . . —

IV. Gatt. Stummelaffe. Colobus. . . . . —

V. Gatt. Meerkatze. Cercopithecus. . . . 32

Erste Familie. Ohne Gesäßschwielen.

— Kleideraffe, Cerc. nemaeus . . . . . —

Zweyte Familie. Mit vorstehender Nase.

23. Der Kahn, Cerc. nasica . . . . . —

Dritte Familie. Mit großen Gesäßschwielen, platter Nase und langen Schwänzen.

— Die Mone, Cerc. mona 33
— Die weißnasige Meerkatze, Cerc. petaurista . . . —
24. Der grüne Affe, Cerc. sabaeus 34
— Der Mangabey, Cerc. aethiops . . . . . —
— Der blaumäulige Affe, Cerc. cephus . . . . . —
Uebrige Arten 35

VI. Gatt. Magot. Inuus. . . . . —

25. Der gemeine Affe, In. ecaudatus . . . . . —
— Der Rhesus, In Rhesus 36
26. Der Wanderu, In. silenus 37
Uebrige Arten . . . . . —

VII. Gatt. Paviane, Hundsköpfe. Cynocephalus, Papio . . . . —

— Der braune Pavian, Cyn. Sphinx 38
27. Der Drill, Cyn. leucophaeus . . . . . —
— Der Mandrill, Cyn. mormon . . . . . —
Uebrige Arten 39

Zweyte Hauptfamilie.

Affen der neuen Welt, plattnasige Affen. Simiae platyrrhini. . . . . —

Erste Gruppe. Sapajous, der Schwanz lang und greifend.

VIII. Gatt. Dickbauchaffen. Gastrimargus. 40

28. Der olivenfarbne Dickbauch, Gas. olivaceus . . . —
— Der marderfarbne Dickbauch, Gas. infumatus . . —

Tafel.		Seite.
	IX. Gatt. Klammeraffen. Ateles.	41
29.	Der Belzebuth, At. Belzebuth	—
—	Der Coaita, At. paniscus	—
30.	Der Miriki, At. hipoxantus	42
	Uebrige Arten	—
	X. Gatt. Wollhaaraffen. Lagothrix.	43
—	Der Caparro, Lag. Humboldti	—
—	Der graue Wollhaaraffe, Lag. canus	—
	XI. Gatt. Brüllaffe. Stentor.	—
31.	Der rothe Brüllaffe, Sten. seniculus	—
—	Der bärenartige Brüllaffe, Sten. ursinus	44
32.	Der großbärtige Brüllaffe, Sten. barbatus	—
	Uebrige Arten	45
	XII. Gatt. Kurzschwanzaffe. Brachyurus.	—
33.	Der Judenaffe, Brach. Israelita	—
—	Der Uakary, Brach. Ouakary	—
	XIII. Gatt. Sajous, (Wickelschwanzaffen). Cebus.	46
34.	Der gelbköpfige Saju, Ceb. Xanthocephalus	—
—	Der Capuzaffe, Ceb. cucullatus	—
	Uebrige Arten	—
	Zweyte Gruppe. Mit langen, nicht wickelnden Schwänzen.	
	XIV. Gatt. Springaffe. Callithrix.	47
35.	Der Saimiri, Call. sciureus	—
—	Der maskirte Sagoin, Call. personatus	48
	Uebrige Arten	—
	XV. Gatt. Bärenaffe. Pithecia.	—
36.	Der Schwarzkopf, Pith. melanocephala	49
—	Der Weißkopf, Pith. leucocephala	—
	Uebrige Arten	—
	XVI. Gatt. Nachtaffe. Nyctipithecus	—
37.	Der Katzen-Nachtaffe, Nyct. felinus	50
—	Schreyender Nachtaffe, Nyct. vociverans	—
38.	Humboldts Nachtaffe, Nyct. Humboldti	—
	XVII. Gatt. Uistiti. Jachus.	51
—	Der Uistiti mit weißem Kopf, Jach. leucocephalus	—
39.	Der weißohrige Uistiti, Jach. vulgaris	52
—	Der weiße Uistiti, Jach. argentatus	—
	Uebrige Arten	—
	XVIII. Gatt. Eichhornaffen. Midas.	—
40.	Der Marikina, Mid. rosalia	53
—	Der goldstirnige Tamarin, Mid. chrysomelas	—
—	Das Löwenäffchen, Mid. leoninus	54
	Uebrige Arten	—
	Zweyte Hauptabtheilung. Halbaffen. Fuchsaffen. Makis. Lemures. Prosimii. Makis.	
	I. Gatt. Makis. Lemur.	55
41.	Der Mococo, Lem. Catta	—
—	Der rothbraune Maki, Lem. rufus	—

Tafel.		Seite.
41.	Der kleine Maki, Lem. pusillus	56
42.	Der weißstirnige Maki, Lem. albifrons	—
—	Der Maki mit schwarzen Händen, Lem. nigrimanus	—
	Uebrige Arten	—
	II. Gatt. Indri. Indri.	57
43.	Kurzgeschwänzter Indri, Ind. brevicaudatus	—
—	Langgeschwänzter Indri, Ind. longicaudatus	—
	III. Gatt. Lori. Lori.	—
44.	Schlanker Lori, Lori gracilis	58
—	Der Pukan, Lori tardigradus	—
	Uebrige Arten	—
	IV. Gatt. Galago. Galago.	—
—	Der Galago vom Senegal, Gal. senegalensis	59
	Uebrige Arten	—
	V. Gatt. Fußthiere. Tarsius.	—
45.	Der braunhändige Tarsier, Tar. fuscomanus	60
	Uebrige Arten	—
	VI. Gatt. Rollschwanzthiere. Chirogaleus.	—
46.	Großes Rollschwanzthier, Chir. major	—
—	Mittleres Rollschwanzthier, Chir. medius	—
—	Kleines Rollschwanzthier, Chir. minor	61
	VII. Gatt. Fliegende Makis. Galeopithecus.	—
47.	Gemeiner flieg. Maki, Gal. rufus	—
48.	Einige Bemerkungen über den Zahn- und Schedelbau der bisherigen Abbildungen	—
	Dritte Ordnung. Fleischfressende. Carnivora.	65
	Erste Familie der Raubthiere. Handflügler. Chiroptera. Fledermäuse. Vespertiliones.	69
	Erste Abtheilung.	
	I. Gatt. Fliegender Hund. Pteropus.	—
50.	Fliegender Hund mit eingewachsenem Schwanze, Pter. amplexicaudatus	70
59.	Egypt. flieg. Hund, Pter. aegyptiacus	—
	Uebrige Arten	—
	II. Gatt. Großkopf. Cephalotes.	—
50.	Perons Großkopf, Ceph. Peronii	—
	III. Gatt. Großzunge. Macroglossus.	71
51.	Langschnautzige Großzunge, Mac. rostratus	—
	Zweyte Abtheilung.	
	IV. Gatt. Klappenschwanz. Diclidurus.	—
—	Weißer Klappenschwanz, Dic. Freyreisii	—
	V. Gatt. Hundsmaul. Molossus.	72
52.	Schwarzes Hundsmaul, Mol. ater	—
	VI. Gatt. Spaltnase. Nyctinomus.	—
—	Egypt. Spaltnase, Nyct. aegyptiacus	—

Tafel.	Seite.
VII. Gatt. Zungenfresser. Glossophaga.	73
53. Der langgeschwänzte Zungenfresser, Gloss. caudifer	—
— Ungeschwänzter Zungenfresser, Gloss. ecaudata . .	—
— Zungenfresser mit eingehülltem Schwanz, Gloss. amplexicaudata	—
58. Die Speernase, Gloss. soricina	—
VIII. Gatt. Großhäutler. Megaderma. .	74
54. Die Leyernase, Meg. Lyra	—
IX. Gatt. Kammnase. Rhinolophus . .	—
55. Die Stirnbinde, Rhin. diadema	75
Uebrige Arten	—
X. Gatt. Blattnase. Phyllostoma. . .	—
— Zahnplattnase, Phyll. crenulatum	—
— Langplattnase, Phyll. elongatum	—
Uebrige Arten	—
XI. Gatt. Zweyplattnase. Diphylla	76
— Ungeschwänztes Zweyblatt, Diph. ecaudata . . .	—
XII. Gatt. Schildträger. Thyroptera. .	—
— Dreyfarbiger Schildträger, Thyr. tricolor	—
XIII. Gatt. Rüsselfledermaus. Proboscidea	—
— Die Felsen-Rüßel-Fledermaus, Prob. saxatilis .	—
XIV. Gatt. Kantenlefzer. Noctilio . .	77
56. Rothbrauner Kantenlefzer, Noct. rufus	—
XV. Gatt. Nachtflieger. Nycteris . . .	—
— Javanischer Nachtflieger, Nyct. javanicus	—
XVI. Gatt. Grabflieger. Taphozous . .	78
59. Egypt. Grabflieger, Taph. perforatus	—
Uebrige Arten	—
XVII. Gatt. Schmalhäutler. Stenoderma	—
Rothbrauner Schmalhäutler, Sten. rufum	—
XVIII. Gatt. Faltennase. Rhinopoma . .	79
Kleinblättrige Faltennase, Rhin. microphyllum .	—
XIX. Gatt. Fliegende Ratte. Myopteris.	—
Daubentonische flieg. Ratte, Myopt. Daubentonii	—
XX. Gatt. Fledermaus. Vespertilio. .	80
57. Die Zwergfledermaus, Vesp. pipistrellus	—
— Das Langohr, Vesp. auritus	—
— Frühfliegende Fledermaus, Vesp. noctula	—
Uebrige Arten	81

Zweyte Familie der Raubthiere.

Grabende. Fodientia.

Erste Abtheilung.

I. Gatt. Igel. Erinaceus.	—
60. Europäischer Igel, Erin. europaeus	82
— Langöhriger Igel, Erin. auritus	83
II. Gatt. Spitzmaus. Sorex.	—
61. Etrurische Spitzmaus, Sor. etruscus	84
61. Gemeine Spitzmaus, Sor. araneus	85
— Wasserspitzmaus, Sor. fodiens	86
Uebrige Arten	87
III. Gatt. Tupaja. Cladobates.	—
62. Der javanische Tupaja, Clad. javanicus	—
Uebrige Arten	88
IV. Gatt. Desman. Mygale.	—
Rußischer Desman, Myg. moscovitica	—
— Pyrenäischer Desman, Myg. pyrenaica	89
V. Gatt. Wassermaulwurf. Scalops. . .	—
61. Der canadische Maulwurf, Scal. canadensis . . .	90
VI. Gatt. Goldmaulwurf. Chrysochloris.	—
62. Der capische Maulwurf, Chrys. capensis	—
VII. Gatt. Spitzwurf. Talpasorex. . . .	—
61. Spitzwurf mit gefranzter Schnauze, Talp. cristata .	91
VIII. Gatt. Maulwurf. Talpa.	92
— Europäischer Maulwurf, Talp. europaea	—

Zweyte Abtheilung.

IX. Gatt. Borstenigel. Centetes.	93
60. Gestreifter Borstenigel, Cent. semispinosus. . . .	94

Dritte Familie der Raubthiere.

Eigentliche Fleischfresser. Carnivora.

A. Sohlengänger. Plantigrada.

I. Gatt. Bär. Ursus.	95
63. Der Eisbär, Urs. maritimus	—
64. Der braune europäische Bär, Urs. arctos	97
— Sibirischer Bär, Urs. arctos sibiricus	99
65. Der schwarze amerik. Bär, Urs. niger americanus	—
— Thibetanischer Bär, Urs. thibetanus	100
66. Der langrüsselige Bär, Urs. longirostris	101
II. Gatt. Waschbär. Procyon.	—
— Nordamerik. Waschbär, Proc. lotor	102
III. Gatt. Dachs. Meles.	103
67. Europäischer Dachs, Mel. vulgaris	—
IV. Gatt. Stinkdachs. Mydaus.	104
68. Javanischer Stinkdachs, Myd. meliceps	105
V. Gatt. Vielfraß. Gulo.	—
— Nordischer Vielfraß, Gul. borealis	—
— Der Grison, Gul. vittatus	106
Uebrige Arten	107
VI. Gatt. Coatis. Nasua.	—
67. Einsamer Coati, Nas. solitaris	—
VII. Gatt. Kinkajou. Cercoleptes. . . .	109
— Wickelschwanz-Kinkajou, Cerc. caudivolvus . .	—
VIII. Gatt. Bärenmarder. Ictis.	110
69. Weißstirniger Bärenmarder, Ict. albifrons	—

Tafel.		Seite.
	IX. Gatt. Katzenbär. Ailurus.	111
69.	Glänzender Katzenbär, Ail. fulgens	—
	B. Zehengänger. Digidigrada.	
	X. Gatt. Wiesel. Mustela.	—
70.	Das Hermelin, Must. erminea	112
69.	Das kleine Wiesel, Mus. vulgaris	113
70.	Edelmarder, Must. martes	114
—	Hausmarder, Must. foina	115
	Uebrige Arten	116
	XI. Gatt. Otter. Lutra.	—
71.	Europäische Otter, Lut. vulgaris	—
—	Meerotter, Lut. lutris	118
	Uebrige Arten	119
	XII. Gatt. Stinkthier. Mephitis.	—
—	Der Chinche, Meph. chinche	—
	XIII. Gatt. Der Hund. Canis.	120
	Der Haushund, Can. domesticus	121
	a. Fleischerhunde. Matins. . . .	—
72.	Hund von Neufundland, Can. terrae novae . . .	—
	Fleischerhund, Can. laniarius	122
	Dänischer Hund, Can. danicus	—
73.	Windhund, Can. grajus seu leporarius	—
	b. Spanische Hunde. Espagneuls. .	121
	Spanischer Wachtelhund, Can. extrarius, mit Unterarten	—
	Der Pudel, Can. aquaticus	—
	Der Jagdhund, Can. gallicus	124
	Der Hühnerhund, Can. avicularius	—
	Der Dachshund, Can. vertagus	—
	Der Haus- oder Hirtenhund, Can. domesticus . .	—
	Der Spitz oder Pommer, Can. pomeranus . . .	125
	Der sibirische Hund, Can. sibiricus	—
	Der nordische Hund, Can. borealis	—
	Der Hund Tachichi, Can. americanus	—
	c. Doggen. Can. molossus. . . .	—
	Die Dogge, Can. molossus	126
72.	Die engl. Dogge, Can. mol. anglicus	—
	Der Mops, Can. fricator	—
	Der Isländische Hund, Can. islandicus	—
	Der kleine dänische Hund, Can. variegatus . . .	—
	Der Roquet, Can. hybridus	127
	Der englische Hund, Can. britannicus	—
	Der Hund von Artois, Can. fricator var. . . .	—
	Der andalusische Hund, Can. Andalusiae	—
	Der türkische Hund, Can. aegypticus, mit Unterarten	—
73.	Hund vom Bernhardsberg	128
74.	Hund von Neuholland, Canis Dingo	133
—	Der Wolf, Canis Lupus	135
75.	Der Jacal von Sennegal, Canis anthus	137
—	Der indische Jacal, Canis aureus	—
76.	Der Fuchs, Canis Vulpes	138
—	Der dreyfärbige Fuchs, Can. cinereo argentatus .	141
	Uebrige Arten	142
	XIV. Gatt. Zibeththier. Viverra.	—
77.	Genette von Senegal, Viverra senegalensis . . .	—

Tafel.		Seite.
77.	Die Civette, Viverra civetta	143
—	Das Zibeththier, Viverra Zibetha	144
	XV. Gatt. Rollmarder. Paradoxurus. .	145
78.	Der Palmen-Rollmarder, Paradoxurus typus . .	—
	XVI. Gatt. Ichneumon. Herpestes. . . .	146
—	Der egyptische Ichneumon, Herp. Pharaonis . . .	—
	Uebrige Arten	147
	XVII. Gatt. Mango. Crossarchus. . . .	—
—	Dunkler Mango, Cross. obscurus	148
	XVIII. Gatt. Schnarrthier. Ryzaena. . . .	—
79.	Capisches Schnarrthier, Ryz. capensis	149
	XIX. Gatt. Zibeth-Hyänen. Proteles . .	150
—	Lalandische Zibeth-Hyäne, Prot. Lalandii	—
	XX. Gatt. Hyäne. Hyaena.	—
80.	Gestreifte Hyäne, Hyaena striata	151
—	Gefleckte Hyäne, Hyaena crocuta	152
	XXI. Gatt. Katze. Felis.	153
81. 82. 83. 84.	Der Löwe, Felis Leo	154
86. 87.	Gestreifte Tiger, Felis Tigris	160
88.	Der langstreifige Tiger, Fel. nebulosa	166
—	Die Wiedische Katze, Fel. macroura	167
89.	Der Jaguar, Fel. Onca	—
90.	Der Leopard, Fel. Leopardus	169
91.	Der Cuguar. Fel. Concolor	170
—	Der Gepard, Fel. jubata	171
92.	Der Serval, Fel. Galeopardus	172
—	Die sanfte Katze, Fel. mitis	—
93.	Der Luchs, Fel. Lynx	173
—	Der Caracal, Fel. caracal	174
94.	Die Hauskatze. Fel. catus domesticus	—
	Uebrige Arten	177
	Vierte Familie der Raubthiere.	
	Amphibien-Säugethiere.	178
	I. Gatt. Der Seehund. Phoca.	—
95.	Gemeiner Seehund, Phoca vitulina	180
—	Geringelter Seehund, Phoca annelata	181
—	Rüsselphoke, Phoca proboscidea	182
	Uebrige Arten	184
	II. Gatt. Wallroß. Trichechus.	185
96.	Das Wallroß, Trich. rosmarus	—
	Fünfte Familie der Raubthiere.	
	Beutelthiere. Marsupialia. . .	187
	I. Gatt. Beutelratte. Didelphis. . . .	189
97.	Beutelratte des Azara, Didelphis Azarae	190
	II. Gatt. Schwimmhänder. Chironectes.	191
	Der Japoc, Chir. Yapock	192
	III. Gatt. Schweifbeutler. Dasyurus . .	—
97.	Mauges Schweifbeutler, Das. Maugei	—

Tafel. Seite.

IV. Gatt. Beutelmaus. Phascogale. . . 193

V. Gatt. Beutelhund. Thylacinus. . . . 194

Harisischer Beutelhund, Thyl. Harrisii . . . . . —

VI. Gatt. Beuteldachs. Perameles. . . . 195

98. Bougainvilleſcher Beuteldachs, Peram. Bougainvillii —

VII. Gatt. Phalanger. Phalangista . . . 196

99. Gefleckter Phalanger, Phal. maculata 197

100. Rostfarber Phalanger, Phal. cavifrons . . . . . —

Uebrige Arten 198

VIII. Gatt. Fliegender Phalanger. Petaurista. . . . . —

101. Eichhornartig flieg. Phalanger, Pet. sciurea . . . —

Uebrige Arten 199

IX. Gatt. Känguruh-Ratte, Hypsiprymnus —

96. Mäuseartige Känguruh-Ratte, Hyp. murinus . . . —

X. Gatt. Känguruh, Halmaturus. 200

99. Wolliger Känguruh, Halm. laniger 201

100. Gestreifter Känguruh, Halm. fasciatus 202

Uebrige Arten 203

XI. Gatt. Koala. Phascolarctos . . . . —

101. Grauer Koala, Phasc. cinereus . . . . . —

XII. Gatt. Wombat. Amblotis. . . . . —

— Der Wombat, Ambl. Wombat 204

102. Schedel einiger Raubthiere.

Vierte Ordnung.

Nager. Glires. . . . 205

I. Gatt. Biber. Castor. 206

103. Der gemeine Biber, Cast. fiber . . . . . —

II. Gatt. Ondatra. Fiber. 210

— Canadischer Ondatra, Fib. Zibethicus . . . . . —

III. Gatt. Erdmaus. Hypudaeus. 211

104. Wasserratte, Hyp. amphibius . . . . . —

— Wiesenmaus, Hyp. terrestris . . . . . —

— Kleine Feldmaus, Hyp. arvalis 212

— Der Lemming, Hyp. lemnus 213

Uebrige Arten 214

IV. Gatt. Stachelratte, Echimys. . . . . —

— goldschwänzige Stachelratte, Loncheres cristata . —

Uebrige Arten dieser Gattung 215

V. Gatt. Schlafratte. Myoxus. . . . . —

105. Der Siebenschläfer, Myox. glis . . . . . —

Uebrige Arten 216

VI. Gatt. Schwimm-Maus. Hydromys. . —

— Der Coypu, Hydrom. coypus 217

VII. Gatt. Maus. Mus. . . . . —

104. Die Hausratte, Mus rattus . . . . . —

— Die Hausmaus, Mus musculus 219

Tafel. Seite.

104. Waldmaus, Mus sylvaticus 220

Uebrige Arten . . . . . —

— Die Maus von Cairo, Mus cahirinus . . . . . —

VIII. Gatt. Schweinsmaus. Capromys. . —

105. Furnierische Schweinsmaus, Capr. furnieri . . . —

IX. Gatt. Sackmaus. Saccomys. 222

106. Blumenfressende Sackmaus, Sacc. anthopilus . . —

X. Gatt. Hamster, Cricetus. 223

— Europäischer Hamster, Cric. vulgaris . . . . . —

Uebrige Arten 214

XI. Gatt. Springer. Dipus. 225

— Der Alackdaga, Dip. jaculus . . . . . —

Uebrige Arten 226

XII. Gatt. Hüpfer. Meriones. . . . . —

105. Indischer Hüpfer, Meriones indicus . . . . . —

Uebrige Arten 227

XIII. Gatt. Blindmaus. Spalax. . . . . —

— Die Blindmaus, Spal. typhlus . . . . . —

XIV. Gatt. Sandgräber. Batheyergus . 228

106. Der Bleßmoll, Bath. capensis . . . . . —

XV. Gatt. Sprungthier. Pedetes. . . . —

— Capisches Sprungthier, Ped. cafer 229

XVI. Gatt. Murmelthier. Arctomys. . . —

— Alpen-Murmelthier, Arct. marmotta 230

Uebrige Arten 231

XVII. Gatt. Eichhorn. Sciurus. 232

107. Europäisches Eichhorn, Sciur. vulgaris . . . . . —

— Graues Eichhorn, Sciur. cinereus 233

— Masken-Eichhorn, Sciur. capistratus . . . . . —

— Brasilisches Eichhorn, Sciur. aestuans 234

Uebrige Arten . . . . . —

XVIII. Gatt. Backenhörnchen. Tamias. . . —

108. Das gestreifte Backenhörnchen, Tam. striata . . . 235

XIX. Gatt. Flughörnchen. Pteromys. . . —

— Gemeines flieg. Eichhorn, Pter. volans . . . . —

— Der Assapan, Pter. volucella 236

XX. Gatt. Aye-Aye. Cheiromys. . . . . —

— Madagasgarischer Aye-Aye, Ch. madagascariensis 237

XXI. Gatt. Stachelthier. Hystrix. . . . —

109. Das gemeine Stachelthier, Hystr. cristata . . . 238

— Der Cuiy, Hystr. insidiosa . . . . . —

Uebrige Arten 239

XXII. Gatt. Hase. Lepus. 239

110. Der gemeine Hase, Lep. timidus . . . . . —

— Der veränderliche Hase, Lep. variabilis 240

— Das Kaninchen, Lep. cuniculus 241

XXIII. Gatt. Hasenmaus. Lagomys. . . 242

— Der Ogotona, Lag. ogotona 243

Uebrige Arten . . . . . —

Tafel. Seite.

XXIV. Gatt. Vizcazie. Vizcacia. 243
Die Vizcazie der Pampas, Vizc. pamparum . . . 244
XXV. Gatt. Capybara. Hydrochoerus. . —
111. Das Flußschwein, Hydr. capybara . . . . . —
XXVI. Gatt. Meerschweinchen, Cavia. . . 245
110. Das gemeine Meerschweinchen, Cav. cobaya . . . —
— Das Felsen-Meerschweinchen, Cav. rupestris . . 246
XXVII. Gatt. Aguti. Dasyprocta. . . . —
Uebrige Arten . . . . . —
111. Der Aguti, Dasypr. aguti 247
Uebrige Arten . . . . . —
XXVIII. Gatt. Paca. Coelogenus. . . . —
Brauner Paca, Coel. brunnea 248

Fünfte Ordnung.

Zahnlose. Edentata. . . —

Erste Abtheilung.

Langsamgehende. Tardigrada. . 249

I. Gatt. Faulthier. Bradypus. . . . . —
112. Gemeines Faulthier, Brad. trydactilus 251
Uebrige Arten . . . . . —
II. Gatt. Großthier. Megatherium. . . —
107. Das Cuviersche Großthier, Meg. Cuvieri . . . 252

Zweyte Abtheilung.

Grabende. Fodientia.

III. Gatt. Gürtelthiere. Dasypus. . . . —
113. Gemeines Gürtelthier, Das. novemcinctus . . . 253
— Der Enkubert, Das. sexcinctus 254
Uebrige Arten . . . . . —
IV. Gatt. Schildträger. Chlamyhporus. —
116. Abgestutzter Schildträger, Chlam. truncatus . . . 255
V. Gatt. Ameisenscharrer. Orycteropus. 256
VI. Gatt. Ameisenfresser. Myrmecophaga. —
114. Der große Ameisenfresser, Myrm. jubata . . . . —
Uebrige Arten 257
VII. Gatt. Schuppenthier. Manis. . . . —
— Das afrik. Schuppenthier, Man. tetradactyla . . 258
Uebrige Arten . . . . . —

Sechste Ordnung.

Monotremen. Monotremata. —

I. Gatt. Schnabelthier.
Ornithorhynchus. 259
116. Das braune Schnabelthier, Orn. fuscus 260
II. Gatt. Ameisenigel. Echidna. . . . . —
— Der stachelige Ameisenigel, Echid. histrix 262
115. Scelet des Großthiers 264

Tafel. Seite.

117. Schedel des Bibers, Hasen, Ameisenfressers, Gürtelthiers, Schnabelthiers und Schuppenthiers.

Siebente Ordnung.

Vielhufer. Pachydermata. 265

Erste Familie.

Rüsseltrager. Proboscidea. . . —

I. Gatt. Elephant. Elephas. . . . . —
118. 119. Der asiatische Elephant, Eleph. indicus . . . 266
120. Der afrikanische Elephant, El. africanus 276
— Der fossile Eleph. (Mammouth) El. primigenius . 277
II. Gatt. Zitzenzahn-Eleph. Mastodon. . 278
127. Großer Mastodon, Mast. giganteum . . . . . —
Uebrige Arten . . . . . —
III. Gatt. Flußpferd. Hippopotamus. . 279
121. Das Flußpferd, Hipp. amphibius . . . . . —
Uebrige Arten 280
IV. Gatt. Schwein. Sus. . . . . —
— Das wilde Schwein, Sus scrofa aper . . . . . —
122. Das zahme Schwein, Sus scrofa domesticus . . . 282
Varietäten desselben . . . . . 282 u. 283
— Der Hirscheber, Sus babyrussa 284
V. Gatt. Warzenschwein. Pascochaerus. —
123. Der Emgallo, Phasc. africanus 285
VI. Gatt. Die Pekaris. Dicotyles. . . —
— Der Pekari mit dem Halsband, Dicot. torquatus . 286
VII. Gatt. Anoplotherium. Anoplotherium. —
94. Gemeines Anoplotherium, Anopl. commune . . . —
Schlankes Anoplotherium, Anopl. gracile . . . —
Uebrige Arten 287
VIII. Gatt. Nashorn. Rhinoceros. . . . —
124. 125. Das einhörnige indische Nashorn, Rhin. indicus —
126. Kopf des zweyhörnigen Nashorns von Sumatra, Rhin. sondaicus 289
— Schedel des zweyhörnigen afrikanischen Nashorns, Rhin. africanus 290
IX. Gatt. Klippschliefer. Hyrax. 290
128. Capischer Klippschliefer, Hyr. capensis 291
X. Gatt. Paleotherium. Paleotherium. . —
95. Großes Paleotherium, Paleoth. magnum . . . . —
XI. Gatt. Tapir. Tapirus. 292
129. Amerikanischer Tapir, Tap. americanus . . . . —
128. Indischer Tapir, Tap. orientalis 293

Zweyte Familie.

Einhufige Thiere. Solidungula.

I. Gatt. Das Pferd. Equus. . . . . —
— Das edle Pferd, Equus caballus . . . . . —
130. 131. 1) Die edle arabische Rasse 297
132. 2) Das edle persische Pferd 298
133. 3) Das edle türkische Pferd . . . . . —
134. 4) Das gemeine tartarische Pferd . . . . . —

Tafel.		Seite.
135.	5) Die edle spanisch andalusische Rasse	—
—	6) Das edle neapolitanische Pferd	300
136.	7) Das edle englische Pferd	—
137. 138.	8) Das englische Jagdpferd	300
139.	9) Das gemeine englische Pferd	—
—	10) Das dänische Pferd	301
142.	11) Das edle hannöv. u. mecklenburg. Pferd	—
140.	12) Das edle siebenbürgische Pferd	—
—	13) Das wallachische Pferd	—
—	14) Das friesische Pferd	—
143.	15) Das schweizerische Pferd	302
144.	16) Das gemeine deutsche Pferd	—
141.	17) Russ. poln. und gemeine ungar. Pferde	—
145.	Franz. oder normanisches Pferd	303
146.	Der Esel, Equus asinus	306
148.	Das Zebra, Eq. Zebra	207
—	Das Bergzebra. Eq. montanus	309
147.	Das Quagga, Eq. Quagga	—
—	Der Halbesel, Eq. hemionius	310

Achte Ordnung.

Wiederkauer. Ruminantia. 311

	I. Gatt. Kameel. Camelus.	312
149.	Das Kameel mit zwey Höckern, Cam. bactrianus	—
—	Das Dromedar, Cam. Dromedarius	316
	II. Gatt. Schafkameel. Auchenia.	317
150.	Das Lama, Auch. Lama	—
	Uebrige Arten	318
	III. Gatt. Bisamthier. Moschus.	—
150.	Das ächte Bisamthier, Mosch. moschiferus	319
	Uebrige Arten	320
	IV. Gatt. Hirsch. Cervus.	—
151.	Der Elendthirsch, Cerv. alces	321
—	Der Rennhirsch, Cerv. tarandus	324
152.	Der Edelhirsch, Cerv. elaphus	329
—	Der Dammhirsch, Cerv. Dama	334
153.	Das Reh, Cerv. capreolus	335
154.	Der virginische Hirsch, Cerv. virginianus	338
—	Der Pferdhirsch, Cerv. hippelahpus	339
	Uebrige Arten	—
	V. Gatt. Giraffe. Camelopardalis.	340
155.	Die afrik. Giraffe, Camelopard. Giraffa	—
	VI. Gatt. Antilope. Antilope.	344

Erste Familie der Antilopen.

Wahre Antilopen. Antilope. —

156.	Die Saiga, Antil. saiga	—

Zweyte Familie.

Gazellen. Gazella.

—	Die gemeine Gazelle, Ant. Dorcas	—
157.	Die Spring-Antilope, Ant. Euchore	347
	Uebrige zu dieser Abtheilung gehörende Antilopen	—

Dritte Familie.

Hirschantilopen. Cervicapra. 349

—	Der Cambtan, Antil. sumatrensis	—
158.	Die vierhörnige Antilope, Ant. quadricornis	—
—	Der Klippspringer, Ant. oreotragus	350
	Uebrige zu dieser Abtheilung gehör. Antilopen	—

Vierte Familie.

Kuhantilopen. Alcelaphus. 351

159.	Die Kuhantilope, Ant. Bubalis	—
—	Der Addax, Ant. Addax	—

Fünfte Familie.

Bockgazellen. Tragelaphus. 352

160.	Die bunte Antilope, Antil. scripta	353

Sechste Familie.

Oreaden. Oreas. —

—	Die Elenn-Antilope, Ant. oreas	—

Siebente Familie.

Ochsenantilopen. Boselaphus. 355

161.	Die weißfüßige Antilope, Ant. picta	—
—	Das Gnou, Ant. gnu	—

Achte Familie.

Pasanantilopen. Oryx. —

162.	Die weiße Pasanantilope, Ant. leucoryx	357
—	Die wahre Gazelle, Ant. gazella	358

Neunte Familie.

Ziegenantilopen. Egocerus. —

163.	Die Pferdantilope, Ant. equina	—

Zehnte Familie.

Gemsen. Rupicapra. 359

—	Die Gemse, Ant. rupicapra	—

Eilfte Familie.

Amerikanische Antilopen. Antilocapra. 366

	Die gabelförmige Antilope, Ant. furcifer	—
	Unvollkommen bekannte Thiere dieser Gattung	—
	VII. Gatt. Ziege. Capra.	364
164.	Der Steinbock, Capra Ibex	—
	Der sibirische Steinbock, Cap. sibirica	369
—	Die Hausziege, Capr. hircus	—

Merkwürdige Varietäten:

	a) Die ungehörnte Ziege, Capr. hirc. acera	370
165.	b) Die Cachemir-Ziege, Capr. hirc. lanigera	—
	c) Die Ziege von Juida, Capr. hirc. reversa	371
	d) Die Ziege von Thibet, Capr. hirc. thibetana	372

Tafel. Seite.

e) Ziege von Angora, Capr. hirc. angorensis . . 372
f) Die mambeiſche Ziege, Capr. hirc. mambrica . —
166. g) Ziege von Oberegypten, Capr. hirc. thebaica . —
— h) Ziege von Nepaul, Capr. hirc. arietina . . . 373
i) Die Zwergziege, Capr. hirc. depressa . . . . —
k) Die Coſſus-Ziege, Capr. hirc. cossus . . . —
l) Die unbärtige Ziege, Capr. hirc. imberbis . . —
165. Der afrikaniſche Steinbock, Capr. jubata 374

VIII. Gatt. Schaf. Ovis. . . . . —
167. Der afrik. Muflon, Ov. tragelaphus 375
— Der ſardiniſche Muflon, Ov. Musimon . . . . . —
Das zahme Schaf, Ov. aries 377
a) Das gemeine Landſchaf, Ov. rustica . . . . —
b) Das holländiſche Schaf 378
c) Das bergamasker Schaf . . . . . —
d) Das engliſche Schaf . . . . . —
168. e) Das ſpaniſche Schaf, Ov. hispanica . . . . —
169. f) Das langbeinige Schaf, Ov. longipes . . . . —
168. g)Das breitſchwänzige Schaf, Ov. laticaudata . . 379
h) Das langſchwänzige Schaf, Ov. dolichura . . —
i) Das wallachiſche Schaf, Ov. strepsiceros . . . —
k) Das isländiſche Schaf, Ov. polycerata . . . —

IX. Gatt. Ochſe. Bos. . . . . —
169. Der Biſamochſe, Bos moschatus 381
170 Der Biſon, Bos bison 382
— Der europäiſche Auerochs, Bos Urus 384
171. Der Hausochſe, Bos taurus 285
172. Der Zebu, Bos taurus indicus . . . . . —
173. Der ſylhetaniſche Ochſe, Bos sylhetanus 389
169. Der thibetaniſche Büffel, Bos grunniens . . . . —
173. Der Büffel, Bos bubalus 390

Neunte Ordnung.

Fiſchſäugethiere. Cetacea. 392

Erſte Familie.

Grasfreſſende. Sirenia. . . . . —

I. Gatt. Manati. Manatus. 393
Der amerikaniſche Lamantin, Man. amerianus . . —

Tafel. Seite.

II. Gatt. Dugong. Halicore. 394
174. Der indiſche Dugong, Hal. cetacea 395

III. Gatt. Borckenthier. Rythina. 396
Das ſtelleriſche Borckenthier, Ryth. Stelleri . . . —

Zweyte Familie.

Walle. 397

Erſte Abtheilung.

Walle mit Zähnen: Pottfiſche und Delphine. 399

I. Gatt. Delphin. Delphinus. 400
175. Der gemeine Delphin, Delphinus delphis . . . 401
— Das Meerſchwein, Delph. phocaena 402
— Der kreuztragende Delphin, Delph. cruciger . . —
Uebrige Arten . . . . . —

II. Gatt. Narvall. Monodon. 403
174. Der gemeine Narvall, Mon. monoceros . . . . —

III. Gatt. Pottwall. Physeter. 405

Erſte Familie. Pottwalle mit einem Höcker. . —
177. Großköpfiger Pottfiſch, Phys. macrocephalus . . 405
176. Der vielhöckerige Cachalot, Phys. polycyphus . . 407

Zweyte Familie. Pottwall ohne Höcker. . . —

Dritte Familie. Walzenförmiger Pottwall oder Finnfiſch. 408

Vierte Familie. Pottwall mit Rückenfloſſen. . —

Zweyte Abtheilung.

Walle mit Barten.

IV. Gatt. Wall, Wallfiſch. Balaena. . . 408

Erſte Familie. Walle ohne Rückenfloſſen.
177. Der gemeine Wallfiſch, Bal. mysticetus 410
Uebrige Arten 416

Zweyte Familie. Floſſenwall. Balaenoptera.
— Der Finnfiſch, Balaenoptera Physalus . . . . —
Uebrige Arten 417

Sultan Mahmud.

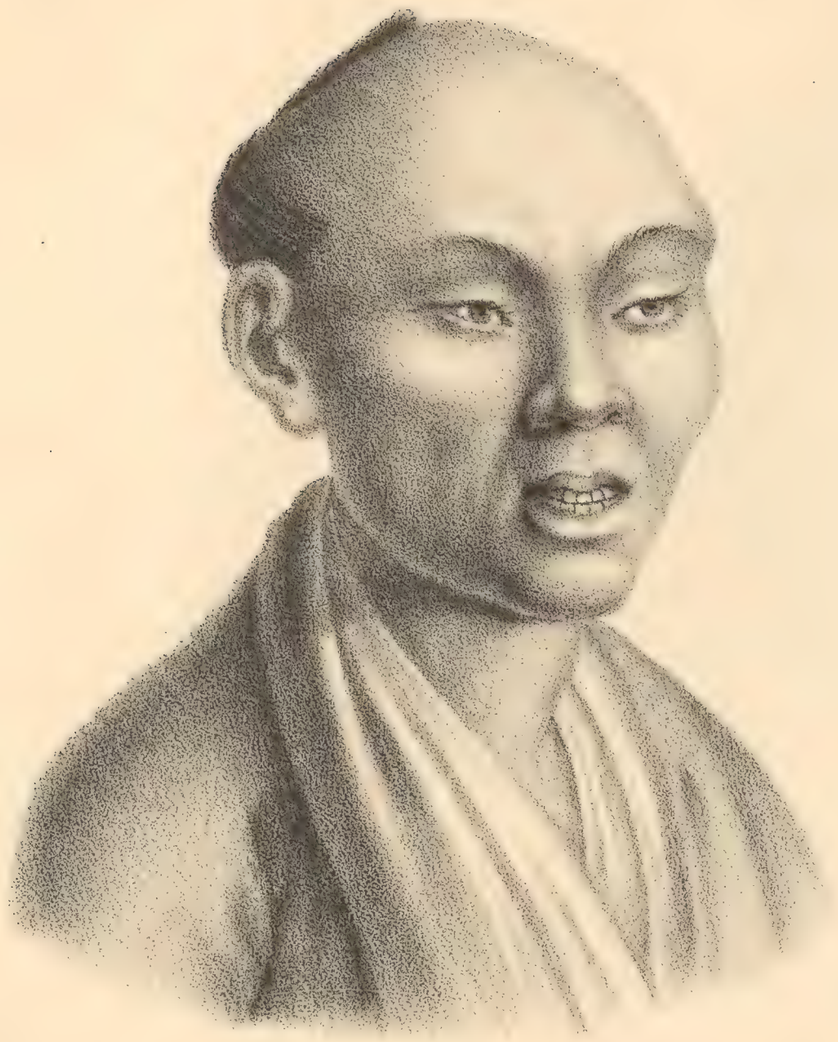
Bewohner von Kamtschatka.

b

a

Bewohner von Nordwest-Amerika.

Feodor Jwanowitsch.



Japaner.

Chineser.

Capisches Schnarrthier.
Ryzaena capensis.
Le Suricate du Cap.

3/5

Lalandische Zibethyäne.
Proteles Lalandii.
Le Proteles.

1/6

Gefleckte Hyäne *Hyæna crocuta.* *La Hyène tachetée.*

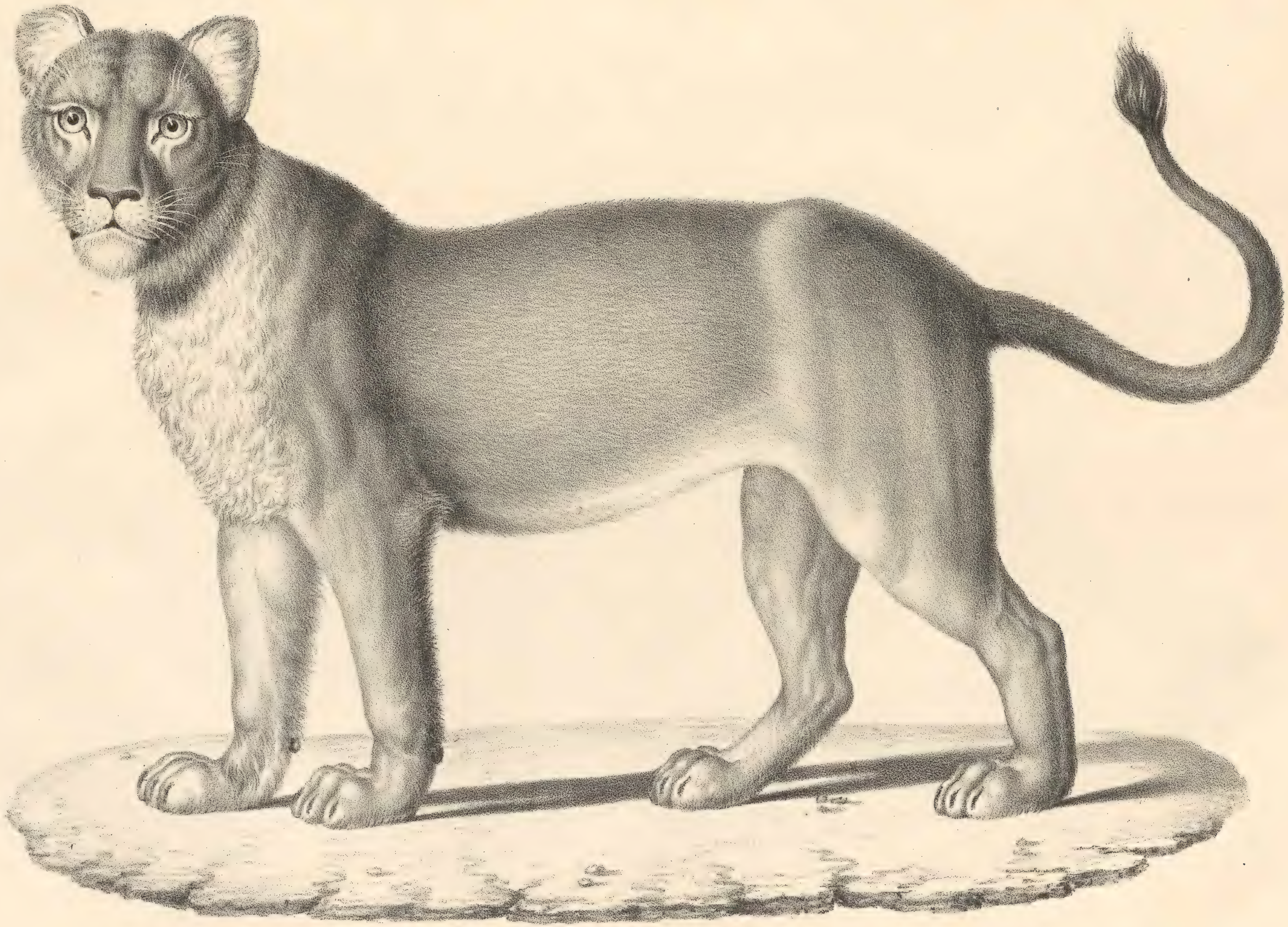
1/7

Gestreifte Hyäne. *Hyæna striata.* *La Hyène rayée.*

1/9

1/8

Lőwe aus der Barbarey. *Felis Leo barbaricus.* *Lion de Barbarie.*



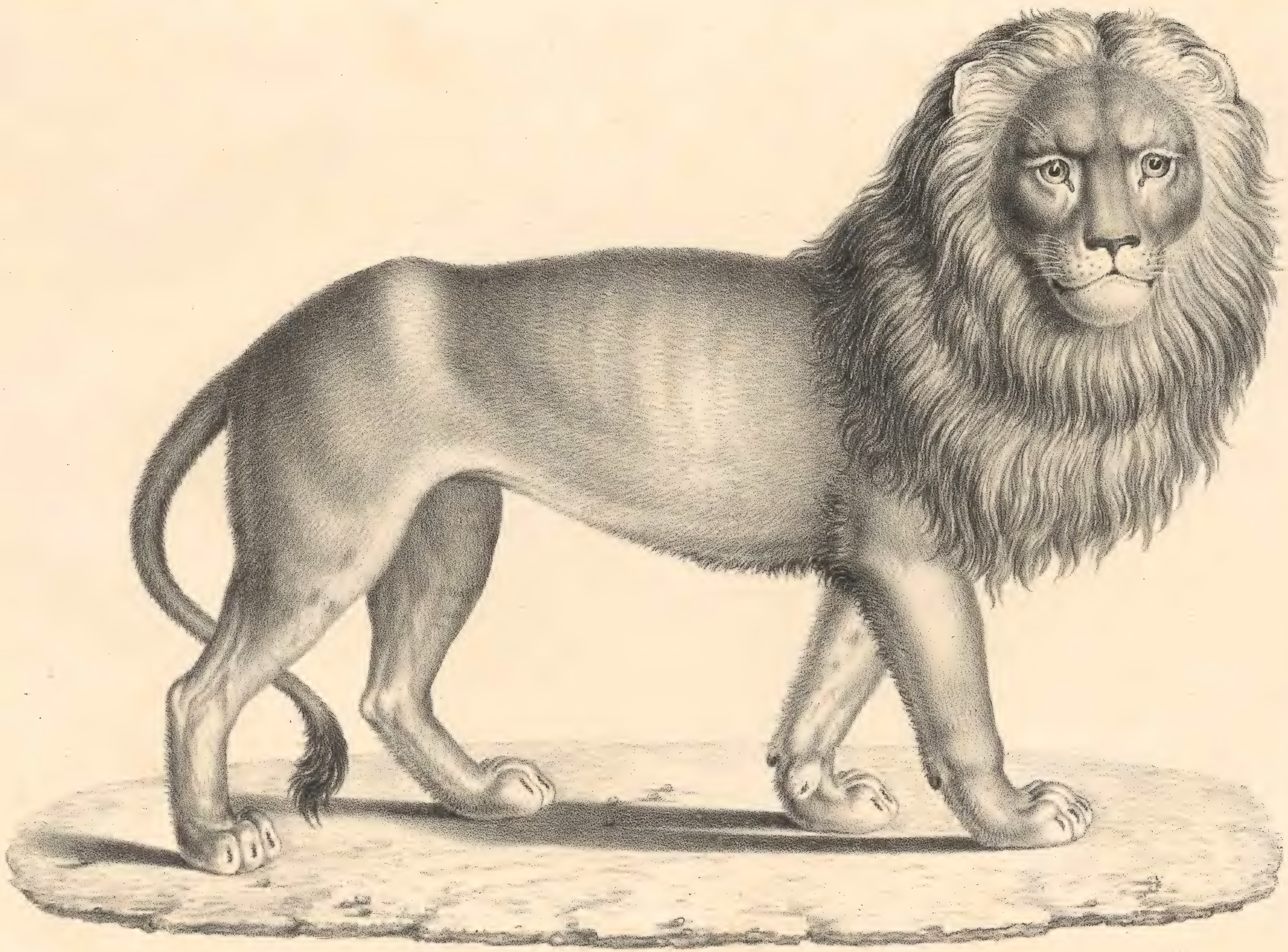
1/7

Lőwin von der Barbarey. *Felis Leœna barbarica.* *Lionne de Barbarie.*

1/8

Die Lőwin mit ihren Jungen.

La Lionne avec ses Petits.



1/8

Löwe vom Senegal. *Felis Leo senegalensis.* *Lion du Sénégal.*

SMITHSONIAN INSTITUTION LIBRARIES
3 9088 00074 2221